LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

JUL 24 1911

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

70. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 27

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Neue Faktoren und Tendenzen in der Weltpolitik. Von Arthur Dix-Berlin 1
Goethes Religion. Von Prof. Dr. Otto Pniower-Berlin (Schluß) . 5
Gläubigerbenachteiligung und Privatbeamte. Von Kammergerichtsrat Dr. Boethke-Berlin 13
Till Eulenspiegel. Mittelalterliche Komödie in vier Aufzügen. Vierter Aufzug 16
Der lateinische und griechische Unterricht auf dem humanistischen Gymnasium. Von Dr. R. Pappritz, Professor am Domgymnasium in Naumburg a. S. 32
Maßgebliches und Unmaßgebliches
Literaturgeschichtliches: Julius Petersen: „Schillers Gespräche" (S. 37)
Offizier- und Beamtenfragen: Gewesene Leute (S. 37)
Tagesfragen: Die Presse im oberschlesischen Industriebezirk (S. 38)
Reichsspiegel: Innere Politik (S. 41). — Bank und Geld (S. 44)

Ausgegeben am 5. Juli 1911.

50 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Bernburger Straße 22a/23

6 Mark vierteljährlich

Germania

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1910:
857 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1910:
382,2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.
Dividende nach Plan B bis zu 88 % der einzelnen Prämie.
Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank
Aktiengesellschaft
in Berlin NW., Kronprinzen-Ufer 18
Günstigste Bedingungen. Sie übernimmt Lebens-Versicherungen mit und ohne Untersuchung, Sterbekasse-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen. Prospekte versendet und Auskunft erteilt
Die Direktion

Original Lambrecht's Wettertelegraph
gibt 36 Stunden vorher auf die denkbar einfachste Weise das kommende Wetter bekannt.
Wilh. Lambrecht, Göttingen.
Man verl. Gratis-Drucksache Nr. 501.

Oberhof — **Thüringer Wald.**
■ ■ 825 Meter über Meer ■ ■
Berühmtester Höhenkurort u. Wintersportplatz Mittel- und Norddeutschlands. — Golfspielplatz usw. Frequenz 1910: 10500 Kurgäste. Bedeutender Touristenverkehr. Illustrierte Prospekte durch die Kurverwaltung.

Die Grenzboten

70. Jahrgang. Drittes Vierteljahr

Die

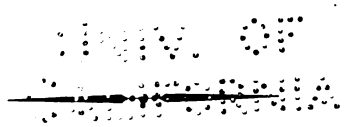
Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow



70. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1911.

HF30
G7
v.10:3

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1911. Drittes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär.

	Heft	Seite
Altersgrenze für Offiziere, von G.	30,	188
Armeemanöver, Die Bedeutung großer —, von Major a. D. M. v. Schreibershofen	34,	340
Arndt als Agitator und Offiziosus, von Albrecht Dühr	38, 541;	39, 588
Auswärtige Politik, von Generalmajor z. D. v. Loebell R. 29, 136;	31,	231
*) Auswärtige Politik, von G. Cl. R. 32, 280; 34, 377;	39,	631
Bebels Rede zur Marokkofrage in Jena R.	38,	571
Bismarck (Zum Todestage 30. Juli 1911), von Otto v. Pfister	31,	226
Bismarck, Fürst — und der Generalgouverneur v. Voigts-Rhetz, von Heinrich v. Poschinger	30,	178
Bismarck und Frankreich nach 1871 R.	35,	427
Brandenburg, Landeskunde der Provinz —, von R. Krieg	29,	126
Bueck über Politik des Zentralverbandes deutscher Industrieller R.	33,	330
„Deckoffiziere", Die Einrichtung der —, von G.	33,	322
England, von Major Ernst Fischer	33,	289
England, Zur Wehrbewegung in —, von —y—	39,	600
Englische Politik, von Willy Andreas	36,	437
Elsaß-Lothringen, s. „Straßburger Brief", von W. G. Burckhardt	31,	232
Elsaß-lothringische Nationalbund, Der — R.	27,	42
Elsaß-lothringischer Nationalbund und Nationalismus, von M. Winterberg	38,	533
Feuerbestattung, Einführung der — in Preußen R.	28,	89
Frankreichs „schwarze Armeekorps" keine Gefahr für Deutschland R.	35,	430
Freihandel und Schutzzoll R.	38,	327
Friedrich der Große und die Landgräfin Karoline v. Hessen, von Dr. Siegfried Fitte	31,	198
Germanen und Sueven, von C. R.	34,	369
Gewesene Leute (Inaktive Offiziere), von Major v. Brizen 27, 37;	38,	566
Grenzproblem, Das deutsch-französische —, von G. Pfannstiel	35,	399
Hansabund, Bund der Landwirte und Zentralverband deutscher Industrieller R.	33,	327
Hansabund, Der Streit um den —	35,	385
Innere Politik, von G. Cl. R. 27, 41; 38, 571;	39,	628
Innere Politik, von H. R.	28,	89
Innere Politik, von Heinr. Flach R.	33,	324
Innere Politik, von Dr. Oestreich R.	33,	327
Innere und Auswärtige Politik, von G. Cl. R. 35, 427; 36, 476;	37,	524
Italien und Tripolis R.	39,	632
Karl Anton Fürst v. Hohenzollern, von K. Th. Zingeler	36,	455
Katholikenversammlung in Mainz. Katholizismus und Politik in Deutschland R.	33,	324
Kokowzows Ernennung zum russischen Ministerpräsidenten R.	39,	682
Kolonialpolitik, von Rud. Wagner R.	30,	185
Landtagsschluß R.	27,	41
Linksliberale und Sozialdemokratie R.	38,	573
Londoner Brief, von S. Simmonds R.	29,	188
Marokkofrage, s. „Ausw. Politik" von Generalmajor v. Loebell R. 29, 136; 31, 231;	34,	378
Marokkofrage, Deutschlands Interessen und Ansprüche R.	32,	280
Marokkofrage, Haltlosigkeit alldeutscher Argumente — Die „schwarzen Armeekorps" — Sir Fairfax Cartwright R.	35,	428
Marokkofrage, Wiederaufnahme und Fortgang der Verhandlungen R. 36, 476; 37, 524;	39,	631
Nationalliberalen, Entschluß der — betr. Wahlenthaltung in Düsseldorf R.	39,	628
Offiziere, Die verabschiedeten — v. Pe-le-szen		626
Marokkofrage, Die „Mannesmannpresse" und die Grenzboten R. 36, 477; 37, 527;	38,	574
Nationale Gewerkschaften, von Albrecht Graf v. Stolberg-Wernigerode	31,	193
Persien, Das deutsch-russische Abkommen über — R.	34,	377
Politik und die Künstler, Die —, von K. W. Goldschmidt	34,	337
Posen: Wechsel im Oberpräsidium R.	39,	630
Presse, Die — im oberschlesischen Industriebezirk, von R—r.	27,	38
Reichstag, Schlußsitzung des „sterbenden" — R.	39,	630
Schwartzkopff, Unterstaatssekretär D.: Ernennung zum Oberpräsidenten von Posen R.	39,	630
Sozialdemokratie, Die — und das allgemeine Wahlrecht in Elsaß-Lothringen R.	27,	43
Sozialdemokratie, Die deutsche — und ihre Beziehungen zur russ.-jüd. Revolution R.	39,	628
Sozialdemokratischer Parteitag in Jena R.	38,	571
Staatlicher Imperialismus und Individualismus, von Arthur Dix	28,	65
Stolypin und Rußland, von G. Cleinow	39,	581
(vgl. R. 39, 632)		
Straßburger Brief, von W. G. Burckhardt	31,	232
Tripolis, Italien und Türkei und — R.	39,	632
v. Voigts-Rhetz, Generalgouverneur von Hannover, und Fürst Bismarck, von Heinrich v. Poschinger	30,	178
Wahlkampf, Beginn des — R.	39,	628
Wahlrecht und Wahlpflicht der Nichtwähler, von S. vom Werth	28,	49
Wehrbewegnng in England, Zur — von —y—	39,	600
v. Waldow, Oberpräsident von Posen: Versetzung nach Stettin R.	39,	630
Weltpolitik, Neue Faktoren und Tendenzen der —, von Arthur Dix	27,	1

*) s. a. „Innere und Auswärtige Politik."

23163

Volkswirtschaft, Sozialwesen.

Heft Seite

Bank und Geld:
Arbeiterorganisationen, Bedeutung der — . 34, 382
Ausländische Guthaben 28, 93
Bankguthaben 32, 284
Barreserven der Banken, Ungenügende — und Notwendigkeit und Mittel der Abhilfe 28, 94
Börse, Situation an der — . . 29, 143; 31, 238
Börse und Geldmarkt 30, 191
Börse, Die — im Inland und in New York 33, 333; 34, 383; 35, 432
Börse, Kriegsfurcht und Kopflosigkeit . . . 37, 528
Börsenderoute und Zahlungseinstellungen . 36, 479
Börse, Beruhigte Auffassung an der — . . 38, 575
„Bucketshops" 36, 481
Depositen und deren Verzinsung 32, 285
Deutsche Kolonialgesellschaft und Diamantenproduktion in Südwestafrika 35, 435
Deutsch-japan. Handelsvertrag 31, 237
Devisenkurse, Bewegung der — 29, 142
Diskonterhöhungen, Die Ära der — . . . 39, 633
Eisenindustriellen, Internationale Konferenz der — in Brüssel 29, 143
Eisenmarkt, Besserung am — . . 29, 143; 30, 190
England, Generalstreik in — 34, 381
Ernte, Die — 31, 239
Fusionen und Interessengemeinschaften in der Industrie 27, 44
Futternot und Lebensmittelteuerung . . . 34, 380
Geldmarkts, Die Lage des — 27, 47
29, 142; 30, 191; 31, 239; 34, 383; 37, 530
Geldmarkt, Der — und die ausländ. Guthaben 38, 577
Geldmarkt, Der französische — und die Bank von Frankreich 39, 633
Getreidebörse, Die — 37, 531
Großbanken, Junibilanzen der — 32, 283
Große Berliner Straßenbahn 27, 46
Kalikonfliktes, Lösung des — 32, 286
Kaufmännische Einrichtungen bei der Staatsverwaltung 32, 287
Kohlenproduzenten als Rheder 30, 189
Kriegsbereitschaft, Finanzielle — und Kurse der Staatspapiere 35, 434
Lotteriegemeinschaft, Preußisch-süddeutsche — 33, 335
Marokko und die Börsen 31, 238
Metallarbeiterstreik in England 33, 333
New Yorker Deroute . 33, 333; 34, 383; 35, 438
Petroleummonopol, Das kommende — . . . 29, 144
Reichsanleihe, Kursrückgang der dreiprozentigen — 35, 433
Reichsbank, Die — am Quartalsschluß und Einfluß der Lombardbesteuerung auf den Status 28, 92
Reichsbank, Die Kreditrestriktionen der — . 29, 142
Rheinschiffahrt, Fiskus und — 30, 190
Roheisenverband, Erledigung der Differenzen im — 30, 191
Russische Eisenbahnen und deren Anleihen . 30, 191
Sparkassenkapitalien, Anlage von — in Staatspapieren 33, 334
Staatsanleihen, Kursstand der — 39, 634
Steelaktien, Kurssturz der — 39, 635
Tempelhofer-Feld-Aktien 27, 45
Teuerungsfragen 39, 635
Überspekulation in Industriewerten . . . 36, 482
Verbände, Das Schicksal der großen — und die Stellung der Großindustrie zur Frage ihrer Erneuerung 27, 44
Verbände, Erneuerung der — 34, 383
Wirtschaftslage, Die augenblickliche — und die Aussichten der nächsten Zukunft 36, 479; 38, 576
Yorkshire-Penny-Bank 33, 335
Zentralverband des Bankiergewerbes, Der — und die Kreditrestriktionen der Reichsbank 29, 142
Genossenschaftswesen, Das landwirtschaftliche — und die Preußenkasse, von Spectator . 30, 145
Genossenschaftswesen, Strömungen im ländlichen —, von Providens 39, 603
Lebensverteuerung, die — und ihre Bekämpfung, von *** 29, 97
Privatversicherungswesens, Die Kulturarbeit des —, von Dr. Diedrich Bischoff 37, 485
Staat und Handel, von Georg Hollstein . . 32, 241

Rechtswesen, Bildungswesen.

Bildungsideale, Der Kampf der —, von Prof. Dr. W. Münch 28, 54
Erzieherin, Die deutsche — in England, von Anna Boesser 31, 229
Gerichte und öffentliche Meinung, von Dr. Roland Behrend 31, 208
Gerichte und öffentliche Meinung, (Entgegnung) von Landgerichtsrat W. Kulemann 37, 521
Gläubigerbenachteiligung und Privatbeamte, von Dr. Boethke 27, 13
Jugendstrafrechts, Bemerkungen zur Reform des — 28, 87
Recht, Das — als Ursache der Rechtsunsicherheit, von Prof. Dr. O. Seeck 29, 131
Schule und Werkunterricht, von Rektor P. Hoche 38, 559
Universitäten, Zur Reform der Literatur über die —, von Dr. Hans Schmidkunz . . . 37, 501
Unterricht, Der lateinische und griechische — auf dem humanistischen Gymnasium, von Prof. Dr. R. Pappritz 27, 32
Volksbibliotheken, Organisation der —, von Dr. E. Jaeschke 36, 447

Kunst, Musik, Theater.

Bayreuther Festspiele 1911, Die —, von Prof. Dr. R. Frhr. v. Lichtenberg 33, 314
Bosselt, Rudolf, von Dr. Paul Ferd. Schmidt 32, 270
Feuerbach, Anselm: Aus Briefen an seine Mutter 36, 463
Freilichtbühne, Gegenwart und Zukunft der —, von Dr. W. Warstat 36, 441
Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg, von Dr. P. F. Schmidt 30, 182
Königsberger Kunstakademie, von Regimontanus 34, 376
Politik, Die — und die Künstler, von Kurt Walter Goldschmidt 34, 337
Universitätszeichenlehrer, von Regimontanus . 34, 376

Länder- und Völkerkunde, Reisen, Kultur, Tagesfragen.

Chinesische Kultur, Bausteine der —, von Prof. Dr. W. Grube 29, 108; 30, 153
Dänische Unfreundlichkeiten, s. „Gulliver am Oresund" 38, 568
Deutsche Leute auf brasilianischer Scholle, von Dr. A. Funke 32, 261
Freimaurerei, Über die geistigen Grundlagen der —, von Dr. A. Buchenau 38, 548
Gulliver am Oresund, von D. O. 38, 568
Hamburg, Das neue —, von Dr. Heinr. Spiero 37, 514
Hunsrück und Hochwald, Im —, von W. Rothe 34, 360
(Vgl. „Von Krammetsvögeln", 36, 475)
Italienische Ausstellungsreise, von Felix Braun 35, 415
Pelizäusmuseum in Hildesheim, Das —, von G. Möller 34, 374
Pilatuswanderungen im sechzehnten Jahrhundert, von Prof. Dr. J. Pistor 31, 214
Veruntreuungen, von B. M. 38, 569

Philosophie, Naturwissenschaften.

Kulturphilosophie, Über Wilh. Ostwalds —, von Dr. Wilh. Martin Becker 33, 299
34, 353; 35, 410
Natur und Sittlichkeit, von O. Leo 32, 274
Rassen und Völker, Die Begabung der —, von Prof. Dr. S. R. Steinmetz 37, 493
Weltbild des kleinen Kindes, Das —, von Erika Rheinsch 34, 369

Literatur.

	Heft	Seite
Alexander Andreas, ein Sohn Livlands, von Piet v. Reyher	39,	620
Arndt als Agitator und Offiziosus, von Albrecht Dühr	38,	533;
Bahr, Hermann, von Victor Klemperer	39,	588
Busch, Moritz, von Georg Böttticher	30,	168
Goethes Religion, von Prof. Dr. Pniower (Schluß aus Bd. II, Heft 26)	28,	85
Grabbe, Christian Dietrich, von Fritz Tychow	27,	5
Heines Harzreise, s. „Inkognito", von Carl Niebuhr	35,	392
Lyrik, Neue —, von Heinr. Spiro	28,	80
Plagiate, Wieder einmal die —, von Carl Niebuhr	31,	222
Romantik, Die Beziehungen der deutschen — zur deutschen Malerei, von Dr. Roland Schacht	35,	424
Rußland in der Auffassung des russischen Dichters	29,	121
Storms Märchen, von W. Mühlner	36,	473
„Storms Märchen", Zu —, von Georg Böttticher	32,	254
„Till Eulenspiegel". Von Friedr. Kayßler	34,	372
	28,	78

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

Die fremden Sterne, Gedicht von Margarete Windthorst	29,	130
Glück des Hauses Rottland, Das —, Roman von Jul. R. Haarhaus 37, 507;	38,	551; 39, 614
Inkognito, Geschichte einer Wanderung, von Carl Niebuhr	28,	80
Till Eulenspiegel, Mittelalterl. Komödie in 4 Aufzügen, von Harry Vosberg. (Schluß aus Bd. II, Heft 24, 25 u. 26)	27,	16
Westfälisches Volksfest, Gedicht von Margarete Windthorst	33,	305

Bücherbesprechungen.

Andreas, Alexander (A. Badendyk): Botscharow, der Großkaufmann und andere Werke	39,	620
Apel, Dr. Max: Wie studiert man Philosophie?	39,	626
Branca, Prof. W.: Der fossile Mensch	36,	474
Britting, Walter: Einsame Feste	31,	222
Budde, Prof. Gerhard: Die Pädagogik der preuß. höheren Knabenschulen	38,	579
Busse, Karl: Die Schüler von Polajewo	30,	181
Clausen, Ernst: Das alte Haus	30,	181
Egelhaaf, Gottlob: Bismarck, sein Leben und sein Werk	33,	321
Feodora, Prinzessin zu Schleswig-Holstein: Hahn Berta; Gedichte	31,	225
Fleischer, Victor: Wendelin und das Dorf	29,	131
Foerster, F. W.: Schuld und Sühne	29,	134
Friedel, E. und R. Mielke, Landeskunde der Provinz Brandenburg. II. Bd. Die Geschichte	29,	126
Frommel, Otto: Im farbigen Reigen	31,	222
Herder, J. G.: Ideen zur Kulturphilosophie. Ausgew. u. herausgeg. v. O. u. R. Braun	32,	288
Hofmann, Theobald: Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. III. Bd. Palast- und Wohnbauten	31,	228
Jirecek, Constantin: Geschichte der Serben, Bd. I	37,	519
Keller, Ludwig: Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben	38,	548
Klein-Hattingen, Oskar: Die Geschichte des deutschen Liberalismus I. Bd.	38,	566
v. Klöden, Karl Friedr.: Jugenderinnerungen	39,	625
Lissauer, Ernst: Der Acker	31,	224
v. Loga, Valerian: Francisco de Goya	38,	563
Mann, Heinrich: Das Herz	38,	565
Marcks, E.: Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart	36,	487
Mayer, Karl Leopold: Von Helden, Bettlern und Christus	31,	223
Mell, Max: Das Zeitalter der Renaissance. III. Bd. Enea Silvio Piccolominis Briefe	31,	227
Michaelis, Dr. Paul: Von Bismarck bis Bethmann	38,	567
Paulsen, Friedrich: Pädagogik	32,	278
Peterßen, Julius: Schillers Gespräche	27,	37
Piccolomini, Enea Silvio: Briefe	31,	227
v. Reder, Heinrich: Gedichte	31,	222
Semmig, Jeanne Berta: Aber ging es leuchtend nieder	31,	223
Sergejew-Jenski, S.: Die Frauen der Felder	36,	474
Sperl, August: Friedrich Mergner	36,	472
Tielo, A. K. L.: Aus der Jugendzeit	31,	223
Verhaeren, Emile: Villages Illusoires, Visages de la Vie. Deutsch von Erna Rehwoldt	35,	425
Volkelt, Joh.: Kunst und Volkserziehung	38,	563
Ziegler, Theobald: Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts	28,	86

Mitarbeiter-Verzeichnis.

—a—: „Das Herz". Novellen von Heinr. Mann	38,	565
Andreas, Dr. W.: „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts", von Theobald Ziegler	28,	86
Andreas, Dr. W.: Englische Politik	36,	487
Becker, Dr. Wilh. Martin: Ueber Wilh. Ostwalds Kulturphilosophie	33,	299; 34, 353; 35, 410
Behrend, Dr. Roland: Gerichte und öffentliche Meinung	31,	208
Bischoff, Dr. Diedrich: Die Kulturarbeit des Privatversicherungswesens	37,	485
B. M.: Veruntreuungen	38,	569
Boesser, Anna: Die deutsche Erzieherin in England	31,	229
Boethke, Kammergerichtsrat Dr.: Gläubigerbenachteiligung und Privatbeamte	27,	13
Böttticher, Georg: Moritz Busch	28,	85
Böttticher, Georg: Zu „Storms Märchen"	34,	372
Böttticher, Georg: Nur objektiv!	38,	475
Braun, Felix: Italienische Ausstellungsreise	35,	415
v. Brixen, Major a. D. H. b. Gewesene Leute	27, 37;	38, 566
Buchenau, Dr. Artur: Über die geistigen Grundlagen der Freimaurerei	38,	548
Burckhardt, W. G.: Straßburger Brief	31,	232
Cleinow, George: Stolypin und Rußland	39,	581
Cleinow, George: s. auch „G. Cl."		
C. N.: Im Schatten Bismarcks	33,	321
C. N.: Germanen und Sueven	34,	369
C. N.: Geschichtsklitterung	38,	566
C. N.: „Jugenderinnerungen", von K. F. v. Klöden	39,	625
Corwegh, Dr. Robert: „Raffael in seiner Bedeutung als Architekt" von Theobald Hofman	31,	228
Diels, Prof. Dr. Paul: „Geschichte der Serben", von Constantin Jirecek	37,	519
Diener, Prof. C.: „Der fossile Mensch", von W. Branca	36,	474
Dix, Arthur: Neue Faktoren und Tendenzen in der Weltpolitik	27,	1
Dix, Arthur: Staatlicher Imperialismus und Individualismus	28,	65
D. O.: Gulliver am Oereknd	38,	568
Dühr, Albrecht: Arndt als Agitator und Offiziosus	38, 541;	39, 588
Fischer, Major Ernst: England	33,	289
Fitte, Dr. Siegfried: Friedrich der Große und die Landgräfin Karoline von Hessen	31,	198
Flach, Heinrich: „Innere Politik"	R. 33,	324
Funke, Dr. Alfred: Deutsche Leute auf brasilischer Scholle	32,	261
G.: Die Altersgrenze für Offiziere	30,	183
G.: Die Einrichtung der „Deckoffiziere"	33,	322
G. Cl.: Innere und auswärtige Politik R. 32, 280; 34, 377; 35, 427; 36, 476; 37, 524;	38, 571;	39, 628 u. 631
Goldschmidt, Kurt Walter: Die Politik und die Künstler	34,	337
Grube, Prof. Dr. Wilhelm †: Bausteine der chinesischen Kultur	29, 108;	30, 153
H.: „Innere Politik"	R.	28, 89
H., Landgerichtsrat: Bemerkungen zur Reform des Jugendstrafrechts	28,	87
Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland	37, 507;	38, 551; 39, 614
Hoche, Rektor P.: Schule und Werkunterricht	38,	559
Hollstein, Georg: Staat und Handel	32,	241

	Heft	Seite
Jaeschke, Dr. E.: Organisation der Volksbibliotheken	36,	447
Kayßler, Friedrich: „Till Eulenspiegel“	28,	73
Kelchner, Dr. M.: „Schuld und Sühne“ von F. W. Foerster	29,	134
Klemperer, Victor: Hermann Bahr	30,	168
Krieg, R.: Landeskunde der Provinz Brandenburg	29,	126
Kulemann, Landgerichtsrat W.: Gerichte und öffentliche Meinung	37,	521
Leo, O.: Natur und Sittlichkeit	32,	274
Lichtenberg, Prof. Dr. R. Frhr. von: Die Bayreuther Festspiele	33,	314
v. Loebell, Generalmajor z. D.: „Auswärtige Politik“ R. 29, 136; 31, 231:	34,	378
Moritz, F.: „Kunst und Volkserziehung“ von Joh. Volkelt	38,	563
Möller, G.: Das Pelizäusmuseum in Hildesheim	34,	374
Mühlner, W.: Storms Märchen	32,	254
Münch, Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm: Der Kampf der Bildungsideale	28,	54
Münch, Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm: Friedrich Paulsens Pädagogik	32,	278
Niebuhr, Carl: Inkognito, Geschichte einer Wanderung	28,	80
Niebuhr, Carl: Wieder einmal die Plagiate	35,	424
Oestreich, Dr.: „Innere Politik“ R.	33,	327
Pappritz, Prof. Dr. R.: Der latein. und griech. Unterricht auf dem humanistischen Gymnasium	27,	32
Pe-ke-sgen: „Die verabschiedeten Offiziere“	39,	626
Pfannstiel, G.: Das deutsch-französ. Grenzproblem	35,	399
v. Pfister, Otto: Bismarck. (Zum Todestage, 30. Juli 1911)	31,	226
P. Gr.: „Das alte Haus“, von E. Clausen	30,	181
Pistor, Prof. Dr. Julius: Pilatuswanderungen im 16. Jahrhundert	31,	214
Pniower, Prof. Dr. Otto: Goethes Religion (Schluß aus Bd. II, Heft 26)	27,	5
v. Poschinger, Heinrich: Fürst Bismarck und der Generalgouverneur von Hannover v. Voigts-Rhetz	30,	178
Providens: Strömungen im ländlichen Genossenschaftswesen	39,	608
R—r: Die Presse im oberschlesischen Industriebezirk	27,	38
Regimontanus: Königsberger Kunstakademie.— Universitätszeichenlehrer	34,	376
Reuß, Heinrich: „Monographie über die strafrechtl. Behandlung der Kinder und Jugendlichen“, von Dr. jur. P. Grüder	35,	426
Reuß, Heinrich: „Friedrich Mergner“, von August Sperl	36,	472
v. Reyher, Piet: Alexander Andreas, ein Sohn Livlands	39,	620
Rheinsch, Erika: Das Weltbild des kleinen Kindes	34,	369
Rothe, W.: Im Hunsrück und Hochwald	34,	360
S.: „Enea Silvio Piccolomini Briefe“, herausgegeben von Max Moll	31,	227
Schacht, Dr. Roland: Die Beziehungen der deutschen Romantik zur deutschen Malerei	29,	121
Schellenberg, Ernst Ludwig: „Die geträumten Dörfer“ und die „Gesichter des Lebens“, von E. Verhaeren	35,	425
Schmidkunz, Dr. Hans: Zur Reform der Literatur über die Universitäten	37,	501
Schmidt, Dr. Paul F.: Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg	30,	182
Schmidt, Dr. Paul F.: Rudolf Bosselt	32,	270
v. Schreibershofen, Major a. D. M.: Die Bedeutung großer Armeemanöver	34,	340
Seeck, Prof. Dr. Otto: Das Recht als Ursache der Rechtsunsicherheit	29,	131
Simmonds, S.: Londoner Brief	29,	138
Spectator: s. „Bank und Geld“ (Volkswirtschaft).		
Spectator: Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen	30,	145
Spiero, Heinrich: Neue Lyrik	31,	222
Spiero, Heinrich: Das neue Hamburg	37,	514
Steinmetz, Prof. Dr. S. R.: Die Begabung der Rassen und Völker	37,	493
Stolberg-Wernigerode, Albrecht Graf zu: Nationale Gewerkschaften	31,	193
—t: „Francisco de Goya“, von Valerian v. Loga	38,	563
Tychow, Fritz: Christian Dietrich Grabbe	35,	392
Vosberg, Harry: Till Eulenspiegel. (Schluß aus Band II, Heft 24—26)	27,	16
Wagner, Rudolf: Kolonialpolitik R.	30,	185
Warstadt, Dr. W.: Gegenwart und Zukunft der Freilichtbühne	36,	441
vom Werth, S.: Wahlrecht und Wahlpflicht der Nichtwähler	28,	49
Windthorst, Margarete: Die fremden Sterne	29,	130
Windthorst, Margarete: Westfälisches Volksfest	33,	305
Winterberg, M.: Elsaß-lothring. Nationalbund und Nationalismus	38,	533
W. J. R.: „Wendelin und das Dorf“, von Victor Fleischer	29,	131
Zingeler, K. Th.: Karl Anton Fürst von Hohenzollern	36,	455
—y—: Zur Wehrbewegung in England	39,	600
*: Feuerbachs Briefe an seine Mutter	36,	463
*: „Schillers Gespräche“, von Julius Petersen	27,	37
**: „Wie studiert man Philosophie?“, von Dr. M. Apel	39,	626
,: Die Lebensverteuerung und ihre Bekämpfung	29,	97

UNIV. OF CALIFORNIA

Neue Faktoren und Tendenzen in der Weltpolitik

Von Arthur Dix-Berlin

Für den Anteil unſerer Volkswirtſchaft an der weltwirtſchaftlichen Zukunftsentwicklung iſt die ſorgſame Beobachtung aller weltpolitiſchen Vorgänge*) ſo wichtig, weil die künftigen wirtſchaftlichen Wettbewerbsbedingungen von dem Gange der Weltpolitik ungemein abhängig ſind. Daß bei uns das Verſtändnis hierfür aber nur ſpät und langſam erwacht iſt, hat immerhin erklärliche Gründe für uns, die wir erſt vor vier Jahrzehnten als einheitliche Großmacht in die europäiſche Politik eintraten und zunächſt alle Aufmerkſamkeit auf die Sicherung unſerer Stellung innerhalb dieſer europäiſchen Politik zu verwenden hatten.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erſt begannen die kriegeriſchen Ereigniſſe, die ſich außerhalb Europas abſpielten, das Verſtändnis der bis dahin an einen engeren Horizont gewöhnten Europäer für den modernen Begriff der Weltpolitik zu wecken. Wir in Deutſchland zumal, die wir erſt vor kurzem in den neuen Rahmen des Deutſchen Reiches hineingewachſen waren und in der äußeren Politik zunächſt nicht anderes kannten als das Streben nach Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichtes, wollten uns zunächſt in den neuen Begriff der Weltpolitik nicht recht hineinfinden. Sprach der große Rhetor auf dem Throne von dem Deutſchen Reich als Weltmacht, ſo verbanden in falſchen geſchichtlichen Analogien die Hörer im eigenen Lande damit ganz irrige Vorſtellungen von einem Imperium im alten Sinne der einſeitigen Weltherrſchaft, die zu erſtreben dem Deutſchen Reiche in der Tat abſolut fern liegt. Sie hatten ſich noch nicht daran gewöhnt, „mit Weltteilen zu denken“ und zu begreifen, daß in einer Zeit, in der alle räumlichen Entfernungen ganz anders zuſammenſchrumpfen denn je zuvor, auf dem weiten Raume der fünf Erdteile, deren ganzes Gebiet

*) Vgl. die Aufſätze desſelben Verfaſſers in Nr. 23 und 24 dieſes Jahrganges.

hineingezogen ist in dasselbe weltgeschichtliche Getriebe, eine Mehrzahl von Weltmächten nebeneinander bestehen kann. Man hatte noch nicht begriffen, daß jede kulturell vorwärts strebende, mit ihrem produktiven Schaffen und ihrem Konsum über den eigenen Boden hinauswachsende Macht sich emporarbeiten kann zu einer weit umher auf dem Weltmarkte interessierten Weltmacht, ohne deshalb doch etwa eine eigentliche Weltherrschaft erstreben zu brauchen oder auch nur zu dürfen!

Daß die Weltgeschichte auch nach europäischer Auffassung sich nicht mehr erschöpfen konnte in der Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes, sondern daß die Bewohner fremder Erdteile ihre vollwichtige Rolle in der allgemeinen Weltgeschichte spielen, das begann uns zu dämmern im Verlaufe des japanisch-chinesischen Krieges von 1894/95 und deutlicher zu werden im amerikanisch-spanischen Kriege von 1898. Es wurde uns vollends klar gemacht durch die Ereignisse des russisch-japanischen Krieges. Heute ist es jedem Politiker in Fleisch und Blut übergegangen, daß er neben den europäischen Mächten die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan in jede weltpolitische Rechnung einzustellen hat. Unser Horizont ist geweitet; und wie wir begriffen haben, daß jene Länder keine geringere Berücksichtigung erheischen als die alten Großmächte, so werden wir uns auch mehr und mehr daran gewöhnen, zu den Ländern, die in der zweiten Machtkategorie stehen und im weltpolitischen Getriebe der Zukunft auch die Rolle aufrückender Staaten zu spielen in der Lage sein könnten, neben europäischen auch asiatische und amerikanische Länder in Betracht zu ziehen.

Das Hauptaugenmerk aber richtet sich außerhalb Europas einstweilen auf Japan und Nordamerika. Die Interessensphären dieser beiden Länder nähern sich einander immer mehr; ihre Reibungsflächen vergrößern sich immer mehr, und vieles deutet darauf hin, daß die Zukunft ein großes Austragen der Gegensätze im Stillen Ozean bringen könnte. In dem scheinbar bevorstehenden Besitzkampfe um den Stillen Ozean treten Amerikaner und Japaner einander immer näher. Es ist sehr interessant, zu beobachten, bis zu welchem Grade das schon von dem ersten Napoleon geprägte Wort vom „Mittelmeer der Zukunft" sich bewahrheitet. Die Randländer des europäisch-afrikanischen Mittelmeeres sind an politischer Bedeutung mehr und mehr zurückgetreten hinter den Randländern des Atlantischen Ozeans; und nachdem die Randländer des Stillen Ozeans zunächst wirtschaftlich zusehends wichtiger geworden sind, haben auch diese begonnen, in den Gang der weltpolitischen Ereignisse entscheidend einzugreifen.

Die ostasiatisch-westamerikanischen Beziehungen werden wirtschaftlich immer reger, aber zugleich politisch immer gespannter. Die starke Vermehrung, die der japanischen Handelsflotte im Verlaufe des ostasiatischen Krieges wegen des Bedarfs an Transportschiffen zuteil geworden ist, wurde im Frieden alsbald benutzt, um die regelmäßigen japanischen Schiffahrtslinien nach allen Seiten auszudehnen. Der gesamte chinesisch-amerikanische Handel soll unter die japanische

Flagge gebracht werden; insbesondere hat Japan in neuester Zeit seine Beziehungen zu Südamerika gepflegt. Neue Linien sind in den letzten Jahren eröffnet worden, auf denen in östlicher Richtung chinesische und japanische Auswanderer und Stückgut befördert werden, in westlicher Richtung Salpeter aus Chile, Baumwolle und Wolle aus Peru. Die Japaner haben sich aber nicht mit den wirtschaftlichen Beziehungen nach der Westküste von Südamerika begnügt, sondern vielmehr auch nach den Ländern an der Ostküste neue Beziehungen gesucht und in Südbrasilien sowohl wie in Argentinien Ansätze zur Kolonisation unternommen. Gerade diese Auswanderung ist es, die schon manchen amerikanisch-japanischen Konflikt gezeitigt hat.

Nicht nur durch unseren eigenen Inselbesitz im Stillen Ozean, sondern als Weltmacht überhaupt sind wir lebhaft an diesem Ringen interessiert — wie schließlich jede Weltmacht an dem möglichen Zusammenstoße anderer Weltmächte, auch, wie nicht noch einmal wiederholt zu werden braucht, mit Rücksicht auf unsere Interessen am ostasiatischen Markt, die dort einer einseitigen japanischen Vormacht- und Monopolstellung zuwiderlaufen. — Noch näher erscheint das meerbeherrschende Albion an diesem Wettkampfe interessiert, obwohl oder weil es im Stillen Ozean durchaus nicht mehr die uneingeschränkte Rolle des Meerbeherrschers spielt. Die Konkurrenz Japans und die Konkurrenz der Vereinigten Staaten ist in England, wenn man auch nicht offen darüber spricht, selbstverständlich nicht weniger gefürchtet als die Deutschlands. Im Gegenteil! Jene beiden Länder bedrohen viel unmittelbarer englische Kolonialinteressen; aber um sich einseitig mit der Konkurrenz Deutschlands beschäftigen zu können, muß man in England gerade wünschen, daß Japan und Amerika einander nicht nur in Schach halten, sondern womöglich durch das Zukunftsringen im Stillen Ozean einander gegenseitig schwere Wunden beibringen. Eben diese Sachlage aber muß Deutschland wiederum wünschen lassen, daß die amerikanischen und japanischen Kräfte nicht bis zur gegenseitigen Vernichtung aufeinanderprallen, von der nur England den großen Vorteil haben würde, sondern daß jene Wettbewerber stark genug bleiben, um eine ausgesprochene englische Vormachtstellung nicht aufkommen zu lassen.

Von Natur hat jedes aufstrebende Staatswesen die Tendenz, seinen Machtbereich auszudehnen über dasjenige Verkehrsgebiet, das seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen Befriedigung zu gewähren verspricht*). Mit zunehmender Bevölkerungszahl und Bevölkerungsdichtigkeit, mit vermehrter Kenntnis von der Erdoberfläche und mit steigender Ausbildung der Verkehrsmittel entwickelt sich die Großräumigkeit, in der diese Tendenz sich betätigt.

In neuerer Zeit verkörpern insbesondere England und Rußland die beiden gegensätzlichen Grundtendenzen expansiver Weltpolitik: England den Drang übers Meer, Rußland den Drang ans Meer. Rußland gliedert immer neue

*) Ausführlicheres über diese Frage in meinem Aufsatz: „Geographische Abrundungstendenzen in der Weltpolitik." Geogr. Zeitschrift 1911, Heft 1.

Landmassen an seine kompakten Landmassen an; es sucht vom Binnenlande aus nach allen Richtungen die Küste zu gewinnen — England geht in gewissen Etappenstraßen über das Meer und bringt von den Küsten aller Meere in das Binnenland der verschiedenen Erdteile hinein. Inseln und einzelne Hafenplätze bilden die Stützpunkte seiner weltpolitischen Expansion; und erst nach und nach greift es von den Hafenplätzen aus über weitere Landräume um sich, bis es dann schließlich in Nordamerika, Australien, in Südasien und durch Afrika hindurch auch seinerseits übergeht zu einer Annäherung an die russische Art der Expansion über große Landmassen von Meer zu Meer.

In dem Maße, in dem das über Meer expansive England zu einem auch kontinental expansiven England wird, läßt es internationale Reibungsflächen entstehen und sich ausbreiten. Bei Erwähnung dieser Reibungsflächen pflegt man zunächst — vom Standpunkte moderner Weltpolitik — an die russisch-englischen Gegensätze in Asien zu denken; es gebührt aber auch der Vergessenheit entrissen zu werden, daß in früheren Zeiten solche Reibungsflächen zunächst insbesondere geschaffen wurden zwischen dem ausbreitungslustigen England und dem nicht minder ausbreitungslustigen Frankreich.

Wir sehen England beständig an der Arbeit, auch in Asien sowohl wie in Afrika immer neue territoriale Angliederungen an seinen vorhandenen Besitz zu vollziehen. Als das Endziel, zu dem sich schon führende englische Staatsmänner um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt haben und das durch alle neuesten Vorgänge auf der Weltbühne wieder recht scharf vorgezeichnet worden ist, tritt uns die Aufrechterhaltung der britischen Herrschaft in Asien durch den ganzen Süden des Kontinents entgegen. Für Afrika hat der britische Imperialismus das Schlagwort „Vom Kap bis Kairo!" geprägt. An der Grenze zwischen Afrika und Asien stehen diese ersehnten britischen Zukunftsreiche in Berührung miteinander, stoßen die Kap—Kairo-Projekte und die Nil—Yangtse-Projekte miteinander zusammen. Daneben verfolgt Australien ozeanisch-insulare Ausbreitungspläne, und Japans Streben läßt sich auf die Formel: Stiller Ozean plus ostasiatisches Festland! bringen, das der Vereinigten Staaten auf die Formel: Amerika plus Stiller Ozean! Rußlands historisches Sehnen geht auf die festländische Zusammenfassung weitester Landgebiete mit Ausgängen nach der Ostsee, dem Mittelmeer, dem Stillen und dem Indischen Ozean. Frankreich arbeitet unermüdlich an der Abrundung eines großen nordafrikanischen Kolonialreiches. Diese Expansivkräfte stoßen nicht nur aufeinander, sondern werden in Zukunft aller Wahrscheinlichkeit nach auf wachsende Widerstände auch bei zurzeit noch mehr schlummernden Kräften der Weltpolitik stoßen.

Goethes Religion

Von Prof. Dr. Otto Pniower-Berlin

(Schluß.)

aß Goethe in Deutschland für einen Heiden, mindestens für irreligiös galt, wird durch eine Episode bestätigt, die erwähnt zu werden verdient, weil sie ein unmittelbares Zeugnis von Goethes religiöser Denkungsart bietet und von neuem seine milde Toleranz erkennen läßt. Ich meine die vorübergehend wieder aufgenommene Korrespondenz mit der Gräfin Auguste Stolberg. Man weiß, daß er diese Schwester seiner Freunde niemals gesehen hat, ihr aber in der Zeit, da er mit Lili Schönemann verlobt und sein Herz von den widerstreitendsten Empfindungen gequält und zerrissen war, die vertrautesten Briefe schrieb, Briefe, die mitten aus dem Erlebnis geschöpft, den Zustand seines Gemütes mit wunderbarer Schärfe widerspiegeln. Diese Briefe sind, wenn auch in Prosa geschrieben, im Grunde Gedichte. Ohne daß eine künstlerische Absicht bezweckt ist, wirken sie in der Unmittelbarkeit und Stärke der wechselvollen Empfindungen, in dem reichen Detail, mit dem der Seelenzustand unbewußt geschildert ist, durchaus poetisch. Nach der Übersiedlung Goethes nach Weimar erlahmte sein Eifer, der Freundin zu beichten, nach und nach, und im Jahre 1782 hörte er überhaupt auf, an sie zu schreiben. Da, nach vierzig Jahren, nahm die pietistisch gewordene Gräfin den abgerissenen Faden auf und schrieb an den Dichter, in der naiven Absicht, ihn zu bekehren d. h. ihm Frömmigkeit im engen kirchlichen Sinne ans Herz zu legen. „Lieber, lieber Goethe," schreibt sie, „suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt. Glauben Sie auch an den, an den wir unser Leben lang glaubten. . . O ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und Nichtgutes hat; Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut. Wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht anderen Schaden zufügen! O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist" usw.

Die gute Dame ahnte nicht, wie taktlos sie verfuhr, indem sie mit einigen Federstrichen das gewaltige, vom Streben nach dem Höchsten erfüllte Lebenswerk Goethes verdammte.

Goethe antwortete vornehm, rücksichtsvoll, mit olympischer Gelassenheit und Bescheidenheit, keineswegs im Tone des Gekränkten, sondern eher in dem eines Mitstrebenden. Und mit einer fast galanten Zartheit deutete er auf den Abgrund, der zwischen ihren Weltanschauungen gähnte. Auch er sprach vom Ewigen, aber er nennt das Ewige, nicht den Ewigen. „Lange leben", antwortete er, „heißt gar vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch

nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir gar nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt. Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist. Für andere wird auch eine Sonne scheinen. Sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert."

Wie sehr die Gräfin im Irrtum war, wissen wir. Ihr blieb verborgen, daß Goethe eine durchaus religiöse Natur war und blieb, wenn er sich auch von den hergebrachten Formen des Bekenntnisses losgesagt hatte. Wie aber seine Größe zum nicht geringen Teil darauf beruht, daß alle seine Eigenschaften produktiv wurden, so regte sich auch einmal der Trieb, seine Auffassung des Glaubens in die Tat umzusetzen d. h. er wollte sich als Religionsstifter versuchen. Natürlich geschah das nicht praktisch, sondern künstlerisch auf dem Gebiete der Poesie. Dies ist der eigentliche Ursprung des Fragmentes der „Geheimnisse".

Goethe begann das Gedicht im Sommer 1785, als er schon entschiedener Nichtchrist war, angeregt von Lessings „Nathan" und unter dem Einflusse des Hanges seiner Zeit zu Verbrüderungen und geheimen Gesellschaften. Er hatte die Absicht, eine Genossenschaft von zwölf Rittermönchen darzustellen, von denen jeder eine eigene Art des Glaubens verkörpern sollte. Sie sind gruppiert um einen Mann, in dem sie eine Art Häuptling erblicken und der den Namen Humanus führt. Soweit wir aus den vierundvierzig formschönen Stanzen, bis zu denen das Gedicht gediehen ist, urteilen können, sollte sich aus der Darstellung der zwölf Religionen, unter denen das Christentum nicht gefehlt hätte, das Ideal des religiösen Wesens ergeben. Wie das beschaffen sein sollte, erklärt wenigstens ungefähr das Symbol, das die gemeinsame Wohnstätte der Rittermönche schmückt: das mit Rosen umwundene Kreuz. Es deutet zunächst auf Gottergebenheit und Selbstüberwindung, wie sie schon das Christentum zur Geltung gebracht hatte. Insofern es dabei aber den Sinn für die Schönheit und Fülle des Lebens vernichtet hatte, erschien es dem Dichter unzulänglich. Die für das Glück der Menschen unentbehrliche Freude an der Welt sollte nicht nur zurückgewonnen, sondern geradezu ein Element der religiösen Gesinnung werden. Das bedeuten die Rosen.

Dieses unvollendet gebliebene Epos kann selbst als eine Art Symbol betrachtet werden, indem es wie ein Wahrzeichen in der Mitte der religiösen Entwicklung Goethes steht, das nach dem Beginn und dem Ende blicken läßt. Während der Dichter von der italienischen Reise bis zum Erscheinen des Buches über Winckelmann, also von 1786 bis 1805, wie wir sahen, den Lebensgenuß betonte und das Christentum wegen seiner Verneinung dieses Elementes des

Daseins leidenschaftlich bekämpfte und zurückwies, wollte er in diesem Gedicht die Entsagung als für das höhere Leben wesentlich dartun. Es sollte eine Synthese von Nazarenertum und Hellenentum sein. Später, nach 1805, näherte er sich, nachdem er die Periode der völligen Abneigung gegen den christlichen Glauben überwunden hatte, wieder der Auffassung, die die Konzeption der „Geheimnisse" bewirkt hatte.

Das ist ein Beispiel für das Gesetz der Metamorphose, von dem ich sprach.

Die religiöse Anlage der Goetheschen Individualität zeigt sich auch sonst noch. Dabei handelt es sich aber, wie ich nochmals betone, nicht um eine Neigung zu den überlieferten Formen einer bestimmten Konfession. Sondern Goethe war religiös in dem innerlichen Sinn des Wortes. Ihm war Erhebung der Seele, eine innere Hingabe an ein Höheres Bedürfnis. Wie das zu verstehen ist, erklärt sich am besten daraus, daß er diesem eingeborenen Trieb poetischen Ausdruck gibt in dem leidenschaftlichsten Liebesgedicht, das wir von ihm besitzen: in der sogenannten Marienbader Elegie. Er verfaßte sie in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahr, als er von einer heftigen Neigung zu der neunzehnjährigen Ulrike v. Lewetzow ergriffen wurde. Hier lautet eine Strophe:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten.
Wir heißen's: fromm sein. — Solcher seligen Höhe
Fühl ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Was war nun für Goethe das Unbekannte, der ewig Ungenannte? Fausts Glaubensbekenntnis zeigte schon, daß für den Dichter Gott und Natur eins waren, daß es für ihn nur eine immanente, keine transzendente Gottheit gab. Diesen Monismus erweiterte und vertiefte er im Laufe des Lebens. Der junge Goethe hatte als Poet und Menschenbildner nur im Menschengeist ein Objekt für sein Forschen gefunden. Je reifer er wurde, um so mehr versenkte er sich in das Walten der Natur, das er mit dem eindringendsten Studium auch wissenschaftlich zu erkennen strebte. Er wurde, was gar nicht genug gewürdigt wird, einer der vielseitigsten Forscher, den die Geschichte der Wissenschaften aufzuweisen hat. Er wurde nicht bloß ein recht gelehrter Archäologe, Kunst- und Literarhistoriker, sondern auch Physiker, Geologe, Zoologe, Osteologe, Meteorologe und Botaniker. An einer Stelle seiner Schriften, an der man es vielleicht am wenigsten vermutet, in der Beschreibung der „Kampagne in Frankreich", spricht Goethe von der ernstlichen Leidenschaft, mit der er seinen Naturbetrachtungen nachhing. Sie entsprang, wie er sagt, aus seinem Innersten. Seine Auffassung nennt er hier Hylozoismus. Gemeint ist die Ansicht, wonach der Materie eine ursprüngliche Lebenskraft innewohnt, deren Wirkungen sich in den Erscheinungen der Welt offenbaren. Diese Auffassung machte ihn, wie er hinzufügt, unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine tote, auf welche Art es auch sei

auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntnis aufstellte. Die „Kampagne in Frankreich“ erschien 1822. Wer Goethes Altersstil kennt, seine vorsichtige, zart verhüllende Ausdrucksweise, deren eigentliches Element die Litotes ist d. h. jene rhetorische Figur, bei der weniger gesagt als gemeint ist, der vernimmt aus diesen Worten die unbedingte Emanzipation von jedem positiven Glauben. Poetisch hatte Goethe diese Ansicht schon zehn Jahre früher in den bekannten Versen (die erwiesenermaßen Giordano Brunosche Gedanken wiedergeben) ausgedrückt:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen;
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Zugleich aber enthält die Stelle in der „Kampagne“ die Absage an den krassen Materialismus, wie ihn etwa Holbachs 1770 erschienenes „Système de la nature“ vertrat. Dieses Werk verwirft Goethe im elften Buch von „Dichtung und Wahrheit“ aufs entschiedenste und nennt es grau, kimmerisch, totenhaft, vor dem er wie vor einem Gespenst schauderte. Seine Weltansicht stellte, wie es Falk einmal aussprach, die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinander, sondern denkt sie in seliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Wesen. So war für ihn Naturwissenschaft im Grunde die Erforschung der Natur und Welt regierenden Prinzipien. Und vor allem suchte er hinter die Gesetze der Erscheinungen zu kommen. In allen Bildungen der Natur sah er einen idealen Typus, dem sie nachstrebte, eine Urform, die dem Gewordenen gleichsam als zu erstrebendes Ziel vorschwebte. Diesem idealen Urtypus hat sich das Wirkliche freilich nur mehr oder weniger genähert, ohne ihn erreicht zu haben. So war für Goethe der Begriff der Ordnung und Gesetzmäßigkeit der oberste. Ebenso heilig war ihm derjenige der Harmonie. Überall in der Natur und der Welt sah er die Einheit des Mannigfaltigen und die Übereinstimmung des Zwiespältigen. Ordnung und Symmetrie, war seine Ansicht, beherrschen das Universum mit unbeirrbarer Gesetzmäßigkeit. Sie war ihm das Göttliche. Nach seiner Art begnügte er sich jedoch nicht mit den bloßen Ideen, sondern suchte ihre Wirksamkeit in den einzelnen Zweigen der Wissenschaft zu erkennen. Diese Bemühungen führten ihn zu seinen Entdeckungen, wie derjenigen des Gesetzes von der Metamorphose der Pflanzen, des Zwischenkieferknochens beim Menschen, zu der Theorie, wonach der Schädel eine fortgebildete Wirbelsäule ist, und anderen Nachweisen, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Man sieht den Fortschritt der Entwicklung, wenn man von hier aus auf Fausts Glaubensbekenntnis zurückblickt. Dort ein allgemeiner, unbestimmter, gefühlsmäßiger Hymnus auf das All, ein mehr poetisch empfundener als wissen-

schaftlich durchdachter Hylozoismus. Hier ein tiefes Eindringen in die die Gesamtheit der Natur durchwaltenden Prinzipien, eine bis zu positiven Ergebnissen vorgedrungene wissenschaftliche Erkenntnis. Die Sehnsucht, die der jugendliche, von titanenhaftem Wissensdrang erfüllte Dichter seinem Faust als schmerzliche Gabe verleiht:

Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungskraft und Samen
Und tu nicht mehr in Worten kramen,

sie war in einem an Glück und Mühen gleich reichen Dasein auf wunderbare Weise befriedigt.

In Goethes Denken trennen sich jedoch Natur und Welt nicht. Wie er jener in die tiefe Brust schaute, so war sein durchdringender Blick auch auf das Treiben der Welt und des Lebens gerichtet. Sie zu betrachten veranlaßte ihn schon sein Dichterberuf. Aber seine gewaltige Persönlichkeit drängte es überhaupt, die ganze Weite und Tiefe der Wirklichkeit zu erkunden. So hat er denn auch das Menschenleben beobachtet und studiert, ging ihm auf den Grund und suchte seine Gesetze zu ermitteln. Notwendig zog er aus seinen Beobachtungen Schlüsse auf das Verhalten der Menschen zueinander und gelangte zu den Voraussetzungen und Vorbedingungen des Zusammenlebens der Erdenbewohner. Mit einem Worte: auch der ethischen Seite der Religion galt sein Nachdenken. Und auch hier gewann er einen eigentümlichen Standpunkt, den er in vielen seiner Dichtungen zur Geltung brachte. Oberster Grundsatz war ihm Befreiung durch Selbstüberwindung, durch Selbstbegrenzung.

Denn alle Kraft drängt vorwärs in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort.
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Neben der Entsagung, über deren Bedeutung für das Leben und ihre rettende Kraft wir viele tiefe Äußerungen Goethes besitzen, ist für ihn die sittliche Tatkraft eine unerläßliche Notwendigkeit unserer Existenz. Sie äußert sich in der strengen Pflichterfüllung, die jedem innerhalb seiner Sphäre das Leben ermöglicht und verschönt. Ihre Macht ist so groß, daß sie auch die Schuld und das Vergehen tilgt. Diesen Gedanken hat Goethe zur Grundlage mehrerer Dichtungen gemacht. In der „Iphigenie" wird Orest von der auf ihm lastenden, unbewußt begangenen Schuld durch den heilenden Einfluß der reinen, edlen Schwester und durch das Verlangen nach neuem, tatkräftigem Leben ohne Eingreifen der Götter befreit.

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Auch die Idee des „Faust" wurzelt in dieser so leicht ausgesprochenen, im Leben aber so schwer durchzuführenden Anschauung.

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Diese lichte, humane Auffassung des Erlösungsbegriffes ist in der innersten Natur Goethes begründet und ruht zugleich auf der tiefsten Kenntnis des Menschen und des Lebens. Sie hat nicht etwa, wie es scheinen könnte, eine laxe Auffassung der Moral zur Voraussetzung. Goethe betrachtete die Welt und das All so objektiv und mit einem so heiteren Optimismus, daß ihm das Böse und Schlechte als ein notwendiger Bestandteil unserer Existenz erschien. Die Welt als solche kann zu ihrem Dasein und ihrer Entwicklung der Gegensätze nicht entbehren. Wie zur Bekundung des Lichtes das Dunkel und der Schatten gehören, so erfordern das Hervortreten und die Würdigung des Guten die Existenz des Schlechten und Niedrigen. Dazu gibt wieder der „Faust" den Kommentar. Hier nennt sich Mephisto selbst einen Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Und noch am Schluß des Dramas, als Faust der Erlösung nahe ist, nennt der Dichter ihn eine geeinte Zwienatur, d. h. ein aus Gutem und Bösem zusammengesetztes Wesen, dessen Elemente untrennbar vereinigt sind. In Prosa ausgedrückt heißt es: der Mensch muß zugleich gut und böse sein. Wenn nun aber auch die Welt des Schlechten nicht entraten kann, so soll der Mensch doch nicht die Ehrfurcht vor sich selbst verlieren. Er darf sich für das Beste halten. So wird man es verstehen, daß Goethe die Lehre vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur zuwider war. Seine Meinung war, daß, wenn man genötigt sein sollte, dem Menschen eine Erbsünde zuzuschreiben, man auch Veranlassung hätte, ihm eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen (Weimarer Ausgabe I Bd. 41, 2 S. 133). In einem seiner tiefsinnigsten und künstlerisch vollendetsten Gedichte, in der Ballade „Paria", hat diese Auffassung vom Bösen oder Häßlichen und Niedrigen einen ebenso kühnen wie erhabenen Ausdruck gefunden.

Sie stellt dar, wie die reine Frau eines Brahmanen unschuldig schuldig wird, den Tod erleidet und wieder ins Dasein zurückgerufen wird. Bei dieser Wiederbelebung wird ihr Haupt dem Rumpfe einer Verbrecherin angefügt, so daß ein seltsames Mischgebild entsteht. Dieses aus Hoheit und Niedrigkeit, aus Reinheit und Schmutz gebildete Doppelwesen aber wird zur Göttin erhoben und zur Beschützerin der Parias gemacht. Diese Wendung gab erst Goethe dem ursprüglich parteiischen, häßlichen Mythus, der lediglich geschaffen war, um die Klasse der Parias verächtlich zu machen. In der ursprünglichen Erzählung ist die von dem Gatten getötete Frau Göttin und Beherrscherin der Elemente.

Menschlicher kann die Religion nicht gefaßt werden. Gerade die Mischung des Erhabenen mit dem Niedrigen, des Edlen mit dem Unedlen macht die zur Schutzherrin erhobene Brahmanin zur geeigneten Mittlerin zwischen dem höchsten Gott und den Menschen.

In den „Wanderjahren" (im ersten Kapitel des zweiten Buches, erschienen 1821) nennt Goethe das tätige Mitgefühl mit den Niedrigen, das Bestreben, auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen, er nennt diese humane Gesinnung die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Sie ist eine Errungenschaft der christlichen Religion, und diese Tat des Christentums steht er nicht an mit hohen Worten zu preisen. Ein Letztes nennt er diese Sinnesart, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Mit dieser Anerkennung des ethischen Gehaltes der christlichen Religion und ihrer gewaltigen Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit hat Goethe jene herben Ausfälle gegen die Formen des Glaubens, von denen vorher die Rede war, reichlich gesühnt.

Den Stoff der Ballade „Paria" hatte der Dichter vierzig Jahre mit sich herumgetragen, ehe er ihm, ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, seine letzte künstlerische Form gab. Aber schon im Jahre 1783 projizierte er mit ähnlicher Kühnheit das Menschliche in die Götterwelt. In der damals entstandenen Ode „Das Göttliche" dichtete er:

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Sein (d. h. des Menschen) Beispiel lehr' uns
Jene (d. h. die Götter) glauben.

Diese Idee der Erlösung und diese humane Auffassung des Bösen als eines natürlichen Ferments des Lebens setzt einen Grad der Nachsicht voraus, wie sie nur die alles verstehende und alles verzeihende Liebe gewähren kann. Auch sie war für Goethe ein unentbehrliches Element des Religiösen und Göttlichen. In einen Hymnus auf diese reine, ewige, allwaltende Liebe klingt die ganze Faustdichtung aus.

So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

Nur ewigen Liebens Offenbarung entfaltet zur Seligkeit. Die ewige Liebe nur vermag aus der geeinten Zwienatur des Sterblichen das Element des Unvollkommenen, des Sündhaften zu scheiden.

Wie konsequent bei allem Wandel seiner Individualität entwickelte sich doch Goethe! Als vierundzwanzigjähriger Jüngling stellt er in einer theologischen

Schrift die ewige Liebe als den großen Mittelpunkt des Glaubens hin und spricht den Satz aus: „Gott und Liebe sind Synonyma.“ Und der achtzigjährige Greis gibt diesem Wort den höchsten poetischen Ausdruck in dem Mysterium von der Erlösung des Menschen! —

Dies ungefähr wäre über Goethes Religion zu sagen. Das Thema, das zu den schwierigsten und kompliziertesten Problemen gehört, die uns die Persönlichkeit des Dichters stellt, konnte nur in großen Zügen behandelt werden. Vieles, wie seine höchst eigentümliche Auffassung des Unsterblichkeitsgedankens, die bei ihm weiter nichts ist als eine konsequente Ausbildung seiner Theorie von der Metamorphose alles Seins, mußte übergangen werden. Dies konnte um so eher geschehen, als sie jedes religiösen Beigeschmacks entbehrt und einen lediglich philosophisch-naturwissenschaftlichen Charakter trägt. Manche scheinbaren Widersprüche mußten unerörtert bleiben. Eines aber sei zum Schlusse gedacht.

Man hört oft zum Beweise des dogmentreuen Glaubens Goethes anführen, daß er in seinen Dichtungen mehrfach die biblische Überlieferung oder Formen des christlichen Kultus verwendet. Faust wird vom Selbstmord durch den Klang der Osterglocken zurückgehalten und den Gesang der Jünger am Grabe Christi. Gretchens Seelenpein vernehmen wir im Dom bei der Totenmesse unter Orgelklang und den Tönen eines mittelalterlichen Kirchenliedes. Und am Schluß des Dramas wird Faust gar unter der Fürbitte heiliger Väter und anderer Gestalten der christlichen Legende von der mater dolorosa in den Himmel geleitet. Aber das ist nicht Religion. Das ist Mythologie. Goethe hat sich nie gescheut, religiöse Formen und Symbole als Gleichnisse für das Unsagbare und Unbeschreibliche, das heißt als poetische Vehikel zu verwenden. Er hat in derselben Weise von der griechischen Mythologie Gebrauch gemacht. Wäre man berechtigt, daraus auf seinen persönlichen Glauben zu schließen, so könnte man im Hinblick auf den „Prometheus“ und die „Pandora“ ihn auch zum gläubigen Anhänger der antiken Götterlehre machen. Er schreibt selbst einmal an Fritz Jacobi (6. Januar 1813): „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Künstler und Dichter bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.“ — Wir halten uns daran, daß Goethe den hundertjährigen Faust, der das Zauberwesen überwunden hat und von allem Geisterspuk geläutert der reinen Menschlichkeit teilhaft geworden ist, ausrufen läßt:

Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um.
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.

Alles Anthropomorphiſche des Göttlichen lag Goethe fern. Genau ein Jahr vor ſeinem Tode ſchrieb er ſeinem Freunde Boiſſerée: „Des religiöſen Gefühls wird ſich kein Menſch erwehren. Dabei aber iſt es ihm unmöglich, ſolches in ſich allein zu verarbeiten. Deswegen ſucht er oder macht ſich Proſelyten. Das letztere iſt meine Art nicht. Das erſtere hab' ich treulich durchgeführt und von Erſchaffung der Welt an keine Konfeſſion gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahr' ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypſiſtarier, welche, zwiſchen Heiden, Juden und Chriſten geklemmt, ſich erklärten: das Beſte, Vollkommenſte, was zu ihrer Kenntnis käme, zu ſchätzen, zu bewundern, zu verehren und, inſofern es alſo mit der Gottheit im nahen Verhältnis ſtehen müſſe, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht. Denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypſiſtarier zu qualifizieren."

Die Hypſiſtarier waren eine um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt in Kappadozien verbreitete Sekte. Sie nahmen das Daſein eines höchſten Weſens an, ohne es jedoch als Vater oder Schöpfer der Welt zu betrachten.

Alſo: das Beſte, Vollkommenſte zu ſchätzen, zu bewundern, zu verehren und anzubeten — das war Goethes Religion.

Gläubigerbenachteiligung und Privatbeamte

Von Kammergerichtsrat Dr. Boethke-Berlin

Die Klagen über die Rechtspflege wollen nicht verſtummen. Schon viel iſt über die Gründe der Unzufriedenheit und die Mittel zu ihrer Beſeitigung geſprochen und geſchrieben worden, und der Geſetzgeber ſowohl als auch die Gerichte arbeiten unabläſſig daran, die Klagen zu vermindern. Ein Teil der Klagen iſt aber in der Natur der Sache und in den, einſtweilen unabänderlichen, ſozialen Verhältniſſen begründet. Wer einen Prozeß verliert, wird ſicher ſeinen Richter nicht loben; wer den Prozeß gewinnt, iſt häufig ebenfalls nicht zufrieden, weil er meint, daß das Gericht ihm ſchneller und weniger umſtändlich ſein „klares" Recht hätte gewähren können, in vielen Fällen aber auch deshalb, weil er das Urteil nicht vollſtrecken kann und obendrein noch ſeinen Rechtsanwalt und einen Teil der Gerichtskoſten bezahlen muß. Der in der Unzufriedenheit über das Gerichtskoſtenweſen liegende Zündſtoff ließe ſich durch eine Geſetzesänderung leicht beſeitigen. Anders verhält es ſich mit den Klagen, die ſich auf die Unmöglichkeit der Vollſtreckung beziehen. Hier kann in den meiſten Fällen weder der Geſetzgeber noch das Gericht helfen. Denn die Vollſtreckungsſchwierigkeit hat oft in der ſozialen Lage des Schuldners ihren Grund, nicht ſelten aber auch in deſſen Beſtreben, dem Gläubiger widerrechtlich die Mittel

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFO

zur Befriedigung zu entziehen. Wer als Richter von der großen Stadt auf das Land kommt, dem fällt es angenehm auf, daß hier selbst ganz unbemittelte Leute ihre Schulden bezahlen, ja sogar die Gerichtskasse befriedigen. Anders steht es in den großen Städten. Es scheint so, als ob dort die Empfindung, daß Schulden bezahlt werden müssen, in manchen Kreisen ganz abhanden gekommen ist. Daß man einen anderen nicht bestehlen darf, weiß jeder, und in den Kreisen, die ich hier im Auge habe, pflegt niemand an einem anderen einen Diebstahl im Sinne des Strafgesetzbuches zu begehen. Aber leichtsinnig Schulden zu machen und sich dann der Bezahlung mit allen nur möglichen Mitteln zu entziehen, das wird nicht für unehrenhaft gehalten, sondern gilt sogar als Gebot der Klugheit. Winkelkonsulenten sorgen dafür, daß solche Schuldner stets über das Neueste auf dem Gebiete der Gläubigerbenachteiligung unterrichtet sind. So kann es kommen, daß jemand, der in Berlin W eine elegant möblierte Zehnzimmerwohnung inne hat und, mit schwerem Zobelpelz angetan, im Automobil die Stadt durchfährt, dennoch zu denen gehört, die vom Gerichtsvollzieher vergeblich besucht werden und ihre Schulden nur bezahlen, wenn es ihnen aus irgendeinem Grunde als zweckmäßig erscheint. Mit Gewalt ist bei solchen Leuten nichts zu machen.

Es ist hier nicht der Ort, die Mittel anzugeben, die den Schuldnern ein solches Leben ermöglichen. Nur eine Ausnahme will ich machen, indem ich eine Reichsgerichtsentscheidung mitteile, die schon in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Ein kaufmännischer Angestellter, der von seinen Gläubigern bedrängt wurde, schloß mit seinem Arbeitgeber einen Dienstvertrag, nach welchem ihm als Arbeitsvergütung ein Jahresgehalt von 1500 Mark und ferner seiner Frau ein Betrag von 1700 Mark jährlich gezahlt werden sollte. Die Frau, der keine geschäftliche Tätigkeit auferlegt wurde, trat dem Vertrage bei. Dem Arbeitgeber war bekannt, daß der Angestellte von Gläubigern bedrängt wurde. Es war vom Oberlandesgericht ausdrücklich festgestellt worden, daß der Arbeitgeber den Ehemann nicht angestellt haben würde, wenn dieser nicht in geordneten Verhältnissen gelebt hätte, d. h. wenn sein Gehalt nicht so bemessen worden wäre, daß es der Pfändung seiner Gläubiger entzogen war. Ein Gläubiger ließ wegen eines ihm gegen den Angestellten zustehenden Anspruchs die Forderung von 1700 Mark pfänden, die nach dem Vertrage der Ehefrau zustehen sollte. Die Widerspruchsklage der Ehefrau drang beim Reichsgericht durch. Der Gläubiger ging leer aus, weil das Gehalt des Angestellten nur pfändbar ist, soweit es 1500 Mark jährlich übersteigt, die 1700 Mark aber dem Manne nicht zustanden und das Reichsgericht den Vertrag nicht für anfechtbar hielt.

Ich will nicht darauf eingehen, inwieweit das Reichsgerichtsurteil, zu dessen Beurteilung natürlich die vollständige Kenntnis der Gründe gehört, gerechtfertigt ist oder nicht. Nur das will ich bemerken, daß die Entscheidung schon vielfach Widerspruch gefunden hat und daß nicht in allen Fällen auf eine Nachfolge der unteren Gerichte zu rechnen ist. So sehr man aber das reichsgerichtliche Urteil bedauern mag, so hat die Sache doch auch ihre Kehrseite. Ist ein besser bezahlter Privatbeamter (zu den Privatbeamten rechne ich alle Angestellten) verschuldet oder unverschuldet in Zahlungsschwierigkeiten geraten, so befindet er sich in einer traurigen Lage, falls er den Nachstellungen seiner Gläubiger nicht teilweise entrinnen kann. Nach der gegenwärtigen Gesetzgebung kann ihm sein

ganzer Gehaltsanspruch mit Ausnahme eines Betrages von 1500 Mark gepfändet werden. Bezieht er z. B. ein Jahresgehalt von 5000 Mark, so sind den Gläubigern 3500 Mark verfallen, während ihm selbst nur 1500 Mark zu seinem und seiner Familie Unterhalt übrig bleiben. Mancher Privatbeamte zieht es dann vor, eine einfachere Stellung anzunehmen, für die nur 1500 Mark Jahresgehalt bestimmt sind; er macht sich das Leben leichter, da er doch nicht mehr als 1500 Mark jährlich erübrigen kann. Hiergegen läßt sich vom Rechtsstandpunkte aus nichts einwenden. Andere Privatbeamte machen sich selbständig, weil die Gläubiger dann nicht so leicht an sie „herankommen" können. Andere wieder lassen sich auf Provision stellen, weil auch in diesem Falle der Zugriff der Gläubiger erschwert ist. Noch andere schließlich greifen zu höchst bedenklichen Maßregeln, die auch durch die gegenwärtige Gesetzgebung für unzulässig erklärt sind, aber oft im Prozeßwege nicht vereitelt werden können. Allzu scharfes Vorgehen der Gläubiger führt also leicht dazu, daß diese überhaupt leer ausgehen.

Anders verhält es sich mit den öffentlichen Beamten. Deren Diensteinkommen ist ebenfalls bis zur Höhe von 1500 Mark jährlich unpfändbar. Von dem Überschuß sind jedoch weitere zwei Drittel der Pfändung entzogen. Hat ein öffentlicher Beamter also ein Diensteinkommen von 5000 Mark, so sind unpfändbar $1500 + (5000 - 1500) \cdot {}^2/_3 = 3833{,}33$ Mark, pfändbar sind mithin nur 1166,67 Mark. Diese gesetzliche Regelung ist durchaus angemessen und hat sich bisher bewährt. Es empfiehlt sich, sie auch auf die Privatbeamten zu übertragen. Im Hinblick aber auf die Verschiedenheiten des Privatdienstvertrages und des öffentlich-rechtlichen Beamtenverhältnisses ist es vielleicht angemessen, den pfändbaren Überschuß bei Privatbeamten von zwei Drittel auf die Hälfte herabzusetzen. Geschähe dies, so würde einem Privatbeamten, der 5000 Mark Jahreseinkommen bezieht, ein Betrag von $1500 + (5000 - 1500) \cdot {}^1/_2 = 3250$ Mark verbleiben, während 1750 Mark den Gläubigern überwiesen werden könnten. Zu erwägen wäre, ob dann die Pfandfreiheitsgrenze nicht von 1500 auf 1200 Mark herabgesetzt werden könnte.

Würde man in dieser Weise den Privatbeamten entgegenkommen, so würde sicher ein Teil der Klagen über Gläubigerbenachteiligung verstummen, und die Gläubiger würden dabei nicht schlechter wegkommen, als es jetzt der Fall ist. Die Arbeitgeber würden sich, um sich tüchtige Angestellte zu sichern, nicht so leicht auf zweifelhafte Dienstverträge einlassen; den Angestellten würden die Mittel bleiben, um trotz ihrer Schulden, ohne daß moralische Bedenken auftauchen, ein angemessenes Leben weiter führen zu können; sie würden nicht so leicht auf den Gedanken kommen, sich den Nachstellungen der Gläubiger ganz zu entziehen.

Es ist richtig, daß es ein Allheilmittel gegen Gläubigerbenachteiligung nicht gibt. Denn die böswilligen Schuldner werden stets Mittel und Wege finden, das Gesetz zu umgehen. Es wird deshalb den Kreditgebern oft als einziger Schutz empfohlen, vorsichtig zu sein und nur zuverlässigen Personen Vertrauen zu schenken. Indessen ist Vorsicht leichter angeraten, als im einzelnen Falle beobachtet. Der heutige scharfe Wettbewerbskampf nötigt oft zur Kreditgewährung gerade in solchen Fällen, in denen man sie besser unterließe. Wer ein Geschäft machen und in die Höhe kommen will, kann es zuweilen nicht vermeiden, wirtschaftlich schwachen Personen zu vertrauen. Man hüte sich aber, mit dem Begriff „Gläubiger" den Begriff der

„Wohlhabenheit" zu verbinden. Meist sind es gerade die minder wohlhabenden und weniger geschäftsgewandten Gläubiger, die beim Kreditgeben zu Schaden kommen; und diese zu schützen, ist eine ebenso wichtige und dankbare Aufgabe, wie die Schuldner vor der Vernichtung zu bewahren. In dergleichen Dingen ist die mittlere Linie gewöhnlich die richtige, und diese in einem wichtigen Teile des Schuldrechtes zu zeigen, war die Aufgabe, die ich mir für heute gestellt habe.*)

Till Eulenspiegel

Mittelalterliche Komödie in vier Aufzügen

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1911 by Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW.

Vierter Aufzug.

Szene wie im dritten Akt. Mondhelle Nacht mit starken Schatten, die allmählich zum Morgen übergeht. Zimmergesellen sind dabei, den Galgen und die Gerichtstische aufzustellen.

Leopold: Wenn einer wird gehenkt, so sagen sie,
Schickt Gott 'nen Engel und die Höll den Teufel,
Die Seele heimzuholen.
Adam: Sagen sie! — So ist's! (Er hämmert.)
Niklas: Nicht doch so laut!
Adam: Ach was! 's ist grade gut!
Leopold: Wofür denn gut?
Adam: Vertreibt den Gottseibeiuns,
Wenn er die Seele zu erschnüffeln kommt. (Hämmert.)
Niklas: Man kann ihn doch nicht sehen.
Adam: Aber riechen!
Niklas: Wie, riechen?
Leopold (zu Adam): Riechst denn du ihn?
Adam (schnuppert): Ja, es riecht
Nach Pech und Schwefel!
Niklas (angstvoll): Um Gott, du meinst doch nicht — ? —
Ich laufe fort!
Adam: Damit er dich erwischt
Und dir den Kragen umdreht!?
Niklas: Gott im Himmel!
(Er bekreuzigt sich und murmelt ein Gebet.)
Adam: Tut ruhig eure Arbeit. Auf den Richtplatz
Darf er erst, wenn da oben einer hängt.

*) Wer sich genauer über die in Frage kommenden Verhältnisse unterrichten will, sei auf die Abhandlung des Landrichters Cohn „Über die Notwendigkeit einer Reform des Lohnbeschlagnahmerechts" in Gruchots Beiträgen zur Erläuterung des Deutschen Rechts, 54. Jahrg. 1910 S. 721 ff., verwiesen. Diese Abhandlung ist mir erst nach Fertigstellung meines Aufsatzes zu Gesicht gekommen.

Leopold: Sag mal, ist's wahr, daß es auch Leute gibt,
Die sich den Daumen vom Gehenkten holen?
Adam: Den Daumen oder einen Zahn, gewiß!
Leopold: Wozu soll das denn nutzen?
Adam: Bringt viel Kundschaft!
Leopold: Kundschaft? Ja, wem?
Adam: Dem Brauer!
Leopold: Was, dem Brauer?
Was braucht denn der 'nen Daumen?
Adam: Er maischt ihn mit im Sud. — Wenn euch das Bier
Heuer besonders schmeckt, dann wißt ihr, daß
Ein Daumen mitgekocht.
Leopold: Pfui, Schweinerei!
Niklas: Da möcht man gar kein Bier mehr trinken mögen.
Leopold: Wenn's nur nicht so verteufelt schmeckte!
Niklas: Pst!
Seht doch! Seht, seht!
Leopold: Was denn? Was siehst du denn?
Adam (spöttisch): Er sieht den Gottseibeiuns!
Niklas: Kinder, wirklich,
Dort schlich ein Mann die Gasse sich herauf.
Adam: Ach was! Gespenster!
Niklas: Nein, wahrhaftig, Meister,
Ich sah es deutlich!
Adam: Albernheiten!
Was hätte wohl zu dieser Zeit ein Mensch
Hier in der Gass' zu suchen! — Faß mal an!
Leopold (auf Niklas): Ein Kerl ist's, so richtig zum Vergraulen.
Meister, er macht sich wohl vor Angst noch ein.
Adam (zu Niklas): Kann er nicht stille halten? — Pack er sich!
Er zittert ja, die Memme! — (zu Leopold) Halte du!
Leopold: Sag mal, du sagtest doch vorhin, ein Zahn
Soll auch von Nutzen sein?
Adam: Jawohl, bei Mondschein
Macht er ein' unsichtbar; das kommt daher,
Weil Mond und Galgen stehn in einem Bund.
Leopold: Der Mond und Galgen?
Adam: Hast denn nie bemerkt,
Daß stets der Mond am Rabenstein leuchtet?
Leopold: Ja, das ist wahr!
Adam: Es gibt davon ein Lied.
Leopold: Ein Lied?
Adam: Jawohl, ich will es einmal singen.
Niklas: Um Gott, doch hier nicht!
Leopold: Halt er's Maul, er Memme!
Adam (singt): „Es sprach der liebe Gott zum Mond:
Was mußt du nächtlich scheinen? —
O Herr, es könnt im Straßenkot
Ein armes Kindlein weinen! —

Ei sieh, du treibest Aufwand viel,
Ein Lichtlein könnt' da helfen! —
O Herr, es brauchen mich im Bühl
Zum Tanze auch die Elfen!

Die Elfen sind ein heidnisch Wahn,
Den brauchst du nicht zu leuchten! —
O Herr, vielleicht der Herr Kaplan
Mich auf 'nem Betgang bräuchten! —

Zur Nachtzeit schläft er doch, du Tepp,
Friedvoll in seinem Bette! —
O Herr, es ist die Bodentrepp
So finster zur Babette! —

Babette trägt das Jungferntuch,
Sie hat schon graue Haare! —
O Herr, er hat im Kirchenbuch
Geschenkt ihr zwanzig Jahre! —

Was sagt denn der Herr Richter fein
Zu diesem bösen Hahne? —
O Herr, er trinkt doch seinen Wein
Zusamm'n mit dem Kaplane! —

Und diesen Schelmen willst du Schwein
Noch leuchten zu den Sünden!? —
O Herr, ich kann für meinen Schein
Kein luft'ger Plätzlein finden! —

Da griff der Herr ergrimmt den Mond
Und tat ihn feste balgen,
Zur Strafe hat er ihn belohnt
Zu leuchten stets am Galgen.

Dort gruselt ihn die ganze Nacht,
Er bebt an Händ und Zehen —
Erst wenn die Sonne aufgewacht,
Darf er nach Hause gehen." —

Leopold: Ei, das ist lustig!
Niklas: Über solche Sachen
Soll man nicht spotten.
Adam: So, wer spottet denn?
Niklas: Und dann könnt auch der Schelm dein Singen hören; —
Man soll doch Mitleid haben, mein' ich.
Adam: Mitleid, he?
Wer hat in dieser Zeit denn Mitgefühl?
Wer hat mit uns denn Mitleid, sag doch, he?
Hat es der Bürger oder Edelmann?
Und dieser Mitgefühl, he? für den Bürger?
Der Landsknecht Mitleid mit des Bauern Gans
Und Haus und Hof und Weib? — Ein jeder Stand
Reckt kräftig, wie er kann, die Ellenbogen
Und braucht die Faust! — 'ne schöne Duselei!

Leopold: Ach, Meister, zankt Euch nicht! Wir wollen gehen.
Es ist jetzt alles fertig. Und wir könnten
Höchstens mit unserm Durste Mitleid haben.
Niklas: Es hat schon drei geschlagen, Leopold. —
Die Schenken sind geschlossen.
Adam: Für die Frommen!
Wer schlau ist, findet leicht noch Unterschlupf.
Leopold: Ja aber wo?
Adam: Hört mal, ich weiß ein Plätzchen,
Da sind Studenten stets die ganze Nacht
Und allerlei gesiebtes Volk zu finden;
Gesoffen wird, gegrölt und musiziert;
Auch Dirnen gibt's und öfters Schlägerei!
Dort geht es lustig zu — ihr werdet sehen.
Und heute vor der Exekutio sind
Gewiß recht viele da.
Niklas: Doch wenn wir Streit mit den Studenten kriegen?
(Man hört den Wächter tuten.)
Adam: Wir hab'n ja unser Handwerkszeug im Sack!
Leopold: Ja, das ist wahr! Macht schnell, der Wächter kommt —
Daß er uns nicht verschwätzt! (Ab. — Der Wächter tritt auf.)
Der Wächter: Ihr guten Leute laßt euch sagen,
Die Glocke hat halb vier geschlagen;
Verwahrt das Feuer und das Licht,
Daß nicht der Stadt ein Schaden geschicht!
(Er geht ab, man hört ihn in der Entfernung tuten. Laurentia huscht an das Fenster des Kanzlerhauses und klopft leise.)
Laurentia: Pst, Eulenspiegel! (klopft) Hör doch! Mach doch auf! —
Er hört mich nicht! — Er wird doch nicht allein
Geflohen sein!? (klopft) So hör doch, Till! (Der Kanzler öffnet das Fenster.)
Kanzler: Klopft jemand da?
Laurentia: Ich bin es, liebster Till! —
Herr Gott, wenn man uns sähe!
Kanzler: (befremdet): Wer ist da?
Laurentia: Laurentia, Gott! Wer sollt es denn auch sein,
Wo sie dich alle doch im Stich gelassen!
Nur ich, Till, ich, ich halt auch jetzt zu dir!
Kanzler: Laurentia?
Laurentia: Ja doch, deine Traute, Till!
Erkennst du mich denn nicht?
Kanzler: Gewiß doch, ja.
Das Licht ist schlecht. — Was willst du denn, Laurentia?
Laurentia: O Till, sei doch nicht so verändert! Sprich!
Du schicktest Lamme doch —
Kanzler: Wen schickt' ich? — Lamme?
Laurentia: Gott, wie bist du verstört! Du schriebst im Brief,
Ich solle um halb vier am Fenster klopfen,
Du hättst den Schlüssel und die Gäule ständen
Vorm Tor bereit —
Kanzler: Die Gäule — sieh, mein Kind!

Laurentia: Ach Till, ich seh's ja ein, nur schnelle Flucht
Kann uns allein noch retten! — Sieh, ich bin
Ja hier, wie du mich riefst. Mach schnell und komm!
Kanzler: Du gutes Kind!
Laurentia: O Liebster, komm doch, komm!
Kanzler: Ich kann nicht, Kind.
Laurentia: Wie denn, du kannst nicht, Till?
Kanzler: Ich hab den Schlüssel nicht.
Laurentia: Wie? Nicht den Schlüssel?
Kanzler: Nein, Kind, ich hab ihn nicht.
Laurentia: Um Gott, du schriebst doch,
Daß du die Büttel trunken machen wolltest,
Und dann mit mir entfliehn!
Kanzler: Sie sind betrunken,
Und alles stände gut; allein der Schlüssel,
Der fehlt, mein Kind.
Laurentia: Mein Gott, wo ist er denn?
Kanzler: Der Schelm von Kanzler hat ihn!
Laurentia: Kannst du denn
Ihm nicht den Schlüssel nehmen?
Kanzler: Wär er hier!
Allein er ist vor langen Stunden schon
Entwischt; er wolle nach den Gäulen sehen,
Hat er gesagt; doch kommt er nicht zurück!
Laurentia: O Liebster, Liebster — dann ist alles aus!
Kanzler: 's ist aus, mein Kind, ja. — Weine nicht so sehr, —
Ich bitt dich, 's geht mir nahe.
Laurentia: Ärmster Mann!
Mein Gott, was tu ich nur!?
Kanzler: 's gäb eine Rettung noch!
Laurentia: Rettung!? Sag schnell!
Kanzler: Ich darf es dir nicht sagen, liebstes Kind.
Laurentia: O Till, ich bitte dich, sag doch geschwind!
Kanzler: Es würd dich bloßstell'n, Traute.
Laurentia: Ach was tut's!
Wenn es dich retten kann!
Kanzler: Ein Opfer kostet's!
Laurentia: Mit tausend Freuden alles, wenn nur du
Gerettet wirst! So sag es doch geschwind!
Kanzler: Du müßtest mich — zum Manne nehmen, Kind.
Laurentia: Gott, liebster Till, das will ich doch auch so!
Kanzler: Ja, doch in Heimlichkeit und in Verbannung.
Hier aber könnt es nur alleine helfen —
Laurentia: Wie denn! sprich schnell!
Kanzler: Wenn du auf offnem Markt
Mich unterm Galgen freitest.
Laurentia (erschrocken): Unterm Galgen!
Kanzler: Nicht wahr, das magst du nicht? — Es ist auch häßlich.
Laurentia: Ob häßlich oder nicht — ich rette dich! —
Doch sag, ist das auch sicher wahr?

Kanzler: 's ist ein Gesetz!
Laurentia: O Till, ich rette dich!
Kanzler: Doch wenn man dich
Im Hause streng bewacht?
Laurentia: Dann berg ich mich
Gleich in der Nähe. — Dort die Mauer, sieh!
Kanzler: Mein tapfres Kind!
Laurentia: Leb wohl, du Böser! — Schnell!
(Sie überklettert die Mauer.)
Kanzler: Man weiß doch nicht, wie weit die Narren gehen. —
Im schlimmsten Falle wäre das der Ausweg. (Eulenspiegel kommt.)
Eulenspiegel: Geschwind, Herr Kanzler! 's weht der Morgenwind!
Und draußen läßt sich's freier Atem schöpfen. —
Die Büttel schnarchen doch?
Kanzler: Wie Sägemühlen!
Sie sind ganz vollgelaufen. Aber sagt,
Ich hoffe doch, sie werden nicht das Spiel
Zum Ärgsten treiben.
Eulenspiegel: Ei, die kennt Ihr schlecht! —
Doch habt Ihr jemand schon am Haus gesehen?
Ein Mädchen, mein' ich.
Kanzler: I kein Mäuselein!
Eulenspiegel: Wartet, ich schließ Euch auf. Doch merket wohl:
Bin manchmal recht kurios — beim ersten Schrei
Und wenn Ihr gar zu fliehn gedenkt, stech ich
Euch ohne Gnade nieder.
Kanzler: Warum nicht gar! Ich komme nach der Tür.
(Eulenspiegel schließt auf und öffnet. Man hört ein Gepolter im Hausgang wie von einem Fall.)
Eulenspiegel: Was gibt es denn?
Kanzler (im Hause): O weh, ich bin gefallen!
Eulenspiegel: Wer fällt, steht auf.
Kanzler: Ich kann nicht fort! O weh!
Eulenspiegel: Habt Ihr Euch wehgetan?
Kanzler: O Gott, mein Fuß!
Ich glaub, ich habe das Gelenk gebrochen.
Ich kann nicht stehn, ich falle wieder um.
Eulenspiegel: Ei was, ich nehm Euch auf den Buckel, Freund.
Im letzten Falle, wenn uns einer anspringt,
Renn ich ihm meinen Degen durch den Bauch!
Laßt einmal sehn.
(Er geht ins Haus; es erhebt sich darin ein Lärmen wie von Ringenden.)
Eulenspiegel (im Hause): Du hinterlist'ger Schuft!
(Der Kanzler stürzt heraus und schließt ab.)
Kanzler: Da hätt ich ihn, wo ich ihn haben wollte,
Den frechen Schalk! — Na warte, Bürschlein, du!
Jetzt kommt dein schweres Stündlein. — Rüttle nur!
Das Schloß ist gute Arbeit, hab ich doch
Seit Stunden mich daran gemüht. — Und hätte
Ich nicht 'nen Einblick in dein Herz getan,

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Du müßtest baß mir hangen; aber so
Wird dich die schwarze Stunde wohl kurieren;
Ich meff' sie gern dir zu! — Adiö, Herr Eulenspiegel! —
Geschwind zum Schloß jetzt! (Ab.)

(Man hört Eulenspiegel im Hause toben, der Wächter kommt.)

Wächter: Ihr guten Leute laßt euch sagen,
Die Glocke hat halb vier geschlagen,
Verwahrt das Feuer und das Licht,
Daß nicht der Stadt ein Schaden geschicht. —
Was poltert da? (Klopft.) He! Haltet Ruhe!

Eulenspiegel: Macht auf, Herr Kanzler! Hört, das ist kein Spaß!

Wächter: Toß er nicht so! Hoda, sei er manierlich!

Eulenspiegel (erscheint am Fenster): Seid Ihr noch da?

Wächter: Wer soll wohl anders da sein
In nächt'ger Stunde als die Obrigkeit?

Eulenspiegel: So ist der Kanzler fort?

Wächter: Laß er die Späße
Mit seinem Kanzler, er!

Eulenspiegel: Verflucht, das war kein feiner Edelmann!

Wächter: Fluch er nicht so, und halte er sich stille!
's gibt sonst noch was!

Eulenspiegel: Was faselt er, er alter Siebenschläfer!?
Mach dich davon, du fauler Hamsterbauch!

Wächter: Wagt er noch gar, die Obrigkeit zu schmähen!?

Eulenspiegel: Die Obrigkeit! Jawohl, in Unterhosen
Und Zipfelmütz!

Wächter: Na warte, frecher Spatz!

(Er sticht in das Fenster mit dem Spieß, den Eulenspiegel erfaßt und nach dem Wächter stößt.)

Eulenspiegel: Da hat er's wieder!

Wächter: Er gemeiner Schlingel,
Gibt er den Spieß heraus!?

Eulenspiegel: Greif er nur zu!

Wächter: Na warte, Bursch, ich hole einen neuen!

Eulenspiegel: Tu er das nur! Dann gibt es ein Turnay
Mit Bohnenstangen. (Der Wächter ab, Lamme stürzt herbei.)

Lamme: O Till, o Till! Was muß ich von dir hören!

Eulenspiegel: Nichts recht Erbauliches, mein Junge; ja
Die Maus sitzt in der Falle.

Lamme: Till! O Till!

Eulenspiegel: Und morgen schlägt der Koch sie lachend tot! —

Lamme (auf den Galgen weisend, kleinlaut): Das ist für dich da, Till?

Eulenspiegel (mit erschrecklicher Lustigkeit): Herzbruder, ja!
Es ist der Maibaum, den sie für mich pflanzten.

Lamme (kläglich): Das nennst du deinen Maibaum, armer Schlingel.

Eulenspiegel: Ist's nicht im Mai, wo alles prangt und blüht?
Und hörst du nicht die Musikanten spielen?
Hast ja doch selbst die Laute um den Hals.
Du spielst zum Tanz, bei lust'gem Bänderflattern,

Bei Vivat, Mützenschwenken, runden Dirnen —
Herzbruder, hör, mir ist nicht gut.
Lamme: O je!
Eulenspiegel: Und daß Laurentia nicht gekommen ist!
Bestelltest du den Brief?
Lamme: Vom Kanzler? Ja.
Eulenspiegel: Das wurmt mich fast am meisten. Dacht ich doch,
Sie würde treuer sein.
Lamme: Ach Till, du weißt,
Die Weiber sind wie Wäsche auf der Leine.
Eulenspiegel: Weiß Gott, wir haben's beide jetzt erfahren.
Doch höre, Lamme, 's ist vielleicht noch Zeit, —
Hol schnell dein Handwerkszeug! Du kennst das Schloß!
Lamme: Daß ich es nur gesteh, — das Handwerkszeug —
Eulenspiegel: Was ist's damit?
Lamme: Ich hab's — ich hab —
Eulenspiegel: Wo denn?
Lamme (kleinlaut): Vertrunken, Till.
Eulenspiegel: Vertrunken, seht!
Und was dem einen ist dies schöne Leben,
Das ist dem andern frisches Braunebier! —
O Lamme, Lamme, bist mein Henkersknecht!
Lamme: Ich rett dich, Till!
Eulenspiegel: Du retteſt! — Schön von dir!
Doch rat ich, steck die Pfote nicht ins Eisen,
Sonst kriegt der Kürschner einen Doppelbalg, —
Und jetzt bei deiner guten neuen Stelle!
Lamme: Ach, liebster Till, was gilt die neue Stelle!
Da will ich lieber doch — das Hundeleben — (Rührung.)
Eulenspiegel: Was hast du vor?
Lamme: Ich weiß ja noch nicht recht,
Doch ich versuch es. — Du mußt Eve nehmen
Zum Ehweib, Till.
Eulenspiegel: Ich — Eve — unterm Galgen?
Lamme: Grad dorten, Till! — Als ich von deinen Taten
Vernahm — hättst du mich bloß gefragt!
Ich hätt dir sagen können, daß der Kanzler
Schon in der Stadt — wie wär doch alles anders!
Eulenspiegel: Ich bitt dich, keine Litanei! — Du retteſt!
Lamme: Durch alle Kneipen lief ich wie besessen
Und fragt an jedem Tisch, ob Rettung wär.
War da ein alter Studio, versoffen,
Doch weise, Till, — ich sag dir, ein Orakel! —
Der sagte mir, es gebe ein Gesetz,
Daß, wenn ein Schelm am Galgen würd gefreit
Von einer Jungfer, Till, — dann wär er frei.
Eulenspiegel: O weh, Laurentia!
Lamme: Ach, die feine Dame,
Die tät sowas doch nie! — Doch Eve tut's!
Eulenspiegel: Das glaubst du, Lamme, — ei du fromme Seele!

Lamme: Sie nimmt dich, Till, — bestimmt! Sie nimmt ein' jeden!
Eulenspiegel: Sehr schmeichelhaft! Doch müßt ich mich bedanken.
Lamme: Bedenk doch, Till, — bist du erst wieder frei,
Gibst du sie mir, wenn es nicht anders geht.
Eulenspiegel: Du hättest dann zwei Hemden auf der Leine.
Lamme: Ach Gott, mein erstes flog mir doch davon.
Eulenspiegel: Herzbruder, geh nach Haus und schlaf dich aus.
Und morgen mußt allein du weiter wandern.
Grüß mir — ich bitt dich, Lamme, geh.
Lamme: Du wirst ja sehen!
Und hör, ich häng mein rotes Sacktuch aus
Am Fenster, wenn sie dich erretten kommt.
Eulenspiegel: Doch nimm ein sauberes. — 'nen schönen Gruß
Von ihrem Ehgemahl! —

(Lamme tritt unter Eves Fenster und singt zur Laute.)

Lamme:
O Jungfer in der Kammer keusch,
Hör doch auf meiner Liebe Geräusch,
Mein Herz ist vor deiner Türen!
Hier liegt es in dem Gossenstein
Und ruft nach dir in Not und Pein,
Und kraucht auf allen Vieren!

Mein Herz ist jämmerlich zerknirscht,
Weil es nach dir, du Süße, pirscht,
Es macht ein groß Geschreie!
O nimm es auf an deine Brust,
Die doppelteilig ist mit Lust,
Denn da ist Platz für dreie!

(Das Fenster öffnet sich, Eve erscheint im Nachtgewand.)

O öffne ihm die zune Tür
Und nimm es wärmend mit zu dir,
Ihm ist so kalt und mies!
O öffne, eh der Wächter naht,
Der nicht der Liebe Not verstaht,
Und sticht es mit dem Spieß!

Eve: Wem gilt das schöne Lied, verehrter Sänger?
Lamme: Wem könnt es anders gelten als nur Euch!
Eve: Ach Ihr seid's! Seht doch, der Herr Küchenschef
Von seiner Gnaden, dem Herrn Wiener Graf!
Lamme: O schönes Evchen, höher noch hinauf!
Ich soll in Wien des Kaisers Küche leiten.
Eve: Da habt Ihr eine gute Lage, Herr.
Lamme: 'ne beßre hätt ich noch, wär ich bei Euch!
Eve: Ei schämt Euch doch; ich denk, Ihr habt 'ne Frau?
Lamme: Sie ist doch fort, und ich kann wieder freien.
Eve: Da wird sie sich recht ärgern, wenn sie's hört.
Lamme: Zumal ich ihre Stelle will besetzen. —
Seht, ich vertrag nicht Junggesellenstand.
Eve: Ei jeh, die Glückliche, die Ihr erwählt!
Lamme: O Evchen, öffnet mir, daß ich's Euch sage!

Eve: Mir wollt Ihr's sagen?
Lamme: Grade dir, du Süße!
Eve: Ist's wirklich wahr?
Lamme: Bei Gott, ich schwör es Euch!
Eve: O lieber Herr, wollt Ihr nicht morgen kommen?
Lamme: Ich halt die Qual ohn' Euch nicht länger aus!
Ich bitt Euch, Liebste, öffnet!
Eve: Gott! — Ich komme. —
Doch hört, in allen Ehren!?
Lamme: Ei versteht sich,
Ich bin doch kein Franzos!
Eve: Da komm ich schon.
(Sie verschwindet vom Fenster; Lamme eilt hinüber zu Eulenspiegel.)
Lamme: Hör, Till, sie öffnet und ich bin erhört!
Eulenspiegel: Wünsch gut Gelingen, Freund; ich glaub nicht dran.
Lamme: Sie hat mein Ehversprechen!
Eulenspiegel: Doch nicht meines.
Lamme: Ach geh, Till, du warst sonst doch stets bei Laune,
Wenn's eine Hetze gab.
Eulenspiegel: 's steht auf dem Messer.
Lamme: Das standen deine Streiche immer, Till.
Du wirst doch nicht in einem Bach ertrinken,
Wo du das weite Meer befahren bist.
Eulenspiegel: Sie wird dir die Bedingung nicht erfüllen. —
Ein Schelm am Galgen! — Nahm doch eine Bessre
Anstoß daran.
Lamme: Ich dächt, um mich zu kriegen,
Nimmt sie wohl auch noch dich.
Eulenspiegel: Ei sieh, wie stolz
Doch gleich der Esel seine Beine hebt,
Wenn's edle Pferd am Weg verendet ist!
Lamme: Herzbruder, sei doch nicht so mißgestimmt.
Eulenspiegel: Ich glaub, ich habe Ursach.
Lamme: Schäm dich, Till!
Wo hast du deine Laune! Kläglich ist's,
Das Spiel so matt zu enden.
Eulenspiegel: Kläglich? — Nein!
Das soll nicht, Lamme! 's ist ein häßlich Wort.
Recht hast du, Bruder, eine Schande wär's,
Und gar vor diesen! — Gut, ich werde hoffen.
Lamme: Ich könnt dich küssen, Till!
Eulenspiegel: Küß nur mein Weib
An meiner Statt! Sieh doch, sie öffnet schon.
Lamme: Da will ich gleich —
Eulenspiegel: Vergiß das Sacktuch nicht!
(Lamme verschwindet in Eves Haus; der Profoß und seine Knechte mit einem Karren voller Geräte.)
Profoß: Habt ihr auch alles mit? Die Feuerzangen,
Die Streckbank und die Schlingen?
Knecht: Alles, Meister.

Profoß: Dann mach die Schlinge fest. — (Betrachtet den Galgen) 'ne gute Arbeit.
Eulenspiegel: Gut Morgen, Euer Gnaden. Gut geschlafen?
Und schon so früh am Tag heraus? (Volk findet sich ein.)
Profoß: Das Lästermaul!
Tut nur, als hört ihr nicht. Das kenn ich schon;
Verbirgt sich doch die Angst nur hinterm Maul.
Eulenspiegel: Wie, Angst habt Ihr, Herr Schlingensteller? — Ich
Bin doch nicht Euer Ehweib!
Profoß: Laßt ihn reden! —
(Das arme Sünderglöcklein ertönt.)
Geh, trag ihm noch die Henkersmahlzeit hin.
Eulenspiegel: Hört doch, sie läuten heute früh zur Messe.
Ist Maienandacht? — (Nimmt die Schüssel in Empfang.)
Heissah, Wassersuppe!
Welch Leckerei! Die schickt mir wohl der Fürst
Als Anteil von der Tafel? — Delikat! — (Er verschwindet vom Fenster.)
Erster Bürger: Komm hierher, Christian, ist ein guter Platz,
Man kann von hier aus alles prächtig sehen.
Zweiter Bürger: Seht, seht, da kommen die Herrn Richter schon.
Dritter Bürger: Und dort der Rektor!
Vierter Bürger: Und den Kanzler, seht!
Erster Bürger: Wie würdevoll die Herren sich begrüßen!
Dritter Bürger: Er gibt den Schlüssel; seht, sie holen ihn!
Vierter Bürger: Ob auch der Landgraf kommt?
Zweiter Bürger: Natürlich doch!
Er ist doch der Gerichtsherr!
Dritter Bürger: Nein, der Kanzler!
Vierter Bürger: Seht doch, jetzt hol'n sie ihn!
Erster Bürger: Pst! Ruhe! Ruhe!
Der Landgraf kommt!
Mehrere: Der Landgraf!
Zweiter Bürger: Sagt ich's nicht!?
Erster Bürger: Herrjeh, wie tief sie sich zur Erde neigen!
Dritter Bürger: Sind alles Katzenbuckel!
Rufe: Ruhe! Ruhe!
(Das Glöcklein schweigt; vom Turm schlägt es vier Uhr; die Herren nehmen ihre Plätze ein. Eulenspiegel wird ein wenig später herausgeführt.)
Grober: Fiat justitia! Halsgericht hebt an!
Einige: Der Delinquent! Seht doch den Delinquent!
Grober: Ich bitte alles Volk um größte Ruhe!
Stellt ihn dort auf den Schragen! — Delinquent,
Er ist zum Tod durch Strang verurteilt worden,
Doch hat er abgeleugnet. Das Gesetz
Schreibt Foltrung vor, wenn er beim Leugnen bleibt,
Um ihn zum Schuldbekenntnis anzuregen;
Bekennt er, ist er von der Folter frei.
Ich leg es ihm ans Herz, zu überlegen,
Ob er bekennen will. —
Eulenspiegel: Ich will bekennen.
Einige: Hört, hört, er will bekennen!

Andere: Ruhe! Ruhe!
Grober: Bekennt er, daß er Eulenspiegel ist?
Eulenspiegel: Ich bin Till Eulenspiegel!
Einige: Hört doch! Seht!
Grober: Und leugnet er die ihm zur Last gelegten
Delikta, derentwegen er verdammt?
Eulenspiegel: Ich leugne keines.
Volk: Er gesteht! Gesteht!
Grober: Gut, er gesteht; und er hat wohlgetan
Damit. Die Folter bleibt ihm jetzt erspart. —
Habt Ihr's im Protokoll, Herr Bürgermeister?
Bürgermeister (liest): „Der Richter hat befragt den Delinquent,
Ob er sich schuldig seiner Tat bekennt;
Der Delinquent, der von der Folter Kenntnis,
Legt ohne Rückhalt ab das Eingeständnis."
Grober: Wir kommen zum iudicium und den Gründen.
Hat etwa Delinquent
Noch etwas auf dem Herzen, das ihn drückt,
Dann sprech er und erleichtre sein Gewissen.
Einige: Still, er will sprechen! Hört Till Eulenspiegel!
Eulenspiegel: Ihr Herr'n, was sollt ich auf dem Herzen haben,
Das mich bedrückt? Ein schlechtes Herz nur schmerzt.
Wie sollt ein freies Herz auch Druck empfinden?
Ist nicht ein freies Herz gleich einer Lerche,
Die jubilierend hoch im Blauen steht,
Indessen unten in dem engen Pferche
Der Stadt und Gassen Vetter Griesgram geht? —
Auch er hat seine Art, den Herrn zu loben,
Nur schickt er aus dem Schornstein Ruß nach oben.
Ein Bürger: Hört nur, er spricht verwunderlich!
Grober: Er hat
Uns also nichts zu sagen? — Reut ihn nicht
Die Trübsal, die er uns bereitet hat? —
Er steht doch hier um großes Ärgernus.
Eulenspiegel: Um Ärgernus! — Was ist denn Ärgernus?
Kann jede Katz nicht Ärgernus bereiten?
Sie frißt den Vogel, stürzt die Kanne um,
Beschmutzt das Bett, zerkratzt des Herrn Gesicht,
Zerreißt im Spiel der Dame goldne Halskett,
Daß Edelsteine in die Ritzen springen; —
Beim Suchen fällt das Licht, der Vorhang brennt,
Es flammt das Haus, die Wiege drin verkohlt,
Des Nachbarn Haus erfaßt's, es brennt die Stadt,
Des Obdachs bar fällt Krankheit auf die Leute,
Die Pest verbreitet sich, durchs ganze Land
Geht schwarzer Tod — und alles um die Katz!
Ich hörte nicht, daß man die Katz gehenkt,
Sie lebt wohl heute noch bei guten Leuten.
Und frag ich euch: Was ist der Stadt geschehen?
Kein Haus verbrannt und keine Pestilenz!

Ja, und es lebt noch in der Häuser Enge
Derselbe Rat, dieselbe dumme Menge!
Ihr grämt euch daß ob dieses Ärgernus, —
Mir macht, daß ihr nicht klüger seid, Verdruß.

Volk: Er lästert! Hört den Frechen! Tod ihm, Tod!
Grober: Ihr haltet Ruhe, wie ich euch gebot!
Einige: Still! Ruhe! Ruhe!
Grober: Wir kommen zu den Gründen — merket auf! (Er liest vom Blatt ab)
Notorisch ist es dem Gericht und euch,
Daß Delinquent, alias Till Eulenspiegel,
Nachdem die Stadt erregt mit Ärgernus,
Item das Fürstenhaus mit Spott geschmäht,
Ingleichen auch des Kaisers Nam' mißbrauchet
In greulicher Entstellung und auch Fälschung,
So ihm bewiesen ist durch Sachbeweis,
Derselbe vor die Frag gestellt, ob man
Ihn foltern solle, sich hat schuld bekannt,
Wogegen wiederum zur Sühne des
Verbrechens das Gesetz, so Kaiser Karl
Danach zu achten uns als Ordnung gab,
Muß nun in usum komm'n mit aller Schärfe,
Damit nicht böse Lust zur Nachahmung
Des Schelmen lüsterne Gemüter führe,
Jedann auch, weil die gute Bürgerschaft
Muß sein geschützt vor Angriff auf den Frieden,
Und letztens, weil es das Gesetz so fordert,
Dem höchste Weisheit durch sich selbst gegeben,
Ergo so hat das hohe Kriminal
In seiner Weisheit und nach Würdigung
Der Umständ, die für Strafe sprechen oder nicht,
Denn beides ward gewürdigt, als zu Recht
Beschlossen, daß den Schelm zur Strafe man,
So recht und billig schien für sein Verbrechen
Und ausgemachte Bosheit und Betragen,
Ohn mildernd Umständ ziehe, der er sich
Unwert gemacht durch arge Renitenz,
In Konsequenz Verdammnis ausgesprochen
Und ihn verurteilt durch den Strang zum Tod. —

Ein Bürger: Der arme Teufel! Seht, er ist recht blaß!
Einige: Er will noch reden! — Ruhe! Er will reden!
Grober: Da das Gesetz die letzte Gnade kennt,
Ist eine Bitte ihm gewährt, soweit
Sie das iudicium nicht berührt. — Sag er,
Was bittet er als letzte Gunst sich aus?
Eulenspiegel: Die Wage der iustitia, hört ich recht,
Hat teutsches Zünglein! Bitt ich denn als Gunst, —
Da ich noch nach dem Sacktuch suchen muß —
Lest mir noch einmal vor den tollen Spruch!
Volk: Er höhnt! Er höhnt noch das Gericht!

Grober: So geb die Kirche ihm die Tröstung mit.

(Ein Priester tritt an Eulenspiegel heran.)

Eulenspiegel (zum Priester): Ich bitt Euch, macht's recht lang; ich hör so gerne
Die große und die kleine Litanei;
Und wenn Ihr fertig seid, beginnt von vorne.
's ist so beruhigend, im Gras zu liegen,
Derweil das Bächlein plätschernd weiterzieht. —
Indessen hoff das Tuch ich zu erspähen. —
Kennt Ihr die Jungfer Ev, und wißt Ihr, Herr,
Ob sie noch eine Jungfer? Denn mir scheint,
Sie will den Ehestand gar präsumieren, —
Es dauert lang ein wenig.

Der Priester (entrüstet): Geht allein!

Volk: Seht doch, er weist den letzten Trost zurück!

(Grober und die Richter erheben sich und werfen die Tische um; das Armesünderglöcklein ertönt; Grober bricht den Stab.)

Grober: So nehmt ihn denn, Profoß, und richtet ihn!

(Das Volk in entsetzlicher Aufregung, doch stille; einige Frauen stürzen entsetzt davon.)

Eulenspiegel (an der Leiter): Ich bitte nach Euch! Sagt mir, guter Freund,
Seht Ihr das Sacktuch nicht?

Profoß: Steig er hinauf!

Eulenspiegel: Jetzt kann nur noch ein schnelles Wunder helfen!

Laurentia (springt von der Mauer und stürzt auf den Schragen):
Gebt mir den Mann, ich nehme ihn zum Gatten!
Till, liebster Till! (Sie sinkt ihm in die Arme):

Eulenspiegel: Laurentia! — Das war Zeit!

Grober: Was ist das? Halt!

Lobwasser: Das ist ja meine Nichte!

Volk: O seht doch, seht!

Grober: Reißt doch das Mädchen fort!

Die Schöffen: Und rasch vollstreckt!

Landgraf: Gemach, ihr Richter! Wollt das Recht ihr kürzen?

Grober: Das Recht? Wir, Euer Hoheit?

Lobwasser: Welches Recht?

Landgraf: Daß Ihr's nicht wißt, verwundert mich nicht sehr.
(zu Grober) Doch Ihr, Herr Richter, sollt das Instrument,
Das Euch die Macht auf Leben oder Tod
In Händen gibt, ein wenig besser spielen.
Es hat der Kanzler mich erinnert, daß
Ein alt Edikt in dieser Stadt besteht,
Daß der Verurteilte, wenn unterm Galgen
Ein Mädchen ihn zum Mann begehrt, wird frei! —
Wie steht's mit Eurem Wissen in dem Falle?

Lobwasser: Wie denn, ein alt Edikt?

Grober: Ja, ganz veraltet!

Landgraf: Weil die Justiz von schlimmer Hand verwaltet!
Ihr müßet als Jurist doch sonst verstehen,
Daß ein Gesetz nicht kann von selbst vergehen.

Grober: Nach nie gebrauchter Norm sich niemand richtet.

Landgraf: Zum Brauch vorhandner Norm seid Ihr verpflichtet!

Grober: Hoheit, verzeiht, sie ist nicht mehr vorhanden.
Landgraf: Gesetz wird nicht durch Lässigkeit zuschanden!
Vom Volk allein ist alles Recht geboren,
Ihr glaubt, es sei allein aus eurem Schoß,
Und laßt nach freier Wahl dann unverfroren
Die ganze Paragraphenmeute los. —
Kein Wunder, daß das Volk sein Kind nicht mag,
Hat ihm ein einfach Linnen mitgegeben,
Jetzt geht's maskiert als wie am Faschingtag
In lächerlichen feinen Spinneweben.
Grober: Jedoch verzeiht, dann möchte ich erwähnen,
Daß im Edikt ausdrücklich ist bestimmt,
Daß die, die löst des Delinquenten Bande,
Ein Kind nur sein darf aus dem Bürgerstande. —
Ich wollte dies nur zu bedenken geben.
Lobwasser: Ganz recht, da hat er wirklich recht, — ja eben.
Landgraf: Und Ihr, Herr Rektor, sagt da noch: ja eben?
Soll wirklich ich auf offnem Markt Euch fragen —
Lobwasser: Hoheit, verzeiht, ich wollt ja gar nichts sagen.
Landgraf (zu Grober): Und Euch erklär ich, wenn Ihr noch Beschwerden, —
Man ist ein Edelmann — doch kann's nicht werden.
(zu Eulenspiegel) Nun, Eulenspiegel, sagt, wie fangt Ihr's an,
Zum Ehestand braucht man auch Brot und Kohlen,
Laurentia braucht 'nen respektablen Mann,
Kann Euch doch auch nicht stets vom Galgen holen! —
Seht, vom Genie allein könnt Ihr nicht leben —
Man müßt Euch eine fette Pfründe geben.
Eulenspiegel: Verzeiht, ich glaub, es würd nicht der Beruf
Zu einem fetten Meier in mir stecken;
Der Gott, der mir das Leben fröhlich schuf,
Wird auch für zwei des Lebens Tischlein decken;
Auch fürchte ich, die Irrfahrt endet hie, —
Denn Ehstand ist der Hafen fürs Genie.
Hab ja auch Amt und Würd wie ein Minister —
Honoris causa bin ich auch Magister!
Grober: Nun seht doch an, er gibt auch jetzt nicht Ruh!
Eulenspiegel: Ihr machtet selbst mich, werte Herrn, dazu.
Lobwasser: Wir — Euch? — Ach nein! (Er schüttelt belustigt den Kopf.)
Kanzler: Das kann ich attestieren.
Mich nanntet Ihr im Gange des Prozesses
'nen Bursch und Narren, Malefizperson,
Kamt mir mit Daumenschrauben gar und warft
Mir alle seine Missetaten vor,
Ihn graduiertet Ihr indes zum Kanzler
Und gar honoris causa zum Doktor!
Hätt mich der Schalk nicht in mein Haus gerettet,
Ich hätte Kopf und Kragen glatt verwettet.
Grober: Wie denn!
Die Schöffen: Nicht möglich!
Lobwasser (komisch die Hände ringend): Herren, — Herren, — Herren!

Eulenspiegel (mit Verbeugung): Vor Euch der Doktor Eulenspiegel steht.

(Lamme stürzt in Eves Nachtgewand und Nachthaube durch die Menge, hinterdrein Eve in Lammes Wams.)

Lamme: Halt ein! Halt ein! Ich nehme ihn zum Mann!
Eve: Halt auf! Halt auf! Mir gab er's Ehverſprechen!
Er will die Ehe unterm Galgen brechen!

(Alles in höchſter Verwunderung und Beluſtigung.)

Lamme: Was lacht ihr denn!? — Ja, bin ich denn verdreht!?
O Till! was ſeh ich!? — Du biſt ja gerettet!
Eve (zu Lamme): Ja, und mit mir biſt du zur Eh verkettet!
Lamme: Ei geb ſie Ruh! Ich hab doch eine Frau!
Eve: Potz Sapermillement! Seht doch, wie ſchlau —
Um ſich von allen Folgen zu befrein,
Fällt plötzlich ihm die Eheliebſte ein!
Eulenspiegel: O weh, du fandſt bei ihr wohl Liebesglück?
Lamme: Ach, Till, dazu iſt ſie doch viel zu dick!
Eve: Warte, er frecher Bruder Lüderlich!
Lamme: Zieh ſie ſich lieber an und ſchäm ſie ſich,
Auf offnem Markte Ehleut' nachzuſtellen!
Eve: Ihr hohen Herrn, der Burſche will mich prellen!
Landgraf: Welch krauſer Fall! Ihr Herren Richter, ſprecht,
Wie kommt die Jungfer nun zu ihrem Recht?
Eulenspiegel: Vielleicht könnt man das gute Mittel wählen,
Sie einfach morganatiſch zu vermählen. (Das Volk lacht, doch etwas verlegen.)
Lamme: Macht mit mir, was ihr wollt! — Hört, groß und klein
Lad in den Schwanen ich zum Frühſtück ein!
Einige: Ei ja! Hurra! Gleich fließen Braunbierbäche!
Lamme (etwas unſicher): Und unſer gnäd'ger Landgraf zahlt die Zeche!
Volk: Der Landgraf hoch! Der Landgraf lebe! lebe!
Landgraf (nickt gnädig lächelnd): Was für ein närriſch Volk! — All Leid vergeſſen —
Und immer nur das Eſſen, Eſſen, Eſſen!
Eulenspiegel (mit Verbeugung): Hoheit, verzeiht, ob gut, ob ſchlechte Tage —
Die Welt bleibt ſtets doch eine Magenfrage.
Iſt nebenan der Braten aufgetragen,
Wird Euch kein Philoſoph was Tiefes ſagen. —

(Unter dem Jubel der nach der Schenke drängenden Menge fällt der Vorhang.)

Ende.

Der lateiniſche und griechiſche Unterricht auf dem humaniſtiſchen Gymnaſium

Von Dr. R. Pappritz, Profeſſor am Domgymnaſium in Naumburg a. S.

ie alten Sprachen bilden den wichtigſten Lehrgegenſtand auf dem humaniſtiſchen Gymnaſium. Wäre dies nicht der Fall, ſo würde das Gymnaſium ſeinen Charakter verlieren. Der Schreiber dieſer Zeilen iſt ein begeiſterter Anhänger der humaniſtiſchen Bildung. Ich bin weit davon entfernt, die bevorzugte Stellung des Lateiniſchen und Griechiſchen zu bekämpfen, aber ich zweifle, ob es notwendig iſt, daß man dieſen beiden Fächern ſo viel Stunden im Lehrplan einräumt, als es jetzt geſchieht.

Man wird mir einwenden, daß man traurige Erfahrungen gemacht hat, als man, nach der Schulkonferenz von 1890, die Zahl der Stunden in den alten Sprachen beſchränkte. Die Ergebniſſe der neunziger Jahre ſind kein Beweis für mich, daß die getroffenen Maßnahmen verfehlt waren. Die meiſten Herren, die damals unterrichteten, empfanden die Neuerungen mit Schmerz, um nicht zu ſagen mit Unwillen. Sie wurden auch in der Tat vor eine ſchwierige Aufgabe geſtellt: ohne praktiſche Anleitung, nur nach theoretiſchen Vorſchriften ſollten ſie ihren Unterricht völlig umgeſtalten. Der lateiniſche Aufſatz fiel fort, das Extemporale ſollte nicht mehr dieſelbe Bedeutung haben wie früher; anderſeits ſollte in der Lektüre bei verringerter Stundenzahl dasſelbe geleiſtet, auf den Inhalt mehr als früher eingegangen werden. Dieſen neueren Aufgaben zeigten ſich manche Herren, die gewiß vortreffliche Charaktere waren, nicht gewachſen, zumal da von Liebe und Begeiſterung für die Sache, d. h. für das Neue im Unterricht, nicht die Rede war. Jetzt aber liegen die Verhältniſſe anders: eine andere Generation von Pädagogen iſt in das reifere Mannesalter getreten. Dieſe Herren haben als Lehrer den lateiniſchen Aufſatz nicht mehr kennen gelernt, ſie werden ihm alſo nicht ſo ſehr nachtrauern. Dieſe jüngere Generation — Männer, die jetzt in den vierziger Jahren ſtehen — hat auch bereits das ſogenannte Seminarjahr durchgemacht. So würden jetzt vielleicht andere Reſultate erzielt werden als vor zwanzig Jahren.

Pſychologiſch intereſſant iſt es, wie viele Philologen an Einzelheiten feſthalten, unbekümmert darum, ob ſie häufig vorkommen oder nicht. Vor mir liegt: „Lateiniſche Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen", von Perthes, Ausgabe B, beſorgt von Gillhauſen. Berlin. Weidmann, 1895. Das Büchelchen iſt alſo fünf (!) Jahre nach der Schulkonferenz von 1890 erſchienen.

In dem Büchelchen finden wir folgende Regel:

Männlich ſind die auf nis und guis
Und noch dreizehn ſonſt auf is:
Axis, lapis, orbis, ensis,
Fascis, fustis, vermis, mensis,
Piscis, postis, pulvis,
Endlich callis, collis.

In demſelben Büchelchen, das, wie erwähnt, zum wörtlichen Auswendiglernen beſtimmt iſt, findet ſich u. a. folgendes: sulfur luridum, der blaßgelbe Schwefel,

vultur faustus, der Glück verheißende Geier, grus callida, der schlaue Kranich, sus lutulenta, das schmutzige Schwein. Erst im zwanzigsten Jahrhundert ist das Buch umgearbeitet und verkürzt worden.

Aber sind denn jetzt im zwanzigsten Jahrhundert alle unwichtigen Dinge weggelassen? Nach meiner Erfahrung keineswegs. Hat es einen Zweck, daß man acus, die Nadel, als Ausnahme lernt?! Wenn tribus in den oberen Klassen vorkommt, so erwähne man, daß dieses Wort Femininum ist, in Sexta aber lasse man es nicht lernen. Kann jemand ernstlich behaupten, daß die Verba mulcere, streicheln, tergere, abwischen, verrere, fegen, ingemiscere, aufseufzen, von Wichtigkeit sind? Eine ganze Reihe anderer könnte ich auch ohne Schmerz missen, wie algeo, friere, madeo, bin naß, rigeo, starre, como, schmücke, oblino, bestreiche; bei einer dritten Gruppe wiederum genügt es, wenn der Schüler das Präsens als Vokabel lernt; ohne Grundformen wie flecto, beuge, necto, knüpfe, texo, webe. — Wer, der Lateinisch gelernt hat, wüßte nicht, welche Schwierigkeit die Konstruktion von interest bereitet. In der Lektüre kommt dieses Wort sehr selten vor, immerhin bin ich dafür, daß man es beibehält, denn es ist zweifelsohne eine gute Denkübung, wenn der Schüler sich einen Satz völlig umgestalten muß, wie es interest erfordert; aber man lasse die fünf Genetive fort, die stehen dürfen. Dem Müller-Ostermann für Prima, einem sehr verständigen, sogar interessanten Übungsbuch, sind 1086 Phrasen vorangestellt! Unter dem Strich findet sich nun noch eine Fülle von Anmerkungen. Auf manchen Schulen wird diese gesamte Anzahl, Phrasen sowohl wie Anmerkungen, auswendig gelernt. Es ist dies, nach meiner Auffassung, eine ebenso zwecklose wie zeitraubende Arbeit. Das ganze Verfahren erscheint mir auch pädagogisch unrichtig. Ein deutscher Jüngling lernt nichts, das nicht abgefragt wird. Nehmen wir an, hundert Phrasen sind zu repetieren. Frage ich jede einzelne auch nur ein einziges Mal ab, rechne ich auf Frage und Antwort nur eine Viertelminute, so kostet das Abfragen von hundert Phrasen doch fünfundzwanzig Minuten, mit anderen Worten die Hälfte einer Lehrstunde. Viel richtiger erscheint es mir, im Anschluß an das im Ostermann und Cicero Gelesene, die in dem betreffenden Abschnitt vorkommenden Phrasen und Vokabeln zu repetieren, mit sorgfältiger Vermeidung der seltenen.

Auf lateinische Stilübungen wird noch immer übertrieben viel Zeit verwandt. Noch immer gibt es Pädagogen, die verlangen, ein Schüler soll mit peinlicher Genauigkeit unterscheiden, ob cum antem oder sed cum, ob existimare oder reri zu setzen ist. Sollten nicht manche Philologen — oder ist es richtiger, zu sagen philologissimi? — zu weit gehen in ihrer Genauigkeit? So streichen es mehrere Herren als Fehler an, wenn der Schüler bei locus „in“ setzt. Cicero war weniger streng als der Philologe des zwanzigsten Jahrhunderts, denn in der vierten Rede gegen Verres, de signis, finden wir in den ersten 110 Paragraphen die genannte Verbindung achtmal, in einem Paragraphen kommt sie sogar zweimal vor. Bei Cäsar vollends ist sie durchaus nicht selten; so kommt sie im fünften Buch des gallischen Krieges viermal vor. — Vor kurzem wurde die Bestimmung erlassen, in den Abiturientenextemporalien seien Knifflichkeiten, selten in der Lektüre vorkommende Sachen, zu meiden. Als Beispiel wurden angeführt die abhängigen irrealen Sätze. Als ich nun in einem Kreise von Schulmännern anregte, man solle diese Sache, die den Schülern ungemeine Schwierigkeit bereite, auch in den

anderen Extemporalien weglassen, stieß ich auf energischen Widerstand. Die Herren wissen, glaube ich, nicht, wie selten diese Konstruktion (Irrealis im abhängigen Satz) im Lateinischen ist; so findet sie sich in den vier katilinarischen Reden Ciceros nicht einmal; im 23. Buch des Livius kommt sie einmal vor. In demselben Buch findet sich zweimal die Wendung quod attinet ad. Diese streicht mancher strenge Lateiner als Fehler an. Es gibt eben auf allen Gebieten Leute, die päpstlicher sind als der Papst.

Doch genug der Beispiele! Für das Griechische ist ihre Zahl fast noch größer. Für mich ist es nicht frei von Komik, wenn Kaegi in seiner Grammatik als Paradigmata durchdekliniert ὁ ἡ σῦς, das Schwein, ἡ Ἐρινύς, die Erinnye, wenn er anführt, daß εὐώδης im Neutrum εὔωδες hat. Hat es eine Berechtigung, τήκω (schmelze) und ἡβάσκω (werde mannbar) unter den unregelmäßigen Verben lernen zu lassen?! Unter den Verben, die den Genitiv regieren, führt Kaegi auch ἀπογιγνώσκω an. Davon, wie selten dieses Verbum vorkommt, hat er sich wohl schwerlich überzeugt.

Das Griechische macht den Tertianern anfangs gewöhnlich sehr viel Schwierigkeiten. Es ist dies leicht erklärlich; denn zwei völlig neue Sachen treten an den in der Entwicklung begriffenen Knaben heran, die fremden Buchstaben und die Akzente, die nicht, wie im Französischen, immer auf derselben Silbe bleiben, sondern nach bestimmten Regeln sich ändern. Weseners, der Herausgeber eines griechischen Übungsbuches, hat nun auf sehr geschickte Weise die Schwierigkeiten vereinfacht: er bringt im ersten Kapitel nur solche Worte, die den Akzent stets auf derselben Silbe behalten. Bei der Durchnahme und Einübung der Endungen bietet der Akzent also gar keine Schwierigkeiten. Man sollte annehmen, diese ungemein praktische Maßnahme hätte Nachahmer gefunden. Doch dies ist keineswegs der Fall; mir wenigstens ist kein griechisches Lehrbuch bekannt, das diese Neuerung Weseners aufgenommen hätte. — Wie verfehlt sind doch vielfach die Sätze, die den Schülern zur Einübung geboten werden! Der folgende kurze Satz des Kaegi soll zur Einübung des aoristus medii dienen. Μὴ παύσησθε τῶν καλῶν ὀρεγόμενοι. Diese wenigen Worte enthalten zugleich zwei Ausnahmen: daß nach παύομαι das Partizipium steht, nach ὀρέγομαι, einem recht seltenen Verbum, der Genitiv. Oder ist etwa folgender Satz geeignet: Τὸν θάνατον εἰσάγει Εὐριπίδης μελαίνας ἔχοντα πτέρυγας καὶ μέλανα ἱμάτια. Den Tod führt Euripides ein mit dunklen Fittichen und dunklen Gewändern? Man wird mir einwenden: „Jeder Satz braucht nicht übersetzt zu werden.“ Gewiß, aber hat jeder Pädagoge das Geschick, das Ungeeignete wegzulassen? Gerade der Anfangsunterricht im Griechischen wird sehr häufig jungen Lehrern und Kandidaten anvertraut. Sätze, die völlig ungeeignet sind, sollte man aus den Lehrbüchern streichen. Wenn diese Sätze zu zahlreich sind, sollte man das Lehrbuch abschaffen.

Auf der Konferenz im Jahre 1890 wurde festgesetzt, daß die Lektüre im Mittelpunkt des Unterrichts stehen soll. Noch immer bleibt diese Bestimmung auf manchen Schulen unberücksichtigt. Bei dem Betreiben der Lektüre kehrt, nach meiner Erfahrung, folgende Eigentümlichkeit häufig wieder. Was in der Rede, dem Gesang, dem Kapitel vorkommt, wird verlangt, unbekümmert darum, ob die betreffende Stelle besondere Schwierigkeiten enthält oder eine Fülle ganz seltener Vokabeln, so daß der Schüler das Lexikon gar nicht aus der Hand legen kann.

Nach meiner Auffassung hat der Oberbürgermeister von Halle, Dr. Rieve, in der Herrenhausrede am 27. Mai 1910 mit vollem Recht diesen Übelstand hervorgehoben. So findet sich im fünften Gesang der Odyssee, dem Gesang, der gewöhnlich im Anfangsunterricht gelesen wird, eine Schilderung der Gärten der Kalypso. Eine Reihe von Baumsorten oder Vogelarten kommt ganz selten, andere überhaupt nur an dieser Stelle vor. Eine andere, zur Lektüre ebensowenig geeignete Stelle findet sich am Ende des fünften Gesanges, als Odysseus, nachdem er zwei Tage und zwei Nächte auf dem Meer umhergetrieben ist, das Land erblickt. Wunderbar schön ist in der Odyssee der neunte Gesang, der uns den Aufenthalt des Odysseus bei den Zyklopen schildert. Aber auch bei der Lektüre dieses Abschnittes muß der Lehrer mit pädagogischem Takt verfahren. Oder will man ernstlich behaupten, daß es für den Schüler von Interesse oder Nutzen ist, die einzelnen Bezeichnungen für die Melkeimer und Gefäße des Polyphem kennen zu lernen, Ausdrücke, die zum Teil nur an dieser einen einzigen Stelle vorkommen?!

Neben Homer bildet Horaz einen Hauptlehrgegenstand auf deutschen Gymnasien. Die Schriften des Horaz umfassen soviel wie Schillers Wallensteintrilogie; mit diesen letzteren beschäftigen sich die Schüler ein Vierteljahr, mit dem Horaz volle zwei Jahre. Ich bin ein großer Freund des heiteren Sängers von Venousia; ich habe ihn sehr gern und, wie das Examen erwies, mit Erfolg unterrichtet. Aber unbedenklich würde ich aus dem Kanon eine ganze Reihe von Gedichten streichen, die den Deutschen maßlos übertrieben, gekünstelt und schwerfällig anmuten.

Besonderes Gewicht wird gewöhnlich auf die sechs Römeroden im Anfang des dritten Buches gelegt. Eine genaue Disposition, womöglich schriftlich und mündlich, eine ausführliche Inhaltsangabe wird verlangt. Überhaupt wird vielfach mit der Horazlektüre viel zu viel Gedächtniskram verbunden. Bei einer ganzen Reihe von Gedichten soll der Schüler wissen, wann sie entstanden sind; von vielen Männern, die Horaz gelegentlich erwähnt, wird eine Biographie verlangt, womöglich das Jahr, in dem der Betreffende das Konsulat bekleidet. Es wäre an der Zeit, daß hier einmal gründlich Wandel geschaffen würde. Eine meiner Lieblingsoden des Horaz ist die siebente des ersten Buches. „Mögen", so beginnt der Dichter, „andere das berühmte Rhodus preisen oder Mitylene oder Ephesos, für mich gibt es nichts Liebreizenderes als Tibur." Darauf wendet er sich an seinen Freund Plancus und ermahnt ihn, seiner Traurigkeit durch den Genuß süßen Weines ein Ende zu machen. Als Beispiel eines Mannes, der nie, auch nicht in der schlimmsten Lage, verzagte, führt er den Salaminier Teucer an. Bei der Durchnahme dieser Ode hängt in meinem Unterricht eine Karte der alten Welt an der Wand. Die erwähnten Städte werden aufgesucht, von manchen etwas erzählt, z. B. vom Tempetal. Dieser von den Alten so oft verherrlichte Erdenfleck ist auch nach modernen Anschauungen schön, weil der Peneus sich schäumend zwischen den Bergen hindurchwindet, und die grünen Platanen sich malerisch abheben von den roten Felsen. Ich gehe ferner ein auf das Tivoli der Gegenwart, zeige, wenn möglich, eine Photographie des Tempels. Nicht unzweckmäßig erscheint es mir auch, aus einer Reisebeschreibung vorzulesen; Heinse, z. B. der Dichter des Ardinghello, hat am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Tivoli schwungvoll und anschaulich geschildert. Völlig verfehlt aber erscheint es mir, weil hier zufällig ein Plancus erwähnt wird, eine ausführliche Biographie dieses Mannes zu geben. Ebenso verfehlt ist es,

genau auseinanderzusetzen, was Horaz seinen griechischen Vorbildern entnommen; ferner von den Schülern Inhaltsangaben in lateinischer Sprache zu verlangen. Bei der Lektüre der antiken Schriftsteller auf die Gegenwart Bezug zu nehmen, ist, nach meiner Auffassung, die Aufgabe eines tüchtigen Pädagogen. Dieses Verfahren fördert ungemein die Anteilnahme der Schüler. Beispielsweise dispensierte ich einmal in der Oberprima bei der Lektüre von Ciceros Rede de signis den Primus auf einige Zeit vom Präparieren; dafür gab ich ihm die Aufgabe, einen Vortrag über das Thema zu halten: „Aus dem Sizilien der Gegenwart".

Noch immer wird viel Zeit verschwendet durch das Diktieren von Biographien. Soviel ich weiß, ist das Diktieren überhaupt verboten, und wenn dies nicht der Fall ist, so sollte es möglichst bald verboten werden. Wenn ich z. B. in der Unterprima Tacitus annales lese, so werde ich doch nie und nimmer von der ersten zur zweiten Stunde die Biographie dieses Autors aufgeben, sondern ich werde den Schülern den Unterschied von annales und historiae klar machen. Wenn sie dies verstanden, werde ich sagen, welchen Zeitraum jedes der Werke umfaßt. Erst wenn dies alles in Fleisch und Blut übergegangen ist, werde ich die übrigen Werke aufzählen.

In dem bisher Gesagten glaube ich zweierlei bewiesen zu haben. Erstlich, daß in den alten Sprachen auf dem humanistischen Gymnasium noch immer eine Reihe von Dingen gelehrt wird, die völlig zwecklos sind, dabei auch ganz und gar nicht geeignet, den Verstand zu schärfen oder das Gedächtnis zu üben. Zweitens, daß in der Art und Weise, wie den Schülern der Stoff geboten wird, noch manche Besserung möglich ist. Streicht man das Unnötige, beseitigt man die zeitraubende Methode, die manche Herren noch anwenden, so wird dadurch, ohne daß man die Leistungen in den klassischen Sprachen beeinträchtigt, Zeit gewonnen für andere Lehrgegenstände. Man könnte vorläufig in der Unterprima dem altsprachlichen Unterricht eine, in der Oberprima zwei Stunden nehmen. Auf diese Weise könnte in der Unterprima Biologie gelehrt werden, in der Oberprima aber gewönne der Geschichtslehrer, wenn seine Stundenzahl um eine vermehrt würde, Zeit, auf Bürgerkunde einzugehen und in der Geographie mit ganz anderer Gründlichkeit als bisher Repetitionen zu veranstalten. So häufig hört man klagen, daß Deutschland keinen Platz an der Sonne hat. Vielleicht liegt dies zum Teil daran, weil auf der Schule bei den jungen Deutschen so gar kein Interesse für die außereuropäischen Erdteile geweckt wird. Die andere gewonnene Stunde müßte dem deutschen Unterricht zugute kommen. Die Schüler könnten auf diese Weise etwas von der Propädeutik erfahren, vielleicht auch in die neuere Philosophie eingeführt werden. Hoffentlich hat der betreffende Lehrer pädagogischen Takt, so daß er die Schüler nicht mit zu vielen Namen und Daten langweilt oder gar lange Abschnitte diktiert, die er dann fast wörtlich verlangt.

Für einen gedeihlichen und gesegneten Unterricht ist es vor allen Dingen notwendig, daß sich die Pädagogen mit den einmal bestehenden Verhältnissen abfinden, aber nicht fortgesetzt über die Neuerungen klagen und nicht sich bemühen, bei verringerter Stundenzahl das zu erreichen, was früher vielleicht erreicht werden konnte, jetzt aber keinesfalls mehr.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeſchichtliches

Die Geſellſchaft der Bibliophilen veranſtaltete in den Jahren 1904, 1908 und 1909 als Privatdruck für ihre Mitglieder eine Sammlung von Urteilen der Zeitgenoſſen und von Dokumenten über „Schillers Perſönlichkeit“. Den erſten Band dieſes Werkes gab Max F. Hecker heraus, die beiden folgenden **Julius Peterſen**, der nun eine Ausleſe der Berichte, in denen Schiller redend eingeführt wird, unter dem Titel **„Schillers Geſpräche“** zuſammengeſtellt hat (Leipzig, Inſel-Verlag. 3 M.). Ein ſolches Unternehmen verſprach von vornherein reiche Ausbeute, wenn es ſich natürlich auch nicht — ſchon im Hinblick auf Schillers frühen Tod — mit den großartigen Sammlungen der Geſpräche Goethes vergleichen läßt. Keiner der Zeitgenoſſen Schillers hat ja daran gedacht, ſogleich nach den Unterredungen die Worte des Dichters ſorgfältig aufzuſchreiben mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſie der Nachwelt zu überliefern, wie es Goethes Freunde Eckermann und Zelter taten, die ſich dadurch überdies ihre eigene Unſterblichkeit ſichern wollten. Leider hat Schiller kein Tagebuch geführt; er iſt auch nicht dazu gekommen, ſeine Selbſtbiographie zu ſchreiben; um ſo mehr iſt Peterſens Arbeit zu begrüßen, die eine wertvolle Ergänzung zu Schillers Briefen und mit ihnen zuſammen eine Geſchichte ſeines Lebens und ſeines Geiſtes bildet, eine notwendige Ergänzung auch zu jeder Ausgabe der Werke unſeres populärſten Klaſſikers. *

Offizier- und Beamtenfragen

Geweſene Leute. Vor mir liegen Satzungen, Mitgliederſtatiſtik und letzter Geſchäftsbericht des Militär-Hilfsvereins im Bereiche eines unſerer Korps.

Sein Zweck iſt, unbemittelte Witwen und Waiſen von aktiven, inaktiven, Reſerve- und Landwehr-, Sanitäts- und Veterinäroffizieren und höheren Militärbeamten, beſonders unterer Dienſtgrade, im Korpsbereich zu unterſtützen, wo Staatshilfe beſchränkt oder nicht gewährt wird, namentlich durch Vermittlung ſelbſtändiger Erwerbstätigkeit.

Mitglied des Vereins wird, wer ſich zur Zahlung eines fortlaufenden jährlichen Beitrages von wenigſtens 6 Mark verpflichtet. — Der ſeit knapp zehn Jahren beſtehende Verein weiſt ein Vermögen von rund 153000 Mark auf, hat im letzten Geſchäftsjahr rund 17000 Mark an Unterſtützungen gezahlt und 7500 Mark auf neue Rechnung vortragen können. Der Verein verdankt ſein ſegensreiches Daſein der tatkräftigen Anregung eines früheren kommandierenden Generals. — Sämtliche Offiziere der aktiven Truppenteile des Armeekorps gehören geſchloſſen dem Verein an.

Bei einem Mindeſtbeitrag von 6 Mark opfert ein Infanterieleutnant mit durchſchnittlicher Monatszulage 2,5 Prozent weitſchichtiger Wohltätigkeit; ſein Scherflein kommt unter Umſtänden den Hinterbliebenen eines mittellos abgeſchiedenen Militärbeamten zugute: Charity begins at home. Das Opfer kann auch der bedrängten Witwe eines inaktiven Offiziers zugute kommen. Warum warten, bis der Mann tot iſt?! — Die behördliche Sanktion eines Abzugs von 0,25 Prozent des penſionsfähigen Jahreseinkommens bei jedem aktiven Offizier würde eine Jahreseinnahme ſchaffen, die verabſchiedet werdenden Offizieren in der Alterſpannung zwiſchen fünfunddreißig und fünfzig Jahren anfängliche Betriebsmittel für bürgerliche Berufstätigkeit gewährte. Gelingt es, die überwiegende Mehrheit verabſchiedeter Offiziere zu gewinnen, daß ſie 0,25 Prozent ihrer Jahrespenſion opfern, ſo wird ein nennenswerter Beitrag dem Grundſtock zugeführt, deſſen Schaffung durch Munifizenz unſerer Gönner angeſtrebt werden muß, um eine leiſtungsfähige Zentrale für die Wahrung

der wirtschaftlichen Interessen verabschiedeter Offiziere zu schaffen und zu unterhalten.

Selbst die Kosten zu decken, geht über unsere Kraft. Aus praktischer Erfahrung durch Mitarbeit an Schaffung von Interessenverbänden warne ich hartnäckig vor Versuchen mit unzureichenden Geldmitteln!

Unsere Offiziere müssen durch fortlaufende Abhandlungen berufener Fachleute mit der Materie befreundet werden, die für sie in Frage kommt, wenn sie im Verabschiedungsfalle einen bürgerlichen Beruf ergreifen wollen oder müssen. Nur so werden sie befähigt, sich ruhig auf ihre Sonderbefähigung zu prüfen und gründlich vorzuarbeiten. Die Ablehnung aus Industriekreisen, Offiziere anzustellen, betont, daß ihnen erfahrungsgemäß breite, praktisch wissenschaftliche Unterlage fehle. Durch ununterbrochene Fühlung mit Behörden und Privatbetrieben müssen in bestehenden Organisationen Stellen erobert, müssen Neubildungen angeregt und ausgenutzt werden. Bureaukratischer Schematismus, der Stellenausgebote von Arbeitgebern lediglich den Bewerbern zuschreibt, ihnen das Weitere überlassend, ist auf jedem Gebiete unfruchtbar, hier besonders, wo unstreitig Mißtrauen herrscht. Endlich muß Hilfe mit Rat und Tat in Rechts- und Wirtschaftsfragen geschaffen werden. Die Unerfahrenheit ist hier bedenklich groß.

Meine Werbetätigkeit hat mir manche Zuschrift eingetragen: „Ich glaube, daß ein Zusammenschluß der inaktiven Offiziere zu dem beregten Zwecke einem tatsächlichen Bedürfnis entspricht; ich habe mich oft gefragt, warum in einer Zeit, wo sämtliche Berufe und Stände sich zu gegenseitiger Fürsorge und zur Vertretung ihrer Interessen zusammengeschlossen haben, ein derartiger Zusammenschluß der inaktiven Offiziere bis jetzt nicht stattgefunden hat. Ich bin gewiß, daß einer Vereinigung in dem angeregten Sinne, die in enger Fühlung mit dem Kriegsministerium arbeitet, sich die allergrößte Zahl der inaktiven Offiziere anschließen würde, und daß eine solche eine segensreiche Tätigkeit entwickeln könnte."

Einer für viele: „Fühlung mit dem Kriegsministerium." Das erlösende Wort! Individuelle Verbissenheit gegen die Behörde hat Anspruch auf menschliches Verständnis, aber nicht auf taktische Verwertung. Ein Arbeitnehmerschutzverband unter dieser Flagge hätte es mit mehr als einem Arbeitgeber von vornherein verspielt. Wir werden ohnehin die Schnüffler bald genug auf unserer Fährte spüren. — Und das Kriegsministerium soll zunächst nichts tun als uns glauben, daß wir es ehrlich und verständig meinen; was wir zuwege bringen, wird sich ja zeigen.

Major a. D. von Brixen-Düsseldorf

Tagesfragen

Die Presse im oberschlesischen Industriebezirk. Daß der oberschlesische Industriebezirk im Laufe der letzten Jahre zu einer Hochburg der polnischen Bestrebungen geworden ist, ist bekannt, ebenso, daß die Gefahr weiterer Erstarkung des Polentums als recht dringend anzusehen ist. Dem entspricht auch, daß sich das Deutschtum auf allen möglichen Gebieten bemüht, diesem Vordringen einen Damm entgegenzusetzen. Zweck dieser Zeilen ist, auf ein Gebiet aufmerksam zu machen, auf dem bisher nicht das mindeste geschehen ist, aber wohl manches geschehen könnte. Ich meine die Verhältnisse der Presse in Oberschlesien.

Zunächst eins: Dem oberschlesischen Industriebezirk fehlt eine große „liberale" Zeitung, liberal in dem Sinne, in dem das Wort hier gebraucht wird. Praktisch kommen hier nur drei große politische Gruppen in Betracht, nämlich erstens das Zentrum, zweitens die Polen in ihren verschiedenen Schattierungen, und drittens alle die, die deutsch und nicht zentrumsangehörig sind und meist kurz mit dem Sammelnamen „liberal" bezeichnet werden. Keine dieser drei Gruppen verfügt über eine wirklich großzügige Zeitung, vielmehr sind die Parteiorgane durchweg kleine Blätter mit entsprechendem Gesichtskreise. Damit braucht gar kein Vorwurf gegen die betreffenden Blätter erhoben zu sein. Es liegt dies vielmehr an der unwirtschaftlichen Kraftzersplitterung, als die das Nebeneinanderbestehen zahlreicher kleiner Zeitungen im selben Gebiete anzusehen ist, die natürlich nicht dasselbe leisten können wie ein großes Blatt. Ob dieser Zustand ihrer Presse dem

Zentrum und den Polen schädlich ist, oder ob bei diesen Parteien noch andere Gesichtspunkte in Betracht kommen, mag dahingestellt bleiben. Nicht wegzuleugnen sind jedenfalls die Schäden, die für das Deutschtum aus dem Zustande seiner Presse entstehen. Man sehe sich einmal von diesem Gesichtspunkte aus eines der hiesigen „liberalen" Blätter an. Parteipolitisch stehen sie meist ziemlich links. Sie erfüllen die Aufgaben eines kleinen Lokalblattes im allgemeinen in leidlich zufriedenstellender Weise, sind auch mit telegraphischen Nachrichten usw. im allgemeinen recht gut bedient. Aber als politische Blätter kommen sie überhaupt nicht in Betracht; sie sind ohne jeden politischen Einfluß. Die gebildeten deutschen Kreise lesen sie entweder überhaupt nicht, oder nur deshalb, um über die kleinen Ereignisse der Stadt und der unmittelbaren Umgebung auf dem laufenden zu, bleiben. Im übrigen aber liest man eine auswärtige, meist Berliner Zeitung, und soweit die in Betracht kommenden Kreise dem Freisinn zuneigen, und das ist wohl zu einem recht großen Teil der Fall, bildet ihre Lieblingslektüre das Berliner Tageblatt, das wahrlich nicht zur Hebung des Deutschbewußtseins in seinen Lesern dient. Wenn nun statt der vielen kleinen Zeitungen eine große bestünde, so würden ihr, wie man wohl annehmen darf, all diese Kreise als Leser zufallen und dadurch ein ganz anderer Zug in das deutsche politische Leben kommen. Und anderseits: eine solche Zeitung würde die Allgemeinheit, ihre eigenen Leser und die Presse im Reich weit besser und wirksamer über das unterrichten können, was sich hier abspielt. Wir leben auf einem äußerst gefährlichen Boden, und es ereignet sich auf deutscher, polnischer und Zentrumsseite so manches, was geeignet wäre, vor einem größeren Kreise besprochen zu werden, Dinge, deren wirklich großzügige Erörterung in der Presse Nutzen stiften könnte. Die hiesige Presse leistet das nicht und kann es nicht leisten. Dazu bewegen sich ihre politischen Erörterungen auf, gelinde gesagt, allzu subalternem Boden. All dem würde abgeholfen werden, wenn sich jemand fände, der den Mut und das Kapital besäße und den Versuch wagte, diesen Zuständen ein Ende zu machen. Sollte es nicht möglich sein, in einem so volkreichen Gebiete, mit seiner Unzahl von Beamten und Angehörigen der Technik und Industrie und des Handels eine wirklich große Zeitung ins Leben zu rufen und sie lebensfähig zu erhalten? Ein solches Blatt müßte, wenn es Boden finden sollte, etwa auf linksnationalliberalem Standpunkte stehen und politisch, wissenschaftlich und belletristisch all das bringen, was man von einer „großen" Zeitung verlangt. Daß die antipolnischen Bestrebungen einer solchen Zeitung auch bei ihren weiter links stehenden Lesern Anklang finden würden, glaube ich annehmen zu dürfen. Wer tagtäglich gezwungen ist, gewisse Dinge nicht theoretisch, sondern praktisch zu betrachten, gelangt eben zu ganz anderen Anschauungen als der bloße Doktrinär. Ein solches Blatt würde zugleich ein Lokalblatt für den gesamten Industriebezirk sein, denn bei den guten Verbindungen, der Unzahl von Eisen- und elektrischen Bahnen, die dieses ganze Gebiet durchziehen, bildet es tatsächlich nur eine große Stadt von Gleiwitz bis Myslowitz.

Vielleicht noch wichtiger aber wäre folgendes, und ich weiß mich auch damit in Übereinstimmung mit manchem Kenner der hiesigen Verhältnisse: So merkwürdig und auf den ersten Blick lächerlich es vielleicht klingen mag, wir brauchen hier einen polnischen „Lokalanzeiger". Man mag über ein Blatt wie den Berliner Lokalanzeiger und die ihm nachgebildeten Lokalblätter anderer Städte denken wie man will, eine Sache ist nicht damit erledigt, daß man sie als schlecht nachweist, es bleibt vielmehr immer noch zu prüfen, ob sie nicht von zwei Übeln das kleinere ist. So liegt die Sache aber auch hier. Eine wirklich gute ernsthafte Zeitung ist eben für viele Leute nicht die geeignete Kost. Ich bin überzeugt, daß sehr viele von den Einwohnern Groß-Berlins den Vorwärts lesen und damit der Sozialdemokratie anheimfallen würden, wenn sie — oder ihre besseren Hälften — nicht der ihnen vom Lokalanzeiger für billiges Geld gebotene Lesestoff mehr reizte als die öden Schimpfereien des Vorwärts. Ist das aber richtig, so dürfte es auch ohne weiteres auf die hiesigen Verhältnisse entsprechend anwendbar sein. Die Verhetzung wird hier hauptsächlich durch die polnischen Zeitungen ins Volk getragen. Die

Leute sind zum großen Teil politisch Polen, weil sie polnische Blätter lesen, nicht etwa lesen sie umgekehrt polnische Zeitungen, weil sie politisch Polen sind. Daß gegenwärtig und noch auf Jahrzehnte hinaus ein großer Teil der Industriearbeiter, der Landbevölkerung und auch des Mittelstandes lieber polnisch als deutsch liest, damit muß man sich abfinden, und es ist dies eine Tatsache, die selbst bei dem, der sich deutsch verständigen kann, leicht erklärlich und wohl auch berechtigt, zum mindesten aber verzeihlich ist. Da diese Leute Blätter, die polnisch geschrieben sind, in nationaler Hinsicht aber deutsch oder doch wenigstens unparteiisch sind, nicht zu lesen bekommen, so lesen sie eben polnische Hetzblätter. Noch aber ist es Zeit, dem Wirken dieser Presse entgegenzutreten. Noch gilt es in weiten Kreisen der polnischen Bevölkerung als Schande und als ein ungern eingestandener Bildungsmangel, nicht Deutsch zu können. Noch hat bei ihnen das Wort „Du bist ja polnisch" denselben Sinn, den man in Berlin mit den Worten „Sie unjebildeter Mensch" verbindet. Ich erinnere mich einer Gerichtsverhandlung über eine Prügelei. Den Anlaß dazu hatte eine etwas heftige politische Auseinandersetzung gegeben, in deren Verlaufe der eine zum andern in seinem gebrochenen oberschlesischen Dialekt gesagt hatte: „Das sage ich dir, wenn der Bismarck nicht gewesen wäre, dann wären wir alle Polen, dann hätten wir keine Schulen und könnten nicht lesen und schreiben." So verworren die Geschichtsauffassung dieses Braven auch sein mag, so erfreulich ist doch die daraus sprechende Überzeugung davon, was dieses Volk dem preußischen Staate verdankt, und jeder Kenner der Verhältnisse wird bestätigen, daß solche Gesinnung keineswegs vereinzelt ist. Nun, so mache man aus der Not eine Tugend. Da diese Leute eine deutsch geschriebene Zeitung nicht lesen wollen, vielfach gar nicht lesen können, so gebe man ihnen eine deutsche Zeitung in polnischer Sprache, etwas billiger als die polnischen Blätter, ausgestattet im Sinne einer parteilosen Zeitung mit recht vielen „interessanten" Nachrichten, eingehender Beschreibung aller stattfindenden Prozessionen, Knappschafts-, Kriegervereinsfeste usw., womöglich mit Abbildungen. Dazu müßten gelegentlich in unaufdringlicher Weise Notizen kommen, die geeignet sind, das Deutschbewußtsein des Lesers zu stärken, Hinweise auf Galizien, wo das Polentum herrscht, und Vergleiche mit dem, was dem polnischen Volke in Deutschland geboten wird. Wenn auch der Erfolg nicht augenblicklich sichtbar sein wird, so wird er doch nicht ausbleiben. Und wenn es auch vielleicht nicht gelingen sollte, solche, die schon dem Polentum verfallen sind, dadurch zu Deutschen zu machen, so würde es doch wenigstens so manchen, der heut noch deutsch denkt oder sich überhaupt keine Gedanken über diese Dinge macht, abhalten, ins polnische Lager überzugehen. Diese Zeitung dürfte imstande sein, den polnischen Zeitungen einen erheblichen Teil ihres Leserkreises zu entfremden, eines Leserkreises, der — man denke z. B. an die vielen nur gebrochen deutsch sprechenden, aber gut deutsch gesinnten Mitglieder der Kriegervereine — ja nur eine in seiner Muttersprache geschriebene Zeitung sucht, nicht aber die großpolnischen Hetzereien, die ihm in der nationalpolnischen Presse nur aufgedrängt werden und die hier überhaupt nicht bodenständig, sondern in ein friedliches Volk hineingetragen worden sind von einer Anzahl von Posener Herren, die niemand um ihr Erscheinen gebeten hatte. Er wird eine Zeitung, die ihm in polnischer Sprache Deutschtum in maßvoller Form bringt und die sonst sein Interesse erweckt, lieber lesen als die polnische Hetzpresse.

Einen gefährlichen Feind würde ein solches Blatt allerdings finden, nämlich die polnischen Priester. Vielleicht ließe sich diese Gefahr mildern, wenn sich deutsch empfindende, vom Zentrum unabhängige Katholiken der Sache annähmen, ein schönes Feld der Betätigung für gewisse Organisationen. Ob der ganze Gedanke zeitungstechnisch und finanziell durchführbar ist, wage ich nicht zu entscheiden und kann ich nicht entscheiden. Freilich müßte, wenn überhaupt, dann bald etwas geschehen, denn in Oberschlesien ist jeder Tag kostbar, zumal in den gegenwärtigen Zeitläuften. R—r

Reichsspiegel

(Vom 26. Juni bis 2. Juli)

Innere Politik

Landtagsschluß — Bemühungen der Regierung — Der elsaß-lothringische Nationalbund — Die Sozialdemokratie

So erfreut der deutsche Reichskanzler über die parlamentarische Arbeit des Reichstags sein durfte, so wenig kann ihm die Arbeit des preußischen Landtages behagen. Eine ganze Reihe wichtiger Gesetzesvorlagen ist unerledigt geblieben, so das Oberrechnungskammergesetz, die Rheinische Landgemeindeordnung und das Fortbildungsschulgesetz. Nur das Feuerbestattungsgesetz und die beiden Zweckverbandgesetze sind angenommen worden. Doch um welchen Preis! Die Parteien des preußischen Landtages sind einander verfeindeter denn je, und die Demokratie hat dank dem Verhalten der Konservativen Heydebrandscher Richtung in den letzten Wochen einen Agitationsstoff erhalten, wie sie ihn sich für die kommenden Wahlen gar nicht besser wünschen konnte.

Die Bemühungen der Regierung, die weitere Ansammlung von Agitationsstoff zu unterbinden, haben sich nicht belohnt und der Regierung obendrein noch das Odium der Schwäche eingetragen. So hat der Minister Sydow im Namen der Regierung das Pflichtfortbildungsschulgesetz zurückgezogen, noch ehe es aus der Kommission an das Plenum gelangt war. Die Absicht war gut. Die Behandlung des Entwurfs, insbesondere der von der Kommission hineingearbeiteten Bestimmungen über den Religionsunterricht, durch die Presse ließ befürchten, daß im Plenum seitens der Linken Reden zum Fenster hinaus gehalten werden würden, die, ohne am Schicksal des Gesetzes etwas ändern zu können, die Verwirrung im Lande nur noch vergrößert hätten, obendrein wegen einer verhältnismäßig geringfügigen Angelegenheit. Das hat die Regierung verhindert und sich dabei bei den Liberalen eine gute Note geholt. In liberalen Kreisen faßte man die Zurückziehung des Gesetzes als einen neuen Beweis dafür auf, daß Herr v. Bethmann gesonnen sei, sich wirklich von dem ausschließlichen Einfluß der Rechten zu befreien. Um so peinlicher ist die Überraschung, die der Ministerpräsident den Liberalen durch die in Anwendung gebrachte Form der Schließung des Landtages bereitete. Für den nicht näher mit der Geschäftsführung des Landtages vertrauten Zeitungsleser muß es den Anschein haben, als hätte die Regierung mit Zentrum und Konservativen gemeinsame Sache gemacht, um die liberalen Parteien durch die Handhabung der Geschäftsordnung in den Augen des Landes zu blamieren. Dank der Aufmerksamkeit der Liberalen, zumal durch das entschlossene Eingreifen des nationalliberalen Abgeordneten Schiffer, ist dies Attentat auf die Rechte der Minderheit nicht nur abgewehrt, sondern in einen Sieg der Angegriffenen verwandelt worden. Wenn die Regierung die Besprechung eines Initiativantrages der Freisinnigen wegen Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen in der letzten Session verhindern wollte, dann

konnte sie zwei Tage früher das tun, was sie getan, und brauchte es nicht bis zur Festsetzung auf die Tagesordnung kommen lassen. Nun sie es doch getan, hat sie wieder einmal unnötig von ihrem Kredite drangegeben und die Spaltung zwischen den bürgerlichen Parteien, insonderheit zwischen Konservativen und Nationalliberalen, vertieft. Damit aber zeigt die Regierung, wie völlig unselbständig sie in der Leitung der Geschäfte ist, und wie sie eine Politik von Fall zu Fall führt ohne Initiative und ohne Richtlinien. Eine solche Politik kann nicht zur Beruhigung und zum Ausgleich führen, sondern muß die Gegensätze vertiefen.

Am 29. Juni ist in Straßburg der „Elsaß-Lothringische Nationalbund" ins Leben getreten. Blumenthal, Preiß und Wetterlé sind seine Väter. Das Programm des Bundes dürfte daher niemanden überraschen. Es fordert: volle Autonomie; Landesbeamte, die die landesübliche Sprache beherrschen; einheimischen Bewerbern ist der Zutritt im weitesten Maße zu ermöglichen; sparsamste Finanzpolitik; Abschaffung der Überweisungen an Preußen aus den Erträgnissen der Zölle; Verweigerung jedes neuen Kredits für Heer, Marine und höheres Beamtentum; Beteiligung am Gewinn aus den Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen; Pflege des französischen Sprachunterrichtes in den Volksschulen; Amnestie der Refraktäre, die vor 1890 das Land verlassen haben; Einstellung der Rekruten in elsaß-lothringische Regimenter; wirksame Vertretung von Ackerbau, Industrie, Handel und Gewerbe; wirtschaftliche Bahnbauten, die nicht mehr nach strategischen Rücksichten angelegt werden sollen; Berücksichtigung der einheimischen Firmen bei Submissionen; Einführung der Konsulate; Aufenthaltserleichterung der ausgewanderten Elsaß-Lothringer; Pflege des culte du passé.

In amtlichen Kreisen wird der Bewegung keine große Bedeutung beigemessen, weil sich angeblich das elsaß-lothringische Zentrum ihr nicht angeschlossen habe. Ich fürchte, diese Auffassung ist mehr von dem Wunsche, daß es so sein möge, als von den Tatsachen diktiert. Die Geschichte des elsaß-lothringischen Zentrums, die den Lesern der Grenzboten in Heft 16 d. Js. vorgeführt wurde, läßt eher den entgegengesetzten Schluß zu. Wie dem auch sei: die Vorgänge in den Reichslanden bedürfen der aufmerksamsten Beobachtung, auch wenn die Regierung noch so beruhigende Mitteilungen von dorther verbreitet. Eingestandenermaßen benutzen die Franzosenfreunde die neuen politischen Zustände, um ihren Einfluß nach Möglichkeit zu stärken, und das Zentrum hat bisher noch nicht das ernste Wollen gezeigt, sich dem Separatismus zu widersetzen. Eine wirkliche Wendung zum Besseren, d. h. eine Bekehrung der Elsässer zum Reichsgedanken, kann ich mir nur durch die Vermittlung der Sozialdemokratie versprechen, die dank dem dem Lande zugebilligten Wahlrechte keine unerhebliche Bedeutung für die weitere Entwicklung der deutsch-reichsländischen Beziehungen haben dürfte. Diese Hoffnung wird wohl auch die deutsche Reichsregierung geleitet haben, als sie sich entschloß, mit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu verhandeln.

Daß die Sozialdemokraten bei ihrer Bereitwilligkeit, mit der ihnen verhaßten Regierung zu paktieren, nicht allein an die Reichslande denken, bedarf kaum einer Erwähnung. Aber es ist doch interessant zu vernehmen, wie die Besonnenen unter ihnen den Handel bewerten. In den Sozialistischen Monatsheften (Nr. 13) verteidigt Albert Südekum die Reichstagsfraktion gegen Rosa Luxemburg, die kürzlich in der Leipziger Volkszeitung die Fraktion wegen ihres „unsozialdemokratischen" Verhaltens beschimpft hat. „Nur der Not gehorchend," schreibt Südekum, „haben sich Regierung und bürgerliche Parteien zu dem Zugeständnis des gleichen Wahlrechts für Elsaß-Lothringen verstanden. Die Liberalen möchten es jetzt gern so darstellen, als ob sie dabei die Hauptrolle gespielt hätten. Um dieser Legende ein für allemall den Garaus zu machen, sei erwähnt, daß sich die Freisinnigen mit einer Pluralstimme abzufinden bereit erklärt hatten, und daß es nur der Festigkeit unserer eigenen Vertreter zu danken ist, daß wir den Triumph des gleichen Wahlrechts feiern dürfen" (S. 817).

„Seit Jahr und Tag hetzen die preußischen Reaktionäre ... gegen das Reichstagswahlrecht; mehr als einmal hat die Regierung, hat gerade der jetzige Kanzler der Abneigung gegen die demokratische Grundlage unserer Reichspolitik Ausdruck gegeben; ja, in ihrer ursprünglichen Vorlage über die Verfassungsänderung Elsaß-Lothringens selbst hatte die Regierung von neuem ihrer Feindschaft gegen das gleiche Wahlrecht freien Lauf gelassen. Da war es in monatelanger aufreibender Arbeit unseren Kommissionsvertretern gelungen, unter kluger Ausnutzung der Gegensätze in den Reihen unserer politischen Gegner die Regierung in die Zwangslage zu bringen, das gleiche Wahlrecht zuzugestehen oder ihr Werk scheitern zu sehen. Und da hätten wir kaltblütig und gleichgültig dem fallenden Wahlrecht noch einen Stoß geben sollen? Das wäre ein Verbrechen am elsaß-lothringischen Volk, ja sogar ein politischer Fehler gewesen. Die Einführung eines Pluralwahlrechts in Elsaß-Lothringen hätte dem Versuch der Verschlechterung des bestehenden Reichstagswahlrechts ebenso die Wege ebnen können, wie die Einführung des gleichen Wahlrechts uns im preußischen Wahlrechtskampf sicher ein großes Stück vorwärts gebracht hat. Das ist die Hauptsache. Es ist kein Geheimnis, daß die preußische Wahlrechtsbewegung auf einen toten Strang geraten war. Die machtvollen Demonstrationen der letzten Jahre haben das Interesse an der Reform des elendesten aller Wahlrechte lebhaft entfacht, aber die starken Widerstände noch nicht zu brechen vermocht. Es ist sehr zweifelhaft, ob die bloße Wiederholung solcher Demonstrationen uns in absehbarer Zeit dem Ziel näher gebracht hätte. Die Lösung der preußischen Frage durch Reform des preußischen Wahlrechts ist aber heute die Zentralfrage der ganzen deutschen Politik. Solange die kleine, aber mächtige Partei Preußen regieren kann, wie wenn dieser mächtigste deutsche Staat ein ostelbischer Gutsbezirk wäre, solange ist ein merklicher Fortschritt in der Demokratisierung unseres politischen Lebens undenkbar. Will man seine Zuflucht nicht zu der nach meiner Überzeugung vollkommen aussichts-

losen Anwendung von Gewalt nehmen, dann bleibt nichts übrig, als jedes andere Hilfsmittel zur Eroberung Preußens nutzbar zu machen" (S. 314/15).

Also, wie es an dieser Stelle wiederholt gezeigt wurde, um die preußische Wahlrechtsbewegung strategisch vorzubereiten, haben die Sozialdemokraten das „Opfer" gebracht. G. Cl.

Bank und Geld

Fusionen und Interessengemeinschaften in der Industrie — Das Schicksal der großen Verbände — Stellung der Großindustrie zur Frage der Erneuerung — Tempelhofer Feld-Aktien — Große Berliner Straßenbahn — Der Geldmarkt am Ultimo

Außerordentlich bezeichnend für die gegenwärtige Lage der schweren Industrie sind die sich förmlich drängenden Fusionen und Verschmelzungen. Kaum eine Woche vergeht, in der nicht ein neues Projekt in die Wege geleitet oder gar zum Abschluß gebracht wird. So sind in diesen Tagen nicht weniger als drei solcher Fusionen bekannt geworden: Buderus-Massen, Deutsch Luxemburg-Rümelingen und Rheinische Stahlwerke-Balcke Tellering. Bei den beiden letztgenannten handelt es sich zunächst nur um Abschluß einer Interessengemeinschaft, die, seitdem Krupp durch die Transaktion mit der Westfälischen Drahtindustrie hierfür den Weg gezeigt hat, sich ein immer größeres Anwendungsgebiet in der Industrie zu erobern scheint. Sachlich sind diese Interessengemeinschaften indessen von einer vollständigen Fusion nur wenig verschieden; der wirtschaftliche Endzweck, Werken der schweren solche der weiter verarbeitenden Industrie anzugliedern oder Kohlenwerke mit Hüttenwerken zu vereinigen, kann auch in der Form einer Interessengemeinschaft erreicht werden, sofern nur die finanzielle und technische Verbindung der beiden Gesellschaften so fest gefügt wird, daß sie fortan für die erweiterte und verfeinerte Produktion, und insbesondere für die Stellung gegenüber den Verbänden als ein Ganzes erscheinen. Die Stellung zu den Verbänden ist dabei das Ausschlaggebende. Bei Lichte betrachtet, handelt es sich um eine Mobilmachung für die schweren Kämpfe bei Erneuerung des Kohlensyndikats und des Stahlwerksverbandes. Die Zahl der Hüttenzechen wächst, die bestehenden vergrößern unablässig ihren Machtbereich, um für alle Fälle, auch beim Scheitern der Syndikatsverhandlungen gerüstet zu sein und den dann unvermeidlichen Kampf um die Existenz mit Erfolg ausfechten zu können. So rückt Deutsch Luxemburg durch den Vertrag mit Rümelingen an die erste Stelle hinsichtlich der syndizierten Produkte im Stahlwerksverband. Nicht weniger als 560000 Tonnen wird seine Beteiligungsziffer betragen und damit sowohl den Phönix, als Krupp und die Gewerkschaft Deutscher Kaiser hinter sich zurücklassen. Je größer aber die Machtentfaltung dieser Riesenunternehmungen wird, um so geringer wird ihr Interesse an der Aufrechterhaltung der Verbände, die ja nicht sowohl ihnen als den kleineren Produzenten nützlich sind, während sie für die ganz großen nur eine Beschränkung ihrer Aktionsfreiheit bedeuten. Manche Anzeichen deuten daher auch darauf hin, daß man in diesen Kreisen mit dem

Zusammenbruch der Verbände rechnet und sich für diese Eventualität rüstet. Nicht umsonst hat Stinnes im letzten Jahre sich eine Organisation für den Kohlenvertrieb über ganz Deutschland geschaffen, die ihn ganz unabhängig vom Kohlensyndikat stellt und die sofort eine Alleinherrschaft im Markte antreten könnte, wenn das Syndikat zusammenbräche. Wie weitschauend seine Politik ist, zeigt die auffallende Tatsache, daß er sich in den Besitz der Majorität der „Midgard", Deutsche Seeverkehrsgesellschaft in Nordenham, gesetzt hat. Er beherrscht damit den Kohlentransport auf den Rheinhäfen wie in den deutschen Seestädten und im Ausland, eine Machtstellung, die er nach seinem Belieben für oder gegen das Syndikat gebrauchen kann, wenn ihm sein eigenes Interesse dies rätlich erscheinen läßt. Einstweilen aber wird förmlich noch von allen Seiten eifrig an der Erneuerung der Verbände gearbeitet. Noch scheuen sich auch die Großen, offen den Krieg aller gegen alle als das Aushilfsmittel herbeizuwünschen, das die gegenwärtigen Schwierigkeiten, die in der Überproduktion wurzeln, durch eine Gewaltkur beseitigen könnte. Denn noch hofft man auf ein Eingreifen der Regierung — sei es nun, daß Differenzialtarife für die inländische Kohle zugestanden werden, sei es, daß man auf anderem Wege die lästige Konkurrenz der englischen Kohle beseitigt, oder sei es gar, daß der Fiskus in seinem bereits erklärten Wohlwollen für das Syndikat so weit geht, eine zwangsweise Syndizierung nach dem Muster des Kaligesetzes einzuleiten. Jedenfalls wünscht die schwere Industrie Rheinland-Westfalens es weder mit der Regierung noch mit den Parteien der Rechten, mit denen man ja früher schon so manches schöne Handelsgeschäft abgeschlossen hat, zu verderben. Und hier findet sich die Erklärung dafür, warum dem Zentralverband deutscher Industrieller die präzise Stellungnahme des Hansabundes gegen Rechts so unangenehm war, daß er demselben den Rücken gekehrt und eine Sondergruppe gebildet hat, welche die „mittlere Linie" angeblich besser als der Hansabund innehalten will. Die Großindustriellen nehmen ihr Interesse so wahr, wie sie es zu verstehen glauben; kann man sie darum schelten? Sie sind immer nackte Egoisten gewesen, für die nur Ziffern, aber keinerlei Sentimentalitäten maßgebend waren. Dieser Politik verdanken sie ihre Erfolge. Solange sie dem Allgemeininteresse nicht widerstreitet, mag man sich damit abfinden; schon aber ist die Macht der großen Konzerne eine so große geworden, daß sie einen Staat im Staate darstellt und die dringende Gefahr besteht, es könnte ihr gelingen, die Regierung vor den Wagen ihrer Interessen zu spannen. Möge man beizeiten erkennen, wie verhängnisvoll es sein müßte, die gesamte Eisen- und Kohlenindustrie dem Monopol einer Handvoll Leute auszuantworten! Leider zeigen auch andere Beispiele, daß der Staat nicht in allen Fällen das Gemeinwohl gegen Sonderinteressen zu wahren versteht. Der Prospekt über die Tempelhofer Feld-Aktien bringt einen solchen betrüblichen Fall in lebhafte Erinnerung. Hier ist zugunsten eines fiskalischen Profits ein ganzer Stadtteil der großstädtischen Bodenspekulation und dem Großkapital überant-

wortet worden, während sich die Sozialpolitiker die Köpfe darüber zerbrechen, durch welche Maßregeln den schreienden Mißständen im Berliner Wohnungswesen zu begegnen sei. Für die beteiligten Banken wird es ein fettes Geschäft. 25 Prozent Agio werden sofort für die emittierten Aktien verlangt. Die Banken aber werden auch künftig das Heft in Händen behalten. Die Aktien Litera B, welche nur mit einem Viertel einbezahlt sind, bleiben in ihrem Besitz. Diese sind vor den an das Publikum abgeschobenen bevorzugt und gewähren dem Konsortium, da sie volles Stimmrecht besitzen, eine unumstößliche Majorität, wenn auch einem Verlangen der Zulassungsstelle entsprechend das Stimmrecht für die Hälfte einstweilen ruhen soll. Das verlangte Agio zeigt deutlich, was man von den Gewinnerträgnissen der Gesellschaft erhofft. Der Name des Herrn Haberland, Schöneberger Angedenkens, ist ja ein Programm. Die 100 Prozent Dividende, welche er bei der Berlinischen Bodengesellschaft für die Dresdner Bank herauszuwirtschaften versteht, wird er wohl auch dem neuen Konsortium in Aussicht stellen können. Die Bodenspekulation verteuert aber beileibe nicht den Grund und Boden, die Nachfrage tut es, und das Großkapital und Herr Haberland vollbringen ein sozialpolitisch bedeutsames Werk, wenn sie diesen Stadtteil „der Bebauung erschließen".

Der Vertrag zwischen der Stadtgemeinde Berlin und der Großen Berliner Straßenbahn ist nun endlich perfekt geworden. Die Einigung hat sich nach jahrelangem Hader und Streit unter dem Druck des Zweckverbandsgesetzes im Handumdrehen vollzogen. Das von Berlin so lebhaft angefeindete (in einigen Punkten wohl auch nicht mit Unrecht abfällig kritisierte) Gesetz hat also schon vor seiner Publikation ein Gutes bewirkt. Denn das Abkommen ist zu loben, vom Standpunkte der Stadt nicht minder wie von dem der Aktionäre. Die Stadt muß ja freilich im Erwerbsfalle einen Preis anlegen, der beträchtlich höher ist als der, den sie noch vor Jahresfrist bewilligen wollte. Damals sollten die Aktien mit etwa 160 Prozent abgegolten werden, jetzt wird sie zwischen 200 und 250 Prozent anlegen müssen. Aber sie bekommt ein Schmerzensgeld im voraus in Gestalt von 23 Millionen Entschädigung für die Preisgabe des Heimfallsrechts auf den Bahnkörper und die Verlängerung der Konzession. Die Aktionäre werden in Zukunft wohl mit steigenden Dividenden rechnen können. Denn die neuen Lasten, welche die Gesellschaft auf sich nimmt, werden durch Verminderung der Amortisationsbeträge, die steigenden Einnahmen aus dem wachsenden Verkehr, den neu zu bauenden Linien und den vorbehaltenen Tariferhöhungen ausgeglichen werden. Auf der anderen Seite wird sich der Kurs nicht mehr wesentlich über seine gegenwärtige Höhe von etwa 200 Prozent erhöhen können. Die Zeiten, in denen er einmal den stolzen Stand von 475 Prozent einnahm, gehören endgültig der Vergangenheit an. Die Straßenbahnaktie wird in Zukunft ein stabiles, sicheres Anlagepapier mit einem freilich nicht sehr hohen Zinserträgnis (zurzeit $8^1/_2$ Prozent bei einem Kurs von annähernd 200) darstellen.

Der Ultimo ist vorüber. Er hat einige bemerkenswerte Erscheinungen mit sich gebracht. Die am meisten erörterte war die, daß sich Geld über Monatsende außerordentlich teuer stellte. Infolge des bekannten Zinszuschlages der Reichsbank forderten nämlich die Geldgeber für Darlehen über Monatsende den üblichen Zinssatz plus Zuschlag der Reichsbank. Hierdurch stellte sich Geld für wenige Tage auf 15 bis 17 Prozent, also einen Satz, der für gewöhnliche Verhältnisse unerhört hoch bezeichnet werden muß. Es hat sich also die Vermutung bestätigt, daß die Maßregel der Reichsbank zunächst den Geldgebern, das heißt in erster Linie den Banken, zum Vorteil gereichen werde. Es kann ja keine Rede davon sein, daß sie selbst die gleichen Zinsen an die Reichsbank hätten vorauslegen müssen — aber sie ergriffen gern die Gelegenheit, eine kräftige Geldverteuerung durchzusetzen. Welchen Einfluß die Neuerung auf den Status der Reichsbank gehabt hat, läßt sich augenblicklich noch nicht mit Sicherheit beurteilen; jedenfalls sind die Lombarddarlehen gegen die Parallelmonate stark vermindert; dagegen werden die Diskonten entsprechend gestiegen und eine Verminderung der Inanspruchnahme überhaupt nicht eingetreten sein. Ein völlig zutreffendes Bild über die Lage des inländischen Geldmarktes läßt sich nicht gewinnen, weil außerordentlich hohe ausländische Guthaben hier unterhalten werden; man schätzt den Betrag auf eine halbe Milliarde. Dies macht sich in einem ungewöhnlich niedrigen Stand der ausländischen Wechselkurse geltend. Trotzdem hat anscheinend die Reichsbank keine Gelegenheit gehabt, Geld in größeren Mengen aus dem Auslande an sich zu ziehen. Eine wenig erfreuliche Begleiterscheinung der Geldverhältnisse war der Rückgang unserer Reichs- und Staatsanleihen. Aller Bemühungen um die Kursbesserung unserer inländischen Fonds ungeachtet, senkt sich das Kursniveau derselben immer von neuem. Und doch kann diese Erscheinung niemand befremden: sie ist das Widerspiel der allgemeinen Geld- und Kreditanspannung. Unsere Anleihen teilen in dieser Beziehung das Schicksal der englischen Konsols.

Spectator

Bücherliste

Tolstoi, Leo: Brief an einen Hindu. Übersetzt von Dr. A. Skarvan. Herausgeben von Dr. E. H. Schmitt. Heidelberg, L. M. Waibel & Co.

Tolstoi, Leo: Über die Wissenschaft. Übersetzt von Dr. A. Skarvan. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt. Heidelberg, L. M. Waibel & Co.

v. Mellenthin, Henning: Was Preußen-Deutschland und seiner Armee not tut. Leipzig, Edmund Demme. M. 0.60.

Coulin, Dr. Alexander: Befestigungshoheit und Befestigungsrecht. Leipzig, Veit & Co. M. 4.50.

Ostermai, Oskar. **Vögel**, Dr. Hermann. **Neuberg**, Pfarrer Artur: Biblisches Lesebuch. Leipzig, Julius Klinkhardt. M. 2.—.

Bütow, Otto: Die Weltschule. Eine deutsche Weltanschauung. Leipzig, Teutonia-Verlag. M. 2.50.

Erler, Dr. Curt: Von der Macht der Presse in Deutschland. Berlin, Spree-Verlag. Paul Werner. M. 1.80.

Servaes, Franz: Wenn der Traum zerrinnt. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3.—.

Rhenanus: Was tut not? Politische Betrachtungen. Leipzig, Otto Klemm. M. 0.75.

Mosum, H. O.: Der Mann von Fünfundvierzig. Leipzig, Georg Wigand. M. 2.—.

Jensen, Johannes V.: Der Gletscher. Berlin, S. Fischer. M. 3.50.

Deutsches Wanderjahrbuch. I. Jahrgang. Herausgegeben von Fritz Eckardt. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.40.

Münzer, Kurt: Der gefühlvolle Baedeker. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Knötel, Prof. Richard: Uniformenkunde. Rathenow, Max Babenzien.

Menge, Heinrich C. L.: Deutsches Ausverkaufswesen. Berlin, Dr. Walther Rothschild.

Raif, Dr. August Friedrich: Die Urteile der Deutschen über die franz. Nationalität im Zeitalter der Revolution und der deutschen Erhebung. Berlin, Dr. Walther Rothschild.

Presber, Rudolf: Die bunte Kuh. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. M. 5.—.

Keyserling, Graf Hermann: Zwei Reden. Riga Jonck & Poliewsky. M. 1.50.

Weber, Dr. M.: Lukians v. Samosata Sämtliche Werke. I. Bd. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Rauecker, Bruno: Das Kunstgewerbe in München. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. M. 4.—.

Horbach, Dr. Arthur: Geschichte der französischen Literatur. Eßlingen a. N., Franz Gutzmann.

Egelhaaf, Gottlob: Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Stuttgart, Karl Krabbe. M. 7.50.

v. Kraft, Ottokar: Sultan Osman. Trauerspiel. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—.

Eichler, Theodor: Deutsche Lieder. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 4.—.

Schulz, Carl A.: Skizzen von meiner Reise um die Welt. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 4.—.

Eulenberg, Herbert: Du darfst ehebrechen. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 0.80.

Eulenberg, Herbert: Sonderbare Geschichten. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 4.—.

Eulenberg, Herbert: Sonette. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 6.50.

Knapp, Fritz: Neujahrsblätter. Wanderungen durch die Werkstätten fränkischer Bildhauer. Würzburg, H. Stürtz, A.-G. M. 3.60.

Gobineau, Graf: Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Ludwig Schemann. Straßburg, Karl J. Trübner. M. 4.—.

Miethe, Prof. Dr. A., **Hergesell**, Prof. Dr. A.: Mit Zeppelin nach Spitzbergen. Berlin, Bong & Co. M. 12.—.

v. Montgelas, Dr. jur. Albrecht Graf: Die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen im Königreich Sachsen. Leipzig, Röder & Schunke. M. 1.50.

Tesch, Prof. Dr. Albert: Turnvater Jahn. Ein Volksabend. Gotha, Emil Perthes. M. 0.80.

Kornfeld, O.: Ein Verrat. Drama in 5 Aufzügen. Leipzig, W. A. Gustav Müller. M. 2.—.

Maartens, Maarten: Heilende Mächte. Bonn, Albert Ahn.

Wulffen, Erich: Gerhart Hauptmanns Dramen. Berlin-Lichterfelde, Dr. P. Langenscheidt. M. 4.—.

Wulffen, Erich: Shakespeares große Verbrecher. Richard III., Macbeth, Othello. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. M. 4.—.

Dürr, E.: Grundzüge der Ethik. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Schäff, Dr. Ernst: Die wildlebenden Säugetiere Deutschlands. Neudamm, J. Neumann. M. 3.50.

v. Mayr, Dr. Georg: Begriff und Gliederung der Staatswissenschaften. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 3.60.

Compayre, Gabriel: Moralische Erziehung (Päd. Monographien). Übersetzt von Helene Goldbaum. VIII. Band. Leipzig, Otto Nemnich. M. 3.80.

Ziegler, Eugen: Das Drama der Revolution. Berlin, Wiegandt & Grieben. M. 2.—

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber **George Cleinow-Schöneberg**, für den literarischen Teil und die Redaktion **Heinz Amelung-Friedenau**. — Manuskriptsendungen und Briefe **werden ausschließlich** an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — **Sprechstunden** der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. **M. 1.75.**

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. **M. 1.—.**

Vielfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise entsprechend haben wir uns entschlossen, eine Original-Einbanddecke für die Grenzboten in geschmackvoller, solider Ausführung herstellen zu lassen. Für jeden Jahrgang sind vier Decken erforderlich. Die Decken für 1910 sind sofort komplett lieferbar, für 1911 und die folgenden Jahrgänge jemalig am Schlusse des betr. Vierteljahrs. Gegen einen entsprechenden Aufschlag sind wir bereit, einzelne Decken mit den Jahres- und Bandzahlen älterer Jahrgänge zu versehen.

Ein Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein lag der Nummer 9 vom 1. März bei.

Berlin SW. 11,
Bernburgerstr. 22a/23

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Wahlrecht und Wahlpflicht der Nichtwähler

Von S. vom Werth-Steglitz

Der frühere Miniſter Herrfurth behauptete bereits 1896 in den Nrn. 1 und 2 der Deutſchen Juriſtenzeitung, die Wahlpraxis in Deutſchland entſpreche nicht der Verfaſſung, da mehr als ein Viertel der Wahlberechtigten ihre Stimme zurückhalten und dadurch das Wahlergebnis illuſoriſch machten. Herrfurth empfahl als Korrektiv dieſes Wahlrechtsfehlers die Wahlpflicht. Aber ſein Ausführungsvorſchlag wurde zurückgewieſen, da hierdurch ebenfalls keine Abhilfe geſchaffen ſei, weil jedem Wähler das Recht verbleibe, ſeinen leeren Stimmzettel abzugeben. Demgegenüber empfahl Juſtizrat F. Karl-Saargemünd am 15. Februar 1903 im Tag unter der Überſchrift: „Wahlbeteiligung und Wahlpflicht" einen andern Weg, um ein richtiges Spiegelbild der öffentlichen Meinung durch die Wahlen zu erhalten, das auch geeignet ſei, die jetzige verfaſſungswidrige Wahlkreiseinteilung zu paralyſieren. Karl glaubte eine Löſung des Wahlproblems im Artikel 29 der Verfaſſung zu finden, wonach die Mitglieder des Reichstags die Vertreter des ganzen Volkes ſein ſollen, alſo nicht die Vertreter von örtlich, ſtändiſch oder politiſch abgegrenzten Kreiſen! Es ſei daher nur logiſch, wenn neben dem aktiven Wähler auch der inaktive Wahlberechtigte zur Geltung käme. Qui tacet, consentire videtur! Nach dieſem Rechtsgrundſatz falle der dem Wahlberechtigten verfaſſungsgemäß übertragene Teil der Regierungsgewalt zurück an die Reichsregierung, als der Exekutive der Geſamtheit, falls der Wahlberechtigte von ſeinem Mandat keinen Gebrauch machen wolle.

Bei Nutzbarmachung des heimgefallenen Wahlrechts der nicht abſtimmenden Wahlberechtigten würde nach Karl die ſachgemäße Erledigung der parlamentariſchen und legislativen Geſchäftsführung materiell und formell ſehr gewinnen. Ein beſchlußunfähiges Haus würde kaum vorkommen, da jedermann am Platze ſein müßte, um gegenüber den Stimmen der Reichsregierung ſeine Stimme zur

Geltung zu bringen. „Kronstimmen" wäre wohl die zweckentsprechende Bezeichnung für die „heimgefallenen" Abgeordnetenmandate (wohl im Hinblick auf die historische Tatsache, daß die Krone ihr früheres absolutes Regierungsrecht zugunsten der Abgeordneten durch die Verfassung zum Teil abgetreten habe).

Während also Karl die Gesamtheit der nicht abgegebenen rechtsgültigen Wahlstimmen der Reichsregierung zur freien Verwendung bei der Abstimmung im Reichstage zurückgeben wollte, machte Professor G. Herman kurze Zeit darauf dem Fürsten Herbert Bismarck gegenüber den Vorschlag, analog dem § 928 des Bürgerlichen Gesetzbuches die von den Wahlberechtigten nicht abgegebenen Stimmen als einen „Eigentumsverzicht" aufzufassen, der dem jeweiligen Bundesstaat anheimfalle. Fürst Bismarck übergab diesen Vorschlag der konservativen Parteileitung. Da diese aber staatsrechtliche Bedenken hatte, veröffentlichte Herman am 23. Januar 1908 seinen Vorschlag in Form eines Rundschreibens an hervorragende Parlamentarier und Staatsrechtslehrer, in welchem die dritte Frage also lautete: „Widerstreitet es dem geltenden Reichswahlrecht, wenn alle nicht gültig oder gar nicht abgegebenen Stimmen der eingetragenen Wähler aller Wahlkreise vom Fiskus nach bestehendem Gesetz als herrenloses Gut konfisziert und einem dem Fiskus genehmen Wahlkandidaten als ‚fiskalische Stimmen' zugeführt werden?" Dieses Rundschreiben erregte großen Aufruhr in der Presse. Vor allem beschäftigte sich die Freisinnige Zeitung (25. Januar 1908) eingehend mit dem Vorschlag und behauptete, daß die Sozialdemokratie durch ihre damaligen Straßendemonstrationen gegen das preußische Wahlrecht für derartige Vorschläge Schrittmacherdienste leiste, die „nur der Reaktion zugute" kämen. Der Vorwärts blieb (26. Januar 1908) die Antwort nicht schuldig, indem er die Freisinnigen Müller und Wiemer als „Angstbüchsen" apostrophierte und erklärte, das Reichswahlrecht sei auch durch diesen Vorschlag nicht gefährdet.

Vom juristischen Standpunkt bestätigte dies Oberlandesgerichtsrat Bozi in Hamm durch eine staatsrechtliche Darlegung in der Rundschau für den Deutschen Juristenstand Das Recht (1908, Nr. 17) unter dem Titel: „Wahl durch Nichtwähler".

Zunächst weist Bozi auf den theoretisch möglichen Generalwahlstreik hin, wonach eine allgemeine Stimmenthaltung in ihrer äußersten Konsequenz zu einem parlamentlosen Staate und damit zu verfassungswidrigen Zuständen führen würde. Sodann stellt er die Frage auf: „Wie könnte die Stimme der säumigen Wähler für das Wahlergebnis verwendet werden, ohne daß sie gleichzeitig in ihrem Wahlrecht beschränkt würden?" Ebenso wie Karl ist Bozi der Meinung, ohne den Vorschlag Karl gelesen zu haben, daß man zivilrechtliche Grundsätze wenn auch nicht als Rechtsnormen, doch in ihren Grundgedanken ebenfalls auf öffentliches Recht übertragen könne, und daß auch in öffentlich-rechtlichen Angelegenheiten Willenserklärungen durch das in Kenntnis bestimmter Folgen beobachtete Stillschweigen sollten erfolgen können. Der dadurch vorgezeichnete Weg einer Änderung des Wahlprozesses wäre also nach Bozi der, daß mit der Aufstellung

der Wahllisten ein „Kandidat der Nichtwähler" aufgestellt würde, für welche die Stimme durch Wahlenthaltung abgegeben gilt. Würden die Wähler mit dem von der Regierung aufgestellten Nichtwählerkandidaten nicht einverstanden sein, so könnte das nur die heilsame Folge einer gesteigerten aktiven Beteiligung an der Wahlhandlung haben. Da gerade damals (1908) das Welfentum in der Reichstagsersatzwahl zu Wolfenbüttel Helmstedt durch die geringe Beteiligung der Wahlberechtigten einen außergewöhnlichen Zufallserfolg errungen hatte, fiel der Vorschlag Bozi auf fruchtbaren Boden. Selbst die Rhein- und Ruhr-Zeitung in Duisburg wußte (15. September 1908) weiter keine Bedenken, als daß die Position der Regierung im Wahlkampf gestärkt würde, falls nicht die bisherigen Nichtwähler im Ärger über mittelbaren Wahlzwang zur äußersten Opposition abschwenkten. Auch die Berliner Börsen-Zeitung stimmte (16. September 1908) dieser Ansicht bei, während die sozialdemokratische Presse behauptete, der Vorschlag Bozi sei eine Umgehung der geheimen Wahl. Denn jeder, der nicht den Regierungskandidaten durch Stimmenthaltung wähle, sondern persönlich zur Wahl erscheine, sei dadurch als Regierungsgegner namentlich festgestellt! Das Berliner Tageblatt verbreitete sich (19. September 1908) des weiteren über den Vorschlag Bozi unter der Überschrift: „Die Partei der Nichtwähler" und kam zu dem Schluß, die Regierung würde überall als Nichtwählerkandidaten einfach die Landräte aufstellen und damit eine „schier ungeheuerliche Beeinflussung der Wähler durch die Regierungsorgane" begünstigen. Auch praktisch sei der Vorschlag wertlos, da bei der Bekanntgabe eines Regierungskandidaten für die Nichtwähler die Zahl der nicht abgegebenen gültigen Stimmen sich auf etwa 15 Prozent verringern würde, so daß der Regierungskandidat also selten in der Hauptwahl und fast niemals in der Stichwahl zur Geltung käme. Diese Ergänzung des Wahlrechts sei also keine „Veredelung", sondern eine „Verschandelung". Anfang Oktober 1908 gab Direktor Sebaldt die Anregung, den Vorschlag Bozi dadurch zu verbessern, daß an Stelle besonderer Regierungskandidaten die Reichsbehörde diejenigen Kandidaten der anerkannten Reichstagsfraktionen vor der Wahl bezeichnen solle, welchen die Stimmen der Nichtwähler zugeschrieben würden. Bozi antwortete darauf am 6. Oktober 1908: „Ihre Formulierung ist entschieden die bessere. Ich selbst war mir inzwischen darüber klar geworden, daß die fiskalische Kandidatenwahl nur unter den bereits von den Parteien aufgestellten Kandidaten erfolgen könnte. So aber bleibt dies der einzige Weg, auf dem sich eine Wahl durch Beteiligung sämtlicher Wahlberechtigten erreichen ließe, während anderseits das Übergewicht der von der Agitation lebenden Parteien etwas paralysiert würde. Ganz verfehlt ist übrigens der Einwand, daß der Einfluß des Parlaments zurückgedrängt werden würde. Im Gegenteil würde eine Regierung, die sich durch Anschluß an eine Partei die Mehrheit verschaffte, gerade im wahren Sinne eine parlamentarische Regierung sein. In Ihrer Fassung bedeutet der Vorschlag also keinesfalls eine Beeinflussung der Wähler, während anderseits der Einwand abgetan ist, daß die

Regierung auf die Landräte als Kronkandidaten angewiesen sei." Auf eine Aufforderung Karls vom 8. Oktober 1908 an Sebaldt bat dieser am 31. desselben Monats den Oberlandesgerichtsrat Bozi, in einer angesehenen staatsrechtlichen Zeitschrift alle Folgerungen zu ziehen aus einer Kombination der Vorschläge von Karl, Herman, Bozi und Sebaldt. Diesem Wunsche kam Bozi nach und veröffentlichte am 10. Juli 1909 in dem Fachblatt Das Recht den Artikel „Volksrepräsentation und Stimmenthaltung". Er sagt darin im wesentlichen das Folgende: „Seit Jahren steht die Wahlfrage im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses, aber immer nur unter dem Gesichtspunkte einer Reform des Wahlsystems. Diesem System wird unbesehen die Verantwortlichkeit für die Mängel des gegenwärtigen Zustandes zugeschoben, während man die Frage, ob unsere Wahlkörper eine sinngemäße Verwirklichung des geltenden Wahlsystems überhaupt darstellen, nicht aufwirft und insbesondere nicht beachtet, daß bei jeder Wahlhandlung ein Vierteil und mehr der verfassungsmäßig berufenen Stimmen ausfallen. Die Erklärung hierfür liegt darin, daß diejenigen Parteien, die eine Schwächung der Regierungsmacht erstreben, an der Erhaltung und Verallgemeinerung eines Zustandes ein Interesse haben, der vorwiegend diejenigen von der Wahlurne fernhält, auf deren Unterstützung sie nicht zählen können, während man sich auf der andern Seite nicht darüber klar ist, daß der Einfluß der Gegner weniger auf dem von ihnen gepriesenen System, als auf einer fehlerhaften Anwendung dieses Systems beruht. Indem so eine zielbewußte Agitation mit einer bedauerlichen Gleichgültigkeit der Wähler zusammentrifft, wird es ermöglicht, daß die Geschicke unseres Vaterlandes durch Majoritäten bestimmt werden, die am Maßstab des ganzen Volkes gemessen, überhaupt keine Majoritäten sind." In einer eingehenden rechtswissenschaftlichen und staatsgeschichtlichen Ausführung zeigt Bozi, daß die Zulässigkeit der Wahlenthaltung mit der Folge eines Ausfalles der betreffenden Stimmen eine offenbare Systemwidrigkeit sei, da der Gedanke des Vertretenseins als eines subjektiven Rechts veraltet und verfassungswidrig ist. Der von Karl vorgeschlagene Stimmverfall zugunsten der Staatsregierung und das von Herman angezogene gesetzliche Recht des Fiskus auf herrenloses Gut lasse sich ohne den Gedanken eines subjektiven und verzichtbaren Wahlrechts nicht konstruieren. Ein solcher Rechtszustand führe zu dem bedenklichen Ergebnisse, daß die Staatsorgane als Stimmende auftreten würden. Endlich widerstreite er dem staatsrechtlichen Grundsatze von der Unübertragbarkeit des Stimmrechts. Der Wähler dürfe nicht selbst ausgeschaltet werden, doch sei es nicht wesentlich, daß er seine Stimme ausdrücklich abgeben müsse, sondern ihm bleibe auch das Recht der stillschweigenden Willenserklärung!

Bozi weist nun nach, daß die stillschweigende Willenserklärung nicht nur privatrechtlich sei (§§ 108, 1396, 416 B. G. B.), sondern auch öffentlich-rechtlich, und deutet hin auf die Akklamationswahlen bei öffentlich-rechtlichen Körperschaften, die in der Geschäftsordnung des Reichstags selbst anerkannte Abstimmung durch

Sitzenbleiben, sowie den Ausschluß von der Wahl durch Versäumnis des Einspruchs gegen die unrichtige Wählerliste als Kundgebung einer stillschweigenden Billigung dieser Liste. Bozi nimmt dann den Vorschlag Sebaldt auf, daß die zuständigen Organe in der Auswahl auf die ohnehin von den Parteien aufgestellten Kandidaten beschränkt bleiben, und fügt als weitere Beschränkung hinzu, daß diese Auswahl erst in den Stichwahlen Platz greifen solle, damit nur solchen Kandidaten von der Wahlbehörde die Stimmen der Nichtwähler zugeschrieben werden, die ohnehin eine erhebliche Anzahl positiv abgegebener Stimmen in ihrer Person vereinigen.

Nach Widerlegung der in der oppositionellen Presse bisher vorgebrachten Einwände formuliert Bozi seinen Vorschlag endgültig dahin, daß es im wesentlichen nur einer Änderung des § 12 des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 bedürfe (die dem Geist der Verfassung nicht widerspricht, sondern nur eine logische Ausgestaltung darbietet). § 12 würde dann lauten: „Die Wahl ist direkt. Sie erfolgt durch absolute Stimmenmehrheit aller in einem Wahlkreise vorhandenen Wähler. Stellt bei einer Wahl eine absolute Stimmenmehrheit sich nicht heraus, so ist nur unter den zwei Kandidaten zu wählen, welche die meisten Stimmen erhalten haben. Die Stimmen derjenigen Wähler, welche ihr Wahlrecht nicht gemäß § 20 ausüben, werden demjenigen unter diesen beiden Kandidaten zugezählt, den die Regierung des betreffenden Bundesstaates durch öffentliche Bekanntmachung bezeichnet hat. Die Bekanntmachung muß unter Hinweis auf die Folgen der Wahlenthaltung geschehen. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los."

Diesem Rechtsgutachten gegenüber nahm am 23. Februar 1911 Karl, welcher das ganze Problem zuerst aufgerollt hatte, Stellung in einem Schlußwort an Sebaldt:

„Den Grundgedanken halte ich nach wie vor fest. Derselbe gipfelt darin, daß ich das Wahlrecht nicht als ein mit der physischen Person des Wählers untrennbar verbundenes Naturrecht, sondern als den Ausfluß einer politischen Funktion ansehe, die der einzelne auf Grund spezieller Übertragung seitens der Gesamtheit in deren Interesse in freier Willensäußerung ausüben kann, aber nicht muß. Macht er von seinem Recht Gebrauch, so erfüllt er die ihm übertragene Funktion; macht er dagegen von solchem keinen Gebrauch, so muß das (ihm übertragene) Wahlrecht an die Gesamtheit zurückfallen, in deren Namen dann die Inhaberin der vollziehenden Gewalt, die Reichsregierung, von den heimgefallenen Stimmen den ihr gutdünkenden Gebrauch machen darf."

Angesichts der bevorstehenden Reichstagswahlen wäre es von hohem staatswissenschaftlichen und nationalorganischen Interesse, wenn hervorragende Führer aller Richtungen zu dem Problem der Verwendung nicht abgegebener Stimmen von Wahlberechtigten gutachtlich sich äußern würden.

Der Kampf der Bildungsideale

Von Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm Münch-Berlin

Ueber geistige Bewegungen der Vergangenheit urteilen wir mit aller Zuversicht; bei solchen der Gegenwart stehen wir leicht ratlos, mindestens unsicher, und die gleichwohl ganz sicher Urteilenden sehen die Sachlage meist nicht so verwickelt, wie sie wirklich ist. Manche Naturen finden unschwer die Seite, auf die sie sich bestimmt schlagen, der sie rückhaltlos und endgültig angehören, und für die gegenüberstehende haben sie dann wohl Ärger oder Ingrimm, Spott oder Verachtung. Es scheint, daß es eine solche Scheidung der Parteien geben muß, damit die Gegensätze sich lebendig herausarbeiten und vielen deutlich zum Bewußtsein kommen, damit sie auch ihre Kraft an der Wirklichkeit erproben. Es scheint, daß auch eine Idee außer führenden Vorkämpfern ein Heer von gemeinen Soldaten haben muß, um Eroberungen zu machen oder sich im Feld zu behaupten.

Neben dem alten und sich immer erneuenden Kampf staatlicher Verfassungen und neben dem nie endenden religiöser Bekenntnisse ist kein Zwiespalt geistiger Mächte so zäh lebendig und tiefgreifend wie der der Bildungsideale. Natürlich: es bleibt eben ewiges Problem, wie die Menschen am besten ihr Leben als Gemeinschaft organisieren, wie am wahrsten die Anknüpfung ihres endlichen Lebens an das Unendliche und wie am gedeihlichsten die Ausbildung der Individuen für sich. Aber während das Ringen auf politischem und auf religiösem Gebiet sich als solches deutlich vor Augen stellt, verhüllt sich das dritte weithin dem Blick. Eine Menge Einzelfragen werden mit Ernst, Eifer oder Leidenschaft erörtert, als ob sie ganz für sich ständen und von irgendeinem einfachen Gesichtspunkt aus zu lösen sein müßten. All die Streitigkeiten um Schulformen, Lehrpläne, Unterrichtsfächer, Berechtigungen, ja großenteils auch um Methoden bewegen sich, wenn der Zusammenhang eben nicht tiefer gesucht wird, nur um die Peripherie der großen Frage, um das wahre Bildungsideal. Das wahre? Das könnte andeuten, daß es eines geben müsse, dem gegenüber jedes abweichende falsch sei. Aber dies muß nicht der Sinn sein. Daß die Bildungsideale sich in der Abfolge der Zeiten wandeln, versteht sich; auch daß sie bei den verschiedenen Nationen sich ungleich gestalten, ist natürlich; und daß die eine der Nationen das rechte in Erbpacht habe und die übrigen nur minder-

wertig seien, diese Meinung liegt zwar vielen Inhabern eines engen Gesichtskreises nahe (und große Gelehrsamkeit schützt vor dieser Enge nicht), aber sie läßt sich nicht halten. Neben dem verschiedenen Untergrund der Zeiten und der Nationen gibt es nun aber noch anderes, was ein Auseinandertreten der Bildungsideale bewirkt und rechtfertigt. Um es sogleich zu sagen: die ganze Entwicklung der neueren Psychologie wie die der kulturellen Verhältnisse weist darauf hin. Ist das letztere längst irgendwie empfunden worden, so wird das erstere erst neuerdings recht deutlich und, wie es scheint, bis jetzt noch keinem weiten Kreise. Es gilt also, das Recht verschiedener Ideale zu erkennen und jedem derselben sein Gebiet zuzuerkennen. Dem Kampfe kann sehr wohl der Friede folgen, wenn auch nicht — so wenig wie zwischen kriegsfähigen Staaten — ein ewiger Friede, der der Menschheit nirgendwo bestimmt und für den sie selbst nicht geschaffen ist. Eigentlich strebt man ja auch seit längerer Zeit nach friedlichen Abschlüssen, man glaubt von Zeit zu Zeit, sie nun verwirklicht zu haben. Aber die Unruhe geht weiter. Denn die Frage ist nicht in der Tiefe angefaßt.

Kampf um das rechte Bildungsideal hat es auch in der Vergangenheit oft genug gegeben, Kampf zumeist zwischen Altem und Neuem, wobei denn das Neue oft zunächst nur als die zufällige Forderung einzelner eigenwilliger Personen erschien. Im alten Griechenland setzten die Sophisten ihr Ideal gegen das der überlieferten Bildungsweise, aber Plato wieder ein anderes gegen das der Sophisten, und jede der folgenden Philosophenschulen brachte das ihrige aus sich hervor, um es durch ihre Jüngerschaft der Welt zu empfehlen, übrigens Ideale nicht bloß der intellektuellen Weltanschauung, sondern zugleich der innersten Stellung zum Leben nebst der persönlichen Lebensführung. In Rom suchte sich zu des älteren Cato Zeit das überlieferte Erziehungsideal der eindringenden griechischen Bildung zu erwehren; aber überall im großen Römerreich kam der Hellenismus über die einheimischen Bildungsrichtungen. Auch die ersten Jahrhunderte des Christentums oder vielmehr eine ganze Reihe dieser Jahrhunderte enthalten, wenn auch mehr in der Stille, diesen Kampf um den Bildungsinhalt; zwischen Klosterschule und Ritterburg findet weiterhin vielfach ein Wettbewerb um die zu bildenden jungen Seelen statt, oder zwischen byzantinischer Verfeinerung und germanischer Kraftübung. Die Menschen der Renaissance erhoben ihre Losung gegen den Geisteszustand der Mittelalterlichen, die vielbelesenen Humanisten gegen das, was sie Barbarentum nannten, die Anhänger höfischer Adelsbildung gegen das allmählich erstarrte, das buchmäßig weltfremde, das pedantisch freudlose Humanistentum des siebzehnten Jahrhunderts, die Philanthropen von Basedows Art gegen die herbe Zucht in Familien wie Schulen, die Neuhumanisten wandten sich mit ihrem schönen Traum vor der Erneuerung des antiken Menschentums gegen alles, was ihnen banausisch deuchte. Und allmählich schien sich der Gegensatz wesentlich in zwei bestimmte Schulbildungswege hineingezogen und in ihnen verkörpert zu haben: humanistische Gymnasien und Realschulen traten sich gegenüber.

Natürlich ist das nicht der gleiche Gegensatz, um den in allen den vorherigen Jahrhunderten der Kampf gespielt hatte; nur eine gewisse Ähnlichkeit mag hier und da zu finden sein. Handelt es sich vielleicht stets, nur unter neuen Formen, um das Gegenüber von Ausstattung mit Wissen und Entwicklung von Können? von Übermittlung von Kenntnissen und Anregung des Willens? Oder handelt es sich auf der einen Seite um ein möglichst allgemeines, ein vielseitiges, ein abstraktes Wissen und Verstehen, auf der anderen um Kennen und Verstehen des Nahen? Dort um eine gewissermaßen über alle Unterschiede der Zeiten hinausreichende Bildung, hier um eine solche durchaus für die Gegenwart, für das Leben in ihr? Soll dort wesentlich eine formale Kultur des Geistes stattfinden, hier ein Vertrautmachen mit dem Bestand und den Problemen der Kultur überhaupt? Soll eine überlieferte Kultur bewahrt oder aber die Lust und Fähigkeit zum Herausarbeiten einer neuen gewährt werden? Ist der stets wiederkehrende Gegensatz vielleicht der zwischen der Erweckung und Pflege literarischen, ästhetischen Interesses auf der einen Seite und praktischen auf der anderen? oder zwischen geisteswissenschaftlichem und naturwissenschaftlichem? Soll es dort Vertiefung gelten und hier Belebung? dort grübelndes Denken und hier mannigfaltige Anschauung nebst willigem Tun? Oder handelt sich's dort alles in allem mehr um Konventionelles und hier um frei Natürliches? oder gar dort lediglich um Ausgleichung, um geistige Unterwerfung und endgültige Einordnung, hier um Befreiung, um Entwicklung des Individuellen? Alle diese Alternativen spielen tatsächlich in die Geschichte der stets sich erneuenden Bewegung hinein, aber sie mischen und verschieben sich mannigfaltig, und endgültig könnte man mit keiner der Einseitigkeiten sich zufrieden geben.

Es war vorhin von dem Zusammentreffen kultureller Bedürfnisse mit psychologischen Erkenntnissen die Rede. In der Tat verlangt das, was wir als Kultur der Zeit in ihrem ganzen und weiten Sinne empfinden, Teilnehmer und Mitarbeiter nicht von einer und derselben Prägung. Nicht bloß, daß die mannigfaltigen Einzelaufgaben auch mannigfach verschiedene Einzelausbildung erfordern. Sondern es liegen dem Wesen nach so ungleiche Gesamtziele vor, daß auch ungleichartige, aber in ihrer Art möglichst voll entwickelte Menschenkräfte oder Menschennaturen verfügbar sein müssen. Und damit begegnet sich nun die psychologische Einsicht von den tiefgreifenden Differenzen der Begabung, die aber darum nicht (wie es der Fehler vergangener Zeiten war und leider auch noch die vorherrschende Auffassung der Gegenwart ist) als schlechthin höhere und niedere Stufen, kaum als ungleiche Werte anzusehen sind. Daß die Psychologen noch nicht alle die gleichen Typen aufstellen, ist nicht verwunderlich und ist wohl auch kein Schade; in der Tendenz kommen sie einander nahe. Indem z. B. der französische Psycholog Binet den Typus des „Bewußten" dem des „Unbewußten" gegenüberstellt, daß heißt den Menschen, bei dem sich das gesamte geistige Leben immer im Lichte deutlichen Bewußtseins abspielt, gegenüber

dem, dessen beste Leistungen ihm ohne sicheres Berechnen und Schließen, ohne ein festes Netz von Verstandesoperationen gelingen, macht er es uns nicht schwer, den besonderen Wert jedes der beiden zu empfinden, deren Vorhandensein wir alsbald anerkennen. Und wenn er dann dieser Gegenüberstellung die des „objektiven" und des „subjektiven" Geistestypus anreiht, und ferner die des „praktisch" und des „literarisch" Gerichteten, so vermögen wir auch darin unschwer Wirkliches zu erkennen, und wir werden, wenn wir uns den „Objektiven" mit seiner Hingabe an die Welt der Naturdinge, mit seiner Tüchtigkeit zum Beobachten vorstellen, oder den „Praktischen" auch in seinen bedeutenderen Funktionen, als Organisator des Lebens etwa, keineswegs in diesen beiden Minderwertige sehen im Vergleich zu dem „Subjektiven", dem nach innen Gewandten, Sinnenden, oder zu dem „Literarischen", der einer möglichst reichen fremden Gedankenwelt nachjagt und in schöner Ausdrucksform sein hohes Genüge findet.

Pflegt man sich eine solche Verschiedenheit der Begabung, die ja doch schon in jugendlichen Jahren sich andeuten wird, bis jetzt genügend klar zu machen? Strebt man danach in den Familien, in der Lehrerschaft der Schulen? Und müßte nicht die Wahl des Lebensberufs erst auf Grundlage solcher Feststellung erfolgen, ja auch schon der vorbereitende Bildungsgang demgemäß gewählt werden? Denn das Ziel einer allgemeinen Bildung im Sinne einer für alle gleichen und einer nach allen Seiten sich erstreckenden hat doch nur aufgestellt werden können zu einer Zeit, wo man einer ganzen Oberschicht der Bevölkerung ein ideales Menschentum anerziehen zu können dachte und ohne genügenden Sinn für die psychologische Wirklichkeit in der Übernahme wertvollen Gedankeninhalts das wesentliche Mittel dazu sah, namentlich auch sich eine harmonische Entwicklung und Schulung aller Kräfte sehr viel einfacher dachte, als sie in Wahrheit sein würde. Seitdem hat nicht nur die psychologische Forschung sich sehr ernstlich der Erkenntnis der typischen Unterschiede zugewandt, sondern es ist auch infolge vielfach unbefriedigender Ergebnisse jenes Bildungsweges das allgemeine Gefühl lebendiger geworden für die wirklichen seelischen Bedürfnisse der jugendlichen Individuen. Von Bedeutung war es dabei, daß die verschiedenen Kulturländer immer wieder ihre Ergebnisse untereinander und mit erwünschten Idealen verglichen, daß auf neuem Kulturboden auch neue Anschauungen sich durchrangen und neue Versuche einander ablösten. Hier von einem sicheren Besitz der wahren pädagogischen Weisheit zu träumen und mit Hochmut oder Gleichgültigkeit auf das andersartige Streben draußen herabzusehen, wäre Sache der Borniertheit und der Bequemlichkeit.

Leider steht dem Fortschritt der rechten Erkenntnis bei uns in Deutschland mehr als irgendwo sonst die Macht sozialen Vorurteils entgegen. Warum hat viele Jahrzehnte hindurch, ja im ganzen bis auf den heutigen Tag, das Gymnasium mit dem humanistischen Lehrplan als die sozial vornehmste Anstalt gelten können? Was einst der Schicht der Vollbegabten zugedacht war, wurde

eben von den Zahlungsfähigen als das ihnen Gemäße in Anspruch genommen. Es war ja keine Schande für Deutschland, daß höhere Bildung und höherer sozialer Rang zusammenfallen sollten. Aber ein Fehler war es gleichwohl, daß man darauf verzichtete, Arten der Begabung sowie der Bildung recht zu unterscheiden, und daß man meinte, es könne sich immer nur um ein Höher oder Niedriger handeln. Der Übergang von einem Gymnasium auf irgendeine der „Reallehranstalten" bedeutete eine Demütigung, eine Resignation. Und er konnte das in der Tat bedeuten, sofern die Anstalten dieser Art sich mit minderwertigerem Tun und Können begnügten, sofern sie die ihnen möglichen Ideale nicht recht ergriffen und namentlich nicht gedeihlich verfolgt hatten, sofern sie etwa auch tatsächlich sich mit oberflächlicheren Geistern begnügen mußten.

Ohne daß man die innere Sachlage klar erkannte, hat man denn doch nach und nach eine Mannigfaltigkeit höherer Schulen nebeneinander aufkommen lassen, vielleicht mehr nachgebend als weitblickend, wohl immer mit dem Gedanken an einen Gradunterschied des Wertes und an Zugeständnisse, die praktischen Lebensbedürfnissen zu machen seien. Der sogenannte Schulfriede von 1900 hat die herrschende Schätzung der Schularten wenig zu beeinflussen vermocht. Es ist eine sehr beachtenswerte Zahl unserer Gebildetsten, bei denen das Vertrauen in das Gymnasium unerschüttert blieb. Aber was anderseits an Unmut auch dieser Anstalt gegenüber lebendig ist, läßt sich doch nicht ausschließlich auf Rechnung der Oberflächlichkeit schreiben. Tatsache ist eben, daß die Unterschiede der Naturanlage nicht recht gewürdigt werden und daß man darüber nicht wirklich zur sauberen Scheidung kommt, so wenig wie zur wünschenswerten inneren Ausgestaltung der Schularten.

Will man zunächst von feineren Unterschieden der Wesensanlage absehen, so lassen sich zwei Haupttypen einander gegenüberstellen, die etwa folgendermaßen zu kennzeichnen wären. Die einen sind dafür geschaffen, eine vorhandene geistige Kultur, namentlich eine wertvolle Gedankenwelt zu rezipieren und sich zu assimilieren, auch durch alle Schwierigkeiten der Form und des Ausdrucks hindurch. Sie werden davon belebt; ihr eigenes Innenleben rankt sich an dem Gegebenen empor. Wie sie sich von vielerlei Gedanken durchdringen lassen, so befähigen sie sich auch ihrerseits, denkend die Welt zu durchdringen, und die Welt ist ihnen wesentlich die des Geistigen. Ihr Interesse gilt dann wohl den inneren Entwicklungszielen der Menschheit, und ihr eigenes Wollen ordnet sich gemeinsamem derartigem Streben ein. Oder sie münden mehr ein in das Ästhetische, zunächst etwa bei der Pflege sprachlichen Ausdrucks für mannigfach bewegten geistigen Inhalt. Sie haben Freude an dem Wissen namentlich auch um das Entfernte, Vergangene, bloß Gedachte oder Gefühlte. Sie streben im günstigen Falle zu festem Zusammenhang, zu einem systematischen Aufbau des Erworbenen und Gedachten, und dabei ist ihnen das Kleine nicht unwesentlich, das bloß Formale nicht unsympathisch. Diesem Typus steht durchaus gegenüber derjenige der Menschen mit dem offenen Blick für die umgebende Welt

des Wirklichen, mit der Freude an der Beobachtung des konkreten Einzelnen und am Wissen um dieses Positive, nicht bloß Gedankenmäßige, ohne Lust am Abstrakten, auch ohne viel Interesse für das Vergangene, es sei denn, daß es dem Werdenden zur Folie diene oder zum Ansporn, mit einem Wollen, das demgemäß auch auf recht bestimmte und hinlänglich nahe Ziele gerichtet ist, und mit einem Bestreben, sich mit voller Sicherheit in der Welt oder doch in seiner bestimmten Welt zu bewegen. Es verbindet sich damit wohl eine gewisse Unbekümmertheit um die allgemeineren oder die tiefer liegenden Probleme des gemeinsamen Lebens und anderseits das Bedürfnis möglichst freier individueller Initiative. Grübelei liegt namentlich dem eigenen Innenleben gegenüber fern. Der Gegenwart und der nahen Zukunft ist der Sinn regelmäßig zugewandt. Aktivität ist volleres Bedürfnis als Rezeptivität. Ein bestimmtes Können befriedigt ganz anders als ein reichliches Wissen.

Muß nun von diesen beiden Typen der eine als der an sich höhere, wertvollere anerkannt und der andere als der minder wertvolle hinter ihn gestellt werden? Mit Notwendigkeit sicher nicht! Das Nachwirken antiker Anschauungsweise macht sich hier noch weithin fühlbar. Im alten Griechenland galt es für freie Männer schon als unwürdig, irgendeine praktische Tätigkeit ausüben zu sollen. Außer dem Kriegsdienst konnte nur politische Betätigung in Betracht kommen. Aber seine Muße zu freiem Sinnen und Denken und etwa auch zur Pflege der Musik oder verwandter Künste zu verwenden, sich in Ruhe persönlich zu bilden, womöglich bis zum Erwerb einer festen philosophischen Weltanschauung zu gelangen, das war das Löbliche, das Würdige. Und allerdings wurde es ja den in dieser Weise Gebildeten zu gegebener Zeit auch möglich, an den wichtigsten der praktischen Geschäfte, den staatlichen, teilzunehmen, vielleicht in hervorragender, entscheidender Weise. Durch die Neuhumanisten ist dann jene Anschauung in unsere Lebenskreise hineingetragen und darin geschützt worden. Auch das Christentum hat dazu gewirkt, daß eine ganz innerliche Ausgestaltung des Individuums als das eigentlich Wertvolle galt, und äußere Aktivität ihr gegenüber meist nicht recht zählte. Aber allmählich haben uns doch auch andere Gesichtspunkte aufgehen müssen, das ganze Kulturleben der Gegenwart ließ sie nicht mehr versäumen. Nicht daß nun die äußeren Erfordernisse dieses Kulturlebens mannigfaltigere und energischere konkrete Arbeitsleistungen unentbehrlich machen, man fühlt nun vielmehr das Gewicht, die Bedeutung, ja die persönliche Größe auch derjenigen Mitglieder der Gemeinschaft, die in aktiver Lebensbetätigung etwas Tüchtiges leisten und anderen zu Vorbildern und Führern werden. Zu den „Praktikern" oder den „Realisten" in diesem Sinne sind ja eben auch die Organisatoren zu rechnen und überhaupt alle, die mit dem konkreten Leben urteilend oder eingreifend oder gestaltend zu tun haben. Daß deren Geisteskraft nicht geringer zu sein braucht als die der Sinnenden, Beschaulichen, Rezeptiven, das eben ist doch nachgerade allen nicht eigensinnig sich Verschließenden klar geworden.

Die Gleichsetzung dieser Gruppe mit Vertretern des Idealismus und der anderen mit bloßen Realisten, Realisten in einem gewöhnlichen Sinne, ist ganz unhaltbar. Sofern Idealismus nur von der wirklichen Welt fernhält, nicht sie zu veredeln strebt, verdient er keine besondere Hochschätzung. Es kommt eben innerhalb beider Gruppen darauf an, zu welcher Höhe man auf den betretenen Gebieten gelangt. Mit der Zweiteilung nach der Wesensart und Sinnesrichtung kreuzt sich eine andere, nämlich nach dem Grade der verwirklichten Wertbildung. Man kann überall Geister unterscheiden, die es über die gegebenen Linien hinaus zu etwas Neuem, Selbständigem, vielleicht Großem bringen und die dann andere mit aufwärts zu führen vermögen, und ihnen gegenüber die große Zahl derjenigen, die nur sich eintauchen oder einführen lassen, nur brauchbare Arbeiter am Wege werden, nur etwa Bewahrer von Überkommenem, sei es Wissen, sei es Können. Sicher muß auch deren Wert geschätzt werden; ja man kann hier zum Vergleich an die Aufstellung Platos denken, der in seinem idealen Staate die Schar der berufenen Hüter (nämlich Hüter des wertvoll Bestehenden) von der weit kleineren Anzahl der Lenkenden unterscheidet, und sich die Lenker und Herrscher dabei ausdrücklich auf Grund geistiger Überlegenheit denkt. Dann aber gibt es freilich noch eine sehr beträchtliche Zahl solcher, die es auf dem ihnen zuteil werdenden Bildungswege überhaupt zu nichts Befriedigendem bringen, sei es, weil der Weg nicht der ihnen gemäße war, sei es aus persönlicher Mangelhaftigkeit. Und das erstere ist unendlich viel häufiger so vorgekommen, als man im allgemeinen zu ahnen scheint. Auf den Weg der, um es kurz zu sagen, zum Sinnen Berufenen namentlich sind Unzählige getreten, die dort in äußerlichem Übernehmen, im Stoffwissen, in formalem Wiedergeben stecken bleiben mußten, und sie haben meist nicht einmal empfunden, was sie verfehlten oder versäumten. Man kann sagen: wenn gerade auf diesem Wege der persönlichen Ausbildung nicht etwas Volles zustande kommt, ist ein nennenswertes Gute überhaupt nicht errungen. In diesem Punkte stehen diejenigen günstiger, die der Welt des Wirklichen zugewandt sind und denen das Anschauen, Verstehen und Erkennen Unterlage zum Tun ist. Denn wie der Arbeiter mit der Hand in bestimmter Zeit immer etwas Positives zu schaffen vermag, während der Geistesarbeiter vielleicht in einer ebenso bestimmten Zeit nur seiner eigenen Verwirrung inne wird, so oder doch ähnlich hat die Betätigung des auf das Reale Gerichteten immerhin mehr Aussicht auf einen gewissen positiven Wert, als die des im Abstrakten sich Bewegenden. Freilich darf man darum nicht von der Aktivität an und für sich schon zu viel halten. Sie erscheint weithin als Wirkung von bloßer innerer Ruhelosigkeit oder Unfertigkeit, sie läßt vielleicht Zentralität des Wesens vermissen. Ein innerer Persönlichkeitswert darf uns höher stehen als bloße Lebenstüchtigkeit. Aber für die meisten gilt es denn doch, vor allem einmal von dieser letzteren etwas zu gewinnen.

Hohe Wertnaturen können sich hüben wie drüben entwickeln. Aus denen, die wir denn immerhin der Kürze wegen Realisten nennen mögen, gehen als

Blüte die Erfinder und Entdecker hervor, aber auch die praktischen Organisatoren des Lebens, aus dem Lager der anderen, die man, wenn auch mit zweifelhafter Berechtigung Idealisten nennen wird, die Denker auf abstrakterem Gebiet, die Philosophennaturen, auch wohl die meisten der wissenschaftlichen Forscher. Ob nun Richter, ob Gesetzgeber, ob Führer des Volkes auf allerlei wichtigen Gebieten den einen oder den andern der Wege beschritten haben sollen, das freilich wird schwerlich allgemeingültig zu beantworten sein: Persönlichkeiten von beiderlei Art mögen hier ihren Wert behaupten und erweisen; aber jedenfalls ist ihnen Blick für die Wirklichkeit des Lebens und allmähliche Ausbildung nach dieser Seite durchaus unentbehrlich.

Sollte es dazu etwa der empfehlenswerte Weg sein, daß man sie während der Jugendjahre vor allem zur sinnenden inneren Betrachtung des Lebens anleite und dem dann folgenden Teil des Lebens die Entwicklung des praktischen Sinnes überlasse? Dieser Weg ist uns bis jetzt der geläufigere. Aber das Gefühl, daß damit nur ein Notbehelf stattfinde, hat sich doch vielfach geregt. Daß überhaupt alle höheren Berufe von den sinnenden Naturen, den zumeist im abstrakten (unanschaulichen) Denken Geübten zu verwalten seien, ist eine Annahme, die sich geschichtlich erklärt, aber mit Recht ins Wanken gekommen ist. Man sehe z. B., was tüchtige Offiziere in Stellungen von der höchsten geistigen Verantwortlichkeit zu leisten vermocht haben; und was hervorragende Kaufleute auch außerhalb ihrer eigentlichen Erfahrungssphäre leisten können, mag die Zukunft voller zeigen, als Vergangenheit und Gegenwart.

Könnte man nicht vielleicht sagen, der Typus des Realisten (immer in unserm besonderen Sinne), des Sach- und Tatmenschen also, entspreche einem jugendlichen Entwicklungsstadium des Menschen und der des sinnenden Geistesmenschen jener Art mehr dem reifen, wenn nicht dem späten Lebensalter? Ist es nicht für das Gedeihen einer Nation wichtig, vor allem recht viele Mitglieder des tätigen, unternehmenden Typus zu besitzen? Ist das nicht nachgerade bei einer aufstrebenden und aufblühenden Nation das Natürliche? Ist nicht unsere nationale Entwicklung dadurch gehemmt worden, daß wir ein Übergewicht des Nichtpraktischen gehabt und gewährt haben? Immerhin, wir haben uns ja trotzdem hindurch- und emporgearbeitet, weil energische Zucht sich mit den breiten Denk- und Redeübungen verbunden hat. Aber Gegenwart und Zukunft fordern mit größerer Bestimmtheit die Förderung der Menschen von dem zweiten Typus, der eben der erste insofern sein soll, als er im Vordergrunde zu stehen hat.

Darüber freilich darf der andere durchaus nicht verkümmern! Es ist kein Wunder, daß ein Land wie Amerika vor allem den zweiten Typus aufweist und durch ihn seine tüchtigsten Lebensleistungen erzielt hat; aber in neuerer Zeit findet dort doch auch der erste seine Stätte, Pflege und Würdigung: die im besten Sinn aufblühenden Universitäten helfen zumeist dazu. Und wir in Deutschland haben diesen ersten Typus lange Zeit hindurch so ausschließlich

gewürdigt, daß wir nur durch starke Erschütterungen des nationalen Lebens zum Bewußtsein dieser Einseitigkeit gelangt sind. Nicht zufällig trachten gegenwärtig beide Länder ihre Methoden auszutauschen. (Der zeitweilige Austausch von gelehrten Dozenten ist nur ein Symptom dieses tiefer gehenden Strebens.) Persönliche Überwachung, Bewahrung und Ausbau eines wertvollen Lehrguts, eines gemeinsamen Schatzes von Erkenntnissen, ruhige Durchbildung der geistigen Persönlichkeit daran und dadurch, nicht ohne viel Anregung zur Kontemplation, und anderseits zugleich mit dem Ziel einer feinen und edlen Ausdruckskunst, das ist, um es noch einmal auszusprechen, die Sache des einen Typus, während es für den andern gilt: Entwicklung des Blickes und des unmittelbaren Verständnisses für die Welt des Wirklichen und die Fähigkeit, darauf einzuwirken, Begünstigung persönlicher Initiative, Freude am Zustandebringen, Sinn für Organisation. Natürlich wird es ja auch viele Naturen geben, die halb zu dem einen und halb zu dem andern der Wege hinneigen; mit mathematischer Sauberkeit oder Simplizität läßt die Natur selbst ihre Gebilde nicht auseinandergehen. Etwas anderes aber wäre Gleichgültigkeit der Menschen gegen das Bedürfnis und die Unterlagen der Unterscheidung.

Hier mag sogleich die Frage eingeschoben werden, wie es sich mit den künstlerisch angelegten Naturen verhält, ob sie auf dem ersten oder dem zweiten Hauptwege ihre rechte Vorbildung erhalten. Und darauf freilich ist schwer zu antworten. Wohl gibt es auch unter den Künstlern mehr still sinnende Naturen und ihnen gegenüber mehr enthusiastisch aktive, und bei den ersteren werden Kunstwerke in der Stille und langsam reifen, um dann auch zu bestehen, bei den letzteren vielleicht vielerlei Versuche rasch einander ablösen, Halbgelingendes sie nicht deprimieren und besonders Kühnes sie um so mehr beflügeln. Große bildende Künstler sind oft ganz aus der Sphäre des Praktischen hervorgegangen, nicht wenig große Dichter haben sich zunächst mit dem Reichtum vorhandener Geistesschätze durchdrungen oder doch von den Besten der Vergangenheit zu ihrem edlen Streben anregen lassen. Aber im ganzen gibt es eben keinen festzulegenden allgemeinen Bildungsplan für die zum Künstlertum Berufenen. Ihr Eigenstes widerstrebt, wenn nicht dem Entgegengebrachten, so doch dem Auferlegten; ihre Anlage muß sich auf eigene Weise durchsetzen; es ist ihnen eine Periode des unklaren Dranges, der inneren Nöte und des Verkanntseins wahrscheinlich: dafür empfangen sie, wenn zum Lichte durchgedrungen, um so willigere Ehren und schöpfen aus ihrem Tun um so echtere Freudigkeit.

Wie steht doch die Organisation unserer höheren Schulen zu dem geschilderten Gegenüber der Typen und ihrer Bedürfnisse? Vielleicht scheint mit allem Gesagten immer nur auf das Verhältnis von Gymnasien und Realschulen hingeblickt zu sein? Vielleicht ist der seit so manchen Jahrzehnten hervorgetretene Drang der letzteren nach vollerer Anerkennung schon der Ausfluß jener tieferen Einsicht in die Anlagen und die Kulturbedürfnisse? Und dann wäre mit der allmählichen Vermehrung der Realanstalten schon die wünschenswerte Veränderung

herbeigeführt? Das alles ist doch nur einigermaßen zutreffend, keineswegs völlig. Gewiß hat das humanistische Gymnasium wesentlich den ersteren der von uns hingestellten Typen dienen wollen und wirklich gedient, und gewiß hat es viel zu viele in sich aufzunehmen gehabt, deren günstigste Entwicklungsmöglichkeiten anderswo gelegen hätten und die hier zu nichts wirklich Schätzenswertem gelangten. Aber dasselbige Gymnasium hat sich doch nicht recht in der ihm bestimmten Eigenart behaupten dürfen, es hat mehr und mehr zugleich eine Bildungsanstalt für alle werden sollen. Und die Reallehranstalten sind darüber in der ihnen möglichen Wertentwicklung gehemmt worden. Darüber nun so endlos viel Unzufriedenheit hüben und drüben, von außen und von innen! Neuerdings hört man öfter, daß das Gymnasium jedenfalls auch in Zukunft bestehen bleiben solle, aber nur für eine geistige Elite. Das wird ganz richtig sein, wenn man sich nicht als solche Elite schlechthin die Auswahl der Höchstbegabten überhaupt und darum Wertvollsten denkt, sondern eben die Gruppe derjenigen, für die nach der eigenen Art ihrer Wesensanlage dort das Rechte zu suchen ist; und welche Art der Anlage, zugleich welche Tendenz der Bildung hier gemeint ist, braucht nach allem Obigen nicht nochmals dargelegt zu werden.

Die Bezeichnung einer Einrichtung als „bewährt" wird zwar oft von solchen gebraucht, die ihrerseits die Einrichtung festhalten möchten und zu diesem Zweck etwas als bewiesen hinstellen, was andern erst bewiesen werden müßte. Aber wenn die Freunde der humanistischen Schule von ihr als einer bewährten sprechen, so dürfen sie das wirklich in dem bestimmten Sinne, daß es für eine sicher nicht unbeträchtliche Anzahl aus den verschiedenen Generationen, die es durchlaufen haben, eine sehr gute Ausbildungsgelegenheit gewesen ist, und solche ehemalige Schüler sind es auch, die von ihren späteren Lebensjahren aus sich eine andere Ausbildung nicht wünschen und ebensowenig eine andere dem nachwachsenden Geschlecht. Es sind viele ausgezeichnete Männer darunter, führende Geister auf allerlei Gebieten der Wissenschaft oder des Bildungslebens sonst, und sie sind keineswegs zu verwechseln mit jenen, natürlich noch zahlreicheren, die sich des Gymnasiums nur annehmen, weil sie dadurch vornehmer geworden zu sein glauben, oder weil es ihre dort verbrachte Jugendzeit ist, an die sie sich als Jugendzeit gern erinnern, oder weil sie nur die Art von Bildung zu schätzen vermögen, die sie selbst erworben haben. Aber um jener bestimmten und für das geistige Gesamtleben der Nation sehr wichtigen, auch in aller Zukunft sehr wichtigen Naturen willen möge man das Gymnasium unbedingt und in möglichster Echtheit erhalten. Die eindringende (nicht die flüchtige!) Beschäftigung mit den alten Sprachen und Literaturen im Mittelpunkt des Bildungsplans hat nach der begründeten Überzeugung der wirklich Sachkundigen so sicheren Wert, daß der Verzicht darauf in höherem nationalem Interesse nicht verantwortet werden könnte. Für die meisten anderen Kulturnationen steht die Frage nicht viel anders. Aber der Zudrang aller beliebigen Söhne

von sozial ziemlich günstig stehenden Familien zu dieser Schulgattung müßte aufhören oder jedenfalls die nötige Sichtung und Ausscheidung von Jahr zu Jahr ermöglicht sein. Bei nur halb zureichenden Kräften einen so großen Bruchteil seiner Zeit und Kraft auf jenes Gebiet zu verwenden, ist verfehlt. Nur wer es zu einem schönen Ergebnis brachte, hat es hier überhaupt zu etwas gebracht. Den bereits auf eine recht bescheidene Höhe herabgesetzten Zielen mit aller Mühe, Not und Nachhilfe nur eben zu genügen, etwa nur formal und für den Augenblick der Prüfung zu genügen, hat hier keinen rechten Wert, keinen Wert fürs Leben, d. h. für die wirkliche Lebenstüchtigkeit eines solchen Individuums.

Und da doch nun wieder viel die Rede ist vom Übergang des griechischen in ein englisches Gymnasium, so möge man getrost eine große Anzahl der vorhandenen Gymnasien in eine solche Art von Halbgymnasien verwandeln, die damit dann ungefähr auf das hinauskämen, was unter dem Namen Real-Gymnasium schon seit manchen Jahrzehnten existiert. Nur daß der Name immer mißfiel, als ob das „Gymnasium" in Verbindung mit „real" auf eine Art von Fälschung oder Unechtheit hinauskäme, ähnlich wie Neusilber oder gar Talmigold. What's in a name? lautet zwar der bekannte Ausruf bei Shakespeare. Aber in der wirklichen Menschenwelt liegt an einem Namen sehr viel, oft das ganze Schicksal, weit öfter die ganze Schätzung. Soll aber auf der einen Seite das humanistische Gymnasium sich wieder in seiner Eigenart verdichten (wobei in den die alten Sprachen umgebenden Fächern eine gewisse Wahlfreiheit herrschen und nicht weniges wesentlich dem Selbststudium überlassen werden sollte), so darf auch die Organisation der anderen Schularten keineswegs als endgültig betrachtet werden. Nicht bloß daß auch bei ihnen eine Unterscheidung zwischen „Kernunterricht" (um diesen schweizerischen Ausdruck zu gebrauchen) und wahlfreiem doch noch durchgeführt werden, daß das Gewicht der Fächer sich bestimmter verteilen lassen, ein bestimmteres Zentralgebiet für jede Schule gefunden werden muß und die Bildungswerte namentlich gewisser Fächer wirklich und sorgfältigst ausgeschöpft werden müssen; sondern an diesen Schulen gerade müssen auch die neueren psychologisch-pädagogischen Anregungen weitere Wirkung tun, so daß möglichst überall Betätigung der Schüler den Ausgangspunkt bildet, daß durch Aktivität die Selbstentfaltung der Kräfte ermöglicht wird, daß jedes erreichte Maß persönlichen Könnens als solches geschätzt wird, wobei denn immerhin auch die Anzeichen künstlerischer Begabung (erfreuliche Leistungen im Zeichnen oder Singen, auch im Sprachvortrag usw.) ihre Würdigung finden können, im ganzen aber ein recht vielseitig freies und anregendes Schulleben vielerlei Kräften Gelegenheit zur Bewährung geben sollte. Daß in der letzterwähnten Hinsicht gute englische oder amerikanische Schulen Nachahmung verdienen, muß ausdrücklich ausgesprochen werden, da man in Deutschland gern sich in das Bewußtsein pädagogischer Unübertrefflichkeit einknüpft, wenn man nicht statt dessen, verstimmt und gereizt, alles Heimische anficht oder anzweifelt. (Nicht

unerwähnt bleibe, daß man im französischen Schulwesen neuerdings sehr offene Augen für von außen her zu entnehmende Anregungen hat und daß manche treffliche Neuerung bereits durchgedrungen ist.)

Mit solchen Vorschlägen ist denn freilich denen schlecht gedient, die ausrufen, man möge doch endlich einmal den höheren Schulen Ruhe lassen. Dauernde Ruhe ist menschlichen Verhältnissen nicht beschieden, und wo sie gleichwohl angetroffen wird, ist immer zugleich Erstarrung zu befürchten. Übrigens ist das Tempo der Veränderungen in unserem gesamten Kulturleben ein immer rascheres geworden. Das schnell sich drehende Schwungrad führt immer neue Probleme mit herauf.

Staatlicher Imperialismus und Individualismus

Von Arthur Dix-Berlin

Wenn ringsumher so starke Ausbreitungs- und Abrundungstendenzen in der Weltpolitik der großen Mächte herrschen, wie wir sie in dem Aufsatz „Neue Faktoren und Tendenzen in der Weltpolitik" (Heft 27 S. 1 ff.) beobachtet haben*), — ist es da verwunderlich, daß die hieran gewöhnten Politiker in England, Frankreich und anderswo auch Deutschland gleichartige Pläne zuschreiben? Geradezu typisch ist dafür das folgende Beispiel, das unlängst aus London berichtet wurde:

Sir Harry Johnston, der große Afrikaforscher, der im allgemeinen als Freund Deutschlands gelten kann, veröffentlichte im XIX. Century (Dezember 1910) einen Artikel, in dem er den Deutschen folgende Verständigungspläne zuschreibt: England müsse Deutschlands — und Österreich-Ungarns — vorherrschende Stellung in den Ländern der jetzigen Türkei anerkennen, von der Donau bis zum Euphrat. In Palästina möge man einen neutralen jüdischen Staat schaffen. Ein türkisches Sultanat könne ja der Form nach bestehen bleiben, aber deutscher Einfluß müsse in Konstantinopel absolut vorherrschen. Was sollte England dagegen haben? und Rußland? Russische Ansprüche auf Konstantinopel seien unberechtigt. Es habe Sibirien und könne noch Turkestan und die Mongolei nehmen. Rußland könnte auch eine Enklave auf der asiatischen Seite des Bosporus erhalten, auch Trapezunt und Nordarmenien, und Zugang zum Persischen Golf durch Nordwest-Persien. Eines müsse aber dabei verstanden werden: Holland gehört zur deutschen Einflußsphäre. Holland muß an Deutschland durch ein enges Bündnis gebunden werden. Man habe jetzt schon einen Druck auf Holland ausgeübt; es bestehe schon jetzt ein Offensiv- und Defensivbündnis, und die auswärtige Politik Hollands sei mit der Deutschlands so eng verbunden wie die Deutschlands mit der Österreich-Ungarns. In dieser Hinsicht würde

*) Vgl. auch die Artikel desselben Verfassers in den Heften 23 und 24 dieses Jahrgangs.

Deutschland keinen Spaß verstehen. — Mit Belgien sei es anders. Seine Neutralität sei eine Lebensfrage für England und Frankreich: das erkenne man in Deutschland an. — Was könnte man Frankreich bieten, um es einem solchen deutsch-englischen Abkommen geneigt zu machen? Metz mit dem französisch sprechenden Lothringen und weiter Versicherungen betr. Belgien und Luxemburg. Und Rußland? Neben den schon genannten Konzessionen in Kleinasien weitere Versicherungen der freien Ausfahrt aus der Ostsee, Stärkung der Stellung Dänemarks dadurch, daß Deutschland den dänisch sprechenden Kreis Hadersleben an Dänemark zurückgibt.

Danach mutet man Deutschland und Österreich-Ungarn im Verein die Absicht zu, die ganzen Balkanländer mitsamt der asiatischen Türkei zu verspeisen und natürlich auch die Niederlande. Dabei wird nicht gesagt, wer eigentlich der Kaiser von Mitteleuropa und Vorderasien sein soll. Vielleicht hüllt man sich über diese Frage in Schweigen in der Nebenabsicht, Mißtrauen zwischen Kaiser Wilhelm und dem des weltpolitischen Weitblickes durchaus nicht ermangelnden österreichischen Thronfolger zu säen. Nun, gleichviel unter welcher Spitze man sich das Imperium denkt — es soll jedenfalls von der Rheinmündung bis zur Euphratmündung reichen!

Eigentlich kann die Enthüllung eines solchen Planes gar nicht mehr überraschen; denn bruchstückweise ist er — und zwar sehr bemerkenswerterweise immer gleichzeitig in der englischen und französischen Presse — schon seit Monaten „enthüllt" worden. Ein solches Bruchstück war die angebliche Militärkonvention zwischen Rumänien und der Türkei und ihre Erweiterung zu einer Militärkonvention dieser beiden Länder mit den beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen. Jetzt ist die angebliche Militärkonvention zwischen Deutschland und den Niederlanden gefolgt; und nun war es nur konsequent, gleich den ganzen Gesamtplan des „mitteleuropäischen Imperiums" zu enthüllen.

In einem Lande, das, wie England, in territorialen Zusammenfassungsideen — vom Kap bis Kairo, vom Nil bis zum Yangtse — schwelgt oder das, wie Frankreich, ganz Nordafrika zu einem einheitlichen Kolonialreich zusammenschweißen möchte, ist es wohl erklärlich, wenn man sich auch das Streben der mitteleuropäischen Kaisermächte nicht anders vorstellen kann als durch die Idee eines Imperiums von der Rhein- bis zur Donau-, von der Elbe- bis zur Euphratmündung. Niemand denkt aber in Mitteleuropa selbst an die Schaffung eines solchen Imperiums; und wer anderwärts davon spricht, setzt sich lediglich dem Verdacht aus, daß er die einzelnen, politisch durchaus selbständigen Teile dieses großen und tatsächlich in einer gewissen Interessengemeinschaft stehenden Territoriums gegeneinander hetzen will. Man wird sich aber im Auslande schließlich daran gewöhnen müssen, die mitteleuropäische Politik mit andern Maßen zu messen als die eigene imperialistische Politik.

Die englische Presse hat in neuester Zeit recht ergiebig namentlich das Thema von der Bedrohung der Niederlande durch Deutschland behandelt. Ver-

gebens hat man ihr das Wort Bismarcks entgegengehalten, Deutschland könne und werde die Niederlande nicht einverleiben, selbst wenn die Holländer auf Knien darum bäten; vergebens wird auch an das gesunde Denken der Engländer appelliert, das ihnen sagen müßte, daß ein neutrales, freilich wirklich neutrales und zur Wahrung seiner Neutralität befähigtes Holland im Kriegsfalle für Deutschland von ungleich höherem Werte ist, als es etwa ein einverleibtes Holland sein könnte. Ein einverleibtes Holland würde die gefährdeten Seegrenzen (übrigens auch die gefährdete Landgrenze) Deutschlands beträchtlich verlängern; ein neutrales Holland dagegen hält von einem Teile der deutschen Landgrenze die Kriegsgefahr ab und verschafft Deutschland den ganz gewaltigen Vorteil, daß eine Blockierung seiner eigenen Häfen ihm doch die Ein- und Ausfuhr zur See nicht abzuschneiden vermöchte.

Gerade dieser bedeutende Vorteil, den das Vorhandensein der neutralen Niederlande Deutschland im Falle des Seekrieges gewähren würde, veranlaßt jene Kreise, die nach dem bekannten Rezept: „Haltet den Dieb!“ immer über die Bedrohung der Niederlande durch Deutschland sprechen, zu der Erwägung, daß England seinerseits im Kriege gegen Deutschland die Neutralität der Niederlande nicht achten dürfe, sondern auch ihre Häfen blockieren müsse. Wenn also den Niederlanden im Falle der Verwicklung Deutschlands in einen Seekrieg Gefahr droht, so ist es doch wohl klar, wer das positive Interesse an der Erhaltung der Neutralität Hollands hat und wessen Interesse auf die Nichtachtung dieser Neutralität gerichtet ist!

Überdies ist der Fall eines europäischen Seekrieges durchaus nicht der einzige, der die Niederlande in große politische Verlegenheit bringen kann. Der andere Fall freilich wird von der englischen Presse aus sehr erklärlichen Gründen nicht besprochen: nämlich aus Rücksicht auf den Verbündeten im fernen Osten. Dieser Verbündete Englands im fernen Osten hat als sein politisches Endziel oft genug das Streben nach der Vorherrschaft im Stillen Ozean zu erkennen gegeben — man nehme nur den neuesten Jahrgang des ähnlich unserem „Nautikus“ vom englischen Flottenverein herausgegebenen Jahrbuches vor, in dem ein Japaner von hohem Ruf in nicht mißzuverstehender Weise sich über diese japanischen Ansprüche geäußert hat, die restlos nicht erfüllt werden können ohne den Besitz der das Südchinesische Meer einrahmenden Inseln, zu denen eben auch ein wesentlicher Teil des holländischen Kolonialbesitzes gehört. Von Formosa führt der Expansionsdrang der unternehmungslustigen Japaner über die Philippinen nach Niederländisch-Indien.

Sehr unverblümt hat sich ein Japaner hierüber auch vor kurzem in einem führenden russischen Organ ausgesprochen. Nach dem Hinweis darauf, daß die japanischen Handelsumsätze mit Niederländisch-Indien von 125000 Fr. im Jahre 1899 auf über 5 Millionen im Jahre 1908 in der Ausfuhr und von 4 Millionen gar auf 60 Millionen in der Einfuhr gestiegen sind, läßt sich die in der Nowoje Wremja wiedergegebene japanische Stimme also vernehmen:

„Wie kommen die Japaner dazu, den Holländern jährlich 40 Millionen allein für Zucker zu bezahlen, da sie doch einfach jene Kolonie expropriieren könnten mitsamt dem Zucker und allem übrigen? Der Japaner hält es für widernatürlich, daß ein nichtiger europäischer Staat in Asien ein Reich von 38 Millionen Einwohnern besitzen solle, in das er während dreier Jahrhunderte nur 70000 Einwanderer habe liefern können, während Japan innerhalb eines Jahrzehnts allein nach Formosa 110000 Menschen entsandte. Daraus ergebe sich zur Genüge, daß den Japanern ein größeres Anrecht auf Kolonien in Asien zustehe als europäischen Miniaturstaaten."

Die Streitkräfte der Niederländer würden nicht entfernt genügen, um ihren indischen Inselbesitz gegen japanische Annexionsgelüste zu schützen. Übrigens genügen auch ihre materiellen und ihre Menschenkräfte nicht dazu, diesen Besitz voll auszunutzen — wirtschaften doch in Niederländisch-Indien zum sehr großen Teile deutsche Unternehmer, deutsche Angestellte, deutsche Kapitalien. Aber sie sind weit entfernt davon, irgendwie die politische Sicherheit zu gefährden.

Daß in jenen fernen Meeren deutsche und niederländische Interessen nicht gegensätzlich, sondern verwandt sind, ist unter anderm zum Ausdruck gekommen in der Schaffung eines gemeinsamen deutsch-niederländischen Kabels für Niederländisch-Indien und die deutschen Südseeinseln. Daß auch daheim in Europa keine Gegensätzlichkeit, sondern eine Verwandtschaft der deutsch-niederländischen Interessen besteht, liegt angesichts der geographischen Lage auf der Hand, die den holländischen Handel leben läßt von dem deutschen Hinterland.

Je natürlicher aber diese Interessenverwandtschaft ist, um so mehr sorgt man sich auf anderer Seite darum, künstlich Gegensätze zu schaffen und Mißtrauen zu säen. Die zu diesem Zwecke beliebte, aber bei dem eigenen britischen Gedankenkreis am Ende ganz verständliche imperialistische Ausbeutung der großen mitteleuropäischen Interessengemeinschaft ist, wie gesagt, geeignet, an allen Ecken und Enden Mißtrauen zu schaffen. Deutschland wird demgegenüber beflissen sein müssen, die ausländischen Imperialisten zu belehren, daß wir in Mitteleuropa, daß speziell die Deutschen Individualisten sind und daß unser staatlicher Individualismus im Gegensatze zu dem Imperialismus steht.

Den Politikern, die in ihrer täglichen Beschäftigung stets mit dem Bundesstaat bezw. dem Staatenbund zu rechnen haben, ist es etwas ganz Natürliches, auch die große mitteleuropäische Interessengemeinschaft, die Interessenverknüpfung der großen Ländergruppen zwischen der Rhein- und Elbemündung einerseits, der Donau- und Euphratmündung anderseits nicht zu betrachten von imperialistischen Zwangsvorstellungen aus, sondern individualistisch als eine Kette mit ihren Interessen aneinandergefügter, aber nicht durch staatlich-imperialistischen Zwang zusammengeschmiedeter Glieder.

Für den Umfang der wirtschaftlichen Interessenverknüpfung zwischen diesen Ländern sprechen am deutlichsten die vergleichenden Zahlen der Handelsstatistik.

Diejenigen Gebiete, mit denen Deutschland in regsten Handelsbeziehungen steht, sind bekanntermaßen: Größer-Britannien, Rußland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Südosteuropa und Süd- und Mittelamerika. Nach diesen Gebieten entfaltete sich der deutsche Handel in den Jahren 1908 und 1909 laut Ausweis des Statistischen Jahrbuches für 1910 folgendermaßen:

	Einfuhr in Mill. M.		Ausfuhr in Mill. M.	
	1909	1908	1909	1908
Größer-Britannien	1571	1399	1243	1245
Rußland	1386	964	507	521
Ver. Staaten von Nordamerika .	1262	1283	605	508
Südosteuropa	917	912	950	938
Süd- und Mittelamerika . . .	969	916	442	405
Daran schließen sich an:				
Nordwesteuropa	543	493	803	777
Frankreich und Kolonien . . .	517	448	459	440

In diesen Zusammenfassungen ist im allgemeinen ersichtlich, welche Gruppierung der Länder vorgenommen ist. Größer-Britannien umfaßt das Mutterland mit sämtlichen Kolonien. Bei Rußland ist Finnland miteinbezogen. Bezüglich Südosteuropas ist zu bemerken, daß außer Österreich-Ungarn und sämtlichen Ländern der Balkanhalbinsel auch die asiatische Türkei mit in Rechnung gestellt ist. Unter Nordwesteuropa sind die Niederlande und Belgien verstanden.

Faßt man nun den obenerwähnten zentraleuropäischen Gürtel von Nordwest bis Südost zusammen, so zeigt sich, daß dieser Landkomplex in der Tat denjenigen des größten deutschen Gesamthandels bildet; und es ergeben sich für diejenigen Länder bezw. Ländergruppen, mit denen wir in einem jährlichen Warenaustausch von mehr als je einer Milliarde stehen, folgende Gesamtziffern:

	1909		1908	
Südosteuropa	1867	Millionen	1850	Millionen
Nordwesteuropa	1346	„	1270	„
zusammen zentraleuropäischer Gürtel	3213	Millionen	3120	Millionen
Größer-Britannien	2814	„	2644	„
Rußland	1893	„	1485	„
Vereinigte Staaten	1867	„	1791	„
Süd- und Mittelamerika	1411	„	1312	„

Diese Länder insgesamt stehen demnach im deutschen Spezialhandel des Jahres 1909 mit rund 11,2 Milliarden unter den 15,1 Milliarden der ganzen Ein- und Ausfuhr Deutschlands im Spezialhandel. Von den verbleibenden knapp 4 Milliarden entfielen auf den Gesamthandel mit Frankreich 976 Millionen, mit den drei nordischen Reichen 771 Millionen, mit Italien 577, mit der Schweiz 575, mit den niederländischen und belgischen Kolonien 241 Millionen. Alle andern Länder kommen nur mit verhältnismäßig geringfügigen Beträgen in Frage.

Zählen wir die Schweiz und den holländisch-belgischen Kolonialbesitz noch zu den für den zentraleuropäischen Gürtel ermittelten Zahlen hinzu, so kommen wir auf über 4 Milliarden deutschen Handels mit denjenigen Ländern, die man zu einer zentraleuropäischen Interessengemeinschaft zusammenzufassen geneigt ist.

Diese Zahlen sprechen in der Tat für sich selbst.

Die natürliche Interessenverknüpfung ist auf sichtbarer geographischer Grundlage vorhanden. Die Gerüchte von Militärkonventionen schießen schon über die Tatsachen hinaus und die Pläne des mitteleuropäischen Imperiums gehören vollends in das Reich der Phantasie — jener Phantasie, die sich eben gar nicht mehr andere als imperialistische Bilder auszumalen vermag.

Wenn deutschfeindliche Blätter des Auslandes immer und immer wieder versuchen, Deutschland als die Neutralität Hollands und dessen Kolonialbesitz bedrohende Macht hinzustellen, so ist es zur Gegenwehr notwendig, nicht nur das Interesse zu betonen, das gerade Deutschland an der Neutralität der Niederlande im Kriegsfalle hat, sondern auch darauf hinzuweisen, daß, wenn dieser Neutralität und wenn dem holländischen Kolonialbesitz von irgendwelcher Seite Gefahr droht, die Mächte, von denen sie drohen könnte, ganz andere sind als das Deutsche Reich!

Zu Unrecht pflegen die ausländischen Politiker die eigenen, ihnen in Fleisch und Blut übergegangenen imperialistischen Ideen auf die mitteleuropäische Politik zu übertragen. Wohl ist, wie oben ausgeführt, die Welt um uns her in hohem Grade imperialistisch und beseelt von dem Streben nach großen territorialen Abrundungen; und es kann nicht wundernehmen, wenn die Politiker all der Länder, in denen imperialistisches Trachten, das Trachten nach großen territorialen Zusammenfassungen, so lebendig ist, sich auch die mitteleuropäische Politik nicht anders vorzustellen vermögen als unter imperialistischen Gesichtspunkten. Was aber ist an diesen Ideen Tatsächliches? Offensichtlich das Vorhandensein einer ausgedehnten wirtschaftlichen und in gewissem Umfange auch militärischen Interessenverbindung, die ganz naturgemäß das Mündungsland des Rheines mit dem Hinterland dieses Stromes und ebenso das Mündungsland der Donau mit dem Hinterland dieses Stromes verknüpft. Dieser Interessenverknüpfung entsprechen als ebenfalls ganz natürlich freundschaftliche Beziehungen zwischen den Niederlanden und Deutschland sowie Österreich-Ungarn und Rumänien. Das Wirtschaftsgebiet der Türkei, und zwar sowohl der europäischen wie der asiatischen, schließt sich zwanglos an als ein Gebiet, in dem deutsche Pionierarbeit ansehnliche Kulturwerke geschaffen hat und eifrig zu schaffen fortfährt. Und je weiter diese Kulturarbeit sich entwickelt, insbesondere auch in Mesopotamien, um so vollständiger werden die gegenseitigen wirtschaftlichen wie auch militärisch-politischen Ergänzungsmöglichkeiten innerhalb des ganzen Landkomplexes zwischen der Rheinmündung und der Euphratmündung.

Aber ein großer Unterschied ist doch zwischen der wechselseitigen wirtschaftlichen Ergänzung der einzelnen Länderteile dieses Gesamtgebietes, zwischen der

auf Basis dieser wirtschaftlichen Interessenverwandtschaften sehr natürlichen Freundschaft und der Schaffung eines mitteleuropäisch-vorderasiatischen Imperiums. Derartige Weltmachtpläne sind ohne jede Frage den leitenden Kreisen von Berlin sowohl als von Wien absolut fremd; und wer sie ihnen unterschiebt, kann damit, bewußt oder unbewußt, nur das eine Ziel verfolgen, durch Weckung von Mißtrauen daran zu arbeiten, daß die natürlichen, überwiegend wirtschaftlichen Interessenverbindungen möglichst wenig politische Geltung erhalten; daß im Gegenteil, was durch eine Fülle natürlicher Beziehungen auf Freundschaft miteinander angewiesen wäre, in gespanntes Mißtrauen und dadurch schließlich in Feindschaft gerät.

Mit Bezug auf die südöstlichen Teile jenes großen Territoriums, das Sir Harry Johnston als mitteleuropäisches Zukunftsimperium ausmalt, haben die weltpolitischen Ereignisse der jüngsten Zeit wieder mit besonders krasser Deutlichkeit daran erinnert, in welchem Umfange die weltpolitischen Geschäfte gestützt werden auf die Tätigkeit des Bankiers als Kreditgeber.

Deutschland hat sich hier und da veranlaßt gesehen, wenigstens den Versuch zu unternehmen, am internationalen Wettkampfe der Kreditgeber Anteil zu haben. Nicht ohne Erfolg hat es eingegriffen, wo andere Kreditgeber durch harte Bedingungen hohe politische und zugleich wirtschaftliche Gewinne einzustreichen suchten — mit auf Kosten Deutschlands, dessen wirtschaftlicher Wettbewerb an den betreffenden Stellen möglichst lahmgelegt werden sollte. Nun weiß man aber, daß es Deutschland außerordentlich schwerfällt, auf dem Gebiete des Kreditgebens auch nur in vereinzelten Fällen Schritt zu halten mit Frankreich und England, die in so hervorragendem Maße als Bankiers politische Geschäfte zu machen wissen. Es könnte das leicht zu falschen Rückschlüssen führen, zumal ja auch das Deutsche Reich selbst als Kreditsucher verhältnismäßig recht ungünstig dasteht, wie im Kurse seiner Renten zum Ausdruck kommt.

Man soll aber im Auslande doch nicht etwa meinen, daß Deutschland nicht über die Mittel verfüge, eine große Spartätigkeit zu entfalten und Jahr für Jahr Milliarden flüssig zu machen: nicht Mittel fehlen ihm, sondern es fehlt ihm die Zeit! Deutschland ist in jeder Beziehung ein außerordentlich produktives Land — es hat alle Hände voll zu tun mit — Kindererziehen und Schaffung neuer Beschäftigungsgelegenheit für seinen starken Zuwachs. Für diese Zwecke braucht es in weitaus erster Linie seine Ersparnisse, die kaum geringer sind als die Ersparnisse irgendeines andern Landes.

Wenn nahezu eine Million Köpfe jährlich neu heranwachsen, so wollen sie doch womöglich eine Milliarde jährlich neu verdienen. Um hierzu die Möglichkeit zu schaffen, müssen aber vielleicht 10 Milliarden jährlich neu investiert werden. Und so werden denn in weitestem Umfange die Ersparnisse für neue Investierungen im Lande selbst verbraucht, ohne daß die Mittel für reichliches Kreditgeben, gar an das Ausland, übrig bleiben. In welchem Umfange in Deutschland zu normalen Zeiten Jahr für Jahr Ersparnisse gesammelt, aber ganz überwiegend

alsbald wieder in die Schaffung neuer Arbeitsgelegenheit hineingesteckt werden, dafür sprechen deutlich einige Zahlen der Statistik.

In unsern Sparkassen ist die ansehnliche Summe von 14 Milliarden zusammengeflossen; eine noch größere Summe aber, nach dem Nominalkapital über 15 Milliarden, steckt in den deutschen Aktiengesellschaften, womit wir jedes europäische Land außer Großbritannien weit übertreffen. Die Sparkassenguthaben vermehren sich im Jahre um rund eine halbe Milliarde; um mehr als eine halbe Milliarde aber vermehren sich die in den Aktiengesellschaften arbeitenden Kapitalien, teils durch den Überschuß der Kapitalerhöhungen bei alten Aktiengesellschaften über Kapitalverminderungen, teils durch den Überschuß des Kapitals neugegründeter Aktiengesellschaften über das der gleichzeitig aufgelösten. An inländischen Wertpapieren aller Art werden im Jahre etwa $3^1/_2$ Milliarden zum Börsenhandel neu zugelassen. Auch was in diesen Gesamtsummen an öffentlichen Anleihen aller Art steckt, stellt doch im wesentlichen Gelder dar, die in irgendeiner Weise zur Schaffung neuer Arbeitsgelegenheit verwandt werden. Die jährlichen Neuinvestierungen in privaten Unternehmungen jeglicher Art in Landwirtschaft und Industrie, Handel und Gewerbe entziehen sich vollständig jeder statistischen Erfassung; aus dem Vergleich mit den gesellschaftlichen Unternehmungen aber muß man schließen, daß sie tatsächlich nach Milliarden zählen, wie es der beständigen Expansion unserer Wirtschaft, der beständigen Zunahme unserer Gesamtproduktion entspricht.

Wenn wir also in dieser beständigen Ausbreitung unserer eigenen Wirtschaft nur wenig Zeit übrig behalten, auch noch für andere große verleihbare Kapitalien zu sammeln, so darf doch der Umstand, daß wir in der internationalen Bankierpolitik hinter andern Mächten zurückstehen, das Ausland nicht zu falschen Schlüssen mit Bezug auf die deutsche Leistungsfähigkeit veranlassen.

Deutschland produziert Jahr für Jahr in kaum überbotenem Maße Menschenkräfte und Kapitalkräfte. Hierin liegt seine Stärke, hierauf beruht die Stellung, die es sich in der Welt errungen hat. Um aber diese Stellung dauernd zu behaupten, muß es vor jedem Stillstand in der Entfaltung seiner Produktivkraft bewahrt werden und ebenso vor jeder äußeren Hemmung, die der Betätigung seiner beständig neu zuwachsenden Kräfte droht. Zu diesem Ende bedarf es einerseits der Fürsorge für das Anwachsen der ländlichen Bevölkerung an Stelle ihrer Verminderung durch Wanderungsverluste, anderseits einer von gewiegten Diplomaten geführten Weltpolitik, die der offenen Tür zum Siege verhilft über die Interessensphärenleitung und — unter Beibehaltung des staatlichen Individualismus im Gegensatze zu einem uns fälschlich zugeschriebenen Imperialismus — die in Mitteleuropa auf wirtschaftliches und politisches Zusammenwirken angewiesenen Kräfte zu weltpolitischer Freundschaft und wirtschaftspolitischer Interessengemeinschaft verknüpft!

„Till Eulenspiegel"

Von Friedrich Kayßler-Berlin

Harry Vosberg, der Dichter des in den Grenzboten veröffentlichten „Till Eulenspiegel", hat vor diesem zwei moderne Dramen in Prosa geschrieben, „Der Trust" und „Hohes Land". Diese lernte ich vor einigen Jahren durch eine sehr warme Empfehlung Oskar Sauers kennen, der sich über das „Hohe Land" sehr anerkennend, über den „Trust" in den stärksten Prophezeiungen aussprach. Seitdem habe ich die Erlebnisse dieser beiden und im letzten Jahre die ihres hinzugekommenen jüngsten Bruders „Till Eulenspiegel" verfolgt und empfinde es als aufrichtige Freude, an dieser Stelle Gelegenheit zu haben, über das Geschick dieses Dichters im besonderen und über das ungespielter Dichter überhaupt einiges aus meiner Überzeugung zu sagen.

Ich bin Künstler und als solcher bestrebt, an allem Neuen, das mir in der Kunst begegnet, das Gute herauszufinden, denn nach meiner Überzeugung ist das der einzige Weg, auf dem Fruchtbringendes überhaupt geschehen kann, ein neuer Boden bereitet und neue Kulturen allmählich ans Licht gebracht werden können. Es ist der einzige Sinn jener unbezahlten Pflicht, die der Fachmann der noch nicht anerkannten Arbeit gegenüber hat, die so oft unter dem oder jenem noch nicht bekannten Namen Prüfung heischend an ihn herantritt. Liebe ist vor allem dieser Sinn, Liebe zu allem, was wachsen und gut werden will, um der Sehnsucht willen nach dem großen Unbekannten, das wir alle ersehnen.

Ich sage das nicht, weil ich mich etwa frei fühlte von Sünde gegen diese Pflicht, sondern im Gegenteil, weil ich weiß, wie schwer es oft ist, diese Pflichten zu erfüllen trotz näherer Pflichten des täglichen Berufs. Mit dem Dünkel der Erfahrung ist es nicht getan, auch nicht mit dem bequemen Spruch, das Talent setze sich schon durch; jeder neue Tag lehrt uns, daß Erfahrung braves, aber eben nur Handwerkszeug ist. Der Wille, Gutes zu finden, muß da sein, und auch der Glaube, daß Gutes noch kommt; und ich dächte, wir zu unserer Zeit hätten allen Grund, diesen Willen und diesen Glauben zu haben. Ich dächte, wir hätten Grund, uns über alles Gute zu freuen, was in unserer dramatischen Literatur wächst, eifrig danach zu suchen, es zu hüten und sorgsam zu pflegen. Hier, bei Harry Vosberg, fand ich von vornherein so viel Gutes, daß es sich in mir schon nach der Lektüre des „Trust", obwohl mir dessen Thema persönlich wenig lag, unbedingt entschieden hatte: daß es sich hier um einen Dichter handelt, der es verdient, sobald als möglich zu Wort zu kommen.

Das Erste, was ich von anderer Seite über ihn hörte, war, wie gesagt, das Urteil eines der gediegensten Bühnenfachmänner, Oskar Sauers, der meinte, „Der Trust" habe das Zeug dazu, ein ganz großer Erfolg zu werden und über sämtliche Bühnen zu gehen. So etwas aus solchem Munde will respektiert sein und ist nicht leichthin gesagt, und wenn mir in demselben Augenblick der denk-

würdige Ausspruch eines unserer angesehensten Dramenlektoren einfällt, daß Bühnenleute von Stücken nichts verstehen, so stärkt das mein Selbstgefühl ganz besonders.

Als ich dann das „Hohe Land" las, kam zu dem Respekt vor der Tatsache einer Leistung, den ich dem „Trust" gegenüber mehr sachlich als am Thema beteiligt empfunden hatte, in mir eine entschiedene Liebe zu dem dichterischen Menschen, der dahinter stand, ein freudiges Jasagen zu dem menschlichen Was und dem dichterischen Wie dieses zarten, stillen, in sich gekehrten und mit liebenswerter dichterischer Unklugheit recht spröde gewählten Themas.

Hier liegt nun das dritte Stück vor, der „Eulenspiegel". Ein anderes Zeitalter, eine andere Stilart, eine andere Form! Und wieder ist nicht nur im wesentlichen gekonnt, was gewollt ist, nicht nur wieder der Beweis für schon bewiesene dramatische Fähigkeiten auf neuem Gebiete erbracht, sondern es ist hier ein rundes rollendes Ganzes, ein in sich geschlossener künstlerischer Weltkörper, rollend auf sicherer Bahn, und diese Bahn führt, nach meinen Begriffen von dramatischer Wirkung, mitten ins Ziel.

Ein Vorteil ist von vornherein: das Stück ist heiter. Heitere Stücke von künstlerischer Art sind selten in unseren Tagen. Wir sollten sie alle aufsuchen, wo sie zu finden sind, und uns freuen, wenn eines kommt.

Ich glaube hier an eine ganz starke Erfolgsmöglichkeit im breitesten Sinne, und ich stehe mit meinem Urteil nicht allein da; ich werde unten die vorhandenen Urteile Sachkundiger anführen. „Till Eulenspiegel" ist zunächst vom Standpunkte des schlichten breiteren Geschmacks aus gesehen ein durch und durch heiteres Stück; und das ist sehr wichtig. Heitere Stücke, die nur für einen beschränkten Kreis heiter wirken, sind schlechte Komödien im Sinne des Theaters. Der „Eulenspiegel" ist von der Wurzel aus mit Humor durchtränkt, und dieser Saft durchdringt jede Szene. Leider finde ich, daß die Begriffe über Humor zurzeit sehr verschieden sind, so daß wohl eigentlich eine Abhandlung über das Wesen des Humors hierher gehörte; aber ich glaube, die Uneinigkeit über ein so wurzelhaftes, erdensaftiges Ding wie Humor besteht im Grunde nur auf dem Papier, in Essays und Studienheften. Im lebendigen Sein draußen, sei es Kunst oder Natur, sind sich alle über den Humor einig, ohne Worte. Wer überhaupt einen Funken davon in sich hat, der lacht oder lächelt dem brüderlichen Element zu, wo es ihm begegnet. Von diesem Element spreche ich, von der Heiterkeit und Freudigkeit zeugenden Kraft, die alle geradegewachsenen und unverbogenen Naturen kennen und lieben, die weder mit Wissensgrad noch mit Bildung oder Weltklugheit etwas zu tun hat, sondern nur mit dem Kern des Menschen, mit der Bildung des Herzens: diese Art von Humor meine ich, und die ist hier zunächst vorhanden. Deshalb glaube ich, daß dieses Stück eine Atmosphäre erzeugen kann, in der sich viele Menschen auf einmal sehr wohlfühlen können, und das ist, denke ich, für den Dramatiker so ziemlich das Wichtigste. Wiederum möchte ich um Gottes willen auch hier nicht mißverstanden

werden: es gibt eine Art von Vielheit (wer in Berlin lebt, kennt sie wohl recht gut), die sich nur in der Atmosphäre des Sensationellen wohlfühlt; die meine ich nicht. Sensationen in diesem Sinne gibt es hier nicht.

Aber das Arsenal der äußeren Mittel ist gleichwohl im „Eulenspiegel" ausgezeichnet versehen: die mittelalterliche deutsche Stadt mit allem, was darin ist: dem kleinen Hof, dem Universitätskollegium samt Studenten, hohem Rat, Gerichtshof und Bürgerschaft, der alte Markt mit der rosenüberwucherten Fron, mit Schenke, Kanzlerhaus, Apotheke und Galgen bieten der Inszenierung reiche Möglichkeiten zu frisch bewegten, kräftigen Bildern für einen gesunden und geraden Geschmack. Dies sind die augenfälligen Vorzüge des Stückes, die breite Grundlage, die grüne kräftige Erde. Aus ihr blüht und rankt und weht nun eine höhere Art des Humors, ein freier Geist und ein höheres Lachen, das mit einigen harten Flügelschlägen hinüber zur Tragik streift. Was mir das Beste und Vornehmste an diesem Stück scheint, das ist das, was man beim Hören des Titels mit dem ersten Gefühl empfindet: Till Eulenspiegel. Das heißt, nichts so sehr Festes, Greifbares wie sonst eine bestimmte Person, sondern etwas Wehendes, Fliegendes, Schillerndes, Vorübereilendes, Freies, das nur im Spiel auf dem Schauplatz vor unseren Augen zu Gaste ist und dann weiterziehen wird, ein zeitloses, vogelfreies, geistiges Etwas, im Munde der Leute zufällig Eulenspiegel genannt. Trotzdem zerflattert nichts; keinerlei Unklarheit herrscht. Dieser geistig leichte, von Bürgerschwere losgelöste Weltwanderer Eulenspiegel ist hier vom Künstler für kurzen Aufenthalt eingefangen in ein festgesponnenes Netz von greifbaren, klaren, durch das Element starker äußerer Spannung miteinander verbundenen Vorgängen. Man sieht Eulenspiegel, den Geist, sein Spiel treiben mit der dumpfen Menschenmaterie; aber plötzlich blitzt es aus der Masse dieser Menschenmaterie auf von selbständigen, tätigen, verstehenden Kräften, die sich unversehens mit Eulenspiegel messen, die echten Kampf erzeugen und das Spiel auf des Messers Schneide hinauftreiben. Und plötzlich sieht man: es steht noch einer hinter Eulenspiegel, der spielt das Ganze, er spielt auch mit ihm. Dieses Durchscheinen mehrerer Hintergründe durcheinander ist für mich das prachtvoll Geistige an dem Stück. Die Art, wie der Dichter den Stoff behandelt, hat gewissermaßen selbst etwas von Eulenspiegels Art, die Dinge anzufassen — und das erzeugt eine wirkliche Atmosphäre, in der man für die Dauer des Genusses leben und dennoch frei man selber bleiben kann. Das Spiel im Spiel ist es, das uns so leicht und frei macht; daraus entsteht ein Wohlgefühl, wie man es dem Publikum einer Komödie nur irgend wünschen kann.

Das Landläufige wäre gewesen, den überlegenen Eulenspiegel der geprellten Masse gegenüberzustellen und möglichst viel witziges und lustiges Kapital daraus zu schlagen. Das ist hier vermieden; hier sind die Dinge nicht schwarz gegen weiß gesehen, nicht Karikatur gegen Vorbild gestellt, kein künstliches Bild ad hoc geschaffen, sondern das Auf- und Niederwogen alles Geschehens ist gewahrt,

die innerste Wahrhaftigkeit des Lebens ist da trotz der hellen und für den höheren Betrachter köstlichen Durchsichtigkeit des Spieles — Πάντα ῥεῖ. Das ist das Schöne daran.

Ganz besonders hoch veranschlage ich deshalb die kleine Szene zwischen Eulenspiegel und Laurentia im zweiten Akt, wo Laurentia ihn beim rechten Namen nennt und man wie durch ein Guckfensterchen auf einen Augenblick durch das ganze Stück hindurchsieht. Der Dichter scheint plötzlich die Spannung vorzeitig aufzulösen; man bedauert schon — da spürt man die Auffassung Laurentias, ihre frische, freie Lebenskraft, die Till tiefinnerlich verwandt ist, und unversehens ist das Ganze in eine höhere Ebene gehoben. Es macht unendlich viel aus, daß Till selbst als Till nunmehr von diesem Mädchen geliebt wird; der Zug ist so einfach, und doch rückt er uns den amüsanten Till mit einem Ruck nahe zum Herzen.

Nach meiner Erfahrung scheint es mir ein besonders gutes Zeichen für das Theaterblut eines Stückes, wenn sich nach mehrfachem Lesen in der Rückerinnerung daran zunächst die großen Zusammenhänge einstellen, weniger Einzelheiten. Es ist ein Zeichen dafür, daß das Stück gut gebaut ist, daß es Architektur hat und Gesamteindrücke gibt, ferner daß es eine Sprache spricht, aus der nicht einzelne anmutende Lyrismen herausfallen, sondern die festgefügte Sprache, die aus dem engen Zusammenhang der Geschehnisse unmittelbar entstanden und deshalb aufs engste mit dem Zusammenhang verknüpft ist. Solche Stücke erwachen in allen Einzelheiten erst recht auf der Bühne, für die sie geschaffen sind. Meine Erfahrung hat es mich gelehrt.

Ich habe bis jetzt fast nur Gutes über „Eulenspiegel" gesagt. Ja gewiß! Mein Ehrgeiz ist es nicht, meine Nase für die hier wie überall vorhandenen Mängel zu bewähren, sondern auszusprechen, daß hier alles Wesentliche, was die Bühne erfordert und Erfolgsmöglichkeiten bietet, im feinen wie im gröberen theatralischen Sinne, gut ist, und daß das Stück (kühl sachlich gesprochen) unbedingt eine Aufführung verdient, daß (mit Wärme und Anteil gesprochen) seine Eigenschaften es unbedingt berechtigen, eine Aufführung zu verlangen. — Nebenbei füge ich zur Sicherheit hinzu, daß ich längere Zeit als Dramaturg praktisch tätig gewesen bin und vermöge dieser Erfahrung bemerkt habe, daß im Falle einer Aufführung Striche zu empfehlen wären, teils der Länge, teils anderer Gründe wegen, wie ich z. B. das Zimmergesellenlied vom Mond im letzten Akt nach meinem Geschmack entbehrlich finde. Aber ich habe noch kein Stück erlebt, bei dem vor der Aufführung der Rotstift nichts zu tun gehabt hätte.

Zugunsten des „Eulenspiegel" äußerten sich unter anderen Oskar Sauer, Dr. Rosenbaum, der Dramaturg des Wiener Burgtheaters, Professor Begowicz, Dramaturg am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, Redakteur Dr. Otto Krack-Berlin, Harry Walden, Karl Clewing, Matkowskys Nachfolger am Berliner Königlichen Schauspielhaus. Nach Oskar Sauers Dafürhalten ist das Stück mit Geist und Witz geschrieben; Dr. Rosenbaum vom Burgtheater erklärt es

für die beste von allen ihm bekannten Bearbeitungen des Eulenspiegelthemas; Dr. Krack rühmt daran, daß hier aus dem bunt zerflatternden Eulenspiegelstoff ein in sich geschlossenes dramatisches Gebäude aufgerichtet ist, und fügt hinzu, das müsse jeder anerkennen, der nur eine Ahnung von Bühnenschriftstellerei habe; Harry Walden schreibt mir, er sei mit mir der Meinung, daß es sich hier um eine starke Erfolgsmöglichkeit handle; Karl Clewing hat das Stück als ein hervorragend gutes Lustspiel bezeichnet.

„Ja, wie kommt es," fragt sich der unbefangene Mensch, „daß ein Stück, das von Fachleuten, ja von solchen, die so nahe der entscheidenden Stelle sitzen, gut beurteilt wird, nicht schon seinen Platz gefunden hat? Wie kommt es überhaupt, daß dieses und jenes gute Stück nicht aufgeführt wird?"

Ja, wie kommt es? — Das ist die große Frage.

Die Antwort ist schwer und kaum zu geben. Als Angehöriger einer Bühne muß ich mich auf eine grundsätzliche Erörterung beschränken. Erklärungen gibt es eine ganze Reihe; jede fängt an einem anderen Zipfel an, aber alle sind sie nicht lang genug, um im Zentrum des Themas zusammenzutreffen und im Schnittpunkt eine Antwort zu ergeben. Eine Haupterklärung ist wohl die, daß es kaum ein Theater gibt, das in seinen wichtigen Entscheidungen wirklich frei wäre. Die einzigen, die es materiell könnten, die Hoftheater, sind zumeist die abhängigsten. Angenommen den Fall, ein Theaterleiter stimmt dem günstigen Urteil seines Dramaturgen über ein unbekanntes Stück zu und hat den Wunsch, es aufzuführen, so tauchen unverzüglich Fragen wie diese auf: Kann ich das Stück gut besetzen? Welche Aufführungsverpflichtungen liegen überhaupt schon vor? Welche für diese Saison? Läßt sich das neue Stück diesem Spielplan einfügen, ohne mit dem Interesse (durch Thema, Typus, Besetzung usw.) eines der vorhandenen Stücke zu kollidieren? Was kostet das Stück an Ausstattung? Welche Kosten haben wir bereits für die im Spielplan festgesetzten Stücke veranschlagt? — Ergibt es sich dann, daß das Stück auf eine spätere Zeit verschoben werden müßte, so ist schon das Interesse abgeschwächt — denn das Theater ist seinem Wesen nach auf den Augenblick gestellt, und alle Kräfte sind naturgemäß auf das zunächst Vorliegende gesammelt — nächste Saison ist schon einigermaßen cura posterior. Freilich, ein gewissenhafter Direktor sorgt vor; aber immerhin: „nächste Saison" — die Entscheidung drängt nicht so, Vertagung, Verzettelung, Beiseitelegen auf ein höheres Brett — Vergessenheit. Der Autor erkundigt sich, erst schriftlich, dann persönlich, zufällig an einem Tage, wo das ganze Theater überlastet ist von einer momentanen Wichtigkeit, einer Generalprobe oder ähnlichem — den Rest kann man sich denken. „Ja, aber," sagt der normale Mensch, „es muß doch möglich sein, Ordnung zu halten, auch bei starkem Betrieb. Jede Fabrik kann doch das." Gewiß, aber das Theater ist (noch) keine Fabrik, ist, wie gesagt, vom Augenblick abhängig, und dieses Augenblicksleben steckt an; nur sehr kräftige Naturen mit eisernem Ordnungssinn bleiben davon unberührt. Und — was ungeheuer wichtig ist — die Gesamtauffassung

des dramaturgischen Berufes ist im allgemeinen von Grund aus der Wichtigkeit eines solchen Amtes unangemessen. Man nimmt den Dramaturgenposten als solchen nicht wichtig genug. Aus der Hand des Dramaturgen soll alles kommen, wovon das Theater künstlerisch und materiell leben will. Daran ist die ungeheure Wichtigkeit dieses Amtes zu ermessen. Trotzdem wird der Dramaturgenposten vom Theater im allgemeinen höchst stiefmütterlich behandelt. Ganz abgesehen davon, daß es grundfalsch ist, gerade dieses verantwortungsvollste Amt jungen, dem Theater zustrebenden Elementen anzuvertrauen, die sich einarbeiten wollen, liegt ein Riesenfehler darin, daß die dramaturgischen Bureaus im Verhältnis zu dem laufenden Arbeitspensum mit viel zu schwachen Arbeitskräften versehen sind. Ich bin der erste, den die ins Unglaubliche gesteigerten Wartefristen und Zumutungen von jeher empört haben, denen heutzutage ein wohlerzogener und anständiger Mensch von dem Augenblick an ausgesetzt ist, wo er sein Manuskript in harmloser und, wie ihn dünkt, berechtigter Selbstverständlichkeit einem Theater eingereicht hat. Aber man muß die Sache auch von der anderen Seite betrachten. Wer dem Theater nicht nahe steht, macht sich keinen Begriff davon, welche Hochflut von Produktionen alljährlich im allgemeinen das Lesepensum eines dramaturgischen Bureaus ausmacht. Und meistens besteht dieses Bureau aus einem einzelnen, selten aus zweien. In keinem Falle aber hat der Dramaturg die Möglichkeit, seine ganze Zeit und Kraft dem eingehenden Studium des ihm anvertrauten so wichtigen Materials zu widmen, sondern er wird im Alltagsbetrieb des Theaters zunächst einmal aufgesogen durch Korrespondenzen, Besuchsempfänge, Besetzungs-, Umbesetzungsangelegenheiten, Spielplanausarbeitungen, Erledigung der laufenden Schauspielerangelegenheiten usw. Zwischendurch und außerdem liest er. So dürfte es nicht sein, aber es ist so. Dadurch entstehen ungeheure Rückstände im Lesepensum und es stellt sich, da dieser Zustand fast allgemein ist, schließlich ein Usus an Prüfungsfristen heraus, der ans Märchenhafte grenzt. Da der Autor im allgemeinen ein stärkeres Interesse daran hat, in Frieden gelesen, als auf dem Wege über einen Krach schneller, aber vielleicht mit einer gewissen Gereiztheit geprüft zu werden, so bleibt eben alles beim alten.

Vielleicht ließe sich durch einen Autorenverband oder ein ähnlich geartetes Zentrum einmal folgender Versuch zur Abhilfe bewerkstelligen: Alle Vertriebsstellen oder Autoren, die ihre Interessen selbst vertreten, werden aufgefordert, ihr Erfahrungsmaterial auf diesem Gebiete zusammenzutragen: Daten der Einsendungs- und Erledigungstermine, Ablehnungsbegründungen, Form der Ablehnungen überhaupt, Form des Verkehrs zwischen Theater und Autoren im allgemeinen usw. — Die Dramaturgen ihrerseits müßten dieser Bewegung gegenüber eine Statistik darüber aufstellen, wie an jedem Theater das Lesepensum durchschnittlich aussieht und welche Arbeitskräfte dem gegenüberstehen. Aus dem Vergleich dieser Statistiken könnte sich ergeben, wo die Besserung einzusetzen hätte. Vielleicht ließen sich durch solche Versuche auch in rätselhafte

Zusammenhänge wie, daß heute erfolgreiche Autoren, obwohl längst zur Kenntnis gebracht, gerade jetzt und nicht früher zu Wort kamen, überraschende Aufklärungslichter werfen.

Ich las vor etwa acht Jahren an maßgebender Stelle aus Eduard Stuckens Dramen vor, um für ihn Interesse zu erwecken; vor zwei Jahren wurde er zum erstenmal gespielt mit starkem Erfolg. Warum erst jetzt? Warum nicht schon vor acht Jahren?

Auch manches andere könnte Aufklärung finden, z. B. wie es möglich ist, daß von dramaturgischen Bureaus großstädtischer Theater Briefe wie folgender verschickt werden können: „Ich habe die mir freundlich überreichte Komödie X. Y. mit großem Interesse gelesen und freue mich, den Humor und die Bühnenwirksamkeit des Werkes konstatieren zu können. Nach den bisher gemachten Erfahrungen dürfte das Stück jedoch gerade wegen seiner speziellen Eigenart für unsere Bühne leider kaum geeignet sein. Ich glaube aber bestimmt, daß dem Autor an geeigneter Stelle der verdiente Erfolg zuteil wird und sende Ihnen anbei das Buch mit bestem Dank zurück."

Eine besonders starke Hemmung bei der Entscheidung der Theaterleitungen über neue Autoren bildet meiner Ansicht nach seit einer Reihe von Jahren auch vor allem die immer mehr überhandnehmende Ausstattungsverpflichtung. Die blinde Sensationslust der Masse treibt die Ansprüche an die dekorative Leistung der Bühne von Jahr zu Jahr höher hinauf. Keiner wagt ein Ende zu machen, weil er mit dem Publikum rechnen muß. Kein großstädtischer Direktor glaubt einen neuen Autor vorstellen zu dürfen ohne großen Aufwand. Die Furcht vor dem Risiko verdirbt heute so manchem unbekannten Autor die Chance.

Dem allen gegenüber werfe ich die Frage auf: Warum wird keine offizielle Versuchsbühne gegründet? eine Versuchsbühne, die als solche von der verderblichen dekorativen Sensationsverpflichtung befreit ist? eine Versuchsbühne, unabhängig von allen bestehenden Theatern, neutraler Boden, aber unter Anteilnahme aller Theaterleitungen, denen die Entwicklung der Kunst wahrhaft am Herzen liegt? Warum könnte die „Freie Bühne" nicht in neuer Gestalt erwachen? Wäre es die Zukunft unseres deutschen Dramas nicht wert, mit einer solchen Versuchsbühne von Kunst und Rechts wegen offiziell Bresche zu schlagen in diese chinesische Mauer alljährlicher Sensationsforderungen, mit der die öffentliche Masse die freie und natürliche Entwicklung deutscher Bühnenkunst mehr und mehr zu umklammern droht?

Bis zu dem Tage aber, wo es eine solche Bühne geben wird, muß jeder Kundige das Seine tun und das Gute, was ihm begegnet, ans rechte Licht zu ziehen suchen.

Das Gute, das ich heute zu bringen habe, ist „Till Eulenspiegel".

Inkognito

Geſchichte einer Wanderung

Von Carl Niebuhr

pät und nebelumdampft trat die Sonne über den Horizont des Herbſtmorgens. Sie gab dem dunklen Bergwall des Harzgebirges wieder Geſtalt, und ſie weckte zugleich Leben in dem kleinen Städtchen Oſterode an ſeinem Fuße. Aus den Eſſen der roten Ziegeldächer begannen feine Rauchſchwaden aufzuquellen, die Kühe verſammelten ſich gemächlich auf dem langgeſtreckten Marktplatze, um dann im Läutemarſch dem Hüter und ſeinen Hunden waldwärts zu folgen. Am Brunnen wechſelten die Gruppen waſſerholender Kübel- und Eimerträgerinnen, und vor dem Hoftor des Gaſthofs zum „Weißen Roß“ ſchüttelten die vier derben Frachtgäule klirrend ihren Meſſingſchmuck. Der Fuhrknecht im blauen Hemdkittel prüfte noch einmal das Radwerk des feſtbeladenen Planwagens; es dauerte eine gute Weile, bis er ſich überzeugt hatte, für die Unbilden des langen, ſchlechten und ſteilen Bergweges genügend vorbereitet zu ſein. Dann gellte die Peitſche, der Spitz ſetzte ſich lärmend in Trab und umkreiſte ermunternd die gelaſſen anziehenden Pferde.

Der Wirt des „Weißen Roſſes“ blickte gewohnheitsmäßig dem Gefährt nach, bis ihn eine Stimme im Hauſe an den Beginn ſeiner Obliegenheiten mahnte. Das war der Göttinger Student „mit dem hübſchen Geſicht“, der geſtern Abend als beſtaubter Wandersmann angekommen und jetzt ſchon wieder reiſefertig war — zum Leidweſen der Stubenmagd, die das Geſicht des Gaſtes zuerſt ſo günſtig beurteilt hatte und die ihm jetzt den Morgenkaffee brachte. Man täte unrecht, zu verſchweigen, daß der nette junge Mann für ſo viel Sympathie auch mit der Erwiderung nicht kargte. Dadurch wurde das Servieren zu einem umſtändlichen Geſchäft, bis das Erſcheinen des Wirtes im Gaſtzimmer ihm eine Wendung ins Korrekte gab und dem verſtohlen lächelnden Mädchen die raſche Beendigung nahelegte.

Er nahm die Dazwiſchenkunft von der beſten Seite, der Herr Doktor aus Göttingen, und bald hatte der behäbige Wirt über alles mögliche Rede zu ſtehen. Der genußreichſte Weg nach Klausthal? Soundſo; immer links oben, dann in der Fahrſtraße. Jawohl, das Wetter verſpräche ſicher, freundlich zu bleiben. „Wie ein guter Wirt es den Gäſten auch ſchuldig iſt,“ beſtätigte der Frageſteller darauf etwas mokant. — Die Schloßruine dort drüben? Aber gewiß, ſehr lohnend.

Eine Viertelſtunde ſpäter trat der Fremdling den Weg dorthin an. Seine ſchlanke Geſtalt im Verein mit der Kleidung — grüne Mütze, brauner Überrock, geſtreifte Weſte, gelbe Pantalons, dazu ein Torniſter aus grünem Wachsleinen — fiel auf. Aus mehr als einem Fenſter blickten neugierige Augen dem Wanderer nach. Beſonders die Bewohner des Hauſes gegenüber dem „Weißen Roß“ ſchien die Erſcheinung zu feſſeln, und als braver Nachbar verfehlte der Wirt nicht, gleich darauf hinüberzuſpazieren und ſein Wiſſen freiwillig anzubringen.

„Sieh, ſieh“, unterbrach er ſich nach den erſten Worten. „Der Herr Vetter zum Beſuch, — wußte ich gar nicht. Gehorſamſter Diener, Herr Oberamtsſekretarius Deppe. Sind wieder kerngeſund, denke ich mit allem Reſpekt.“

Der hagere Vetter, ein angehender Dreißiger, dankte lächelnd. Seine Gesundheit verlange allerdings noch Respekt, darum werde er hier einige Wochen mit Nichtstun zubringen. „Da meine liebe Frau Base behauptet, ich sähe jetzt aus wie ein Schneidergesell."

Als der Rekonvaleszent bald darauf mit einem leichten Ranzen und starken Knotenstock sich aufmachte, um den warmen Herbsttag oben im frischen Bergwald zu durchschlendern, däuchte es dem Roßwirt gar nicht uneben, was die Nachbarin gemeint hatte.

Doch der Oberamtssekretär war zufrieden, denn er fühlte seine Kräfte wiederkehren. Geschwinder, als er sich's zugetraut, stand er auf der Höhe, halbwegs zwischen Osterode und dem damals noch armseligen Dörfchen Lerbach, und er blickte froh rundum. Wie lieblich umfing ihn die deutsche Heimat, die noch vor elf Jahren der Tummelplatz fremder Kriegsheere und in Bangen vor einem unsicheren Geschick gewesen war. Nicht alle die schönen Erwartungen, die mit der Botschaft von der Leipziger Schlacht aufleuchteten, hatten sich erfüllt, nur sehr wenige vielmehr, nur die bescheidensten; und gerade Braunschweig, des Oberamtssekretärs engeres Vaterland, war bitterlich schlecht gefahren. Die Mienen des Sinnenden verdüsterten sich — —

„He, mein Lieber, dies ist doch wirklich der Weg nach Klausthal?"

Deppe fuhr auf. Ei, das war ja der bewußte Doktor, der ihn so leutselig anrief. Der mußte flink zugeschritten sein von der abliegenden Ruine her. Und, wie es schien, teilte er ganz die Schätzung der Frau Base in bezug auf den Eindruck, den ihr ausgemergelter Vetter hervorbrachte. Nun, hier winkte ein harmloser Spaß, der sich bei Bedarf leicht aufklären ließ, und Deppe besaß einen Humor, der an die neunzig Jahre später vielleicht als dienstwidrige Eigenschaft gegolten hätte.

„Dem Herrn zu dienen, jawohl. Mein eigener Weg, mit Verlaub."

„So, so", lächelte der Fragesteller und betrachtete den hohlwangigen Mann vor sich mit kritischer Freundlichkeit. Wir kennen sogar noch das ungefähre Ergebnis der Besichtigung, wenn auch nur in einem späteren Niederschlag voll künstlerischer Zutaten. Dort erschien der gute Deppe als ein niedlicher, kleiner junger Mensch, so dünn, daß die Sterne durchschimmern konnten, wie durch Ossians Nebelgeister....

„Wollen sehen," lautete dann die Entscheidung, „ob unsere Schritte gleiche Weite haben. Ihr seid Handwerker, vermute ich."

„Der Herr haben's getroffen, — Schneidergesell. Will wieder mal heim sehen nach dem Braunschweigischen, ja, ja. Draußen die Welt ist breiter, aber sonst auch nicht anders; wenn der Herr es nicht vor übel nimmt. Er kommt gewiß ganz anders drin herum als unsereins."

Diese Ermutigung, ein argloses Gemüt zu foppen, tat auch sogleich ihre Wirkung. Der malitiöse Zug, durch den die interessanten Züge des Göttinger Doktors einen seltsamen Reiz erhielten, vertiefte sich noch um eine Linie, bis an die Grenze des Hohnes.

„Ebenfalls getroffen, mein Guter. Ich heiße Peregrinus, bin von Geburt Kosmopolit und reise, um Rekruten für den türkischen Sultan anzuwerben. Wißt Ihr irgendwo derbe Kerle, die sich vor dem Teufel nicht fürchten, dann sagt's geschwind und ohne Scheu."

Der Schneidergesell blieb stehen und sperrte mit zwingender Natürlichkeit Mund und Nase auf. „Ach, du lieber Gott! Nein, Herr Peter Grünus, das

ginge ja doch gegen die alten Griechen, nicht wahr? Da werden Sie hier kein Glück haben. Alle Leute, hoch und niedrig, halten es im ganzen Lande mit den Griechen. Und dann — ich will beileibe nichts gegen Ihren Sultan gesagt haben —"

„Nur heraus damit," lachte der andere, „Ihr seid sicher im lieben Deutschland, wo sogar die hohe Polizei erlaubt, auf die Türken zu schelten. Hier herrscht die Nachtmütze, nicht der Turban."

„Wie Sie meinen, Herr Peter Grünus; ich bin doch nur ein bescheidener Professionist. Aber da ist doch unser Herzog Karl, der schon solange draußen wie verschwunden ist. Es heißt, daß er ins Türkenland gereist wäre, und da hätten ihn die Ungläubigen erkannt, gefangen, und nun müßten wir ein schrecklich großes Lösegeld hinschicken."

„Seid schlau und —," aber da biß sich der angebliche Werber noch rechtzeitig auf die schmalen Lippen. „Hier spinnt sich eine Volkssage an, wie ich merke, und obenein um den kostbaren Herzog Karl. Doch eins ist richtig. In der Türkei trifft man bei jedem Schritt auf Räuberbanden. Wer keine große Kanone, die fünfzig Pfund schießt, mitführt, der kommt nicht weit."

„Ich bilde mir ein," begann der dünne Handwerksbursch nach kurzer Pause, „daß der Herr viel bessere Geschäfte bei den Franzosen machen würde."

„Wieso?" war die auffallend scharf klingende Gegenfrage. Es gibt eine ganze Reihe oder vielmehr eine Klasse von Menschen, die man am Mißbrauch des „Wieso" erkennt. Der Oberamtssekretär war ihr besonderer Gegner; er pflegte in solchem Falle zu erwidern: „Das Wörtchen Wieso schließt mehrere Fragen gleichzeitig ein und überdies die Absicht, dem Gefragten eine Rechtfertigung seiner Gedankenwege aufzudrängen. Ich beantworte aber nie mehr als eine Frage auf einmal. Bitte, formulieren Sie sich." — Für eine halbe Minute drohte das schneiderliche Inkognito undicht zu werden, und Deppe nahm sich vor, die Rolle herzhaft und dick auftragend durchzuhalten, sie aber nicht bis Klausthal zu schleppen. Das konnte seiner Gesundheit am Ende nachteilig werden.

Schüchtern antwortete er daher jetzt: „Wo doch der Napoleon tot sein soll und noch eine Menge von seinen Soldaten übrig ist, die keiner haben will."

„Wer hat Euch das gesagt?" Des Doktors Augen blitzten, und der fortwährend fühlbare Hochmut seines Wesens wurde zum Eishauch.

„Nichts für ungut. Mein Meister in Kassel, der war vor zwei Jahren in Paris. Da wird erst ein richtiger Schneider aus dem Menschen."

„Ah, — wirklich?"

„Hofschneider, wenn sie zurückkommen, Herr Peter Grünus. Dem Meister könnten Sie jeden Rock hinhalten, alt oder neu, er wird Ihnen sogleich zeigen, ob eine gute Idee darin ist oder nicht."

„Vorausgesetzt, daß er weiß, was eine Idee ist."

„Ei, jawohl. Ideen, so sagte er oft zu dem Preußen auf der Herberge, der neue Lieder machen konnte, sind dummes Zeug, das man sich einbildet, aber gute Ideen, die haben's in sich. Die führt man erst aus; nachher singt meinetwegen darüber, so viel ihr wollt, wenn's gar nicht anders geht."

Ein rascher Seitenblick aufkeimenden Mißtrauens traf jetzt diesen Schneidergesellen. Allein: so sah wahrlich kein verkappter Spötter aus. Der Doktor beschleunigte nur ein wenig die Schritte, denn das fiel dem „Ritter von der Nadel" offenbar sauer, und Strafe sollte sein.

„Ihr waret da sicherlich bei einem der sieben weisen Meister," ironisierte der Göttinger Herr. „Was hatte er denn gegen den Preußen einzuwenden?"

„Na, so mancherlei. Nähen konnte er keinen richtigen Stich, aber auf jeden Groschen Lohn kam bei ihm für zwei Groschen Durst, und wenn er im Tran war, dann hielt er den Himmel für einen Dudelsack, weinte wie eine Gießkanne und brachte doch Lieder zusammen, so lang wie mein Arm, und gleich mit der doppelten Poesie. Sie dürfen mir's glauben."

„Alles, was Ihr wünscht," bestätigte der Türkendoktor belustigt. „Nur die doppelte Poesie müßt Ihr mir erklären."

„So besoffen wie der bin ich nie gewesen", wich das Schneiderlein aus und ließ sich auch durch weitere Fragen nicht festnageln.

„Volksweisheit", brummte der andere zuletzt und legte den Fall ganz gebildet dahin aus, daß Stanzen gemeint seien. Deppe aber war zufrieden. Ein hochstehender Geist brauchte doch die banale Erklärung nicht, daß bei Betrunkenen alles doppelt erscheint. In dem Bewußtsein, nun die Oberhand gewonnen zu haben, fing das Schneiderlein an zu trällern von Napoleon dem Schustergesellen, der in Rußland seinen Lohn bekam. „Sonst wärest du Kaiser geblieben und hättest den allerschönsten Thron!"

„Viel Stimme habt Ihr nicht übrig," gab der Weggenosse geärgert zu verstehen. „Aber ein echtes Lied Eures Zeichens mag es schon sein. Will der Schneider jemand recht herabsetzen, dann nennt er ihn Schuster."

„Das ist wohl wahr, Herr."

„Und die liebe deutsche Dummheit. Was habt ihr denn bei der großen Befreiung gewonnen? Vorher waret ihr Bürger und Menschen; jetzt — Hannoveraner oder womöglich gar Braunschweiger. Der Kaiser aber brachte Göttliches zuwege. Er entzündete die Leuchte des Liberalismus. Macht kein solch dämmeriges Gesicht, Banause! An Napoleon hat die Welt viel verloren, sehr viel."

„O, das behauptete mein Vater selig alle Tage. Ich weiß noch genau, wie er Anno Zwölf im Sommer rief: Geht's so weiter, dann verlieren wir rein alles."

„Meiner dachte anders, ganz anders. Er war freilich kein Schneider."

„Nu eben; aber er hatte auch gut reden, Ihr Herr Vater, wenn er ein Türke gewesen ist."

Zum erstenmal schien den selbstsicheren Peregrinus die Schlagfertigkeit zu verlassen. Er musterte den nachgerade allzu vertraulichen Schwätzer an seiner Seite mit grimmigem Ausdruck. Indessen, — es war ja doch ein armseliger Gegner, beschränkt, schwächlich, ungebildet, nur durch Aufmunterung dreist geworden, ohne das vielleicht zu wissen. Wie? Er würde sich gewiß sein Leben lang rühmen, erführe er, wer es war, der ihn heute mit der Gunst persönlicher Zwiesprache beehrt hatte. Nicht gleich im nächsten Wirtshaus begänne er damit, aber schon über Jahr und Tag, wenn der Sonnenflug des — haha — Peregrinus dieses Volk allzumal überschattete.

„Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen"

summte er vor sich hin und beschloß, das Riesenspielzeug einer kurzen Stunde getrost fallen zu lassen.

„Ich bin ein Kosmopolit, aus altem kosmopolitischen Geschlecht," wandte er sich erhaben an den Schneidersmann, „und Ihr seid müde."

Erleichtert seufzte dieser auf. „Ach je, nu ja. Mit dem Herrn hält es keiner von uns lange aus. Ich glaube, ich habe mir beide Fußsohlen wundgerannt. Da vorn an der Quelle werde ich verschnaufen, wenn Sie's nicht ungütig nehmen."

Statt aller Antwort schlug der schlanke Kosmopolit einen wahren Sturmmarsch an, daß die langen Zipfel seines schwarzen Halstuches weitaus flatterten, und laut sang er durch den Wald:

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunklen Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Der Herr Oberamtssekretär Deppe aber sah lächelnd hinterdrein, bis die gelben Pantalons keinen Schimmer mehr warfen. Dann zog er bedachtsam den wärmenden Mantel und sein kräftiges Frühstück aus dem Ranzen.

* * *

Schon waren beinahe zwei Jahre verflossen seit dieser Begegnung, als der viel gelesene „Gesellschafter" etwas Neues brachte: die „Harzreise" von Heinrich Heine. Erstaunt gewahrten die Leser hier einen deutschen Washington Irving am Werke, nur noch zugespitzter, pikanter, aber ebenso romantisch. Mehr als sie alle jedoch entdeckte der Herzoglich Braunschweigische Oberamtssekretär Deppe darin, denn er fand den ihm wohlbekannten Schneidergesellen verewigt. Fürwahr, sein Gönner Peregrinus war auch nachträglich nicht irre an dem Erlebnis geworden, sondern hatte mit der schönsten poetischen Freiheit ausgestattet, was er auf dem Waldpfade über Lerbach vom „Volke" erlauschte. Mit einem Vergnügen, wie das Leben es nicht jedermann beschert, durfte der ehemalige Mitspieler nun die Wunder eines vollendeten Kunsterzählers preisen; sein Liedchen war durch mehrere andere ersetzt, die nicht so verfänglich für das Ohr eines Heinrich Heine geklungen hätten. Jetzt konnte der dünne Handwerksbursch auch verrücktes Zeug einmischen, vor Sentimentalität zerfließen — kurzum, sich so benehmen, wie es sich für das brave Volk angesichts großer Dichter gebührt. Auch der Zusammenbruch des Schneiders zum Schluß war viel anschaulicher geworden. „Bei einem Baumstamme ließ er sich sachte niedersinken, bewegte sein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerschwänzchen, und wehmütig lächelnd rief er: ‚Da bin ich armes Schindluderchen schon wieder marode!'"

Der Gubitzsche „Gesellschafter" brachte wenig später (am 30. August 1826) eine ziemlich schonende Aufklärung aus der Feder des vermeinten Schneidergesellen. Und zwar schonte sie nicht nur den Dichter, sondern auch des Einsenders Amtsperson, der die Stelle über den regierenden Herrn und Despoten bei den Zuständen in Braunschweig unbequem werden konnte. Vielmehr hüllte sich der Oberamtssekretarius in eine Art romantischen Gewölks, mit dem Erfolge, daß er heut in der Literaturgeschichte ganz genau als ein Handlungsreisender aus Osterode bestimmt worden ist. Obwohl man das Gegenteil sowohl aus dem Inhalt als dem Stil entnehmen konnte, so erweckte die Veröffentlichung in ihrer schlagenden Form erst recht verständnisvolle Heiterkeit, deren Nachhall freilich nicht vorhielt. Denn wenn es in der Welt etwas Ungültiges gibt, so ist es der Wettlauf zwischen Has und Swinegel.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Moritz Buſch. Unter den Porträtbüſten von Seffners Meiſterhand, die augenblicklich im Kunſtvereinslokale des Leipziger Städtiſchen Muſeums — aus Anlaß des fünfzigſten Geburtstages des Künſtlers — aufgeſtellt ſind, befindet ſich eine in ſchwärzlicher Bronze mit dem Vermerk: Dr. Moritz Buſch. Sie weckt die Erinnerung an einen Mann, der zwar kein geborener Leipziger war, deſſen Hauptwirken aber ſich zumeiſt in Leipzig abgeſpielt hat, der lange Jahre, perſönlich faſt unbemerkt, hier geweilt, ſeine bekannteſt gewordenen Bücher hier geſchrieben hat und auch — Ende 1899 — hier geſtorben iſt.

Guſtav Freytag war's, der den etwa Dreißigjährigen in die Literatur und ſpeziell bei den Leipziger Literaten einführte, indem er in den Grenzboten rühmend der friſchen Reiſeſkizzen gedachte, die der eben von Amerika Zurückgekehrte veröffentlicht hatte, ihn in den Kreis ſeiner Freunde zog, der ſich Ende der fünfziger und Anfang der ſechziger Jahre im Reſtaurant Kitzing u. Helbig zu verſammeln pflegte und ihn ſchließlich veranlaßte, in die Redaktion der Grenzboten mit einzutreten. Buſch hat denn auch dieſes ſchon damals in hohem Anſehen ſtehende Blatt Jahre hindurch mit Freytag und ſpäter, nach dem Bruche mit dieſem, allein geleitet. Zum Bruche kam es, weil die politiſchen Anſichten der beiden mit Bismarcks Auftreten zu divergieren begannen. An politiſchem Verſtande war Buſch Freytag zweifellos überlegen. Während noch nach dem diplomatiſchen Meiſterſtücke Bismarcks, der Eroberung und Rückgewinnung Schleswig-Holſteins, Freytag in einem Briefe Buſch die höhnenden Worte zurief: „Wenn Sie ſich freilich von dieſem Erzphantaſten Gutes für Deutſchland verſprechen!", trat Buſch ſchon leidenſchaftlich für den damals allgemein Verkannten ein. Hans Blum — ein ausgeſprochener Gegner Buſchs — bezeugt dies durch eine Mitteilung in ſeinen Lebenserinnerungen. Blum ſaß mit Buſch, Freytag, Wenk, Wachsmuth, Jordan u. a. — alle Preußenfreunde — im Jahre 1865 in dem obenerwähnten Lokal, als gegen irgendeine Maßregel Bismarcks die Mehrheit der Anweſenden Partei zu nehmen verſuchte. Da rief Buſch entrüſtet: „Wer jetzt nicht mit Bismarck geht, der iſt in meinen Augen ein gottverdammter Verräter!" Rief's, riß Hut und Überrock vom Nagel und ſtürzte davon — um nie wiederzukehren. Dieſe — von einem Feinde Buſchs verbürgte — Tatſache charakteriſiert den Mann, der in der Folge der glühendſte Verehrer Bismarcks ward, und, während des großen Krieges als Sekretär und Preßleiter in nächſter Nähe des Gewaltigen lebend und von da an durch zwanzig Jahre intimſter Beziehung zu ihm ſich erfreuend, uns in ſeinen Büchern „Graf Bismarck und ſeine Leute" und den „Tagebuchsblättern" Schilderungen beſonders des Menſchen Bismarck gegeben hat, die zu dem Wertvollſten gehören, was wir in dieſer Hinſicht beſitzen.

Es iſt hier nicht der Ort, auf die Anfeindungen, Verleumdungen und gehäſſigen Beſchuldigungen einzugehen, die Buſch ob dieſer ſeiner Veröffentlichungen zu erdulden hatte. Sie ſetzten ſich fort bis in ſeine letzten Lebensjahre hinein, da der Schwergelähmte

nicht mehr zu erwidern vermochte. Nur der alberne Vorwurf, daß Geldgier die Wurzel seiner Bismarckverehrung gewesen, sei hier zurückgewiesen. Jener von Blum bezeugte Vorfall beweist, daß Busch für Bismarck schon in ehrlicher Begeisterung erglüht war, als er noch in gar keinem Verhältnis zu diesem stand, das etwa pekuniären Vorteil für ihn versprochen hätte.

Freilich seine kantige, gar nicht liebenswürdige Persönlichkeit war nicht geeignet, ihm Freunde zu erwerben. Auch soll nicht geleugnet werden, daß er sich wenig duldsam gegen Ansichten, die nicht die seinen waren, zeigte und Leute, die demungeachtet ihm gegenüber solche entwickelten, sackgrob behandeln konnte. Seffner, der ihn erst wenige Jahre vor seinem Tode kennen gelernt, hat in der Büste, die uns zu diesen Zeilen Veranlassung gegeben, sein Wesen wunderbar treu zu erfassen verstanden. Der kleine, strenge, wie zur Abwehr trotzig emporgereckte Greisenkopf — nicht bloß infolge wiederholter Schlaganfälle, sondern eine Haltung, die ihm auch in gesunden Tagen eigen war — könnte einem „alten Schweden" des Dreißigjährigen Krieges angehören und ist für die Wiedergabe in Erz wie geschaffen. Bei der Abneigung Buschs, seine Person vorzudrängen — ein Zug, den ihm selbst die ärgsten Feinde nicht bestreiten —, sind Bilder von ihm selten. Es ist ein besonderer Glücksumstand, daß es gerade einem Seffner möglich ward, uns den merkwürdigen Charakterkopf im Abbild zu erhalten. Und es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn das Leipziger Städtische Museum die Gelegenheit nützte, diese interessante Bronze ihren Schätzen einzuverleiben, einmal ihres künstlerischen Wertes halber, dann aber auch Moritz Buschs selbst wegen, dem wir das ausgezeichnete literarische Porträt des „größten Deutschen" verdanken, und der somit wohl ein Anrecht darauf hat, daß die Stadt, wo er es geschaffen, solcherweise sein Andenken ehrt. Georg Böttticher-Leipzig

Geschichte

Wir müssen es uns versagen, das bekannte Werk **Theobald Zieglers „Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts"** (Berlin 1911. Georg Bondi. Ungekürzte Volksausgabe. Preis M. 4.50) einer umfassenden Besprechung zu unterziehen, und begnügen uns in diesem Rahmen mit einem kurzen Hinweis auf die politischen Ergebnisse des Verfassers und die Ausblicke, die sie allenfalls eröffnen. Als eine den Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts beherrschende Tatsache erscheint das Anwachsen der sozialen Bewegung, deren Einfluß sich keine der in Deutschland bestehenden Parteien, nicht einmal die Konservativen und das Agrariertum, völlig haben entziehen können. Mit Recht erblickt Ziegler in der Durchdringung des Liberalismus mit sozialreformatorischem Geist eine Lebensnotwendigkeit für seine Erneuerung und seine Zukunft, die gefährdet wäre, wollte man sie nur einseitig auf seine individualistischen und atomisierenden Kräfte aufbauen. Denn diesen sind mit dem Sieg über den Absolutismus und der Verwirklichung einer Reihe anderer Forderungen wichtige zusammenhaltende Ziele, wenn auch oft nur die gemeinsamer Gegnerschaft, entschwunden. Das Recht auf Entfaltung der Persönlichkeit, die geistige Wurzel des Liberalismus, braucht bei dieser Aufnahme neuer zeitgemäßer Inhalte durchaus nicht verkümmert oder aufgegeben zu werden; im Gegenteil, es wird die im Fluß befindliche Entwicklung davor bewahren, in starren Zwang auszuarten. Nur in einer Verbindung beider Richtungen können die sozialen Aufgaben einer ersprießlichen Lösung entgegengeführt werden. Der Verfasser sieht zwar ebenfalls jenen vielbesprochenen Bund von Bassermann bis Bebel noch in weiter Ferne. Aber es ist immerhin beachtenswert, daß ein so besonnener Vertreter der Bismarckischen Generation trotz Magdeburg an eine „Mauserung" der Sozialdemokratie glaubt, dem Revisionismus eine günstige Prognose stellt und das Emporsteigen der seit Lassalle verschütteten nationalen Gedanken und eine mähliche Erziehung zur politischen Mitarbeit hoffnungsvoll beurteilt. Er verwirft daher alle Ausnahmemaßregeln gegen die sozialdemokratische Partei, gegen deren Sünden er im übrigen nicht blind ist. Er will sie rein mit den Waffen des Geistes bekämpfen und die Hand, wo sie sich anbietet, verantwortlich mitzuschaffen, nicht zurückstoßen.

Manchen Leser dürfte das harte Urteil über Friedrich Naumann überraschen. Wenn man ihn für die Störung des Bülowschen Blocks auch vielleicht nicht in dem Maß, wie Ziegler es tut, verantwortlich machen will, so wird man ihm doch darin beistimmen müssen, daß Naumanns Wirksamkeit sich überwiegend als die eines Ästheten darstellt. Es scheint, als ob seit seinem Eintritt in den Reichstag auch manchem seiner Anhänger darüber ein Licht aufgehe und sein Einfluß im Schwinden sei. Jedenfalls ist er mehr ein Mann der behenden agitatorischen Formulierung, als ein Politiker, der seine Anregungen ruhig auszubauen sucht. Das eine scheint uns Theobald Ziegler allerdings nicht genügend hoch anzuschlagen, daß Naumann unendlich viel zur Erweckung des politischen Denkens schlechthin in den Kreisen des gleichgültigen Bürgertums beigetragen hat. Jahrelang hat er gerade den aus falscher Vornehmheit oder Schwäche sich zurückhaltenden Schichten der Bildung Teilnahme am Leben des Staates und Besinnung auf ihre staatsbürgerlichen Pflichten gepredigt. Das soll ihm nicht vergessen werden, wenn man ihm auch auf den Wegen, die er im einzelnen vorschlägt, nicht folgen kann.

Überschaut man die Geschichte der politischen Parteien in den letzten Jahrzehnten, wie sie der Verfasser in allerdings nur flüchtigen Umrissen zeichnet, so fällt die geringe geistige Fortentwicklung der Konservativen umso stärker ins Auge, je mehr die konservative Partei Englands erst jüngst wieder ihre Beweglichkeit, auch Waffen und Forderungen des Gegners in ihr Arsenal aufzunehmen, an den Tag gelegt hat. Nicht ohne Ironie erinnert Ziegler daran, daß die Partei als solche über die Gedanken ihrer Gründungszeit nicht hinausgewachsen ist und immer noch von dem jüdischen Geisteskapital Stahls zehrt, dessen Charakteristik übrigens, was sein Verhältnis zum konstitutionellen Staat betrifft, doch gewisser Ergänzungen bedarf.

Die Frage nach dem konfessionellen Charakter des Zentrums nennt Ziegler berechtigterweise einen Streit um des Kaisers Bart. Er kleidet seine eigene Meinung hier in eine sehr glückliche Form: „Es ist eine politische Partei, die alles unter konfessionellem Gesichtspunkt betrachtet, und es ist eine kirchliche Partei, deren Kirche und Kirchlichkeit politisch ist, und die in allem eine Machtfrage sieht.“ Ohne die größere Zuverlässigkeit des Zentrums in nationaler Hinsicht zu verkennen, warnt der Verfasser, unseres Erachtens mit vollem Recht, vor einer Verherrlichung dieser Partei, wie sie ihr Geschichtsschreiber Martin Spahn, der Straßburger Kollege Zieglers, anstimmt, wenn er behauptet, das Zentrum habe allezeit (!) danach gestrebt, „die Kräfte, die in der Gesamtheit unserer arbeitenden Stände lebendig sind, für die Entwicklung des Reiches fruchtbar heranzuziehen; seine Fahnen flattern überall, wo deutscher Sinn und deutsches Recht hochgehalten wird, ohne Unterschied des Gaues und der Klasse.“ Diesen Überschwang, meint Theobald Ziegler mit gutem Humor, hätte sich ein im Elsaß lebender Historiker am wenigsten gestatten dürfen. Es mag erwähnt sein, daß eine ähnlich skeptische Auffassung vor kurzem auch von anderer Seite, in den Ausführungen des Staatsrechtlehrers Freiherrn von Stengel (Deutsche Rundschau, Juniheft 1911), zum Ausdruck gekommen ist.

Dr. W. Andreas-Karlsruhe i. B.

Justiz und Verwaltung

Bemerkungen zur Reform des Jugendstrafrechts. Am meisten Schwierigkeiten bereitet den Theoretikern bei der Reform des Jugendstrafrechts wohl die Auswahl und Gestaltung der Strafmittel. Daß die „Gefängnisstrafe“ überhaupt vom Standpunkt der Volksgesundheit und aus anderen Gründen sehr große Bedenken gegen sich hat, die auch bei den Erwachsenen auf die Notwendigkeit einer umfassenden Einschränkung, wenn nicht Beseitigung, hinweisen, ist gegenwärtig noch nicht genug anerkannt. Daß aber „Gefängnisstrafen“ in der Regel für die Jugend unpassend sind, hat man allmählich herausgefunden. Aber man sieht sich verlegen und bisher vergeblich nach einem Ersatz für das Gefängnis um. Diese Verlegenheit hat den langandauernden Strafaufschub mit Aussicht auf späteren Straferlaß hervorgerufen. Man will den Grundsatz, daß strafwürdige Handlungen auch Strafe finden sollen, nicht an-

tasten; er ist für die Gesellschaft weniger zur Befriedigung des Vergeltungsgedankens als deshalb wichtig, weil es für Wankelmütige heilsam ist, jenen Satz als Inhalt einer Hemmungsvorstellung beizubehalten, die sie vor bösem Tun unter Umständen bewahrt. — Also man spricht eine Strafe aus und läßt sie als drohendes Gespenst — etwa zwei Jahre — vor den Sinnen des Verurteilten schweben. Dann betrachtet man ihn als gebessert und hebt die erkannte Strafe auf, wenn er sich nämlich in der Zwischenzeit befriedigend betragen hat; ist sein Betragen aber schlecht, so vollstreckt man, bisweilen nach langer Zeit, doch noch die Strafe. Die Ansichten über die Brauchbarkeit dieses Verfahrens sind sehr geteilt. Mit dem Geiste der Jugend ist die Einrichtung sicher kaum vereinbar. Denn die Jugend ist kurzlebig und drängt besonders nach schneller Erledigung jeder Sache. Ihr gesundes Empfinden zieht schnelle Duldung eines Übels einer lange dauernden Ungewißheit vor. Außerdem ist zu beachten, daß durch die in der Praxis mit Regelmäßigkeit durchgeführte Strafaussetzung der Grundsatz von der Notwendigkeit und Wirklichkeit der Strafe ins Gegenteil verkehrt wird. Man weiß in allen Volkskreisen, daß man wenigstens einmal ungestraft sündigen kann. An dieser Meinung, die verbreitet wird, ändert die nachträgliche Strafvollstreckung in einer Anzahl von Fällen nichts.

Viele fordern als Ersatz der Gefängnisstrafe für die Jugend die Strafe der körperlichen Züchtigung. Und man irrt sicher nicht in der Annahme, daß diese Forderung dem Empfinden der weit überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes entspricht, wenn auch die Strömung an seiner maßgebenden Oberfläche zur Zeit „der Prügelstrafe", wie man abschreckend zu sagen beliebt, nicht günstig ist. Bemerkenswert war mir in dieser Hinsicht der kürzlich geschriebene Aufsatz einer in der Jugendfürsorge tätigen Dame, die ganz unumwunden das Verlangen nach der Statthaftigkeit der Züchtigung aussprach und sogar den Wunsch äußerte, der Richter solle an Vaters Stelle unter vier Augen handgreifliche Justiz üben dürfen — was freilich manchem sonst eindruckslosen Verweise mehr Nachdruck verschaffen könnte! Und hätten wir erst ein wirklich schleuniges Verfahren, so würden wahrscheinlich viele Gegner der Körperstrafe verschwinden, nämlich alle die, deren Gefühl sich nur dagegen sträubt, daß nach dem Verblassen der strafbaren Tat noch geschlagen werden soll. — Einen sicheren Vorzug vor allen anderen Strafarten hat diese Strafart zweifellos: sie bringt den Grundsatz von der Wirklichkeit der Strafe zur Geltung; durch ihr bloßes Vorhandensein in der Rüstkammer der staatlichen Strafmittel stiftet sie Nutzen (Generalprävention), auch wenn ihre Nützlichkeit bei manchem der Gestraften bezweifelt werden kann.

Behalten wir eine Freiheitsstrafe für die Jugend bei, so wird man fordern müssen, daß sie scharf von der Gefängnisstrafe der Erwachsenen abgegrenzt und deutlich von ihr unterschieden wird. Es muß für die Jugendfreiheitsstrafe ein besonderer Name gefunden und sie muß anders vollstreckt werden. Niemals darf dasselbe Gebäude Erwachsene und Jugend zusammen beherbergen. Auch die Grundstücke der Jugendverwahrungsanstalten müssen ganz abgesondert von den Grundstücken der Gefängnisse für Erwachsene liegen; womöglich sollten an einem Ort nie Anstalten beiderlei Art geduldet werden.

Landgerichtsrat H.,
Vorsitzender einer Jugendstrafkammer

Reichsspiegel

(Vom 3. bis 9. Juli)

Innere Politik

Die fakultative Feuerbestattung in Preußen — Die Vertreter der orthodoxen Richtung — Gefühlsmomente — Goethe — Friedhofkuriosa in Berlin — Feuerbestattung eine großstädtische Frage

Nachdem das preußische Herrenhaus die Feuerbestattung endgültig angenommen hat, sind auch die letzten Schwierigkeiten beseitigt, die der fakultativen Feuerbestattung in Preußen bisher entgegengestanden haben. In Zukunft werden auch die preußischen Staatsangehörigen sich im eigenen Lande verbrennen lassen können und nicht mehr gezwungen sein, zu diesem Zwecke vor ihrer letzten großen Reise noch eine vorletzte Reise ins preußische Ausland anzutreten — nach Gotha oder Hamburg. Die Verhandlungen im preußischen Herrenhaus waren ebenso wie im preußischen Abgeordnetenhaus recht interessant. Sie zeigten u. a., mit welcher Zähigkeit besonders religiöse Kreise dieser Neuerung widerstrebten. Dabei gestanden selbst die Vertreter der orthodoxen Richtung beider Bekenntnisse im Herrenhause unumwunden zu, daß der Feuerbestattung an sich ein kirchliches Dogma nicht entgegenstehe. Mit besonderer Entschiedenheit tat das der protestantische Oberhofprediger D. Dryander, der außerdem noch ausführte, daß auch von einer Sittenbildung im antichristlichen Sinne hierbei keine Rede sein könne. Wenn diese Kreise sich dennoch mit so großer Entschiedenheit gegen die Einführung der fakultativen Feuerbestattung sträubten, so läßt sich der Eindruck nicht verhehlen, daß sie trotz alledem der Erdbestattung eine religiöse Bedeutung beimessen und in der Feuerbestattung an sich einen Verstoß gegen das Wesen des Christentums erblickten. Nur von diesem Gesichtspunkt aus ist es verständlich, wenn Kardinal Dr. Fischer prophezeite, infolge der Einführung der Feuerbestattung würden die Parteirichtungen anschwellen, die an den Fundamenten des Staates graben, oder wenn der einer als ultraorthodox bekannten Familie entstammte Graf Droste zu Vischering die Vorlage als „verhängnisvoll in religiöser und politischer Beziehung" bezeichnete. Aber auch ein aufgeklärter und milder Theologe wie Oberhofprediger D. Dryander ließ die Behauptung gelten, wonach mit dieser Frage Gemütswerte zusammenhängen, „die dicht an das religiöse Gebiet heranreichen". Wenn man schließlich berücksichtigt, daß auch ein Mann wie Graf Haeseler, der in mancher wichtigen nationalen Frage das richtige Wort gefunden hat, sich gegen die Vorlage gewandt hat, freilich mit Argumenten, die nicht frei von Dilettantismus sind, so wird man gestehen müssen, daß es nicht richtig ist, diesen Widerstand ohne weiteres mit dem Wort Intoleranz abmachen zu wollen, wie das leider in einem Teil der Presse geschehen ist.

In der Öffentlichkeit ist bei der Erörterung dieser Frage doch zu sehr der großstädtische Standpunkt zutage getreten. Was von den Gegnern der Vorlage besonders im preußischen Herrenhaus vom Standpunkt der christlichen Sitte und des religiösen Empfindens gegen die Feuerbestattung gesagt worden ist, ist an

sich nicht unberechtigt. Nichts drückt vielleicht unserer arischen Kultur so sehr den Stempel auf, als der Individualismus, die Achtung vor dem Individuum, die ihm auch über den Tod hinaus noch ein unter Umständen langes Fortleben auf Erden in der Erinnerung von Freunden und Verwandten sichert. Darin unterscheiden wir uns wesentlich von anderen nur als Masse, als Volksindividualitäten in Betracht kommenden Rassen, die grundsätzlich das Individuum zugunsten der Gesamtheit unterdrücken. Zweifellos findet die Pflege des Individuums auch über den Tod hinaus, Familienzusammenhang, Pietät und freundlich ernstes Gedenken teurer Verstorbenen in der Erdbestattung eine ganz andere Stütze als in der Feuerbestattung, weil hier viel mehr als bei der Feuerbestattung der Gedanke mitwirkt, daß dort unten im Schoß der Erde tatsächlich das ruht, was irdisch war an einem uns teuren Menschen. Eine natürliche Folge dieses Empfindens ist auch die oft viele Jahrzehnte dauernde treue Pflege der Gräber, die diejenigen, die sie ausüben, in ihrem Empfinden adelt und vertieft. Gewiß schließt auch die Beisetzung der Aschenreste eines Verstorbenen nicht das treue Gedenken an seine Persönlichkeit aus, aber es fehlt doch die äußere Pflege der Grabstätte, die auch wieder vertiefend einwirkt auf die geistige Beschäftigung mit dem Dahingegangenen. Selbst der alte „Heide" Goethe hat in den „Wahlverwandtschaften" geschrieben: „Neben denen einst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinaus denkt. Zu den Seinigen versammelt zu werden, ist ein so herzlicher Eindruck." Die deutsche Landschaft und das deutsche Gemütsleben würden beide viel verlieren, wollte man den Friedhof, diese Stätte des Friedens nach des Lebens Mühen und Kampf — mag auch die ethymologische Herleitung des Wortes Friedhof eine andere sein —, aus ihnen streichen.

Auch wir hoffen daher mit dem Oberlandesgerichtspräsidenten v. Plehwe-Königsberg und Prof. Adolf Wagner, daß der Brauch der Feuerbestattung nicht allgemein werden wird, weil dadurch zweifellos bedeutsame Gefühlswerte in unserem Volksempfinden zerstört werden würden. Das soll aber nicht ausschließen, daß man anderseits auch wieder dem Empfinden Andersdenkender gegenüber Gerechtigkeit und Toleranz walten läßt und vor allem berücksichtigt, daß unter manchen Verhältnissen die Erdbestattung eine pietätvolle äußere Pflege des Gedächtnisses des Verstorbenen geradezu ausschließt. Das gilt besonders in den Großstädten, daneben aber auch in einer Reihe kleinerer Städte, auf deren Friedhöfen infolge äußerer Verhältnisse ein so rascher Turnus eingeführt ist, daß dadurch eine äußere Pflege des Gedächtnisses an die Verstorbenen völlig ausgeschlossen wird, oder, was man im gegnerischen Lager doch gerade von der Feuerbestattung befürchtete, ein Privilegium der Wohlhabenden wird. So betragen die Kosten für die dauernde Einlösung eines Grabes, wie Prof. Adolf Wagner ausführte, nahezu 2000 Mark. In München, im katholischen München sei nur eine siebenjährige Frist für die Erhaltung der Gräber gegeben,

da könne eine Grabpflege doch überhaupt kaum in Betracht kommen. Aber selbst wo der Turnus ein wesentlich längerer ist, kommen oft genug Verstöße gegen ein durchaus berechtigtes pietätvolles Empfinden vor. Wie oft werden nicht, besonders bei rasch sich ausdehnenden Großstädten, bei Neubauten Gräber zerstört und die unvermoderten Knochen herausgeworfen und mit dem Bauschutt weggefahren, sofern die Schädel nicht vorher noch als Kinderspielzeug benutzt werden. In Berlin steht z. B. der Potsdamer Bahnhof auf einem alten Friedhofsgelände und barg an seiner Ostseite, von einer hohen Mauer umgeben, noch bis vor wenig Wochen einige Gräber, die bisher nicht zerstört werden konnten, weil die Frist dafür noch nicht abgelaufen war. Jetzt erhebt sich an dieser Stelle der Neubau eines der großen Kontorgebäude, wie sie für diesen Teil der Berliner City charakteristisch sind. An der Westseite standen sogar bis ebenfalls vor wenig Wochen noch einige Grabsteine in den Höfen der Hinterhäuser, die inzwischen ebenfalls verfallen sind. Das größte Kuriosum dieser angeblich die Pietät sichernden Erdbestattung aber konnte man ebenfalls bis vor wenig Wochen im Anfang der Berliner Chausseestraße in einer auf einem Friedhofsgelände aus Brettern aufgeführten Zeitungsbude mit angrenzender Lesehalle beobachten, aus deren Fußboden ein Grabstein herausragte, den man bisher zu beseitigen nicht berechtigt war. Aber auch abgesehen von derartigen Ausnahmefällen sind die großstädtischen Friedhöfe vielfach alles andere als eine Stätte des Friedens, sondern kontrastieren eingebettet zwischen Eisenbahngleisen vielfach aufs peinlichste mit ihrer eigentlichen Bestimmung. Infolgedessen ist die Frage der Feuerbestattung in erster Linie eine großstädtische Frage, und diejenigen, die sich ihr entgegengestellt haben, werden in bedauerlicher Weise den oft recht ungünstigen Verhältnissen in der Großstadt nicht gerecht, wo zweifellos die Feuerbestattung in vielen Fällen eine weit größere Pietät gewährleistet als die Erdbestattung. Auch ist nicht einzusehen, weshalb man die Feuerbestattung denjenigen unmöglich machen will, deren Empfinden sie in höherem Maße als die Erdbestattung entspricht. Zweifellos ist sie auch für manche persönlichen Verhältnisse die geeignetere und pietätvollere, so für alleinstehende Menschen, deren Angehörige und Freunde vor ihnen ins Grab gesunken sind und um deren Grab sich dereinst niemand kümmert. In derartigen Fällen bedeutet zweifellos die Feuerbestattung eine größere Pietät als die Erdbestattung. Auch für den Fall eines Krieges wäre ihre weitere Anwendung, ohne allerdings dem Empfinden Andersdenkender damit nahetreten zu wollen, aus hygienischen und ästhetischen Gründen, sowie aus Gründen der Pietät wohl zu befürworten — trotzdem gerade Graf Haeseler unsere Kriegsgräber aus den Schlachten des Krieges 1870/71 als ein Argument gegen die Feuerbestattung angeführt hat. Denn wenn auch die Massengräber nach großen Schlachten, in denen die Toten vier, fünf Reihen übereinander gebettet werden, vielleicht eine Notwendigkeit sind, so wird doch niemand behaupten können, daß diese Bestattungsweise dem Pietätsempfinden angemessen ist. Doch darüber mögen sich die Ansichten

noch klären. Jedenfalls wäre es falsch, wenn man gerade in diesem Falle Andersdenkende beeinflussen wollte. Hoffentlich wird für die Zukunft die Feuerbestattung nur da Eingang finden, wo bestimmte Verhältnisse für sie sprechen, im allgemeinen aber die Erdbestattung bestehen bleiben, für die, abgesehen von einigen großstädtischen Verhältnissen, wirklich viele überzeugende Gründe sprechen. Tatsächlich hat bisher ja auch die Feuerbestattung selbst unter den Kreisen, die sie sich leisten konnten, nicht die Ausdehnung gefunden, die man nach dem Geschrei in der Öffentlichkeit annehmen mußte, und vielleicht wird sie in Zukunft noch etwas zurückgehen, nachdem ein wichtiger äußerer Anlaß für sie hinfällig geworden ist, nämlich der Protest gegen das bisherige Verbot der Feuerbestattung in Preußen und gegen die Intoleranz ihrer Gegner. H.

Bank und Geld

Die Reichsbank am Quartalsschluß — Einfluß der Lombardverteuerung auf den Status — Ausländische Guthaben — Ungenügende Barreserven der Banken — Notwendigkeit und Mittel der Abhilfe

Der Quartalswechsel mit seinen gefürchteten Geldansprüchen ist vorüber. Die Abwicklung hat sich leichter vollzogen, als man erwartet hatte, und der Druck auf den Geldmarkt hat keinerlei beängstigende Formen angenommen. So erfreulich die Konstatierung dieser Tatsache ist, so darf man doch nicht vergessen, daß es vornehmlich der Hilfe des Auslandes zu verdanken ist, wenn die Nachfrage nach Geld nicht zu einer schärferen Pressung geführt hat. Die Summen, welche Paris, Brüssel und Amsterdam von Deutschland zu fordern haben, sind, wie sich schon aus der Bewegung der Wechselkurse im Monat Juni ergibt, außerordentlich bedeutend und mit einer halben Milliarde kaum zu hoch veranschlagt. Ein nicht zu unterschätzender Sukkurs in einem kritischen Augenblick! Da bietet es denn besonderes Interesse zu sehen, wie sich der Status der Reichsbank am Quartalsschluß gestaltet hat. Hat die Verteuerung der Lombardkredite eine Verminderung der Ansprüche zur Folge gehabt? Die Frage ist im ganzen zu verneinen. Allerdings sind die Lombarddarlehen in diesem Jahre wesentlich niedriger als in dem vorjährigen Parallelmonat, sie belaufen sich nur auf 73 Millionen gegen 255 Millionen im Jahre 1910. Aber, genau wie man es vorausgesehen hatte: die Wechselanlage ist dafür um so stärker gestiegen; die Zunahme gegen die Vorwoche beträgt nicht weniger als 432 Millionen und ist um 180 Millionen größer als die des Vorjahres. Die Verminderung des Lombardkontos und die Zunahme des Wechselkontos gleichen sich also völlig aus; mit andern Worten: die Inanspruchnahme der Bank ist dieselbe geblieben oder vielmehr noch um eine Kleinigkeit gewachsen, da die Verschlechterung des Status der letzten Juniwoche sich in diesem Jahre auf 633,6 Millionen gegen 628,7 im Vorjahr stellt. Dagegen ist das Deckungsverhältnis der Noten ein besseres geworden. Dies ist die ganz natürliche Folge des Umstandes, daß die Lombardanlage nicht als Notendeckung in Betracht kommt. Die Metall-

deckung geht mit 59,8 Prozent nicht unwesentlich über das gesetzliche Drittel hinaus und ist um $3^1/_2$ Prozent größer als im Vorjahr. Man darf also feststellen, daß die Maßregel der Reichsbank tatsächlich von Erfolg begleitet war. Freilich haben sich dabei Nebenwirkungen unerfreulicher Art gezeigt, die kaum den Absichten der Bankverwaltung entsprochen haben dürften. Die abnormen Zinssätze an der Börse waren nicht mit Notwendigkeit durch das Vorgehen der Reichsbank bedingt; sie standen mit der Lage des Geldmarktes im Widerspruch und sind nur durch die Ausbeutung der Situation seitens der großen Geldgeber hervorgerufen worden.

Kann man also mit dem Status der Reichsbank, so wie er sich äußerlich präsentiert, leidlich zufrieden sein, so gibt eine eingehendere Betrachtung doch Anlaß zu ernsten Bedenken. Wir sehen, daß trotz der Hunderte von Millionen, die dem deutschen Geldmarkt augenblicklich vom Ausland zur Verfügung gestellt sind, die Ansprüche an die Bank gegen das Vorjahr noch gewachsen sind. Man kann sich leicht vorstellen, um wie viel kritischer die Situation sich gestaltet hätte, wenn diese zufällige Unterstützung nicht eingetreten wäre. Es ist daher im Grunde genommen auch kein Anlaß, sich optimistischen Betrachtungen zu überlassen. Kurzfristige ausländische Guthaben sind eine sehr zweifelhafte Hilfe für den Geldmarkt. Die Rückzahlungsverpflichtung kann ihn leicht in eine noch schlimmere Verfassung bringen als zuvor. Und augenblicklich müssen wir sogar mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, daß das französische Geld in kurzem unserem Markt entzogen wird. Schon die Gestaltung der politischen Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich macht dies wahrscheinlich; ist doch bereits eine Interpellation in der französischen Kammer angekündigt, welche sich mit dem Kapitalexport nach Deutschland beschäftigt. Man braucht dieses Hinübergreifen der Politik in rein geschäftliche Verhältnisse im allgemeinen nicht allzu hoch anzuschlagen, um doch der Meinung sein zu können, daß eine Rückwirkung auf die Dispositionen des französischen Kapitals nicht ausbleiben wird. Davon abgesehen wird Paris, das stark an London verschuldet ist und in Gemeinschaft mit Brüssel 200 Millionen für Argentinien aufzubringen hat, schon aus rein geschäftlichen Gründen seine Guthaben in Berlin größtenteils zurückziehen. Wir werden also für den Herbsttermin, der ohnedies die größten Ansprüche zu bringen pflegt, ohne diese Unterstützung des Auslandes auskommen müssen. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt den Status der Reichsbank, so eröffnet er eine recht bedenkliche Perspektive. Es zeigt sich, daß die von Quartal zu Quartal sprunghaft steigende Inanspruchnahme des Instituts im Juniausweis nur durch eine zufällige Konstellation weniger scharf in die Erscheinung getreten ist. Trotz der französischen Millionen hat das erhöhte steuerfreie Quartalskontingent nicht ausgereicht, die Bank vor einem steuerpflichtigen Umlauf zu schützen; wie hoch wäre er aber ohne jene Hilfe geworden und wie soll er sich im Herbst gestalten? Man darf sich keinem Zweifel darüber hingeben: die Ansprüche an die Reichsbank steigen unablässig, und die Verteuerung der

Lombardkredite ist eine Gegenmaßregel von sehr beschränkter Wirkung. Ich habe mich früher schon (Heft 22 S. 430) darüber ausgesprochen, daß der wahre Grund für die starke Inanspruchnahme der Reichsbank in der Konzentration unsers Bankwesens zu suchen ist. Schon in der Bankenquete im Jahre 1908 ist insbesondere von Professor Wagner darauf hingewiesen worden, daß die Barreserven unserer Banken zu gering seien, und daß die außerordentliche Vermehrung und rasche Zunahme der Bestände an Depositengeldern den Banken die Verpflichtung auferlegten, eine höhere Reserve an Kasse und Bankguthaben zu halten, als die 6 bis 8 Prozent, die sie durchschnittlich auswiesen. Seit dieser Zeit haben sich nun die Verhältnisse noch ungünstiger verschoben. Der Metallbestand der Reichsbank ist zwar von 1907 auf 1908 um 200 bis 300 Millionen gewachsen, hat sich aber seit diesem Jahr nicht wesentlich verändert; der Goldvorrat schwankte im Jahre 1910 zwischen 645 und 881 Millionen Mark, während er nach dem letzten Ausweis sich auf 803 Millionen belief. Dagegen haben sich allein in den Berliner Banken die Kreditoren, Depositen und Akzepte vom 31. Dezember 1908 bis zur diesjährigen Aprilbilanz von 4,3 Milliarden auf 6,1 Milliarden vermehrt; die Deckung durch Bar, Bankguthaben und Wechsel ist gleichzeitig von 41,96 Prozent auf 38,42 Prozent zurückgegangen. Mit andern Worten: die Gesamtbarreserve ist in diesen zwei Jahren eine beträchtlich schmalere geworden. Die Depositengelder, welche die Banken auffammeln, sind ihrer Natur nach nichts anderes als Kassenbestände der Einzelwirtschaften. Auf diese wird von den Eigentümern zurückgegriffen, sobald der Bedarf der Wirtschaftsführung dies erforderlich macht. Nach unsern Zahlungssitten tritt ein solcher verstärkter Bedarf regelmäßig an den Quartalsterminen ein und muß befriedigt werden. Haben nun die Banken als Kassenführer der Allgemeinheit nicht dafür Sorge getragen, daß genügende Kassenbestände greifbar vorhanden sind, sondern haben sie einen zu großen Teil dieser Gelder im Kreditgeschäft, also nicht greifbar, angelegt, so müssen sie ihrerseits den Fehlbetrag im Wege des Kredits beschaffen. Dies geschieht dann durch Inanspruchnahme der Reichsbank, bei der, soweit das Guthaben nicht ausreicht, Wechsel diskontiert oder Vorschüsse gegen Unterpfand entnommen werden. Gegen diese Inanspruchnahme ist an und für sich nicht das mindeste einzuwenden. Denn es entspricht ja den ureigensten Aufgaben der Reichsbank, den vermehrten Bedarf nach Zahlungsmitteln durch das elastische Mittel der Notenausgabe im Wege der Kreditgewährung zu decken. Diese Notenausgabe hat aber ihre Grenze an der gesetzlich vorgeschriebenen Drittelbeckung. Würde diese Grenze erreicht oder rückte sie nur in bedrohliche Nähe, so wäre die Hilfe der Reichsbank ausgeschaltet. Eine wirtschaftliche Katastrophe wäre die Folge. Um dies zu verhindern, muß also dafür Sorge getragen werden, daß die greifbare Gesamtbarreserve groß genug ist, um diesen periodischen Bedürfnissen zu entsprechen. Hier liegt aber der wunde Punkt unserer Geld- und Kreditorganisation. Unsere Barreserve ist nicht ausreichend. Der Metallvorrat der Reichsbank

ist ungenügend. Er ist, abgesehen von der Bank von England, der kleinste aller großen zentralen Notenbanken. Selbst der der österreichisch-ungarischen Bank ist um reichlich ein Viertel höher als der unsrige. Aus Gründen mancherlei Art, der im Durchschnitt ungünstigen Zahlungsbilanz Deutschlands, dem starken Abströmen von Gold in den inneren Verkehr, dem hohen industriellen Verbrauch an Gold, gelingt es der Reichsbank trotz aller Bemühungen nicht, ihren Goldvorrat dauernd auf eine höhere Stufe zu bringen. Diese unerfreuliche, aber nur sehr schwer zu ändernde Situation unseres zentralen Noteninstitutes wird nun zu einer wahrhaft gefährlichen durch die mangelnde Unterstützung und Rücksichtnahme der großen Banken. Sie schöpfen unbekümmert im Bedarfsfall aus dem Reservoir der Reichsbank, ohne dafür zu sorgen, daß es für solche Entnahmen rechtzeitig und ausreichend gefüllt ist. Ihre Pflicht wäre es, dahin zu wirken, daß den beinahe ziffermäßig zu berechnenden Quartalsansprüchen mit ausreichenden Barmitteln begegnet werden könnte. Statt dessen verfahren sie umgekehrt. Durch die forcierte Heranziehung von Depositengeldern vermehren sie die Zahl der Ansprüche, welche von Quartal zu Quartal Befriedigung heischen, während sie das Deckungsverhältnis ein immer schlechteres werden lassen. Dies ist ein bankpolitischer Fehler, der, wenn ihm nicht gesteuert wird, sich eines Tages schwer rächen muß. Nun bin ich zwar nicht der Ansicht, daß die Banken selbst Barbestände in einer Höhe unterhalten sollten, die als ausreichende Reserve angesehen werden kann und die man in diesem Fall auf mindestens 10 Prozent der Kreditoren und Depositen bemessen müßte. Ich halte die gegen das „Einreservesystem" erhobenen Bedenken nicht für stichhaltig. Es ist zwar richtig, daß, wenn die einzige Barreserve bei der Reichsbank sich befindet, diese dem Abfluß in das Ausland stärker ausgesetzt ist als die Barreserven in den Kassen der Banken. Anderseits aber hat der Barbestand in den Händen der Reichsbank gleichsam die dreifache wirtschaftliche Kraft, da die Bank dagegen die dreifache Notenmenge ausgeben kann. Es genügt also, wenn die Banken bei der Reichsbank ein dauerndes Guthaben in ausreichender Höhe unterhalten. Ein solches Guthaben ist nämlich immer eine Barreserve oder wandelt sich doch automatisch in eine solche um. Denn es kann letzten Endes immer nur auf dreierlei Weise geschaffen werden: durch Einlieferung von Noten, von barem Geld oder Diskontierung von Wechseln. Für die Wechsel erhält die Bank bei Fälligkeit den baren Gegenwert; für jede ausgegebene und wieder zurückfließende Note hat die Bank Deckung zum Teil in bar, zum Teil in Wechseln, von denen das gleiche gilt, daß sie sich in Bardeckung verwandeln. Gelegentlich der Besprechung der Depositengelderfrage in der Bankenquete ist von dem Präsidenten der preußischen Zentralgenossenschaftskasse Heiligenstadt bereits der Vorschlag gemacht worden, die Banken gesetzlich zu verpflichten, 2 Prozent des Betrages an Kreditoren und Depositen als eisernes Guthaben bei der Reichsbank zu unterhalten. Dies geschah hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt, für die Depositengläubiger einen Sicherungsfonds zu bilden und

die Banken zu verhindern, einen übermäßigen Teil ihrer Mittel festzulegen. Die Enquetekommission hat sich diesen Vorschlägen nicht angeschlossen, hauptsächlich aus der Erwägung heraus, daß die Bedeckung der kurzfälligen Verpflichtungen durch liquide Mittel bei den deutschen Banken eine ausreichende sei. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben nun aber gezeigt, daß der Schwerpunkt der Frage durchaus nicht in der Sicherheit der fremden Gelder zu suchen ist, sondern in der durch die ungenügende Barreserve bedrohten Sicherheit und Stetigkeit unseres Geldumlaufs. Der durchaus richtige und zweckmäßige Gedanke muß daher in erweiterter Form wieder aufgegriffen werden. Es bedarf dazu keinerlei gesetzlicher Vorschrift. Eine Regelung im Wege des Gesetzes bietet zwar gewisse Vorteile, aber die Bedenken gegen einen gesetzgeberischen Eingriff in die so flüssige und vielgestaltige wirtschaftliche Entwicklung überwiegen. Dagegen hat es die Reichsbank vollkommen in der Hand, im Wege des administrativen Vorgehens den gewünschten Erfolg herbeizuführen, wenn die Banken nicht aus freier Entschließung und einem moralischen Zwang folgend sich zu den geforderten Maßnahmen verstehen. Die Reichsbank kann die Minimalguthaben der Banken einseitig in der gewünschten Höhe festsetzen. Einen guten Anhalt hierfür bieten ihr die Zweimonatsbilanzen schon in der augenblicklichen Gestalt, einen noch besseren die nach dem neuen Schema vom nächsten Jahre zu veröffentlichenden. Die Banken sind gegen einen solchen Eingriff der Reichsbank wehrlos. Sie sind auf die Hilfe der Reichsbank angewiesen; sie können die Führung des Girokontos bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Entwicklung nicht entbehren und durch keinerlei andere Einrichtung ersetzen. Die Machtstellung der Reichsbank ist eine so unangreifbare, daß es nur von ihrem eigenen Belieben abhängt, wie weit sie von derselben Gebrauch machen will. Verlangt die Rücksichtnahme auf das Gemeinwohl ein Einschreiten, so darf die angeborene Farbe der Entschließung nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt werden.

Spectator

Bücherliste

Schäfer, Wilhelm: Der Schriftsteller. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 2.—.

Larsen, Karl: Japan im Kampfe. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 3.—.

Bleibtreu, Karl: Das Heer. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 4.—.

Ihringer, Bernhard: Sätze und Aufsätze. Karlsruhe, Dreililien Verlag. M. 2.30.

Jünger, Dr. H.: Das Reichszuwachssteuergesetz vom 14. Februar 1911. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.40.

Huggenberger, Alfred: Hinterm Pflug. Frauenfeld, Huber & Co. M. 2.50.

Huggenberger, Alfred: Von den kleinen Leuten. Frauenfeld, Huber & Co. M. 4.—.

Emden, Andreae: Wir suchen Menschen. Berlin, Rosenbaum & Hart. M. 3.—.

Elster, Prof. Dr. Ludwig: Wörterbuch der Volkswirtschaft. 7. Lieferung. Jena, Gustav Fischer. M. 2.50.

Flürscheim, M.: Not aus Überfluß. Leipzig, Excelsior-Verlag. M. 4.50.

Historia von D. Johann Fausten (Die deutschen Volksbücher). Herausgegeben von Richard Benz. Jena, Eugen Diederichs Verlag. M. 3.—.

Björnson, Björnstjerne: Gesammelte Werke in 5 Bänden. Berlin, S. Fischer. M. 15.—.

Kynast, Karl: Allgemeine Ästhetik. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 3.—.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Lebensverteuerung und ihre Bekämpfung

Von ***

eit Gründung des Deutſchen Reiches iſt unſer Volksvermögen gewaltig gewachſen. Nicht alle Schichten der Bevölkerung ſind aber daran in gleichem Maße beteiligt. Die Induſtrie, der Großhandel und das Großkapital haben den größten Nutzen aus dem außerordentlichen Aufſchwunge gezogen, das Großkapital hauptſächlich dadurch, daß es ſich an allen beſonders ertragreichen Unternehmungen beteiligen und überall gewiſſermaßen die Sahne abſchöpfen konnte.

Die Lage der Landwirtſchaft iſt durch die Schutzzölle und die Zunahme der Bevölkerung und deren Zahlungsfähigkeit geſichert, aber nichts weniger als glänzend. Das Sinken des Geldwertes hat den Gewerbetreibenden und Landwirten erhebliche Vorteile gebracht. Jedes Prozent Zinſen weniger bedeutet für die Hypothekenſchuldner Deutſchlands eine Ermäßigung ihrer Zinsleiſtung um Hunderte von Millionen Mark im Jahr. Hart ſind dagegen die kleinen Kapitaliſten durch den Rückgang des Zinsſatzes getroffen. Bei der Beſchränktheit ihrer Mittel können ſie nicht wie das Großkapital jede günſtige Geſchäftslage ausnutzen und Verluſte bei einzelnen Unternehmungen durch Gewinne bei anderen ausgleichen. Daß die wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Kleingewerbes und des Kleinhandels zu wünſchen übrig laſſen, wird allſeitig anerkannt. Recht günſtig im Vergleich zu der Zeit vor 1870 iſt die Lage der Lohnarbeiter. Sie ſind gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter verſichert und haben durchweg eine erhebliche Erhöhung ihrer Löhne erfahren.

Am wenigſten haben ſich die Verhältniſſe der großen Maſſe der Kopfarbeiter, des ungeheuren Heeres der Beamten und Angeſtellten aller Art gebeſſert, ſoweit ſie auf ihre beruflichen Einnahmen beſchränkt ſind. Auch ihre Bezüge ſind zwar im Laufe der letzten vier Jahrzehnte geſtiegen, aber nicht in ſolchem

Maße, daß dadurch die mit dem wirtschaftlichem Aufschwunge verbundene, dem Sinken des Geldwertes entsprechende allgemeine Steigerung der Preise aller unentbehrlichen Lebensbedürfnisse auch nur annähernd ausgeglichen würde. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten dieses Bevölkerungsteiles werden noch dadurch gesteigert, daß mit dem Reichtum auch der Luxus in Deutschland erheblich zugenommen und sich auf Kreise ausgedehnt hat, denen die zu seiner Befriedigung erforderlichen Mittel im allgemeinen nicht zur Verfügung stehen.

Mit den hierdurch hervorgerufenen mißlichen Verhältnissen der höheren Beamten, Offiziere, Lehrer und anderen Kopfarbeiter beschäftigt sich eine Schrift, die im vorigen Jahre unter dem Titel „Die Not des höheren Mittelstandes und Maßregeln gegen Teuerung und Luxus" im Verlage von Erich Weber, Berlin, erschienen ist. Der Verfasser, ein ungenannter höherer Verwaltungsbeamter, empfiehlt zur Gesundung dieses wichtigen Bevölkerungsteils eine planmäßige Bekämpfung der Teuerung und des Luxus. Es ist nicht unsere Absicht, den Inhalt der Schrift, die manchen beachtenswerten Vorschlag enthält, hier wiederzugeben. Wir hoffen mit dem Verfasser, daß seine Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und Anlaß zu einem zielbewußten Vorgehen zugunsten der Kopfarbeiter geben werden. Nur auf einige in der Schrift berührte Fragen, in denen wir zum Teil abweichender Ansicht sind, möchten wir hier eingehen.

Der Verfasser begründet seine Vorschläge hauptsächlich mit den bedrängten wirtschaftlichen Verhältnissen des sogenannten höheren Mittelstandes. Infolge des überhandnehmenden Luxus ist die Lage dieses Bevölkerungsteiles allerdings besonders schwierig. Unter den hohen Preisen leidet aber mehr oder weniger das ganze Volk, vor allem der Mittelstand im gewöhnlichen Sinne. Selbst die reichbegüterten Kreise werden davon betroffen, und zwar insofern, als jedes Anziehen der Preise der wichtigen Lebensbedürfnisse eine Erhöhung der Löhne notwendig macht, was wiederum eine Minderung des Ertrages der gewerblichen Unternehmungen jeder Art herbeiführt. Der Mittelstand vermag aber die infolge der Preiserhöhung eintretende Mehrbelastung nicht durch Steigerung seiner beruflichen Einnahmen auszugleichen, teils weil ihm, wie den Beamten, dieser Weg überhaupt verschlossen ist, teils weil er nicht über ausreichende wirtschaftliche Kraft verfügt, um mit Erfolg einen höheren Entgelt für seine Leistungen zu fordern. Gerade die mittlere Schicht der Bevölkerung ist aber, wie schon Aristoteles erkannt hat, von wesentlicher Bedeutung für das Wohl des Staates. In besonderem Maße beruht Deutschlands Zukunft auf einem in allen seinen Gliedern starken und gesunden Mittelstande. Abgesehen von der Sozialdemokratie, die ihn je eher desto lieber untergehen sehen möchte, weil er das sicherste Bollwerk gegen ihre revolutionären Bestrebungen ist, überbieten sich förmlich alle Parteien in Bekundung von Interesse für ihn, und zu seiner Förderung werden zahlreiche Maßregeln empfohlen: gründlichere Ausbildung der Lehrlinge und Gesellen, Fortbildung der Meister, Einrichtungen zur leichteren und billigeren Befriedigung des Kreditbedürfnisses, Änderung der Gewerbesteuer dahin, daß

die kleinen Gewerbetreibenden entlastet werden, bessere Ausgestaltung des Submissionswesens und Unterstützung der Versicherung der selbständigen Handwerker und sonstigen kleinen Geschäftsleute. So zweckmäßig und notwendig jede einzelne dieser Maßregeln ist, so werden sie doch auch in ihrer Gesamtheit nicht genügen, um die wirtschaftliche Lage des Mittelstandes wesentlich zu verbessern. Sie kommen auch nur den gewerbtätigen Angehörigen des Mittelstandes, nicht auch den geistigen Arbeitern, den Pensionären und den kleinen Rentnern zugute, weil es bei diesen an den gewerblichen Unternehmungen fehlt, durch deren Förderung die Lage der einzelnen mittelbar gehoben werden kann.

Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß die auf die Hebung des Mittelstandes gerichteten Bestrebungen nur dann von Erfolg gekrönt sein werden, wenn gleichzeitig der wirtschaftliche Druck, der infolge der allgemeinen Teuerung auf dem Volke lastet, wesentlich gemindert wird, wenn die durch anderweitige Maßregeln hervorgerufenen Mehrerträge aus dem Gewerbe nicht vom Haushalt verschlungen werden. Es gilt also, nicht nur soweit möglich die beruflichen Einnahmen des Mittelstandes zu mehren, sondern gleichzeitig die Ausgaben der privaten Wirtschaft zu ermäßigen, so daß seine Angehörigen bei vernünftiger Lebensweise Ersparnisse machen, Kapitalien oder Grundstücke erwerben und somit wirtschaftlich und gesellschaftlich aufsteigen können. Die Aussicht hierauf ist von günstigstem Einfluß auf die Stimmung und das Verhalten der beteiligten Kreise. Wenn selbst Unbemittelte hoffen dürfen, sich durch Fleiß und Sparsamkeit eine behagliche und selbständige Stellung für ihr Alter zu sichern, so werden sie in jungen Jahren auch schwere Arbeit gern übernehmen, sich selbst und ihre Leistungen zu vervollkommnen suchen und sich mit einem bescheidenen Lose begnügen. Sie werden frei bleiben von dem jetzt in den unteren Klassen vielfach herrschenden Neide, der an der Gesundheit unseres Volkes zehrt; sie werden auch Freude an unseren öffentlichen Einrichtungen finden, die gewiß verbesserungsfähig, im ganzen aber doch weit befriedigender sind, als die aller anderen Länder der Welt. Solange dagegen der Bürger infolge der hohen Preise aller Lebensbedürfnisse auch bei sparsamer Wirtschaftsführung mit des Lebens Nöten zu kämpfen hat, kann man Zufriedenheit bei ihm nicht erwarten.

Die vorerwähnte Schrift über „Die Not des höheren Mittelstandes" verweist nun die Verbraucher im wesentlichen auf den Weg der Selbsthilfe mittels eines von ihnen zu gründenden Vereins, der ihre Interessen vor allem den Erzeugern und den Behörden gegenüber zu vertreten hätte. Gewiß könnte ein das ganze Reich umfassender Verein von Verbrauchern unter sachverständiger, tatkräftiger Leitung Hervorragendes zu ihrem Nutzen leisten. Ihre bisherige Ohnmacht beruht hauptsächlich auf dem Mangel einer Organisation zur Vertretung ihrer gesamten Interessen, während die Erzeuger sich bereits längst zu festen und einflußreichen Verbänden zusammengeschlossen haben. Bei der heutigen politischen und sozialen Zerrissenheit des deutschen Volkes erscheint es aber ganz ausgeschlossen, daß es in absehbarer Zeit zur Gründung eines das ganze Reich

oder auch nur Preußen umfassenden Verbandes kommt. Weit eher wäre es möglich, zunächst in einzelnen Städten, in denen sich geeignete Persönlichkeiten finden, Ortsvereine zu gründen, die sich später zu größeren Verbänden zusammenschließen könnten und in diese zum Teil gewiß wertvolle selbständige Erfahrungen einbringen würden.

Ein im wesentlichen auf sich selbst angewiesener Verband hätte auch in unserem Vaterlande, in dem jedes neue Unternehmen von oben her gefördert werden muß, wenn es nicht totgeboren sein soll, auf ausreichende Unterstützung seitens öffentlicher Organe und des Publikums nicht zu rechnen, so daß der Verband den zu erwartenden zahlreichen Schwierigkeiten nicht gewachsen sein würde. Wie gleichgültig besonders die Gemeindeverwaltungen den Versuchen zur Beseitigung der Teuerung gegenüberstehen, und wie wenig sie geneigt sind, bei der Lösung der Frage der Verbilligung unentbehrlicher Lebensbedürfnisse mitzuwirken, hat sich gezeigt, als der Beschluß der achtunddreißigsten Plenarversammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates betreffend Maßnahmen der deutschen Städteverwaltungen für die Fleischversorgung der Bevölkerung fünfhundertelf dieser Verwaltungen zur Kenntnis und mit der Bitte um Stellungnahme übermittelt worden ist. Die Mehrzahl der Städte hat darauf überhaupt nicht geantwortet.

Wir sind deshalb im Gegensatz zu der genannten Schrift der Meinung, daß ein Vorgehen gegen die Teuerung nur dann Erfolg verspricht, wenn der Staat selbst die Führung übernimmt. Schon die von zuständiger Stelle abgegebene Erklärung, daß er zur Unterstützung der Verbraucher entschlossen sei, wird ihre Zuversicht wesentlich stärken und dadurch von großem Vorteil für sie sein, weil in dem Kampfe um die Preise, wie in jedem anderen, nicht nur die wirkliche Kraft, sondern auch das Selbstvertrauen eine entscheidende Rolle spielt. Die über den Parteien stehende Staatsregierung vermag auch die widerstreitenden Interessen in billiger Weise auszugleichen und dahin zu wirken, daß zwischen den verschiedenen Berufsständen das harmonische Verhältnis hergestellt wird, das die notwendige Voraussetzung für die gedeihliche Entwicklung und die wirtschaftliche Blüte des Volkes ist. Von sozialem Geiste erfüllt, ist die deutsche bezw. preußische Staatsregierung sich ihrer Pflicht, ausgleichend zu wirken und deshalb besonders für die mittleren und unteren Klassen zu sorgen, von jeher bewußt gewesen. In Wirklichkeit ist aber für diese Klassen von Staats wegen weniger geschehen, als für die an sich schon günstiger gestellten Teile der erwerbtätigen Bevölkerung. Die größten der durch den preußischen Staat mit außerordentlichen Aufwendungen durchgeführten Maßregeln, wie die Eisenbahnverstaatlichung, der Ausbau des Kanalnetzes, die Regelung der großen Flüsse und die Ausgestaltung der Häfen kommen hauptsächlich der Industrie, dem Handel und der Landwirtschaft zugute. Wie groß ist allein der Vorteil, den Industrie und Handel aus den niedrigen Gütertarifen ziehen, die trotz der in neuerer Zeit erfolgten beträchtlichen Steigerung der Ausgaben der Eisenbahn-

verwaltung keine Erhöhung erfahren haben! Auch die Schutzzölle begünstigen hauptsächlich die Industrie, die Landwirtschaft und den Handel.

Gegen den Wunsch, daß der Staat in den wirtschaftlichen Kämpfen seinen Einfluß zugunsten der Schwachen geltend mache, sind auch grundsätzliche Bedenken nicht zu erheben, denn schon jetzt greift er auf verschiedene Weise in das Erwerbsleben seiner Angehörigen ein. Die Gewerbeordnung vertritt zwar den Grundsatz der Gewerbefreiheit, macht aber zum Schutze des Publikums oder einzelner Beteiligten den Beginn und Betrieb einer großen Zahl von Gewerben von staatlicher Genehmigung persönlicher oder sachlicher Art abhängig. Auch in den Kampf um die Preise greift der Staat schon jetzt unmittelbar ein. So erläßt er z. B. Taxen für Personen, welche Wagen oder andere Transportmittel öffentlich zum Gebrauch aufstellen und auf öffentlicher Straße ihre Dienste anbieten, sowie für Apotheker, Ärzte, Bezirksschornsteinfeger, Feldmesser, Auktionatoren und andere Gewerbetreibende. Mittelbar beeinflußt er die Preise, teils um sie durch Schutzzölle und andere Maßnahmen (Kali, Diamanten) zum Vorteil der deutschen Verkäufer auf angemessener Höhe zu erhalten, teils um sie zugunsten der Verbraucher herabzudrücken.

Zunächst handelt es sich auch nur darum, durch eingehende Untersuchungen über die Entstehung der Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse festzustellen, inwieweit eine Teuerung vorliegt und wie sie zu bekämpfen sein würde.

Ausreichende Unterlagen für solche Ermittlungen sind so schwer zu beschaffen und die Verarbeitung des Stoffes ist so mühsam und zeitraubend, daß — wie wir im Gegensatz zu der Schrift über „Die Not des höheren Mittelstandes" annehmen — ein privater Verein nicht imstande sein würde, die Aufgabe gründlich und zugleich mit der notwendigen Beschleunigung zu erledigen. Hierfür sprechen auch die Erfahrungen des „Vereins für exakte Wirtschaftsführung", dessen Gründung und Wirken zwar mit großer Genugtuung zu begrüßen sind, der aber mangels der erforderlichen Zahl von Arbeitskräften in absehbarer Zeit kaum große Erfolge von praktischer Bedeutung aufzuweisen haben wird. Es bleibt deshalb nur übrig, daß die Regierung selbst sich der Aufgabe unterzieht, was ihr auch insofern zum Nutzen gereichen würde, als sie durch eingehende und in bestimmten Zeiträumen wiederholte Ermittlungen über die Preise der wichtigsten Waren sicherer als auf den bisherigen amtlichen Wegen die für sie unentbehrliche genaue Kenntnis von den wirtschaftlichen Verhältnissen der verschiedenen Klassen der Bevölkerung erlangen würde. In Preußen wäre das Statistische Landesamt mit der Sammlung und Verarbeitung des Stoffes zu betrauen, wodurch von vornherein eine sachgemäße und zuverlässige Ausführung gewährleistet würde. Die an diese Feststellungen über die Preisbildung anzuschließenden Untersuchungen über die Ermäßigung der Erzeugungskosten und der Verkaufspreise hätten aber die Zentralbehörden (in Preußen die zuständigen Ministerien für Landwirtschaft, der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe) selbst in die Hand zu nehmen oder wenigstens zu leiten. Ihnen stehen in den

wirtschaftlichen Vereinen und Korporationen erfahrene sachverständige Berater und zugleich die erforderlichen Organe zur Verfügung, um auf die Erwerbtätigen im Sinne des Ergebnisses der angestellten Untersuchungen zu wirken. Aber auch den Lehrern an den Universitäten, technischen und landwirtschaftlichen Hochschulen sollte nahegelegt werden, sich mehr als bisher mit den hier in Betracht kommenden tatsächlichen Vorgängen zu beschäftigen. Daraus würde auch die Wissenschaft großen Nutzen ziehen. Erst wenn man die tatsächlichen Verhältnisse und Erträge zahlreicher verschiedener Einzelbetriebe genau ermittelt, gelangt man zu einem klaren und sicheren Urteil über die wirkliche Entwicklung der Volkswirtschaft im ganzen, wie man umgekehrt das Ganze der Volkswirtschaft und des Volkslebens in den Kreis seiner Betrachtung ziehen muß, wenn man die Kämpfe zwischen Verkäufern und Käufern bis in ihre letzten Beweggründe und Kräfte verfolgen will. Wenn beispielsweise auch nur die Entstehung des Preises von einem Kilo Brot zuverlässig festgestellt werden soll, so sind die wirtschaftlichen Verhältnisse der Landwirtschaft, der Müllerei, des Handels und der Bäckereien bis ins kleinste zu untersuchen und all die zahllosen Umstände zu berücksichtigen, die die Höhe der Selbstkosten dieser Betriebsgruppen beeinflussen. Nach solcher Vertiefung in das wirkliche Leben würde wohl mancher am Studiertisch mit größter Bestimmtheit bedingungslos aufgestellter Lehrsatz eine nicht unerhebliche Einschränkung erfahren.

Das Gebiet ist aber so unendlich weit, der streitigen Fragen von großer Bedeutung gibt es so viele, daß zahllose Männer sich ihrer Erörterung widmen könnten, ohne daß der einzelne zu befürchten brauchte, seine Arbeit könnte durch die der anderen wertlos werden. Genaue Untersuchungen über die Entstehung der Preise der wichtigsten Waren müssen aber nicht nur den Verbrauchern, der Staatsregierung und den Männern der Wissenschaft, sondern allen, die sich mit volkswirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen haben, besonders den Parlamentariern und den Vertretern der Presse sehr erwünscht sein. Selbst viele Erzeuger dürften derartige Ermittlungen mit Genugtuung begrüßen.

Die Erhebungen über die Bildung der Preise der einzelnen Erzeugnisse sind vor allem auf die Ermittlung der Gestehungskosten zu richten: die Preise der Haupt- und Nebenrohstoffe, die Löhne, Versicherungsbeiträge aller Art, Steuern und andere öffentliche Abgaben, die Ausgaben für Geschäftsräume und deren Einrichtung, Heizung, Beleuchtung, Maschinen, Frachtkosten, die Aufwendungen für Verzinsung des Anlage- und Betriebskapitals, die Abnutzung des Inventars, die Verluste durch Verderb von Waren und durch faule Kunden und die Höhe des Unternehmergewinns, der wenigstens in gewissem Umfange zu den Selbstkosten gehört. Den Untersuchungen sind die Preise und die Verhältnisse von Betrieben, die als gemeingewöhnliche angesehen werden können, zugrunde zu legen, wobei soweit nötig zwischen Betrieben von kleinem, mittlerem und großem Umfang zu unterscheiden sein wird. Da das Ergebnis der Ermittlungen zum leichteren Verständnis für das Publikum in möglichst knappe

und klare Form gebracht werden muß, so empfiehlt es sich, für die verschiedenen Waren zu berechnen, wieviel Hundertteile des Preises auf die einzelnen Gestehungskosten, besonders den Unternehmergewinn, entfallen. Der Feststellung des verhältnismäßigen Anteils der einzelnen Erzeugungskosten an dem Preise der verschiedenen Waren hat alsdann die weitere Prüfung zu folgen, auf welchem Wege eine Ermäßigung dieser Kosten möglich ist. Für jeden einzelnen Produktionszweig wird zunächst zu untersuchen sein, ob und wie sich die Rohstoffe verbilligen lassen. Wir erinnern beispielsweise an die in neuerer Zeit soviel erörterte Frage der Baumwollkultur in unsern Kolonien, die Kultivierung von Ödländereien zur Vermehrung und Erleichterung der Viehhaltung und die geologische Erforschung unserer Kolonien behufs Gewinnung von Mineralien und Petroleum. Einer besonders eingehenden Behandlung bedarf der Einfluß des Handels auf die Preisgestaltung. In einer hochentwickelten Volkswirtschaft ist der Handel ebensowenig zu entbehren wie Industrie und Landwirtschaft. Der gesunde Handel bringt auch Erzeugern und Verbrauchern Nutzen. Da die Händler schon durch den eigenen Vorteil veranlaßt werden, bei wohlfeilerem Preise zu kaufen, bei teuerem zu verkaufen, so tragen sie wesentlich zur Gleichmäßigkeit der Preise bei. Die größtmögliche Beständigkeit der Preise bedeutet aber für die Volkswirtschaft im ganzen das wohltätigste Verhältnis. Durch Vermehrung des Angebots führt der rege Handel ferner zu einer den Käufern erwünschten Preisermäßigung. Anderseits wirkt der Handel nicht selten in der Richtung einer Steigerung der Preise, und zwar besonders dadurch, daß die Verkäufer durch Verabredungen ihre Forderungen hoch halten, um überlandesübliche Gewinne zu erzielen. Oft geht auch die Ware durch mehr Hände als nötig, ehe sie an den Verbraucher gelangt. Dies gilt besonders vom Vieh. Es wird vom Landwirt an kleine Händler oder Aufkäufer verkauft. Diese übergeben es Großkaufleuten, Agenten, Maklern oder Kommissionären. Erst von diesen gelangt es an Großschlächter, von denen dann endlich die Fleischer ihren Bedarf an Fleisch beziehen. Ebensooft, wenn nicht noch häufiger, wechselt das Baugelände in der Umgebung der großen Städte den Eigentümer, bis das einzelne Grundstück zur Bebauung gelangt. Aber auch das bebaute Grundstück geht dann noch oft durch mehrere Hände, ehe es an denjenigen gelangt, der es dauernd zu behalten wünscht. Welche Rolle nun der Handel bei der Preisgestaltung spielt und wie einer unnötigen Preissteigerung durch ihn entgegengewirkt werden kann, wird für jede einzelne Warengattung besonders zu untersuchen sein.

Eine Herabsetzung der Löhne, auf deren Aufbesserung die allgemeine Preissteigerung hauptsächlich zurückzuführen ist, erscheint nicht angängig. Es muß aber soweit als irgend möglich eine weitere Erhöhung derselben verhindert werden, und dazu ist vor allem nötig, daß einer Zunahme der Lebensverteuerung vorgebeugt wird, weil eine solche wiederum neue Lohnforderungen zur Folge haben müßte. Mittelbar lassen sich die Ausgaben für Löhne durch technische

Vervollkommnung der Betriebe, des Arbeitsgerätes und der Maschinen, sowie durch bessere Ausbildung und strengere Beaufsichtigung der Arbeiter verringern. Die Leistungen vieler Arbeiter, besonders der Handwerker, genügen auch billigen Anforderungen nicht; hauptsächlich an Eifer und Fleiß lassen es viele fehlen. Die Unternehmer sind vielfach, besonders bei Außenarbeit, nicht in der Lage, ihre Leute unausgesetzt zu überwachen. Sache des Publikums wäre es deshalb, sie darin zu unterstützen, zumal der Unfleiß der Arbeiter nicht nur die Unternehmer, sondern in letzter Linie das ganze Volk schädigt. Jeder, der einen Arbeiter faulenzen sieht, sollte sich sagen: tua res agitur.

Ferner müßte allen Arbeitern, also auch solchen, die nur ganz einfache körperliche Verrichtungen zu versehen haben, eine bessere Ausbildung zuteil werden. Es empfiehlt sich, nach dem Vorgang englischer und amerikanischer Betriebe durch genaue an tüchtigen Arbeitern angestellte Beobachtungen zu ermitteln, auf welche Weise jede einzelne Arbeit am schnellsten, leichtesten und richtigsten geleistet wird und wie infolgedessen die Gestehungskosten vermindert werden können. Hier fänden die Lehrer an den technischen und landwirtschaftlichen Schulen ein weites, fruchtbares Feld für wissenschaftlich fesselnde und zugleich praktischen Nutzen bringende Forschungen.

Da die Ausgaben für Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung und Beleuchtung einen um so größeren Bruchteil des Gesamteinkommens der einzelnen Menschen in Anspruch nehmen, je geringer es im ganzen ist, so dürften unseres Erachtens die Abgaben, welche, wie z. B. die Schlachthofgebühren, die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse belasten, nur so hoch bemessen sein, daß sie die den Gemeinden erwachsenden Kosten einschließlich eines mäßigen Betrages zur Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals decken.

In bezug auf Größe und Ausstattung der Geschäftsräume wird jetzt dem Geschmack der Zeit entsprechend großer Luxus getrieben. Durch Einschränkung dieses Aufwandes ließen sich die Ausgaben zahlreicher Betriebe erheblich vermindern, ohne daß dadurch die Güte der Waren irgendwie beeinträchtigt würde.

Die Untersuchungen werden sich aber auch auf das Verhältnis der Selbstkosten zu dem Umfang der einzelnen Betriebe zu richten haben. Für viele kleine Geschäfte mit geringem Umsatz sind die allgemeinen Unkosten, besonders die Ausgaben für Geschäftsräume, Heizung, Beleuchtung, Maschinen, und der Betrag, der sich als Entschädigung des Geschäftsinhabers für seine eigene Arbeit darstellt, viel zu bedeutend. Außerdem werden solche kleinen Geschäfte bei ihrem langsamen Umsatz durch die Verzinsung des Anlage- und Betriebskapitals und durch den Verderb von Waren zu stark belastet. Sie sind deshalb gezwungen, entweder höhere Preise als die in vielfacher Hinsicht günstiger gestellten großen Betriebe zu fordern oder Waren von geringerer Beschaffenheit zu liefern. Anderseits gibt es für den Staat nichts Vorteilhafteres als eine möglichst große Zahl selbständiger Unternehmer.

Wir möchten deshalb empfehlen, daß durch eine aus erfahrenen Männern des gewerbtätigen Lebens und der Wissenschaft gebildete Kommission für jede einzelne Gewerbeklasse eingehend geprüft werde, ob kleine Betriebe unter den jetzigen Verhältnissen noch im wesentlichen dasselbe zu leisten vermögen wie die großen, oder ob sie die Waren bei gleichen Preisen nur in erheblich geringerer Beschaffenheit oder bei gleicher Beschaffenheit — offen oder verschleiert — nur zu wesentlich höheren Preisen als jene liefern können. Letzterenfalls wäre es unseres Erachtens mit der Rücksicht auf die Verbraucher, d. h. die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, nicht zu vereinigen, wenn man solche Betriebe künstlich erhalten wollte; denn dadurch würde wohl ausschließlich der minderbemittelte und mindererfahrene Teil des Volkes, seine breite Masse geschädigt, deren Interesse zu wahren der Staat besonders berufen ist. Aber auch dem gewerbtätigen Teile der Bevölkerung ist nicht damit gedient, daß kleine Betriebe, die unter den jetzigen schwierigen Wirtschaftsverhältnissen den Großbetrieben gegenüber nicht mehr wettbewerbfähig sind, mit allerlei Mitteln gestützt werden, die ihnen einen ganz befriedigenden Erfolg doch nicht verbürgen. Jedenfalls sollte der junge Nachwuchs vor Berufen gewarnt werden, in denen er meist schwere Enttäuschungen erlebt und im günstigsten Falle nur ein kümmerliches Auskommen findet.

Eine ganz besondere Rolle in der Volkswirtschaft und bei der Preisbildung spielt der Unternehmerlohn, d. h. der Überschuß, den ein Unternehmen über alle sonstigen Selbstkosten hinaus abwirft. Durch ihn werden die meisten neuen Reichtümer gebildet, durch ihn werden aber auch viele Waren übermäßig verteuert. Kein verständiger Mensch wird den Unternehmern einen angemessenen Gewinn mißgönnen. Wollte man ihnen einen solchen vorenthalten, so würden die Betriebe zum Schaden der Verbraucher entweder eingestellt oder wesentlich eingeschränkt werden. Es kann sich also nur darum handeln, den Unternehmergewinn in den richtigen Grenzen zu halten. Diese lassen sich aber nicht im allgemeinen, für alle Unternehmungen und für alle Zeiten, sondern nur für einzelne Gewerbeklassen und Zeitabschnitte feststellen. Als Anhalt wird im Einzelfalle dasjenige zu dienen haben, was der Unternehmer nach seinen Fähigkeiten und Leistungen als Leiter eines gleichartigen fremden Betriebes erhalten könnte. Weiter ist zu berücksichtigen, ob es sich um Erzeugnisse handelt, die für die Verbraucher unentbehrlich sind oder nicht. Ersterenfalls entspricht es der Billigkeit, daß der Unternehmer sich mit einem mäßigen Überschuß begnügt, während bei Waren, die niemand zu kaufen braucht, kein Anlaß vorliegt, ihm eine Beschränkung seines Gewinnes zuzumuten. Immer wieder aber sollten die Erzeuger darauf hingewiesen werden, daß es nicht nur für die Abnehmer, sondern auf die Dauer auch für sie selbst nützlicher ist, an vielen Waren wenig als an wenig Waren viel zu verdienen. Das wirksamste Mittel, um eine Herabminderung unangemessener Unternehmergewinne zu erzielen, ist ein starker Wettbewerb. Besonders trifft dies auf die

Bekämpfung des Bodenwuchers in den Städten zu. Ein erheblicher Rückgang der Grundstückspreise ist nur dann zu erwarten, wenn die Gemeinden oder die weiteren Kommunalverbände selbst Grundbesitz kaufen und verkaufen, wenn alle irgendwie entbehrlichen, das Bauen beschränkenden Bestimmungen beseitigt werden und wenn gleichzeitig der Vorortbahnverkehr ohne Rücksicht auf das finanzielle Ergebnis in großzügiger Weise so ausgestaltet wird, daß auch die weitere Umgebung der Städte der Besiedelung durch die städtische Bevölkerung erschlossen wird, wenn also das Angebot in Grundstücken gegen jetzt eine außerordentliche Steigerung erfährt. Wir empfehlen in dieser Hinsicht die Ausführungen der erwähnten Schrift über die Not des höheren Mittelstandes der Beachtung unserer Politiker. Ähnlich verhält es sich mit den Kohlenpreisen. Nur eine starke Erhöhung des Angebotes durch Erleichterung der Einfuhr fremder Kohle und durch erhebliche Erweiterung des Betriebes der Staatsbergverwaltung kann die im Interesse unserer Industrie und der Privatwirtschaften dringend erwünschte Verbilligung der Kohlen herbeiführen. Mit dem Verfasser der Schrift würden auch wir die Verstaatlichung des gesamten Stein- und Braunkohlenbergbaus in Preußen freudig begrüßen, obwohl das jetzige finanzielle Ergebnis der staatlichen Zechen nicht günstig ist.

Um eine Herabsetzung der Preise der sonstigen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu erreichen, stehen, wie die von uns empfohlenen Untersuchungen ergeben dürften, zunächst verschiedene andere Wege offen. Sollten sie aber wider Erwarten nicht zum Ziele führen, so werden die Gemeinden, da sie für das wirtschaftliche Wohl ihrer Einwohner zu sorgen haben, nicht davon absehen dürfen, in Wettbewerb mit den beteiligten Gewerbetreibenden zu treten und die Beschaffung und Feilhaltung der betreffenden Lebensbedürfnisse (Fleisch, Gemüse, Brot, Wohnungen!) selbst in die Hand zu nehmen, wenigstens so lange, bis die Unternehmer den billigen Ansprüchen der Abnehmer entgegenkommen. Eine Regelung der Preise der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse durch polizeiliche Taxen muß dagegen ausgeschlossen bleiben, und zwar schon deshalb, weil sie bei Waren, die in sehr verschiedener Güte geliefert werden können, ihren Zweck verfehlen. Auch sonstige Beschränkungen der Unternehmer in bezug auf die Höhe der Preise und ihres Gewinns erscheinen nur in ganz besonderen Ausnahmefällen, wie in bezug auf Kali und Diamanten, gerechtfertigt.

Im allgemeinen genügt die Aufklärung des Publikums darüber, wie die Preise der Lebensbedürfnisse sich zusammensetzen und welcher Teil davon auf den Unternehmergewinn entfällt. Das Volk und alle, die für sein Wohl zu sorgen haben, werden daraus ersehen, worauf die Lebensverteuerung zurückzuführen und wer dafür verantwortlich zu machen ist. Durch die Veröffentlichungen über die Entstehung der Preise und durch die Erörterungen, die sich daran besonders in der Presse und in öffentlichen Versammlungen knüpfen dürften, wird auch das Gewissen der Verkäufer geschärft werden. Wie auf alle sonstigen Beziehungen der Menschen zueinander, so haben auch auf ihren wirtschaftlichen

Verkehr die Grundbegriffe der Sittenlehre Anwendung zu finden. Die Geschäftsleute müssen zwar auf Erzielung von Gewinn bedacht, also in gewissem Sinne selbstsüchtig sein; der grobe Egoismus, d. h. diejenige Gesinnung, die sich nur durch die Rücksicht auf den eigenen Nutzen oder Schaden leiten läßt, ist aber auch im Erwerbsleben als unsittlich anzusehen. Und wenn die öffentliche Meinung sich erst entschieden in diesem Sinne kundgibt, so wird das egoistische Verhalten gewisser Geschäftskreise mehr und mehr eingeschränkt werden. In früheren Zeiten vollzog sich die Umwandlung der sittlichen Anschauungen nur langsam. Das ist unter der Herrschaft der Presse, der Vereine und der Kongresse anders geworden. Wer hätte es früher für möglich gehalten, daß die Ansichten über den Alkoholgenuß sich bei uns in kurzer Zeit so ändern könnten, wie es in den letzten zwei Jahrzehnten geschehen ist! Da im allgemeinen nicht nur das deutsche Volk als solches, sondern auch unsere Geschäftswelt auf hoher sittlicher Stufe steht, so darf von einer Belehrung der Verkäufer über ihre Pflichten gegenüber den Käufern in absehbarer Zeit ein günstiges Ergebnis erwartet werden.

Hoffentlich wird aber auch der Staat sich seiner Pflicht, für die wirtschaftlich Schwachen einzutreten, noch mehr bewußt. Sein Bemühen muß dahin gehen, wie die Steuern so auch die Preise der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse der Leistungsfähigkeit anzupassen. Dies läßt sich auch sehr wohl erreichen, ohne daß die Erzeuger und Verkäufer auf angemessene Gewinne zu verzichten haben oder durch gesetzliche oder Verwaltungsmaßregeln in der freien Ausübung ihrer Erwerbstätigkeit beschränkt zu werden brauchen. Die Durchführung unserer Vorschläge würde dem Staate außer geringen Verwaltungskosten keine finanzielle Last aufbürden und den Gesamtverdienst des produzierenden Teiles der Bevölkerung nicht schmälern, da die Nachfrage nach gewerblichen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen zwar einige Änderungen, im ganzen aber weder der Menge, noch dem Werte nach eine Minderung erfahren würde. Durch die Untersuchungen, ob und inwieweit eine Teuerung vorliegt und wie ihr abgeholfen werden kann, würde sich die Regierung auch in keiner Weise für die Zukunft binden, da die Entscheidung über das weitere Vorgehen von dem Ergebnis der Erhebungen abhängt.

Wir geben uns deshalb der Hoffnung hin, daß wenigstens der eine oder der andere Bundesstaat im engeren Rahmen unsern Anregungen Folge geben wird. Dadurch würden wertvolle Erfahrungen über die zweckmäßigste Gestaltung der weiteren Ermittlungen gesammelt und die anderen Bundesstaaten zur Nachfolge angespornt; denn derjenige Einzelstaat, dem es zuerst gelänge, die Lebenshaltung innerhalb seiner Grenzen in fühlbarer Weise zu verbilligen, würde in wirtschaftlicher Hinsicht einen erheblichen Vorsprung vor den anderen Staaten gewinnen. Es handelt sich hier um ein Gebiet, auf dem auch die kleineren und kleinsten Glieder des Deutschen Reiches mit den großen in erfolgreichen Wettbewerb treten können und der den Deutschen aus ältester Zeit innewohnende Sondergeist sich zum Segen des einzelnen Stammes wie des ganzen deutschen Volkes in friedlicher Weise zu betätigen vermag.

Bauſteine der chineſiſchen Kultur

Von weiland Prof. Dr. Wilhelm Grube-Berlin

Im folgenden gelangen zwei Vorträge, die der bekannte, leider früh verſtorbene Sinologe der Berliner Univerſität im Frühling 1906 in der Vereinigung für ſtaatswiſſenſchaftliche Fortbildung gehalten hat, nach der wörtlichen Niederſchrift des Verfaſſers zum Abdruck. D. Schriftltg.

I.

er Gegenſtand, auf den ich mir heute Ihre Aufmerkſamkeit zu lenken erlaube, iſt nicht nur durch die Fremdartigkeit des Stoffes, ſondern auch durch ſeine innere Beſchaffenheit mit Schwierigkeiten ſo mannigfacher Art verbunden, daß es von vornherein ausgeſchloſſen iſt, ihn im knappen Rahmen eines Vortrags auch nur annähernd erſchöpfend zu behandeln. Vielleicht aber wird es wenigſtens möglich ſein, durch einige wenige, die charakteriſtiſchen Merkmale hervorhebende Striche ein einigermaßen der Wirklichkeit entſprechendes Bild der chineſiſchen Volksindividualität zu entwerfen, wie ſie ſich aus dem Zuſammenwirken innerer Anlagen und äußerer Lebensbedingungen im Laufe eines geſchichtlichen Daſeins von ungewöhnlich langer Dauer entwickelt und zu einem nationalen Typus von ausgeprägter Eigenart gefeſtigt hat. Sollte aber dieſer Verſuch gelingen, ſo wird auch, wie ich glaube, die Stellung verſtändlich werden, die das Chineſentum ſowohl nach ſeiner nationalen Beſchaffenheit, als auch nach ſeiner geſchichtlichen Vergangenheit der Ziviliſation des Weſtens gegenüber einnimmt und einnehmen muß.

Es gibt wohl kaum ein zweites Kulturvolk, das ſo verſchieden beurteilt würde wie die Chineſen, und es iſt daher auch kein Wunder, wenn nachgerade die Kenner Chinas, wenn von ihnen die Rede iſt, mit der etwas zweifelhaften Auszeichnung von Gänſefüßchen verſehen zu werden pflegen. Viele ſtellen ſich unter einem Chinakenner eben eine Art Gegenſtück zu dem ehemals recht verbreiteten Typus des Afrikareiſenden vor, der ſich ja bekanntlich auch keines ſonderlichen Anſehens erfreute, ſolange die Karte des ſchwarzen Erdteiles noch durch einen bedenklichen Reichtum an weißen Flecken glänzte. Und es muß auch billigerweiſe zugegeben werden, daß dieſes ziemlich weitverbreitete Mißtrauen in der Tat nicht ſo ganz unberechtigt iſt; denn wer ſich das Studium

der chinesischen Kulturwelt zur Lebensaufgabe erkoren hat, wird, je tiefer er in sie eindringt, um so mehr zu der Erkenntnis gelangen, wie lückenhaft sein Wissen und wie unsicher demzufolge sein Urteil noch ist, wie verschwindend gering der gesicherte Besitz der Wissenschaft gegenüber den Aufgaben erscheint, die hier noch ihrer Lösung harren. Freilich dürfen in diesem Falle vielleicht mildernde Umstände zugebilligt werden, wenn man erwägt, daß die Sinologie, zumal bei uns in Deutschland, eine verhältnismäßig noch junge Wissenschaft ist, und daß bisher auch der Arbeiter im Weinberge des Herrn leider nur wenige waren. Hätten die alten Chinesen das Glück gehabt, Handelsbeziehungen mit den Israeliten des alten Bundes anzuknüpfen, so wäre wohl der Sinologie als einer Hilfswissenschaft der alttestamentlichen Theologie vielleicht eine eifrigere Pflege und Förderung zuteil geworden; — das ist nun aber leider nicht der Fall gewesen, und so ist sie denn bisher eine Art Aschenbrödel unter ihren orientalistischen Schwesterdisziplinen geblieben.

Das Interesse für China und die chinesische Kultur pflegte bei uns kaum über den engen Kreis der Fachgelehrten hinauszugehen, bis endlich zwei Ereignisse eintraten, die nicht verfehlen konnten, auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den fernen Osten zu lenken: die Erwerbung von Kiautschou und bald danach jene beklagenswerten Vorgänge, die schließlich zu einem regelrechten Feldzuge gegen China führten.

Seitdem bilden Reisewerke über China und kulturgeschichtliche Schilderungen von Land und Leuten, in denen freilich der wissenschaftliche Apparat neben dem photographischen meist eine recht bescheidene Rolle zu spielen pflegt, eine stehende Rubrik unserer Unterhaltungsliteratur. Literarische Erzeugnisse dieser Art haben ja auch entschieden ihre Berechtigung und sind keineswegs ohne Nutzen, denn sie wecken Interesse für ein Wissensgebiet, dem das große Publikum bis dahin gleichgültig gegenüberstand; und schließlich — „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“: wer ohne den Ballast schwererworbener Kenntnisse, dafür aber mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgerüstet in ein noch wenig bekanntes Land kommt, die neuen Eindrücke naiven Gemütes auf sich wirken läßt und außerdem die Gabe besitzt, das Gesehene und Erlebte mit frischer Anschaulichkeit zu schildern, darf stets des Beifalls seiner Leser sicher sein. Nur sollte dabei das eine nicht vergessen werden: daß eine uralte Kultur sich nicht im Handumdrehen durch flüchtigen Augenschein erfassen und richtig bewerten läßt. Es ist gewiß eine ebenso dankbare wie leicht zu lösende Aufgabe, durch eine unterhaltende Schilderung des Chinesentums die Lacher auf seine Seite zu ziehen; um so schwieriger aber ist es, eben dieses Chinesentum mit all seinen Eigenheiten und Absonderlichkeiten als etwas geschichtlich Gewordenes zu verstehen. Dazu ist mehr erforderlich als ein flüchtiger Besuch des Landes.

Zwei Momente sind es insonderheit, welche die chinesische Kultur in den Augen jedes denkenden Menschen interessant und wohl eines eingehenden Studiums wert erscheinen lassen, einmal ihre Ursprünglichkeit und Selb-

ständigkeit, die durch die geographische Abgeschlossenheit des Landes bedingt war.

Nach allem, was bisher die Forschung gelehrt hat, sind die Chinesen von Anbeginn an ihre eigenen Lehrmeister gewesen: ihre Kultur ist als eine im wesentlichen autochthone zu betrachten, die sich selbständig und ohne nennenswerte Beeinflussung von außen her entwickelt hat. Alles, was von ihrem angeblich assyrisch-babylonischen Ursprung gefabelt worden ist, beruht auf luftigen Hypothesen, für die bisher auch nicht der Schimmer eines Beweises erbracht werden konnte. Das einzige Beispiel fremden Einflusses, das sich in der chinesischen Geschichte nachweisen läßt, ist die Einführung des Buddhismus und mit ihr das Eindringen indischer Ideen. Aber so befruchtend auch der Buddhismus auf die Religion, auf die bildende Kunst und bis zu einem gewissen Grade auch auf die Literatur eingewirkt hat, die von alters her in sich gefestigte und abgeschlossene chinesische Kulturwelt hat er nicht mehr umzugestalten vermocht.

Alles im allem genommen hat der Buddhismus dem Chinesentum wohl mindestens ebenso viel Zugeständnisse gemacht wie dieses jenem.

Das zweite hier in Betracht kommende Moment ist das hohe Alter der chinesischen Kultur.

Zwar ist das Jahr 841 v. Chr. das früheste Datum, bis zu welchem sich die geschichtliche Überlieferung als chronologisch beglaubigt zurückführen läßt. Die Überlieferung als solche reicht jedoch weit über diesen Zeitpunkt hinaus, und bei dem eminent geschichtlichen Sinn der Chinesen haben wir nicht das mindeste Recht, jene ohne weiteres als unglaubwürdig von der Hand zu weisen, bloß weil sie sich nicht mehr mit absoluter Sicherheit chronologisch fixieren läßt. Aber selbst wenn wir das Jahr 841 v. Chr. als die äußerste zulässige Grenze betrachten wollen, haben wir in den 3164 Büchern der chinesischen Reichsannalen, die bis zum Beginn der gegenwärtig regierenden Dynastie, also bis zum Jahre 1644 herabreichen, eine Kontinuität geschichtlicher Überlieferung vor uns, in der die Ereignisse während eines Zeitraumes von zweiundeinhalb Jahrtausenden mit peinlichster Genauigkeit nicht nur Jahr für Jahr, sondern Monat für Monat, oft sogar Tag für Tag verzeichnet sind.

Hier stehen wir in der Tat vor einem weltgeschichtlichen Unikum, dem kein anderes Kulturvolk der Erde etwas ähnliches an die Seite zu stellen hätte. Und dazu kommt ferner noch, daß dieser Zusammenhang zwischen Altertum und Gegenwart nicht auf die geschichtliche Überlieferung allein beschränkt bleibt. Die von Konfuzius gesammelten uralten, als heilig verehrten Texte, die zum Teil bis tief ins zweite Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinaufreichen, führen in China nicht etwa, wie das bei uns wohl der Fall sein würde, ein ruhmvolles Dasein in Bibliotheken und Literaturgeschichten, sondern sie leben bis auf den heutigen Tag als geistiger Besitz der Nation, weil jeder Chinese, der Anspruch auf allgemeine Bildung erhebt, jene Texte nicht nur gelesen hat, sondern größtenteils Wort für Wort auswendig kennt.

Dadurch gerade ist China für den Historiker eine so außerordentlich lehrreiche Erscheinung, daß hier das Altertum in ungeschwächter Kraft in der Gegenwart fortlebt.

Die Anfänge der chinesischen Kultur verlieren sich, wie das ja bei jeder alten und autochthonen Kultur der Fall ist, im undurchdringlichen Dunkel einer vorgeschichtlichen Urzeit. Bereits in der ältesten Überlieferung steht China als ein wohlorganisiertes, monarchisch regiertes Staatswesen da, wie es nur als Ergebnis einer langen Entwicklungsdauer denkbar ist.

Diese Monarchie ist von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart erblich gewesen in dem Sinne, daß dem Monarchen allein das Recht zusteht, seinen Nachfolger aus eigener Machtvollkommenheit zu ernennen, ohne sich bei seiner Wahl, theoretisch wenigstens, auf seine Leibeserben beschränken zu müssen. Auch genießt der älteste Sohn des regierenden Kaisers keinerlei Vorrechte vor seinen Brüdern, insonderheit hat er als der älteste Sohn durchaus kein legitimes Anrecht auf die Thronfolge, vielmehr ist diese, wie gesagt, ausschließlich der persönlichen Entscheidung des Monarchen vorbehalten, und zwar ist in dieser Beziehung die Praxis in keiner Weise von der Theorie abgewichen.

Ferner ist der Monarch absolut, da er als solcher Stellvertreter des Himmels, d. h. Gottes ist. Der Fürst erhält sein Amt als ein Mandat des Himmels und ist somit, wie wir sagen würden, von Gottes Gnaden Herrscher über sein Reich: nach unten hin Mandatar und Sachwalter des Himmels, nach oben hin Vertreter seines Volkes. Daher die uralte Bezeichnung t'ien-tsze, d. h. Himmelssohn für Kaiser. Demnach ist das chinesische Kaisertum keine Theokratie im eigentlichen Sinne; denn wie der Himmel dem Fürsten sein Amt verleiht, so kann er das Mandat auch jederzeit zurückziehen, und das geschieht, sobald der Fürst nicht zur Zufriedenheit des Himmels seines Amtes waltet. In Fällen dieser Art gibt der Himmel durch mannigfache Heimsuchungen, wie Dürre und Überschwemmung, Hungersnot und Seuchen, seinen Zorn zu erkennen; dem Volke aber gelten solche Schickungen des Himmels als Fingerzeig, daß mit der bestehenden Regierung zu brechen sei — die vox Dei wird zur vox populi.

Und hiermit sind wir bei einem Punkte angelangt, der für eine gerechte Würdigung des Chinesentums und seiner Geschichte von maßgebender Bedeutung ist. Von alters her nimmt nämlich das chinesische Volk das auf religiös-ethischer Grundlage fußende Recht für sich in Anspruch, der herrschenden Dynastie, sobald es die Umstände erfordern, den Gehorsam zu kündigen, — mit anderen Worten: das Recht der Auflehnung gegen die bestehende Gewalt. In seinem vor bereits sechzig Jahren erschienenen, aber noch immer lesenswerten Buche: „The Chinese and their Rebellions" präzisiert Meadows den Unterschied zwischen Revolution und Rebellion dahin, daß die Revolution eine Änderung der Regierungsform erstrebe, wohingegen die Rebellion sich nur gegen die Regierenden richte, ohne daß sie deshalb die bestehende Regierungsform anzutasten brauche, und formuliert dann sein Urteil über die Chinesen mit den Worten: „Von allen Nationen,

die einen gewissen Grad von Zivilisation erreicht haben, sind die Chinesen die am wenigsten revolutionäre und die am meisten rebellische."

Mit Recht hebt Meadows zugleich hervor, daß die Chinesen zwar zahlreiche, mit Dynastienwechsel verbundene Rebellionen erlebt haben, aber nur eine Revolution: diejenige nämlich, durch die an Stelle des bisherigen Feudalismus die zentralisierte Monarchie eingeführt wurde. Und es darf hinzugefügt werden, daß diese einzige Revolution Chinas nicht von unten, sondern von oben her erfolgte. Chinas größter Herrscher war zugleich Chinas einziger Revolutionär.

Wie erhaben anderseits manche unter den alten Monarchen Chinas ihren Herrscherberuf und die Schwere ihrer Verantwortung als Mandatare des Himmels auffaßten, dafür liegt mehr als ein denkwürdiger Beweis vor. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, so ist in dem uralten Shu-king, dem Buch der Urkunden, das zu den sogenannten fünf kanonischen Büchern gehört, ein Gebet des Kaisers T'ang, der nach der landläufigen Chronologie 1766 bis 1753 v. Chr. regiert haben soll, enthalten, worin die großartigen Worte vorkommen: „Sollte ich gefehlt haben, so wolle meine Schuld nicht den Völkern der zehntausend Gegenden anrechnen; wenn aber die Völker der zehntausend Gegenden gefehlt haben, so lasse ihre Schuld die meine sein."

Wenn wir der ältesten Überlieferung trauen dürfen, scheint das chinesische Staatswesen bereits unter den beiden ersten Dynastien den Charakter einer Feudalmonarchie getragen zu haben. Mit vollster Sicherheit gilt dies jedoch erst von der dritten Dynastie, dem Hause Chou, das fast neun Jahrhunderte lang, von 1122 bis 255 v. Chr., den Thron innehatte. Unter den Chou wuchs das Lehenswesen zu einer so gefahrdrohenden Macht heran, daß die herrschende Dynastie während der letzten zweihundertfünfzig Jahre nur noch ein Scheindasein führte. Kämpfe der mächtigsten unter den Lehensfürsten um die Hegemonie verheerten das Land, und mit der politischen Einheit drohte schließlich auch die nationale in die Brüche zu gehen. Aber gerade diese Periode politischen und sittlichen Verfalles bezeichnet zugleich die Blütezeit der klassischen Literatur. Das Jahr 551 v. Chr., in welchem Konfuzius geboren wurde, ist der Beginn einer neuen Ära in der Geschichte Chinas.

Wenn es ein Moment gibt, das dem Studium der chinesischen Gesittung neben dem allgemein kulturgeschichtlichen noch ein spezielles Interesse vom Standpunkte der geschichtsphilosophischen und völkerpsychologischen Betrachtung verleiht, so ist es das Walten einer großen Persönlichkeit, durch welches das ganze Sittenleben, der nationale Habitus, ja, man könnte fast sagen, sogar das politische Schicksal eines großen Kulturvolkes nicht nur beeinflußt, sondern geradezu bestimmt wird. Wenn ich Konfuzius eben als eine große Persönlichkeit bezeichnete, so möchte ich damit freilich das Epitheton „groß" nicht sowohl auf die spezifische Eigenart seines Wesens bezogen wissen, als vielmehr auf die Intensität, Ausdehnung und Dauer des Einflusses, der von ihm ausgegangen ist. Groß war Konfuzius weder als Denker noch als Schriftsteller, obwohl er sowohl dem

chinesischen Denken wie auch der nationalen Literatur den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat; auch sein Charakter zeichnet sich mehr durch Lauterkeit und sittlichen Ernst als durch Größe aus; wohl aber war er groß als der Erzieher seines Volkes, und dies ist das punctum saliens, das für die Würdigung seiner Bedeutung für das chinesische Geistesleben ausschlaggebend ist. Triebfeder und Ziel seines ganzen Wirkens war einzig und allein die sittliche und politische Hebung seines Volkes; den Weg aber, der zu diesem Ziele führte, erblickte Konfuzius in der Umkehr zu den monarchisch-patriarchalischen Lebensformen des Altertums. Man könnte ihn daher wohl mit einigem Recht als Romantiker bezeichnen und etwa mit J. J. Rousseau vergleichen, — nur freilich mit dem wesentlichen Unterschiede, daß ihm nicht wie jenem ein auf bloßen Voraussetzungen beruhender fiktiver Naturzustand vorschwebte, sondern eine durch die Überlieferung bezeugte, also geschichtlich gegebene Kulturepoche.

Indem er die alten Überlieferungen, prosaische sowohl wie poetische, sammelte, sichtete und zu einem Ganzen vereinigte, schuf er seinem Volke eine nationale Literatur, und die kanonischen Bücher, wie er sie redigiert hat, bilden heute noch das geistige Gemeingut der Nation. Daß Konfuzius jedoch bei der Sammlung jener altehrwürdigen Texte nicht etwa literarische oder antiquarische, sondern lediglich erzieherische Gesichtspunkte im Auge hatte, geht aus der Tatsache hervor, daß er nur solche Texte aufnahm, die ihm für seine Zwecke geeignet erschienen.

Ein eigenes Lehrsystem hat Konfuzius nicht hinterlassen. Eine Sammlung kurzer, meist aphoristischer Aussprüche, die von seinen Schülern veranstaltet wurde, bildet die einzige authentische Quelle für die Kenntnis seiner Lehren, die fast nie über das Gebiet ethischer und politischer Fragen hinausgehen und auch ihrerseits im wesentlichen in den Überlieferungen des Altertums wurzeln.

Die Grundlage des ganzen sittlichen Lebens ist nach Konfuzius das hiao, ein Terminus, der das Verhalten der Kinder gegenüber den Eltern, speziell gegenüber dem Vater ausdrückt und den Begriff der kindlichen Liebe mit dem des Gehorsams in sich vereinigt. Die kindliche Pietät, die ihrerseits den von alters her in China geltenden Grundsatz von der unumschränkten väterlichen Gewalt zur Voraussetzung hat, ist die ethische Grundlage der Familie sowohl wie des Staates und zugleich die Wurzel der beiden konfuzianischen Kardinaltugenden: Menschlichkeit und Gerechtigkeit.

Der Begriff der Menschlichkeit spielt in der konfuzianischen Ethik eine so hervorragende Rolle, daß es wichtig ist zu wissen, in welchem Sinne er aufzufassen sei.

Konfuzius ist ein viel zu nüchterner Kenner der menschlichen Natur, um in seinen sittlichen Forderungen Unerreichbares von ihr zu verlangen. Sein Gebot der Menschlichkeit deckt sich daher auch nicht etwa mit dem christlichen der Nächstenliebe: vielmehr bleibt der Begriff des Nächsten streng auf den engen Kreis der Blutsverwandten beschränkt. Im Verhalten zu den Mitmenschen aber

bezeichnet die konfuzianische Menschlichkeit kaum mehr als ein allgemeines Wohlwollen, das auf Gegenseitigkeit beruht. Als einer seiner Jünger den Konfuzius einmal fragt, ob es ein Wort gebe, nach welchem man sich sein Leben lang richten könne, erwidert er: „Vielleicht Gegenseitigkeit: was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu." Es ist für die chinesisch-konfuzianische Denkweise sehr bezeichnend, daß, als hundert Jahre später der Philosoph Moh Tih das Gebot der allgemeinen Menschenliebe predigte, Meng-tsze, der größte unter den nächsten Nachfolgern des Konfuzius, diese Lehre als im höchsten Grade unsittlich und verderblich bekämpfte, weil sie die geheiligten Bande der Blutsverwandtschaft zu lockern drohe.

Daß die Feindesliebe im christlichen Sinne, die in dem Gebote gipfelt, Böses mit Gutem zu vergelten, in der konfuzianischen Ethik keinen Platz findet, versteht sich hiernach von selbst. Als ihn jemand fragt, ob man Unrecht mit Güte vergelten solle, antwortet denn auch Konfuzius gemessen: „Womit wolltest du dann Güte vergelten? Mit Gerechtigkeit vergelte man Unrecht; Güte mit Güte."

Sind sonach Menschlichkeit und Gerechtigkeit die beiden Grundprinzipien des sittlichen Handelns, so ist sein Kompaß und Regulator, nach dem es sich in jedem Einzelfalle zu richten hat, um nicht vom rechten Wege abzuirren, das, was der Chinese mit dem vieldeutigen Worte li bezeichnet.

Jeder, der einmal in den Fall gekommen ist, einen fremdsprachigen Text zu übersetzen, wird die Erfahrung gemacht haben, wie schwierig es oft ist, selbst wo es sich um verwandte Idiome handelt, für gewisse Ausdrücke zureichende Äquivalente in der eigenen Muttersprache zu finden. Selbstverständlich wächst die Schwierigkeit noch ganz erheblich, wenn man es, wie es hier der Fall ist, mit einer Sprache zu tun hat, die nicht nur mit der unseren nicht verwandt ist, sondern auch obendrein noch einem dem unseren gänzlich fremden Kulturkreise angehört. Da bleibt oft kein anderer Ausweg übrig, als den Sprachgebrauch zu Rate zu ziehen und sich an der Hand desselben, so gut es eben geht, mit Umschreibungen und Definitionen zu behelfen. Ein ähnlicher Fall liegt hier vor. Ursprünglich bezeichnet der Ausdruck li nachweislich nichts anderes als Riten und Bräuche, die sich auf den religiösen Kultus beziehen. Soweit wir jedoch den Sprachgebrauch historisch zurückverfolgen können, läßt sich eine solche Einschränkung auf das religiöse Gebiet allein nicht nachweisen; vielmehr hat es bereits in den ältesten Texten den Sinn vorgeschriebener Bräuche sowohl religiösen, als auch profanen Charakters. Sonach sind unter li nicht nur die religiösen Riten, sondern auch die Vorschriften der höfischen Etikette und die konventionellen Umgangsformen im geselligen und häuslichen Verkehr zu verstehen. Aber auch damit ist der Inhalt des vielumfassenden Wortes noch nicht erschöpft, denn neben dem schicklichen Verhalten im häuslichen und öffentlichen Leben bedeutet es außerdem noch die diesem äußeren Verhalten zugrunde liegende innere Gesinnung und dient mithin als gleichzeitiges Äquivalent für unsere Begriffe der Schicklichkeit und der Sittlichkeit.

Ich bin mit einer gewissen Ausführlichkeit auf diesen Punkt eingegangen, weil der Begriff des li nicht nur zu den Grundbegriffen der konfuzianischen Sittenlehre gehört, sondern auch eine geradezu dominierende und dadurch verhängnisvolle Rolle im inneren und äußeren Leben der Chinesen gespielt hat.

Zu den Fragen, die Konfuzius mit unverkennbarer Vorliebe behandelt, gehört das Verhältnis von Obrigkeit und Untertanen, und gerade unter den hierher gehörenden Aussprüchen findet sich so manches goldene Wort, das wohl auch außerhalb der Grenzen Chinas beherzigt zu werden verdiente. Wie er einerseits nicht müde wird, den Regierenden die schwere Verantwortung ihres hohen Berufes vor Augen zu führen und immer aufs neue die Pflicht zu betonen, mehr durch das eigene gute Beispiel als durch Strafen zu wirken, so verlangt er anderseits auch von den Regierten nicht etwa knechtischen Gehorsam, sondern Treue mit Freimut gepaart: so wenn er einem seiner Schüler auf dessen Frage, wie man dem Fürsten dienen solle, die schöne Antwort gibt: „Hintergehe ihn nie, aber widersprich ihm." Und diese Mahnung ist, wie ich gleich hinzufügen will, auch in der Tat auf fruchtbaren Boden gefallen. Der öfter gepriesene als in Wirklichkeit betätigte „Mannesmut vor Königsthronen" ist im autokratisch regierten China durchaus keine so seltene Erscheinung, wie man erwarten könnte. Ich möchte hier nur auf die in hohem Ansehen stehenden öffentlichen Zensoren hinweisen, die von Amts wegen verpflichtet sind, nicht nur Mißgriffe von Beamten zur Kenntnis des Thrones zu bringen, sondern auch, sofern es ihnen im öffentlichen Interesse geboten erscheint, die Regierungshandlungen des Monarchen selbst durch Immediateingaben zum Gegenstande ihrer Kritik zu machen; und es ist oft genug vorgekommen, daß Zensoren ihren Freimut mit dem Leben bezahlen mußten. Den Chinesen wird oft Mangel an Mut vorgeworfen; aber abgesehen davon, daß der Vorwurf in dieser allgemeinen Fassung durchaus unberechtigt ist, sollte man doch nicht vergessen, daß die Geschichte Chinas reich ist an Beispielen von sittlichem Heroismus, der Bewunderung verdient.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier auf Einzelheiten der auf politische Fragen bezüglichen Lehren des Konfuzius ausführlicher eingehen wollte; nur ein kurzes Gespräch möchte ich erwähnen, worin er den Gedanken ausführt, daß nur auf dem Grunde gegenseitigen Vertrauens ein gedeihliches Zusammenwirken von Obrigkeit und Untertanen möglich sei, und zugleich mit einer auf die Spitze getriebenen Schärfe betont, daß auch auf politischem Gebiete, sobald sich's um ideale Güter handelt, alle sonstigen Erwägungen zurückzutreten haben. Als sein Schüler Tsze-lu ihn einmal fragt, durch welche Mittel ein Staatswesen zu lenken sei, antwortet Konfuzius: „Durch hinreichende Ernährung, hinreichende Wehrkraft und das Vertrauen des Volkes." — Tsze-lu macht nun den Einwand: „Wenn man aber nicht umhin kann, auf eines davon zu verzichten, welches von den dreien soll man zuerst preisgeben?" — „Die Wehrkraft", lautet die Antwort. — Tsze-lu fährt fort: „Und wenn man auch auf

eins von den beiden übrigen verzichten müßte, was wäre dann zuerst preiszugeben?" — Der Meister sagt: „Die Ernährung. Von alters her ist der Tod allen gemeinsam, aber ohne Vertrauen kann ein Volk nicht bestehen."

Dieser allerdings nur sehr summarische Überblick über die wichtigsten Grundgedanken der konfuzianischen Lehren wird, wie ich hoffe, immerhin genügen, um mit einiger Deutlichkeit erkennen zu lassen, wes Geistes Kind Konfuzius war und was für Ziele und Bestrebungen seinem ganzen Denken und Wirken die Richtung gaben.

Die Vorzüge wie die Schwächen der konfuzianischen Ethik gehen aus der Wesensart und Geistesrichtung ihres Schöpfers hervor. Konfuzius stand mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit, und was er anstrebte, mußte daher auch so beschaffen sein, daß es sich verwirklichen ließ: mit unerreichbaren Idealen rechnet er nicht. Neue Wege hat er in seinen Lehren nicht eingeschlagen, sondern nur alte und in Verfall geratene wieder gangbar gemacht, und er selbst kannte die Grenzen, die ihm gesteckt waren, sehr genau, wenn er von sich sagte: „Ich bin ein Überlieferer, aber kein Schöpfer; ich glaube ans Altertum und liebe es." Konfuzius war auch kein Wahrheitssucher: die Erkenntnis als solche hatte für ihn keinen Wert, sondern nur, sofern sie zur Tugend führte, und zwar zur Tugend im Sinne bürgerlicher Tüchtigkeit, die es dem einzelnen ermöglicht, den Platz, den er einnimmt, auch auszufüllen. Mehr als das verlangt er nicht, und dies ist auch der Gedanke, dem er lapidaren Ausdruck gibt in den Worten: „Der Fürst sei Fürst, der Untertan sei Untertan, der Vater sei Vater, der Sohn sei Sohn." Metaphysisches Interesse und dichterische Einbildungskraft fehlen ihm gänzlich: daher auch in seinen Aussprüchen nie der Ton des begeisterten Propheten, sondern immer nur verständige, schwunglose Nüchternheit, die bisweilen wohl auch zu einer gewissen hausbackenen Gesinnungstüchtigkeit verflacht.

Alle hier aufgezählten individuellen Züge des Konfuzius sind aber zugleich auch bestimmende Merkmale des chinesischen Nationalcharakters und erhalten eben dadurch eine erhöhte Bedeutung; denn sicherlich hat die scharf ausgeprägte nationale Eigenart seiner Persönlichkeit mächtig zu seinem Erfolge beigetragen. Daß er jedoch als geistiger Führer der Nation schließlich zu einer Herrschaft gelangen konnte, die allen Wechsel der Dynastien überdauert und ihm den Ehrennamen eines ungekrönten Königs eingetragen hat, ist doch wohl zum wesentlichen Teile den folgenschweren geschichtlichen Ereignissen zuzuschreiben, die sich wenige Jahrhunderte nach seinem Tode abspielten.

Im Jahre 255 v. Chr. brach die Chou-Dynastie, die langlebigste Dynastie, die je den Thron Chinas innegehabt hat, zusammen, und ihre Nachfolgerin, das Haus Ts'in, bezeichnet trotz einer nur fünfzigjährigen Herrschaft einen entscheidenden Wendepunkt in der politischen Geschichte Chinas.

Unter der Regierung des gewaltigen Kaisers Shi-hoang-ti wurden die bisherigen Lehensstaaten in Provinzen umgewandelt, und das Reich erhielt den Charakter einer zentralisierten Monarchie, den es von nun an für alle Zeiten

bewahren sollte. Nachdem aber die Lehensfürsten niedergeworfen und verjagt worden waren, galt es, noch eine andere, unsichtbare Macht, die dem neuen Regime als ein gefahrdrohendes Hindernis im Wege stand, zu beseitigen: die durch ihr Alter geheiligte Tradition. Um dieses Band zwischen Altertum und Gegenwart endgültig zu zerreißen, erließ Shi-hoang-ti das berüchtigte Edikt der Bücherverbrennung, durch welches die Konfiskation und Vernichtung der gesamten schriftlichen Überlieferung angeordnet wurde, mit alleiniger Ausnahme von Texten, die Medizin, Wahrsagekunst, Ackerbau und Baumzucht zum Gegenstande hatten. Zuwiderhandelnde sollten mit dem Tode bestraft werden. Der Befehl wurde im Jahre 213 v. Chr. mit unnachsichtlicher Strenge ausgeführt. Damit schien das Lebenswerk des Konfuzius für alle Zeiten vernichtet zu sein, und es läßt sich schwer übersehen, welche Folgen diese drakonische Maßregel nach sich gezogen hätte, wenn der jungen Dynastie eine längere Dauer beschieden gewesen wäre. Tatsächlich liegen die Dinge jedoch so, daß durch die Bücherverbrennung gerade das Gegenteil von dem erreicht wurde, was sie bezweckt hatte. Schon vier Jahre nach jener Katastrophe starb der Kaiser Shi-hoang-ti, und nach weiteren sieben Jahren hatten seine unfähigen Nachfolger abgewirtschaftet und die Herrschaft über das Reich verwirkt.

Das neue Herrscherhaus der Han behielt zwar die von Shi-hoang-ti geschaffene Organisation, freilich unter schonenden Formen, bei, suchte jedoch im Gegensatz zu ihm das zerrissene Band der Tradition wiederherzustellen und dadurch seine Herrschaft gewissermaßen zu legitimieren. Zahllose Hände reckten sich, um die verloren geglaubten altehrwürdigen Texte wieder aufzufinden und aus Schutt und Trümmern ans Licht zu fördern, und den erfolgreichen Bemühungen der Gelehrten jener Zeit ist es zu verdanken, daß die klassische Literatur Chinas schließlich vom Untergange gerettet wurde.

Wie ein Phönix verjüngt ging Konfuzius aus der Asche der Bücherverbrennung hervor: beinahe göttliche Ehren werden ihm erwiesen, Tempel werden ihm errichtet und seinen Manen Opfer dargebracht, die von ihm gesammelten Texte erhalten die Geltung heiliger Schriften, seine Lehren und Aussprüche werden als eine Art Evangelium verehrt und zur Grundlage aller Erziehung gemacht: kurz, von nun an ist die Herrschaft des Konfuzianismus endgültig und dauernd gesichert.

Unstreitig waren es zum großen Teil politische Erwägungen, unter deren Einfluß sich diese Wandlung der Dinge vollzog: die neue Dynastie erblickte offenbar in der konfuzianischen Überlieferung die sicherste Stütze ihres Thrones, und es ist daher auch leicht zu begreifen, wenn jetzt die Wiederhersteller und berufenen Träger jener Überlieferung, die Gelehrten, sich eines außerordentlich hohen Ansehens erfreuten und zu einem Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gelangten, den sie früher nicht in solchem Maße besessen hatten.

Es spricht für die hohe staatsmännische Weisheit der ersten Kaiser der Han-Dynastie, daß sie das in der Tradition wurzelnde Feudalsystem zunächst

der Form nach beibehielten, indem sie Angehörige ihres Hauses zu Lehensfürsten einsetzten, zugleich aber auch durch Teilung des Grundbesitzes, welche den bis dahin von der Erbfolge ausgeschlossenen jüngeren Söhnen zugute kam, dafür Sorge trugen, daß das Lehenswesen mit der Zeit von selbst zerfiel. Hand in Hand mit der Schwächung des Lehenswesens geht die Demokratisierung der Staatsverwaltung. Von nun an entscheidet nicht mehr das Privilegium der Geburt, sondern die persönliche Tüchtigkeit, eine Tendenz, die in der Folge zur Verdrängung der Geburtsaristokratie durch den Gelehrtenadel, des aristokratischen Regiments durch das bureaukratische führte.

Was die Kaiser der Han-Dynastie dabei im Auge hatten, war offenbar nichts Geringeres als eine Auslese der Tüchtigsten für den Dienst des Staates. Aber die sichtliche Bevorzugung des Gelehrtentums führte allmählich zu einem für die politische und kulturelle Wohlfahrt des Reiches verderblichen Schematismus. Was die Kaiser der Han-Dynastie begonnen hatten, wurde durch die um das Jahr 600 eingeführte Institution eines organischen gelehrten Wettbewerbes zum Abschluß gebracht. Seitdem bilden die öffentlichen Staatsprüfungen, bei denen ein einseitig literarisches Wissen den Ausschlag gibt, die unerläßliche und einzige Vorbedingung der staatlichen Laufbahn, und das zünftige Gelehrtentum ist zur herrschenden Kaste erhoben*).

In diesem folgenschweren Ergebnis tritt der unheilvolle Einfluß zutage, den zwar nicht Konfuzius, wohl aber der Konfuzianismus auf das politische Leben Chinas ausgeübt hat. Aber auch auf andere Gebiete des geistigen Lebens hat er im ganzen mehr hemmend als fördernd eingewirkt.

In der ersten Zeit seines Bestehens tritt der Konfuzianismus als eine geistige Strömung auf, die zwar die große Mehrheit der Nation mit sich fortriß, weil sie ihren ethischen und intellektuellen Bedürfnissen entsprach, die aber dennoch mit abweichenden Meinungen, die sich ihr gegenüber geltend zu machen suchten, um ihre Existenz kämpfen mußte. Solange das der Fall war, konnte er als kulturfördernder Faktor wirken und hat es auch getan. Man kann sagen, daß die letzten fünf Jahrhunderte, die dem Beginn unserer Zeitrechnung vorhergingen, eine fruchtbare Periode geistiger Kämpfe bilden, wie China seitdem nichts ähnliches wieder erlebt hat. Lehrmeinungen entgegengesetzter Art befehdeten einander, vom mystischen Pantheismus des Lao-tsze und seiner Schule bis zum materialistischen Skeptizismus eines Wang Ch'ung, von Meng-tszes Lehre von der angeborenen Güte der menschlichen Natur und Moh Tihs Gebot der allgemeinen Menschenliebe bis zu Yang Chu, der, von einem theoretischen Pessimismus ausgehend, schließlich zu einem praktischen Eudämonismus auf egoistischer Grundlage gelangt und den Zweck des Daseins einzig in der Befriedigung der Sinne erblickt. Im vierten Jahrhundert v. Chr. war es noch möglich, daß

*) Vor einigen Jahren sind die Staatsprüfungen, wie uns ein hoher chinesischer Beamter mitteilt, gänzlich umgestaltet worden; sie erstrecken sich jetzt auch auf europäische Sprachen und Wissenschaften. Die Schriftltg.

Chuang-tsze, einer der geistvollsten Denker und phantasiereichsten Schriftsteller Chinas, den Konfuzius als pedantischen Kleinigkeitskrämer mit der Lauge schonungslosen Spottes überschüttete, und selbst noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durfte Wang Ch'ung die Lehrmeinungen des Konfuzius einer recht scharfen Kritik unterziehen. Dann aber verstummen die gegnerischen Stimmen allmählich, und langsam, aber unaufhaltsam vollzieht sich unter dem Einfluß des geschichtlichen Entwicklungsganges jene verhängnisvolle Wandlung, durch welche der Konfuzianismus zu einer die Gemüter beherrschenden Macht erstarkt, die keinen Angriff mehr zu fürchten braucht.

So kam es, daß der Konfuzianismus zu guter Letzt zu einer dogmatischen Orthodoxie verknöcherte, die es an Unduldsamkeit und Verfolgungssucht getrost mit jeder kirchlichen Orthodoxie aufnehmen kann. Diesen Abschluß seiner Entwicklung erreichte er im zwölften Jahrhundert durch den großen Polyhistor Chu Hi, der die klassischen Texte durch seine Revision und Exegese von den in ihnen enthaltenen Widersprüchen reinigte und so dem Konfuzianismus das feste Gefüge eines dogmatischen Lehrsystems von unfehlbarer Autorität verlieh. Durch ihn ist der Konfuzianismus als Träger des konservativen Prinzips zur Staatsräson erhoben worden, und diese Machtstellung hat er unvermindert und unverändert bis auf die Gegenwart bewahrt.

Die Bevorzugung des zünftigen Gelehrtentums hatte aber ihrerseits eine Überschätzung des toten Wissens zur Folge, die dem intellektuellen Fortschritt hemmend im Wege stand. Auch hier war die Entwicklung der Dinge geschichtlich bedingt. Das Zeitalter der Han bezeichnet die Epoche der Wiedergeburt des klassischen Altertums und damit zugleich den Beginn der neuen Zeit. Auf die Wiederauffindung, Herstellung und Auslegung der klassischen Texte richtete sich damals fast ausschließlich das Interesse der Gelehrten, und auch seither ist die kompilatorisch-kritische Tätigkeit ihr eigentliches Arbeitsfeld geblieben. Daß die Chinesen auf diesem Gebiete Großes und Bewundernswertes geschaffen haben, läßt sich nicht leugnen; man braucht nur an die bändereichen Geschichtskompilationen und Enzyklopädien zu denken, gigantische Denkmale eines wahrhaft staunenswerten Fleißes, überall jedoch im Grunde nicht viel anderes als tote Büchergelehrsamkeit, die sich damit begnügt, Stoff zusammenzutragen und im besten Falle kritisch zu verarbeiten; fast nirgends ein Versuch, die in der Natur waltenden Kräfte durch Beobachtung und Experiment wissenschaftlich zu deuten, geschweige denn technisch zu verwerten.

Dieses zähe Festhalten am Alten und Überlieferten, einer der hervorragendsten Charakterzüge des Chinesentums, tritt aber vielleicht nirgends mit solcher Schärfe hervor, wie in der Tatsache, daß die lebendige Umgangssprache als schriftliches Ausdrucksmittel schlechterdings verpönt ist. Die Sprache, die auch jetzt noch in der Literatur, mit einziger Ausnahme der niedrigsten dramatischen und erzählenden Literatur, die herrschende geblieben ist, ist eine tote Sprache, die der Sprache der konfuzianischen Zeit ungleich näher steht als der modernen

Umgangssprache und sich zu jener ähnlich verhält wie etwa das Spätlateinische zur Sprache Ciceros. Selbstverständlich ist die Literatur dadurch zu einem ausschließlichen Privilegium derjenigen geworden, die sich einer gelehrten Bildung erfreuen. Zwar hat man neuerdings den Versuch gemacht, einige Zeitschriften in der modernen Umgangssprache erscheinen zu lassen, doch scheint das Unternehmen bereits im Sande verlaufen zu sein*).

Man sollte nun erwarten, daß der Konfuzianismus wenigstens auf ethischem Gebiete einen günstigen Erfolg aufzuweisen hätte. Aber auch hier ist das Gesamtergebnis leider kein allzu glänzendes.

Wie ich bereits erwähnte, bilden die Vorschriften des schicklichen Verhaltens, des li, die Richtschnur des sittlichen Handelns. Von vornherein lag die Gefahr nahe, daß bei einer so einseitigen Betonung eines rein äußerlichen Momentes schließlich das korrekte Benehmen an die Stelle des sittlichen Empfindens treten könnte: und dieser Fall ist denn auch in der Tat eingetreten.

Die klassische Literatur Chinas besitzt drei umfangreiche Ritualsammlungen, in denen nicht nur der religiöse Kultus, die höfische Etikette, der gesellschaftliche Verkehr, sondern auch das häusliche Leben, wie es sich im Schoße der Familie abspielt, durch die denkbar minutiösesten Vorschriften für jeden möglichen Einzelfall geregelt ist. Und wenn es auch selbstverständlich ausgeschlossen ist, daß jede einzelne der zahllosen Schicklichkeitsregeln buchstäblich befolgt wird, so ist doch dieses Formenwesen den Chinesen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß es ihnen nachgerade zur zweiten Natur geworden ist. Der nivellierende Druck konventioneller Schablone scheint in der Tat allmählich jede freie Entfaltung der Individualität und jede spontane Regung des Gefühls unterdrückt zu haben. Wer z. B. die außerordentlich vielfältigen und verwickelten chinesischen Totenbräuche kennt, braucht nur einer chinesischen Leichenfeier beizuwohnen, um an dem Verhalten der nächsten Leidtragenden beobachten zu können, wie selbst der tiefste Schmerz sich nicht frei äußern darf, weil er unter der steten Kontrolle ritueller Vorschriften steht.

Daß unter solchen Umständen die besten Kräfte des Geistes und Gemütes verkümmern und verkrüppeln müssen, liegt auf der Hand: Klugheit artet in berechnende Schlauheit, Wohlwollen in nichtssagende Höflichkeit aus, und in der diplomatischen Kunst, die Wahrheit zu umgehen, ohne sich einer direkten Unwahrheit schuldig zu machen, haben es die Chinesen vielleicht weiter gebracht als irgendein anderes Volk des Orients.

Man könnte vielleicht einwenden, daß die Chinesen bei ihrer angestammten Abneigung und dem allgemein verbreiteten Mißtrauen gegen alles Fremde sich dem Auslande gegenüber nicht so geben, wie sie sind, und daß daher die Gefahr einer einseitigen und daher ungerechten Beurteilung des chinesischen Nationalcharakters kaum zu vermeiden sei. Nun ist es allerdings ganz richtig, daß es

*) Der Erfolg ist in der Tat nicht sehr groß gewesen; doch gibt es auch jetzt noch eine Anzahl von Zeitschriften in moderner Umgangssprache. Die Schriftltg.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dem Fremden sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich gemacht wird, die Chinesen unter sich zu beobachten, — aber diesen Einblick ins intimere Leben der Chinesen, der uns in der Praxis bisher versagt geblieben ist, gewährt uns dafür um so reichlicher ihre in dieser Hinsicht außerordentlich lehrreiche realistische Romanliteratur, und was uns hier geboten wird, ist, soweit ich sehe, nur geeignet, die allgemein gemachte Wahrnehmung zu bestätigen.

So ist denn, wenn man die Kehrseite des Konfuzianismus betrachtet, das Bild im ganzen kein sehr erfreuliches. Gleichwohl würde es unbillig sein, für den Niedergang des geistigen und sittlichen Lebens Konfuzius verantwortlich zu machen. Wenn ihn dabei ein Vorwurf trifft, so könnte es höchstens der sein, daß er sich in seinen moralischen Forderungen gar zu ausschließlich innerhalb der Grenzen des Erreichbaren bewegt und dadurch dem Streben nach höheren Idealen von Hause aus wenig Anregung geboten habe. Unabhängig von den ursprünglichen Absichten und Zielen seines Schöpfers ist der Konfuzianismus als ein Produkt geschichtlicher Entwicklung seine eigenen Bahnen gewandelt. Aber neben ihm kommt noch ein anderer Faktor im geistigen Leben der Chinesen in Betracht, den ich einstweilen unberücksichtigt gelassen habe, der aber darum für eine richtige Würdigung des chinesischen Volkstums nicht minder wichtig ist, und dies ist die Religion. Wie sich die religiösen Anschauungen der Chinesen teils in Übereinstimmung mit dem Konfuzianismus, teils in Gegensatz zu ihm gestellt haben, darauf werde ich mir erlauben, im folgenden Vortrag des Näheren einzugehen.

Die Beziehungen der deutschen Romantik zur deutschen Malerei

Von Dr Roland Schacht-Berlin

Die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts auftretende Reaktion gegen die Aufklärung äußert sich nicht nur in dem Idealismus der kantischen und nachkantischen Philosophie, sondern gleichwertig in einer vom Pietismus vorbereiteten Erstarkung des religiösen Gefühls. Religion ist künstlerische Philosophie; was dort Abstraktion, ist hier durch Symbole veranschaulicht, was dort der Verstand erkennt, erfaßt hier das Gemüt. Nur an der Macht der in der Literatur herrschenden ganz anders gearteten Tendenzen mag es gelegen haben, daß das erstarkende religiöse Gefühl seinen Ausdruck, von vereinzelten Versuchen abgesehen, nicht in der Literatur, sondern in der bildenden Kunst, besonders in der Malerei suchte. Allein das großartige Lebensgefühl, das sich im Bravourgepränge der damals konventionell geschätzten Barockmeister offenbarte, konnte dem Empfinden der sehnsüchtigen und dabei innerlich oft haltlosen Gemüter nicht entsprechen, und die Tradition des dem

Leben entfremdeten Eklektizismus und Klassizismus vermochte keinen Künstler zu erziehen, der fähig war, das ureigenste Empfinden auszudrücken. So war es natürlich, daß der suchende Blick von der zeitgenössischen Kunst sich zurückwandte in die Vergangenheit, und aus dem oft dargelegten Stande der damaligen Bildung ist es erklärlich, daß er gerade auf zwei Meister sich richtete: auf Raffael und Dürer. Hier erblickte man, gleichgültig jetzt mit wieviel Recht, den unmittelbaren, durch keinerlei Künstelei und technische Koketterie entstellten Ausdruck tiefen religiösen Empfindens.

Das erste Dokument dieses Suchens bilden Wackenrodes „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" von 1797. (Das Buch ist mit den andern Werken und den Briefen des früh Verstorbenen neu herausgegeben von Fr. v. d. Leyen. Verlag von Eugen Diederichs in Jena. Zwei Bände M. 6.—.) Die große Wirkung dieser so bescheiden auftretenden kleinen Aufsätze wird erst erklärlich, wenn man berücksichtigt, daß sie nicht eine neue Erkenntnis abschließend formulierten, sondern der Ausdruck einer Sehnsucht waren, der Sehnsucht nach einer neuen, das neue Empfinden ausdrückenden Kunst und damit nach einem neuen Idealtypus des Künstlers. Diese Sehnsucht lag in der Zeit, und daher hat schon Riegel außer bei Herder auch, was wichtiger ist, bei bildenden Künstlern wie Koch, Schick, Wächter, Eberhard und Carstens Anklänge an Wackenroder feststellen können.

Daß aber gerade Dürer an Raffaels Seite gestellt wurde, hatte seinen Grund nicht nur in der nie erstorbenen, selbst bei Winkelmann zu Geltung kommenden Verehrung für den deutschen Meister, nicht nur in dem namentlich seit Herder erwachten Studium altdeutscher Literatur und Vergangenheit, sondern überhaupt in dem schon seit Gottsched lebendigen, im jungen Goethe so sympathisch berührenden Zug zum Nationalen. Wackenroder klagt, daß über dem Kosmopolitentum das eigentümliche Gepräge verloren gegangen sei, und betont, wenn auch schüchtern, die Gleichberechtigung jeder wahrhaft originellen Kunst. Gleichzeitig macht sich auch der durch Gottfried Schadow vertretene, später von Schelling und A. H. Müller, dem Mitarbeiter Kleists, befürwortete Realismus im Charakteristischen geltend: Wackenroder rühmt von „seinem lieben Albrecht Dürer", daß er die Menschen darstellte, so wie sie in Wirklichkeit um ihn herum lebten.

Einen bedeutsamen Schritt vorwärts tut dann Friedrich Schlegel in der „Europa". In seines Bruders Gemäldedialog stehen Dürer und Holbein, wenn auch näher dem Heiligtume als der gelehrte Mengs, doch immer noch im Vorhofe zu Raffaels Tempel, und auch für Tieck war der „feste Maßstab alles Großen und Schönen" doch Raffael. Friedrich Schlegel aber preist, unbeschadet seiner Begeisterung für Correggio, Dürer als den „Shakespeare oder wenn man lieber will den Jakob Böhme der Malerei", als den Unergründlichen, in dem sich Religion und Philosophie vereinigt habe. Ein neues Element tritt hinzu: Schon Koch, Schick, Eberhard, Wilhelm Tischbein und Buri hatten den Vorläufern Raffaels Aufmerksamkeit gewidmet; Schlegel, für den die Malerei jetzt ausschließlich zur Verherrlichung der Religion, zur Offenbarung und Veranschaulichung göttlicher Geheimnisse dient, schöner und deutlicher, als es durch Worte geschehen kann, kommt zu dem Schluß, daß den letzten Gemälden Raffaels Würde und tiefes Gefühl abgehe, daß der Großartigkeit des Fra Bartolommeo die „stille süße Schönheit" der Perugino vorzuziehen sei. Damit bricht sich der schon von Lanzi angedeutete,

auch von Boisserée und den Nazarenern ausgesprochene und von August Kestner und J. D. Passavant später zur Verteidigung der Nazarener weiter ausgeführte und systematisierte Gedanke Bahn, daß nicht die großen Meister der Hochrenaissance, von denen eigentlich, wie sich schon an ihren unmittelbaren Schülern zeige, alles Verderben der Kunst ausgegangen sei, sondern ihre Vorläufer, die Quattrocentisten, als Vorbilder angesehen werden müßten. Stellte er nun aber diesen italienischen Quattrocentisten die Deutschen an die Seite, so scheinen ihm, was in der Folge auch Dillis, die Boisserée und Cornelius vertraten, die Deutschen den Vorzug zu verdienen, nicht nur hinsichtlich ihrer Technik, sondern vor allem, weil sie der religiösen Bestimmung der Kunst treuer geblieben seien und, wie wir hinzufügen müssen, weil Schlegel in Paris bessere und zahlreichere Beispiele der damals vielfach als Einheit aufgefaßten altdeutschen und altniederländischen Schulen vor Augen hatte. Als Merkmal dieser Schulen aber empfand er, Wackenroders Gedanken weiter ausführend, „keine verworrenen Haufen von Menschen, sondern wenige und einzelne Figuren, aber mit dem Fleiß vollendet, der dem Gefühl von der Würde und Heiligkeit der höchsten aller Hieroglyphen, des menschlichen Leibes natürlich ist, strenge, ja magere Formen in scharfen Umrissen, die bestimmt heraustreten, keine Malerei aus Helldunkel und Schmutz in Nacht und Schlagschatten, sondern reine Verhältnisse von Massen und Farben, wie in deutlichen Akkorden; Gewänder und Kostüme, die mit zu dem Menschen zu gehören scheinen, so schlicht und naiv als diese, in den Gesichtern (der Stelle, wo das Licht des göttlichen Malergeistes am hellsten durchscheint) aber, bei aller Mannigfaltigkeit des Ausdrucks oder der Individualität der Züge, durchaus und überall kindlich gutmütige Einfalt und Beschränktheit". — Diese Worte klingen bereits wie ein Programm der Nazarener.

Schlegel wirkt dann auf die Brüder Boisserée und ihren Freund Bertram. In deren klar bewußter Sammlertätigkeit vereinigte sich die Sehnsucht nach der besseren Vergangenheit mit Pietät gegen die Schätze der altdeutschen Kunst, die durch Aufhebung der Klöster und Zerstörung der alten Kirchen vom Untergang bedroht waren und nun achtlos verschleudert, wohl gar zu Möbeln verarbeitet wurden. Dazu gesellte sich bei ihnen lokalpatriotisches und kunsthistorisches Interesse und nicht am wenigsten teilnehmende Liebe des Kunstfreundes und Entdeckerfreunde des Sammlers. Ihr Beispiel hat auch Görres und Brentano zum Sammeln angeregt, und die schon von Schlegel ausgesprochene Hoffnung auf ein Nationalmuseum bemächtigte sich, besonders infolge der napoleonischen und der Freiheitskriege, vieler Köpfe. Dem liebenswürdigen Eifer des ehrlichen Sulpiz Boisserée gelang es sogar, die Antipathie des ganz im Klassizismus befangenen alten Goethe zu überwinden, ihm Teilnahme für sein Kölner Dommerk abzunötigen, ein Sieg, der freilich von geringer Nachhaltigkeit war. Zwar ließ „der alte Herr" aus Rücksicht gegen Boisserée in der „Italienischen Reise" die Stelle voll Wut und Haß gegen die einst von ihm selbst so begeistert gepriesene gotische Architektur fort, aber 1817 zog er zu Felde gegen die „neudeutsche religiös-patriotische Kunst", ein Manifest, das die helle Empörung aller Romantiker, auch Niebuhrs, hervorrief, wenn sie ihr auch nicht alle so kräftigen Ausdruck verliehen wie Dorothea Schlegel. Was war geschehen?

Nicht zufällig hatte Wackenroder seine Schrift angehenden Künstlern gewidmet: in der jüngsten Generation lag in der Tat die Erfüllung seiner Sehnsucht; der

Messias der von ihm verkündeten neuen Kunst, der neue Idealtypus des Künstlers wurde Overbeck (geb. 1789). Was diesen von allen Künstlern aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unterscheidet, ist eben der von allen Romantikern geforderte, uns von allen Zeitgenossen bezeugte innige Zusammenhang von Kunst oder Leben. In einer Zeit, da die Abneigung gegen biblische Sujets fast allgemein war, wählte der reine, unverdorbene Jüngling biblische Vorwürfe, nicht um eine „historische Komposition" der Abwechslung halber auch einmal aus dem Alten oder Neuen Testament zu ziehen, sondern weil ihm das fromme Bild der natürliche Ausdruck seines eigenen Inneren war. Schon Wackenroder hatte, von Schelling gefolgt, auf das Unbewußte, Inspirative des künstlerischen Schaffens hingewiesen, Overbeck malte nicht, wie Heinse von Dürer meinte, Passionsgeschichten um Tagelohn, sondern nur weil und wann die innere Stimme ihn rief, wenn sein Herz ganz erfüllt war von heiligen Gestalten. Sein ganzes Leben lang hat er den unermüdlichen, emsigen und liebevoll vollendenden Fleiß bewiesen, den alle Romantiker als ein Charakteristikum Dürers empfinden; der Neunzehnjährige schon fordert, wie auch Wackenroder getan hatte, Einfachheit, charakteristische Bestimmtheit und tiefere Bedeutung, und mit noch weit größerer Entschiedenheit als jener betont er die Gleichwertigkeit jeder ursprünglichen, autochthonen Kunst. Ja, die Ähnlichkeiten gehen bis ins Persönliche: wie der Francesco Francia des Klosterbruders, warnt auch Overbeck sich selbst beständig vor Eitelkeit und Überhebung, mahnt er sich selbst zu Bescheidenheit und Weiterstreben.

Anderseits aber hatte die Betonung des gemütlichen Inhalts eine Vernachlässigung des Realen zur Folge. Zwar verfügte Overbeck über eine ziemlich gründliche Schulung und sprach wiederholt die Forderung technischer Vollendung aus, aber selbst er wollte doch lieber auf das Zeichnen nach weiblichem Modell verzichten, wollte lieber weniger richtig zeichnen, als gewisse Empfindungen einbüßen, die des Künstlers größter Schatz seien. Und wenn auch seine Anhänger und Nachfolger ihr Mißtrauen gegen technische Fertigkeit nicht alle so offen aussprachen wie sein Vorgänger Wächter oder der spätere Cornelius, so kamen doch die meisten, was schon Wilhelm Schadow beklagte, über der allgemeinen Empfindungsseligkeit selten zu einer gründlichen technischen Ausbildung. Und da schon Wackenroder die Gleichgültigkeit gegen technische Qualität gewissermaßen sanktioniert hatte, indem er, der auch einen begeisterten Aufsatz über die nie selbst gesehene Peterskirche geschrieben, es direkt als Kennzeichen eines verdorbenen Gemüts hingestellt hatte, über Mängel der Ausführung nicht zum Genuß des Gehalts kommen zu können, so mußte das Spottwort im zweiten Athenäumheft, daß mancher Gemälde am liebsten mit geschlossenen Augen betrachte, damit die Phantasie nicht gestört werde, noch für lange Zeit Geltung behalten. Selbst so hochgebildete Menschen wie die Veits sahen gern über die Schwächen der Ausführung hinweg, um nur die „tiefgefühlte" Absicht des Künstlers aufzusuchen, sie zu verstehen und mitzufühlen, und auch Hotho gesteht, er habe in seiner Jugend die Ausführung eigentlich als etwas Nebensächliches empfunden. Es konnte nicht ausbleiben, daß man die bloße Absicht des Künstlers, die man obendrein oft genug von sich aus in das Bild hineinlegte, schon als die Vollendung selber nahm — eine Verrohung des Geschmacks und Ermutigung des Dilettantismus, die der fest wurzelnden Tüchtigkeit des alten Goethe um so bedenklicher erscheinen mußte, als

die neue Kunst nach Allgemeinverständlichkeit und Volkstümlichkeit strebend, mit dem Anspruch auftrat, wieder ein Kulturfaktor zu sein.

Mit dieser religiösen hängt ideell aufs engste die Entwicklung der Landschaftsmalerei zusammen. Rousseau hatte die Blicke auf die Natur gelenkt, der „Werther" eine ganz neue Art, die landschaftliche Natur zu empfinden, gebracht, und schon bei Heinse findet sich, allerdings vereinzelt, eine Stelle, die neben der Menschendarstellung die der Landschaft als Hauptgegenstand der Malerei nennt, während noch in der „Europa" der Landschaft keine selbständige Bedeutung eingeräumt wird. Dies aber tut Tieck im „Sternbald" (1798). Dieser Roman oder, wie der Verfasser ihn nennt, diese „altdeutsche Geschichte" steht in den ersten Kapiteln gänzlich unter dem Einfluß Wackenroders. Dessen Künstlertypus wird nun handelnd eingeführt und in dem gleichen Sinne, in dem Wackenroder den kernigen, gemütstiefen, aber herben Ausdruck des Dürerschen Lebensberichtes verweichlicht hatte, zu einer überaus tränenseligen, schwärmerischen und haltlosen Figur gestaltet. Auch die neue Art, Kunstwerke zu betrachten, tritt hier ganz deutlich hervor, z. B. wirken in dem bekannten Stich Dürers „Der hl. Hubertus" weniger die Ausführung als die Gedanken: das Gefühl der Einsamkeit, das Unschuldige, Fromme, Liebliche darin, das ganz eigene Gedanken von Gottes Barmherzigkeit, von dem grausamen Vergnügen der Jagd u. dgl. erweckt. Ein überaus charakteristisches Gegenstück dazu kann man in August Wilhelm Schlegels „Schreiben an Goethe" finden, nämlich die Besprechung von Schicks Noahopfer. Aber Tieck ist vielseitiger als Wackenroder, er kennt auch den Genremaler, und bald tritt auch das Interesse an Heiligenbildern zurück gegen das an Landschaften. Und zwar ist es weniger die Realität der Natur, die man entdeckt, als vielmehr die Möglichkeit, die eigene Stimmung durch die landschaftliche auszudrücken; vor allem aber sucht man die Gottheit in der Natur und schafft Allegorien, Symbole oder, wie Schlegel sagt, Hieroglyphen. Auch für Tieck steht die Malerei dann am höchsten, wenn sie der höheren Schönheit als symbolische Bezeichnung zu ihrer Offenbarung dient. In den im „Sternbald" geschilderten Landschaften nun finden wir, zunächst durch Ariost und Boccaccio angeregt, solche mit mythologischer Staffage, später jedoch, aus eigenen Mitteln fortgeführt, den ganzen landschaftlichen Apparat, den auch die in der Kunstgeschichte sogenannte romantische Landschaft aufweist: Schwermut und Schönheit, das Wunderbare und Seltsame, die Einsamkeit schauerlicher Gegenden, morsche Brücken, schroffe Felsen mit Räubern, Abendrot, finstere Nacht, Irrlichter und glänzenden Mondschein, vor allem aber den Wald. Während solcher Vorwürfe sich erst eine spätere Generation der Maler bemächtigte, zeigen sich auch überraschende Beziehungen zur zeitgenössischen Generation. Nicht nur, daß die Forderung, sich in den Charakter, die Physiognomie des Naturgegenstandes einzufühlen (ein Gedanke, den Schelling dann verallgemeinert hat), auf Runge, der Blick für die Phänomene des Himmels auf Caspar David Friedrich weist, die von Tiecks Einsiedler gemalte Landschaft mit dem Pilgrim ist schon völlig im Sinne Friedrichs, d. h. symbolisch entworfen und gedeutet. Und noch ein anderes Kennzeichen der Romantik tritt im „Sternbald" stark hervor: der Sinn für Farbe. Obwohl schon Heinse im „Ardinghello" ausgerufen hatte, daß Farbe das Ziel, der Anfang und das Ende der Kunst sei, war doch für G. Forster sowohl wie für Fernow, den Carstens-Biographen, (für letzteren noch 1806) das Kolorit

etwas Nebenſächliches; erſt Tieck betont wieder ſeine Bedeutung, und Friedrich Schlegel und die Boiſſerée rühmen an den alten Bildern immer wieder den magiſchen Zauber der Farbe. Und wie die gotiſche Baukunſt ſchon von Wackenroder ganz allgemein auf Eigenſchaften der Seele gedeutet, von Friedrich Schlegel, Görres, Carove und anderen auf ganz ähnliche Weiſe ſymboliſch erklärt wird, wie in J. K. Huysmans Roman „La Cathédrale“, ſo werden nun auch die Farben, wie ſich beſonders deutlich bei Runge zeigt, abſolute Symbole. Auch Overbeck ſpricht einmal von der Farbe der Hoffnung, und wer eine Probe von den Spitzfindigkeiten haben will, in die ſich dieſe Symbolik bald verlor, leſe Friedrich Schlegels Aufſatz über Ludwig Schnorrs hl. Cäcilie von 1823.

Damit wären die wichtigſten ideellen Zuſammenhänge zwiſchen der deutſchen Romantik und der deutſchen bildenden Kunſt erwähnt. Was ſich vereinzelt bei ſpäteren Romantikern, wie Fouqué oder E. T. A. Hoffmann oder allgemeiner in der ſpäteren Malerei, etwa der Düſſeldorfer, oder bei Schwind an „Romantiſchem“ findet, iſt wie das ſchon erwähnte Landſchaftliche rein gegenſtändlich bedeutſam, und eine genauere Unterſuchung des hier Gemeinſamen würde erſt möglich werden, nachdem man ſich über die Abgrenzungen des Begriffs „Romantik“ geeinigt hat, was einſtweilen noch gute Wege haben dürfte.

Landeskunde der Provinz Brandenburg

Von R. Krieg-Sangerhauſen

Ueber den erſten Band eines großen Unternehmens in der Landeskunde der Provinz Brandenburg iſt in Heft 52, Jahrgang 1909 der Grenzboten berichtet worden. Nachdem nun der zweite Band*) dieſes Werkes erſchienen iſt, lohnt es ſich um ſo mehr, mit einigen Worten auf den Inhalt einzugehen, als er über die Provinz hinaus Bedeutung hat. Es wird darin die Geſchichte behandelt, aber weniger die einzelne Tat mit ihren Folgen, als vielmehr das allmähliche Wachſen und Werden der Gedanken, die ſich aus dem Lande, der Bevölkerung und deren Arbeit ergeben.

Die Eroberung des oſtelbiſchen Wendenlandes ging im zehnten Jahrhundert von der heutigen Altmark aus, und die Koloniſation dauerte faſt dreihundert Jahre. Zuerſt beherrſchten die Askanier das neu eroberte Gebiet zwiſchen der Elbe und Oder, dann kamen die bayeriſchen und luxemburgiſchen Markgrafen, die zur weiteren Entwicklung des märkiſchen Landesgebietes wenig beitrugen, und erſt den Hohenzollern war es vergönnt, den brandenburgiſchen Staat durch umfangreiche Gebietserweiterungen zu feſtigen und den von den Askaniern gelegten Grund zu einer Machtſtellung auszubauen, die ſchließlich zur Errichtung des Deutſchen Reiches führte.

*) „Landeskunde der Provinz Brandenburg.“ Unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Ernſt Friedel und Robert Mielke. 2. Band. Die Geſchichte. Mit 71 Abbildungen, zwei Tabellen und fünf Karten. Berlin, Dietrich Reimer. Preis 4 Mark.

Dem ersten von Dr. Gustav Albrecht herrührenden Abschnitt über die Landesentwicklung folgt ein zweiter über die Bevölkerung von Dr. Theodor Meinerich. Sie wird in mehr statistischer Form nach dem Geschlecht, Alter, Familienstand, nach der Gebürtigkeit, dem Bekenntnis, der Staatsangehörigkeit, Muttersprache und dem Berufe beleuchtet und ist für weitere Kreise von geringerer Bedeutung. Dagegen verdienen die drei nächsten Abschnitte über die Religions-, Rechts- und Verwaltungsgeschichte allgemeine Beachtung, da sie mit der entsprechenden Entwicklung für ganz Preußen eng zusammenhängen. In der Religionsgeschichte führt uns der Verfasser — Oberlehrer J. H. Gebauer — von dem heiligen Semnonenhain, den man jetzt auf den Schloßberg bei Burg im Spreewalde verlegt, in die vorgeschichtlichen Rundwälle, die man vielfach als vorslawische Opferstätten anspricht und in die wendische Gottesverehrung, die in Triglaw, dem dreiköpfigen Herrn über Himmel, Erde und Unterwelt, gipfelte. Man feierte ihn auf Bergeshöhen in prachtvollen Tempeln, von denen die bei Prenzlau, Jüterbog, Havelberg und Brandenburg ein weitverbreitetes Ansehen besaßen. Aber da man diesem Gotte im Gegensatz zu den anderen keine Menschen-, sondern nur Dankesopfer darbrachte, so hat man in dem Triglawkult die letzte, das Christentum gewissermaßen vorbereitende Entwicklungsstufe des wendischen Heidentums sehen wollen; indessen es verging doch noch lange Zeit, ehe Kaiser Otto der Erste den Missionsgedanken aufgreifen und die Bistümer Havelberg und Brandenburg gründen konnte. Zu diesen trat im dreizehnten Jahrhundert noch Lebus a. d. Oder, und an ihnen rankte sich die kirchliche Organisation in der Mark empor, unterstützt von den neu gegründeten Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser, die gerade dort eine segensreiche Tätigkeit entfalteten. Die Namen Lehnin, Chorin, Dobrilugk und andere erinnern noch heute an die wirtschaftliche Bedeutung der fleißigen Mönche aus jener Zeit. Nimmt man noch dazu, daß zahllose geistliche Brüderschaften den Ordensgesellschaften zur Seite traten, so ist es kein Wunder, daß das römische Kirchenwesen im Guten und Schlechten, Großen und Kleinen mit jeder Faser des märkischen Volkes verwuchs und es schwer hielt, der Reformation Eingang zu verschaffen, weil die geistliche und weltliche Gewalt sich vereint entgegenstemmten. Als das Werk dann aber gelungen war, spiegelte die märkische Landeskirche in ihrer inneren Entwicklung all die größeren Zeitströmungen wieder, die sich seit der Reformation im Protestantismus geltend gemacht hatten: Männer wie Philipp Jakob Spener, Paul Gerhardt, Schleiermacher, aber auch solche wie Christoph Wöllmer haben auf märkischem Boden gewirkt. Dahingegen beruhen wohl die religiösen Verhältnisse der neueren Zeit hinsichtlich der Sekten, Altlutheraner, Katholiken und Juden zum größten Teile auf der Sonderstellung der Stadt Berlin. Die Provinz als solche hat ihr altprotestantisches Wesen treu bewahrt; sie ist immer noch ein zähes Bollwerk des Protestantismus, wie das einst vom Ultramontanismus geprägte Wort beweist, daß der Entscheidungskampf zwischen Rom und Wittenberg auf dem Boden der Mark zum Austrag kommen müsse. Der Überblick über die Religionsgeschichte ist auch statistisch bemerkenswert, da wir die Zahlen der Übertritte aus einer Kirche in die andere und sonst manches erfahren, was man im engen Zusammenhange nicht leicht findet.

Ähnlich verhält es sich mit der vom Kammergerichtsrat Dr. Friedrich Holtze bearbeiteten Rechtsgeschichte; auch sie beansprucht allgemeinere Bedeutung, steht

mit der preußischen Rechtsgeschichte in naher Beziehung und enthält ein gut Teil der Geschichte des Kammergerichts, als des höchsten preußischen Gerichtshofes. Die erste Gerichtsbarkeit in der Mark übten naturgemäß die Markgrafen als eine Art Militärgewalt und später die Lehnsleute unter deren Aufsicht; in den Städten entstand eine eigene Gerichtsbarkeit, und man verlieh den Bürgern das Recht aus anderen Städten: so erhielt Brandenburg das magdeburgische Stadtrecht und brandenburgisches Recht wurde auf Berlin übertragen, das seinerseits wieder das Recht an Frankfurt a. d. Oder abgab. Daneben entwickelte sich aus den Bistümern und Klöstern eine besondere geistliche Gerichtsbarkeit, die in der Hand der Bischöfe lag. Das zur Anwendung kommende bürgerliche Recht war vorwiegend das sächsische nach dem Sachsenspiegel mit einigen märkischen Sonderheiten, wie er von dem altmärkischen Edelmann Nicolaus von Buch um 1325 glossiert worden war. Aus dieser Zeit stammen die Patrimonialgerichte der Gutsherren auf den Dörfern; sie haben sich fast unverändert bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Eine landesherrliche Aufsicht über diese Stadt- und Landgerichte wurde erst durch die Hohenzollern wieder eingeführt, doch war es nicht leicht, Ordnung zu schaffen, weil die Fürstenmacht noch zu schwach war. Eine höchste allgemein anerkannte Gerichtsbarkeit ins Leben zu rufen, wurde erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts möglich, als die Stände sich damit einverstanden erklärten, daß sich unter dem Vorsitze des Landesherrn oder seines Vertreters ein in des Herrn „Kammer" tagendes, aus ständischen Vertretern zusammengesetztes Gericht bildete, bei dem man sich in höchster Instanz Recht holen konnte. Das ist der Keim des Kammergerichts, dessen erster Ordnungsentwurf 1516 erschien, aber keine große Bedeutung erhielt, weil es immer noch mehr ein Standesgericht war, dessen Beisitzer keine juristischen Kenntnisse hatten. Diese waren nun zwar mit der Eröffnung der Universität in Frankfurt a. d. Oder 1504 allmählich in die Laienkreise gedrungen, aber damit ging hinwiederum das Sonderrecht zugrunde und das gemeine römische Recht gewann in den Gerichtshöfen die Oberhand bis auf das Erbrecht, das 1527 in der Joachimika festgelegt wurde. Nach langjährigen Kämpfen mit den Ständen sah man auch für das Strafrecht das Kammergericht als landesherrliches Appellationsgericht an, und schließlich entwickelte sich der schriftliche Prozeß, der gelehrte Richter voraussetzte, sowie Notare, die auf Grund kaiserlichen Diploms als amtlich bestellte Urkundpersonen für Rechtsakte galten. Männer wie der Kanzler Distelmeyer schufen für solche Gerichtsbarkeit ein vortreffliches Beamtentum, ordneten den Geschäftsbetrieb, drängten die Kabinettjustiz zurück und begannen auch materiell märkisches Recht zu schaffen durch Sammlungen von Konstitutionen.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege sank der Feudalstaat, wie er immer noch bestanden hatte, mehr und mehr in Trümmer, die einzelnen Stände waren geschwächt und die Fürstenmacht gewann festeren Boden. An die Stelle der alten ständischen Gesetzgebung auf den Landtagen traten die kurfürstlichen Verordnungen, durch die oft auch geringfügige Fragen entschieden wurden. Die Rechtspflege freilich wurde dadurch nicht besser; denn die Verordnungen standen nur auf dem Papiere, die unteren Gerichte entschieden nach Willkür, oft auch durch Bestechung, so daß Friedrich Wilhelm der Erste bei seinem Regierungsantritte darüber klagte, daß die schlechte Justiz zum Himmel schreie. Aber dennoch verliefen die Bestrebungen

dieses Königs, ein einheitliches Recht für seine Lande zu schaffen, im Lande, ebenso hatten die Unternehmungen des Kanzlers Cocceji, das materielle Recht, das Verfahren und die Gerichtsverfassung von Grund aus neu zu gestalten, fast keinen Erfolg. Ebenderselbe aber hat das große Verdienst, ein jugendkräftiges Richtertum herangebildet, für anständige Besoldung gesorgt, abgelebte Richter beseitigt und für einen vortrefflichen Nachwuchs gesorgt zu haben. Er führte die große Staatsprüfung ein. Ein weiterer Schritt wurde schließlich durch den Justizminister Carmer unternommen, als er das Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten zustande brachte und das Verfahren neu regelte.

Im Zusammenhange mit der Rechtsgeschichte steht die Verwaltungsgeschichte, die von Dr. Spatz behandelt wird. Von einer Verwaltung im engeren Sinne kann freilich erst die Rede sein, seitdem Albrecht der Bär in der Mark regierte und sich die Städte zu entfalten begannen. In der Wendenzeit gab es nur kleinere oder größere Dörfer, denen eine geordnete Verfassung fehlte. Nach der Ausbreitung des Deutschtums war der Fürst zumeist zugleich der Herr der Stadt, der sie angelegt und erweitert hatte. Die dabei tätigen Mittelspersonen (locatores) erhielten für ihre Mühewaltung eine Gerechtsame, reichen Grundbesitz und das erbliche Schultheißenamt. Sie hatten die Einkünfte für den Stadtherrn einzusammeln, namentlich die Gerichtsbußen, Zölle und andere landesherrliche Regalien und grundherrliche Rechte, wohnten dauernd in der Stadt und waren landesherrliche Beamte. Neben ihnen gab es den bürgerlichen Rat, der das städtische Leben, den Handels- und Marktverkehr unter sich hatte. Die Ratmannen oder Konsuln sind wohl zu unterscheiden von den Schöppen, denen die Rechtspflege oblag. Zu erwähnen sind endlich noch die Innungsmeister als maßgebender Bestandteil des Stadtregiments.

Mit den Gründungen der Städte in askanischer Zeit ging die Entstehung der Dörfer Hand in Hand; ein Teil der deutschen Siedlungen lehnte sich zwar an schon bestehende slawische Orte an, aber Tausende von Dörfern entstanden neu und die deutschen Bauern überflügelten sehr bald die wendischen in wirtschaftlicher Beziehung. Die deutschen Dörfer standen fast durchweg auf grundherrlichem Boden, die Bauern zahlten für die Verleihung des Ackerlandes dem Grundherrn einen Zins und entrichteten außerdem Leistungen öffentlich-rechtlicher Natur. An der Spitze der Dorfschaft stand der Schulze, der dem Schultheißen in der Stadt entsprach und oft erblicher Lehnmann war; er stand im Mittelpunkt der Dorfgemeinde und hatte deren Verwaltung nach außen und innen zu besorgen. Zwischen den Städten und Dörfern stand der adlige Grundbesitz, der den Rittern vom Markgrafen zur Kolonisation übergeben worden war, und man nimmt an, daß diese dann erst die Dörfer angelegt und die einzelnen Hufen an Kolonisten vergeben haben. Der gemeinsame Oberherr der Bauern, Ritter und Bürger war der Markgraf, aber es hielt schwer, sie in einem gemeinsamen Landtage zu vereinigen, da die Zusammengehörigkeit der einzelnen Landschaften noch zu wenig ausgebildet war. Eine neue Zeit in der Verwaltungsgeschichte trat mit dem Beginn der Herrschaft der Hohenzollern ein. Während sich die Städte zu größerer Freiheit emporarbeiteten, kamen die Dörfer immer mehr unter die Verwaltung der Gutsherrschaft, die im Orte ansässig war und möglichst viel Bauerngüter erwarb.

In der Darstellung der Wirtschaftsgeschichte behandelt Dr. Karl Brinkmann zunächst die Landwirtschaft mit den ihr zukommenden Betrieben des Ackerbaues und der Viehzucht, sodann das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, ferner die landwirtschaftlichen Gewerbe und endlich den Garten- und Weinbau. Derselbe Verfasser macht uns mit dem Handel in den Städten und den Verkehrsmitteln der Neuzeit bekannt und gibt einen Überblick über die städtischen Gewerbe mit den verschiedenen Unternehmungen und der industriellen Entwicklung Berlins. Über die Hauptindustrien der Mark Brandenburg und über den Bergbau berichtet der Geologe Dr. Max Fiebelkorn, indem er im einzelnen die Ziegelindustrie, den Kalksandstein, die Zementwaren, den Beton und Kunststein, die Feinkeramik und die Ofenfabrikation in ihrer Bedeutung für die an natürlichen Bausteinen arme Mark würdigt und die einzelnen Techniken erörtert, auch statistische Nachweisungen über den Umfang dieser Betriebe, die sich vielfach in der Nähe von Berlin befinden, bringt. Für den Bergbau kommen in erster Linie die Braunkohlen in Betracht, die in den tertiären Ablagerungen auftreten und in etwa neunundsiebzig Gruben gewonnen werden. Fast ebenso wichtig ist die Gewinnung des Kalkes, der namentlich bei Rüdersdorf ansteht und dessen gewaltige Aufschlüsse in dem Muschelkalklager von jeher die Aufmerksamkeit von Gelehrten und Laien auf sich gezogen haben. Weniger bedeutend ist die Gips- und Eisenindustrie, da nur Raseneisenerz vorkommt und die Gipslager selten sind; um so umfangreicher aber wurde im Laufe der Jahrhunderte die Verhüttung des Eisens von der alten, 1874 aufgehobenen Königlichen Eisengießerei bis zu den weltberühmten Werken von Borsig, Siemens, Ludwig Löwe und anderen.

Den Schluß des Bandes bildet eine Betrachtung über das Textilgewerbe in der Mark von August Förster, und zwar eine geschichtliche Betrachtung in Verbindung mit dem jetzigen Stande dieses überaus wichtigen Gewerbezweiges.

Die fremden Sterne

Von Margarete Windthorst

Wir blicken manchmal auf in hohe Fernen,
Und unsre Seelen beten in die Nacht,
Und unsre Sehnsucht geht nach fremden Sternen.
Wir wissen nicht und haben kaum bedacht,
Ob nicht auch droben solche Menschen leben
Wie wir, aus einem gleichen Stoff gemacht,
Die ihre Hände so wie wir erheben,
In denen eine gleiche Seele weint
Und die in einer selben Sehnsucht schweben.
Sie sind in unserm Beten uns vereint.
So tragen sie vielleicht ein hoch Verlangen
Nach unserm Stern, der ihnen golden scheint,
Und weinen heiß und weiß vielleicht die Wangen
Nach diesem Stern, für dessen Gold wir blind,
Auf dem uns trägt ein heimatloses Bangen —
Nach dieser Welt, der wir so müde sind.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Wendelin und das Dorf. Roman von **Victor Fleiſcher.** Berlin, Meyer u. Jeſſen. Preis M. 2.50.

Fleiſcher ſchildert in dieſem Roman mit ſcharfer Beobachtung und feinem dichteriſchen Empfinden den Kampf zwiſchen Dorf und Stadt. Er führt uns nach Nordböhmen in die Gegend des Erzgebirges, die er in früher erſchienenen Novellen und Erzählungen ſchon verherrlicht hat („Das Steinmetzendorf", Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. „Leute vom Dorf", Kürſchners Bücherſchatz. „Bauerngeſchichten", Reklams Univerſalbibliothek). — Wendelin, der Sohn des Bachſeitsbauern, hat das Abiturientenexamen gemacht und erwartet mit Ungeduld den Tag, der ihn aus der heimatlichen Enge zum Studium der Medizin nach Wien bringen wird. Der Vater, ein prächtig gezeichneter Mann „von altem Schrot und Korn", iſt nicht einverſtanden mit den neumodiſchen Anſichten ſeines Sohnes, der ſo gar keine Ehrfurcht vor dem Althergebrachten hat, aber er läßt ihm doch ſeinen Willen. Mit jugendlichem Feuer ſtürzt ſich der Student in das leichte Leben der Hauptſtadt, bis ſich, nachdem der erſte Rauſch verflogen, langſam, ganz langſam das Heimweh meldet. Die Heimat zieht den Flüchtling mit tauſend Fäden zurück in ihren Bannkreis, und wie er auch gegen dies ungewohnte Gefühl ankämpft, Weihnachten packt er Hals über Kopf ſeinen Koffer, um wenigſtens auf ein paar Tage Heimatluft zu atmen. Er kehrt nach Wien zurück, aber die Sehnſucht läßt ihn nicht mehr los. Nach Beendigung der Studien kehrt er als praktiſcher Arzt in ſein Dorf zurück. Und nun beginnt die Tragödie. In der Heimat hat ſich vieles verändert; die nahe Stadt wächſt mit unheimlicher Schnelligkeit an das Dorf heran, und es iſt nur noch eine Frage der Zeit, wann der letzte Bauernhof verſchwunden ſein wird. Den Lockungen des Geldes haben nur wenige Bauern widerſtehen können. Mit künſtleriſcher Kraft wird nun der Kampf Wendelins mit den harten Bauernſchädeln und der eindringenden Arbeiterbevölkerung um die Erhaltung der Heimat geſchildert, der Kampf des gebildeten, weitſchauenden Mannes, der von glühender Liebe für ſein Dorf erfüllt iſt. Es iſt wahrlich kein beneidenswertes Leben, das dieſer Dorfarzt führt. Er liebt die Tochter des jüdiſchen Kaufmanns Deutſch und heiratet ſie, die ihm eine tapfere Mitſtreiterin wird. Aber ſie ſtirbt bald, ehe noch die in der Verſchiedenheit der Weltanſchauungen liegenden Konflikte das Glück trüben konnten. Wendelin ſelbſt verläßt die Heimat, äußerlich als Beſiegter, aber mit der feſten Zuverſicht, ſich anderswo ein neues Glück zu ſchaffen. — Was wird nun aus ihm? Soll der Roman eine Fortſetzung erhalten? So fragt man unwillkürlich am Ende des Buches. Fleiſcher hat den Stoff, der einen tragiſchen Schluß verlangte, nicht bis zur äußerſten Konſequenz durchgeführt. Das iſt um der künſtleriſchen Wirkung willen zu bedauern; aber das Buch bedeutet zweifellos einen kräftigen und verheißungsvollen Fortſchritt in der Entwicklung des jungen Künſtlers. W. J. R.

Juſtiz und Verwaltung

Das Recht als Urſache der Rechtsunſicherheit. Vor kurzem hatte ich zum erſtenmal in meinem Leben einen Prozeß zu führen. Da mein Anſpruch auf den klaren Worten eines geſchriebenen Vertrages beruhte, hielt ich meinen Sieg für gewiß; doch bei meinen Freunden, ſoweit ſie nicht Juriſten waren, begegnete ich allgemeinem Mitleid. Einer davon verſtieg ſich ſogar zu dem Ausſpruch: „Ein anſtändiger Menſch kann niemals einen Prozeß gewinnen; dazu

muß man schon mit allen Hunden gehetzt sein." Ich selbst dachte minder pessimistisch und machte die Sache anhängig. Mein Rechtsanwalt aber war so uneigennützig, mich zu warnen. An sich sei mein Recht allerdings zweifellos; doch bei dem Geltendmachen desselben habe ich Formfehler begangen, von denen mein armer Laienverstand natürlich nichts geahnt hatte. Infolgedessen seien meine Aussichten zwar nicht gerade schlecht, aber doch nicht unanfechtbar. Er hoffe zwar, daß ich gewinnen werde, könne aber nicht dafür einstehen. Nach diesen Erklärungen war ich nicht leichtsinnig genug, mich auf ein Hasardspiel einzulassen, dessen Einsatz Tausende betrug, und entschloß mich zu einem Vergleich. So habe ich persönlich mich über unsere Gerichte nicht zu beklagen, aber nur weil ich rechtzeitig darauf verzichtete, ihre Entscheidung anzurufen. Aber daß ein Prozeß ein Hasardspiel sein kann, dessen Ausgang auch der Kundigste nicht vorauszusehen vermag, bleibt trotzdem ein Zustand, der zu denken gibt. Und wenn jener Freund, der keineswegs dumm oder ungebildet war, die Behauptung aufstellte, ein anständiger Mensch könne überhaupt nicht Sieger bleiben, so war dies zwar gewiß nicht richtig, wohl aber ein trauriges Zeichen dafür, in welchem Ruf unsere Rechtspflege steht. Denn, wie gesagt, seine Meinung war nicht vereinzelt, sondern viele schlossen sich ihr, wenn auch in minder schroffer Form, überzeugungsvoll an.

Über solche Laienaussprüche mag der geschulte Jurist lachen; der schlichte Mann, dessen Urteil nicht in die Bande einer angelernten Denkweise eingeschnürt ist, muß es als schweren Schaden empfinden, daß keiner wissen kann, ob ein Rechtsgeschäft, das für seine wirtschaftliche Existenz vielleicht die höchste Bedeutung hat, vor Gericht als gültig anerkannt wird oder nicht. Denn auch die größte Vorsicht ist nicht imstande, vor Schaden zu bewahren. Selbst der juristische Sachverständige kann Formfehler nicht immer vermeiden, die den Erfolg hinfällig machen. Ein Beispiel, das mir aus sicherster Quelle bekannt geworden ist, mag dies beglaubigen.

Ein wohlhabender Mann war in langähriger Lähmung von seiner Haushälterin mit hingebender Treue gepflegt worden. Da er nur sehr entfernte Verwandte besaß, wollte er sie zu seiner Universalerbin einsetzen. Er läßt den Amtsrichter kommen, diktiert ihm sein Testament und will es dann unterschreiben; doch die gelähmte Hand versagt ihm den Dienst. Der Richter teilt ihm mit, daß die Unterschrift überflüssig sei, wenn ausdrücklich beglaubigt werde, daß er nicht schreiben könne, und so geschieht es. Um seinem letzten Willen die Gültigkeit zu sichern, hatte also der Kranke alle Vorsicht gebraucht. Trotzdem wurde nach seinem Tode das Testament von den Verwandten angefochten. Warum? In § 2242 des Bürgerlichen Gesetzbuchs heißt es: „Erklärt der Erblasser, daß er nicht schreiben könne, so wird seine Unterschrift durch die Feststellung dieser Erklärung im Protokoll ersetzt." Bei seiner Aufnahme des Testaments hatte aber der Amtsrichter nur festgestellt, daß der Kranke nicht schreiben könne, nicht, daß er erklärte, nicht schreiben zu können. Die beiden ersten Instanzen erkannten dies mit Recht für unwesentlich; doch das hohe Reichsgericht, an das die Verwandten zuletzt noch appellierten, ließ den Advokatenkniff gelten. Daß jene Erklärung selbstverständlich war, kam nicht in Betracht; das Fehlen der beiden Wörtchen: „er erklärte" genügte für die Vernichtung des Testaments. Die Dankbarkeit des armen Kranken hattte für seine treue Haushälterin nur die angenehme Folge, daß sie an die 5000 Mark Prozeßkosten zahlen mußte.

Ihr blieb der Ausweg, den Staat, als dessen Vertreter der Amtsrichter jenen Fehler begangen hatte, auf Schadenersatz zu verklagen. Doch wurde ihre Forderung anerkannt, so lag auch darin eine harte Ungerechtigkeit. Freilich wäre ihr der Betrag der Erbschaft überwiesen worden; aber weil dies nicht auf Kosten der Steuerzahler geschehen durfte, hätte der Staat den Amtsrichter haftbar gemacht. Dieser hatte vielleicht schon Hunderte von Testamenten protokolliert, aber wahrscheinlich war ihm der Fall, daß der Erblasser nicht unterschreiben konnte, zum erstenmal begegnet. Er war kaum darauf vorbereitet und kannte die Formalien, die in solch einem seltenen Ausnahmefalle anzuwenden waren, nicht aus eigener Er-

fahrung. Allerdings hätte er sich darüber unterrichten können; aber wenn man plötzlich zu einem Sterbenden gerufen wird, hat man nicht immer die Zeit dazu. Sein Fehler war also sehr verzeihlich, und doch sollte er dafür mit einer Strafe von 100000 Mark belegt werden; denn so viel betrug die Erbschaft. Ein rein formales Versehen hätte ihn an den Bettelstab gebracht. Es ist daher begreiflich, daß er trotz seiner zweifellosen Schuld den Prozeß aufnahm, und wirklich gewann er ihn, aber nicht auf Grund jener sehr berechtigten Billigkeitserwägungen, sondern wieder nur durch einen rein formalen Advokatenkniff. Er berief sich darauf, daß sein Protokoll, wie jedes andere, am Schluß die Worte enthielt: „Vorgelesen und genehmigt". In dem „genehmigt" liege aber der Sinn, daß der Erblasser seine Unfähigkeit zu schreiben anerkannt habe, und damit sei jene durch das Gesetz geforderte „Erklärung" gegeben. Daraus hätte folgen müssen, daß die Haushälterin nun doch ihre Erbschaft antreten könne; doch das Reichsgericht hatte gesprochen, und damit war jede Hoffnung für sie endgültig verloren. Trotzdem erkannte dasselbe Reichsgericht auch jenen Grund des Amtsrichters an: In früheren Entscheidungen, so führte es aus, habe es den gleichen Standpunkt vertreten; mithin sei er befugt gewesen, sich danach zu richten. Seitdem aber hatte es seine Meinung geändert, unddie arme Frau mußte das ausbaden. Da ihre Sache jetzt zum zweitenmal alle Instanzen durchlaufen hatte, waren die Prozeßkosten auf das Doppelte angewachsen.

Hätte sie nun gar nichts gehabt, so wäre sie nach Armenrecht von jener Zahlung befreit gewesen. Aber durch die Vernichtung des Testaments, das sie zur Universalerbin einsetzte, war ein anderes, älteres rechtskräftig geworden, und durch dieses empfing sie ein kleines Legat. So war sie in der Lage, die Prozeßkosten zu bezahlen, wodurch dann freilich das Wenige, was sie sich durch ihre hingebende Pflege des Kranken erworben hatte, zum großen Teil verloren ging. Die Verwandten, die für den Erblasser gar nichts getan hatten und deshalb enterbt werden sollten, konnten in ungetrübter Freude ihres Triumphes genießen.

Der hier erzählte Fall steht keineswegs vereinzelt da. Ist es doch vorgekommen, daß ein Testament nur deswegen umgestoßen wurde, weil in dem darüber aufgenommenen Protokoll statt „vorgelesen, genehmigt und unterschrieben" durch irgendein Versehen des Schreibers stand: „verlesen, genehmigt und unterschrieben".

Das Testament soll den letzten Willen des Verstorbenen feststellen. Die Formalien, die dafür vorgeschrieben sind, haben keinen anderen Zweck, als diese Feststellung möglichst zweifellos zu machen. Unsere Juristen aber verfallen dem Fluch, jene Formalien zum Selbstzweck zu erheben, und geraten so in die Gefahr, das Recht nicht mehr zu sichern, sondern es jedem Advokatenkniff preiszugeben. Und dasselbe gilt für jeden Vertrag, jede Willenserklärung; selbst wenn man sie schriftlich aufsetzt und dabei Sachverständige zuzieht, kann man niemals wissen, ob sich nicht in ihr irgendein Häkchen finden wird, durch das ein geschickter Rechtsanwalt ihre Nichtigkeit herbeiführen kann. So sehnt sich jeder Mensch, wenn er nichts mit den Gerichten zu tun hat, und der Laie ist nur zu leicht versucht, sie nicht mehr für eine Quelle des Rechts, sondern der Rechtsunsicherheit zu halten.

Wie dem abzuhelfen ist, weiß ich nicht zu raten. Denn ich bin nicht Jurist, und die Kenntnis des Rechts ist leider zu einer Art von Kabbala geworden; es bewegt sich in unverständlichen Zauberformeln, bei denen es nicht auf den Sinn ankommt, sondern nur noch darauf, daß das vorgeschriebene Wort im vorgeschriebenen Augenblick richtig gesprochen oder geschrieben wird. Daß es jemals wieder dazu gelangt, aus dem Empfinden des Volkes hervorzuwachsen und dadurch ihm auch verständlich zu werden, auf diese kühne Hoffnung verzichten wir. Daß aber das Volk sich um sein Recht gar nicht mehr kümmert, und wenn man einen Prozeß zu führen hat, dies wie ein unverschuldetes Unglück beklagt, dessen Folgen ebensowenig vorauszusehen sind wie bei Hagelschlag oder Erdbeben, dem müßte denn doch entgegengetreten werden. Jeder Staatsbürger hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, auf öffentliche Schäden, so gut er es versteht,

hinzuweisen, damit diejenigen, die sich besserer Sachkunde rühmen können, auf Abhilfe sinnen. So habe auch ich mich für verpflichtet gehalten, Zustände, die viel Unheil gestiftet haben und noch größeres stiften können, an die Öffentlichkeit zu bringen, nicht als Reformator — denn zu dieser Rolle fühle ich mich unfähig —, wohl aber, um auf andere einzuwirken, die zum Reformieren berufen sind.

Prof. Dr. Otto Seeck-Münster

Kriminalpädagogik

Reform, Umgestaltung ist heute das Losungswort, und tausend Hände tasten suchend in die Weite von abertausend Möglichkeiten. Wo ein Griff geschieht, stiebt es auf: Altes fällt und vor uns breitet sich ein Neuland, das verspricht — nicht mehr. Neuland — wer kennt die menschliche Seele? Täglich hören wir von denen, die an der stillen Größe menschlich-überindividueller Wertung verbluten. Fremd sind sie uns in ihrer Not, die Rechtsbrecher, aber durch unsere Zeit geht ein starker Wille zu verstehen, und immer weitere Kreise werden von ihm ergriffen. Durch die Entwicklung der Jugendgerichte und der Jugendfürsorge sind in verstärktem Maße Laien zur Arbeit am Verbrecherproblem berufen worden. Da ist es gut, wenn sie einen Führer in das Land menschlichen Irrens finden. **F. W. Foerster** weist in seinem Buche **„Schuld und Sühne"** (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1911) den Suchenden den Weg. In gemeinverständlicher Weise beleuchtet er den Gegensatz zwischen den Vertretern des strafrechtlichen Sühneprinzips und den Wortführern der modernen Humanität, die bloße Erziehung oder Verwahrung des Verbrechers fordern, und sucht ihn vom Standpunkt der pädagogischen Psychologie zum Ausgleich zu bringen, indem er die Überwindung aller Einseitigkeiten durch eine vertiefte Grundanschauung anstrebt.

Ohne den Wert der Bestrebungen der neuen Schule zu verkennen, teilt Foerster die Meinung derer, die jene ganze Reformarbeit für verfehlt halten, sofern sie fremde Gesichtspunkte in das Strafrecht hineinträgt. Dieses muß aus seinem eigenen Wesen und Geist reformiert werden, die vorgeschlagenen „Behandlungen" des Rechtsbrechers können als ergänzende Faktoren neben das Strafrecht treten, und als solche sind sie willkommen zu heißen. Die Notwendigkeit der Strafe läßt sich psychologisch folgendermaßen begründen: Nichts ist so sehr geeignet, den Fehlbaren über den antisozialen Charakter seiner Willensrichtung und seiner Tat aufzuklären, als eine deutliche Kennzeichnung ihres Abstandes von einem System fester, sittlicher Normen. Die strafrechtliche Beurteilung wird zu einem Mittel sittlicher Klärung, weil das Ich aus seiner beschränkten Sphäre zur Erkenntnis einer sozialen Gemeinschaft aufgerüttelt wird. Wird der pädagogische Wert der Strafe verkannt, so geschieht es deshalb, weil auch in der modernen Erziehung unerbittliche und durchgreifende Forderungen oft genug gestrichen werden und über dem Verstehen der kindlichen Seele ihr Emporziehen zur Höhe der reifen Persönlichkeit in Vergessenheit gerät. Erziehen heißt aber nicht nur Individualisieren, sondern auch Generalisieren, d. h. die individuelle Einseitigkeit und Impulsivität muß durch den unverrückbaren Rechtswillen der sozialen Gemeinschaft eingedämmt werden. Die Anwendung fester Normen bedeutet überdies stets einen Appell an das „Normale" im Menschen, während die Einordnung einer strafbaren Handlung in das Gebiet des Krankhaften unter Umständen Widerstandslosigkeit gegen verbrecherische Antriebe suggerieren kann. Schließlich muß man sich auch darüber klar werden, daß selbst der reife Mensch als Schutz gegen seine Begierden und Leidenschaften gelegentlich objektiv begründeter gefühlsbetonter Hemmungsvorstellungen bedarf, wenn auch die Autonomie des sittlichen Tuns der zu erstrebende Zustand ist. Die Strafe enthält aber neben hemmenden auch fördernde Momente: sie vermag das oft zutage tretende subjektive Sühnebedürfnis zu befriedigen und macht den Menschen persönlich, indem sie ihn als Aktivum und nicht als Passivum behandelt. Foerster spricht von einem Recht des Rechtsbrechers, dessen Schutz als ein Hauptmotiv vieler Grundsätze der klassischen Strafrechtsschule bezeichnet werden kann, wogegen das verbrecherische Individuum unter dem Einfluß einseitig naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise jedes Recht verliert: der rücksichtslose Egoismus der Gesellschaft waltet. Schonungslose Ausscheidung nicht

anpassungsfähiger Elemente ist die Forderung derer, die Vorgänge in der untermenschlichen Lebewelt ganz einfach auf den unendlich viel komplizierteren sozialen Organismus, dessen intimste Lebensbedingungen und Bildungsfaktoren doch niemals durch biologische Analogien erfaßt werden können, übertragen. Es gibt neben der biologischen noch eine andere Selektion, und diese fordert die Ausmerzung antisozialer Regungen in der menschlichen Seele. Der Schutz der Gesellschaft vor dem Verbrecher liegt in der Pflege der Sühneidee.

Da die Forderung der Sühne mit der Anerkennung einer persönlichen Schuld verknüpft ist, rührt Foerster hier an das Problem der Willensfreiheit. Seine Beweisführung für die Behauptung, daß die Anerkennung der Willensfreiheit für die praktische Bekämpfung des Verbrechens von großer Bedeutung sei, vermag nicht zu überzeugen. In der Praxis entscheidet in diesem Falle der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, und tatsächlich erweist sich die Strafe zweifellos oft genug als in hohem Grade zweckmäßig, gleichviel ob man sich zum Indeterminismus oder zum Determinismus bekennen mag. Der Determinismus fordert keine Ausschaltung, sondern nur eine Umwandlung des Schuldbegriffs, weil er eine Wertung von Handlungen, ebensowenig wie die Wertung der kausal bedingten Kunstwerke, ausschließt und gerade in der Voraussetzung einer Gesetzmäßigkeit im Ablauf des psychischen Geschehens die beste Gewähr für die Wirksamkeit einer planmäßigen Beeinflussung des Verbrechers durch die Strafe erblickt. Das Auftreten gewisser unlustvoller Erlebnisse ist leider oft genug die Vorbedingung für das Freiwerden positiv wertvoller seelischer Veranlagungen. Nicht in der Intensität des Schuldgefühls im Sinne der Religion, sondern in der Kraft der subjektiven sittlichen Mißbilligung einer Missetat liegt der Keim sittlicher Befreiung, zu der die Strafe als Ausdruck objektiver Mißbilligung verhelfen soll. Diese Auffassung stimmt im Grunde zu Foersters Forderung, daß der Richter zunächst das Verbrechen als Tat zu beurteilen habe. Wo die Strafe versagt, liegt die Scheide zwischen gesund und krank. Voraussetzung ist dabei freilich, daß der rechte Weg zur gefühlsmäßigen Beeinflussung der Seele eingeschlagen werde. Solange wir Menschen sind, werden wir irren, die Marschroute darf deshalb nicht aus dem Auge verloren werden. Mit beredten Worten hat Binding, als die Universität Leipzig in ihr fünfhundertstes Lebensjahr trat, die eherne Notwendigkeit des Werdegangs der Strafe geschildert. Die psychologische Grundlage dieses Vorganges zu ergründen ist nicht leicht. Ein sehr beachtenswerter Versuch dieser Art findet sich bei Holldack, auf dessen neues Buch „Von der Idealität des dualistischen Prinzips in der Strafe" demnächst in den Grenzboten von fachmännischer Seite besonders hingewiesen werden soll, da es für die Beurteilung des Problems der Strafe neue Gesichtspunkte erschließt, die die Ausführungen Foersters in interessanter Weise ergänzen. Die Strafe erscheint dort als unsterblich, wohl aber muß, wie Foerster fordert, die Strafpraxis ethisch und pädagogisch vertieft werden. Wenn heute viele Menschenfreunde den Sinn und das Wesen der Strafe verkennen, so ist offenbar der verkehrte Strafvollzug daran schuld. Die Bewertung der Vorschläge Foersters zu seiner Reform muß den berufenen Vertretern der praktischen Rechtspflege anheimgegeben werden. Diesen dürfte vieles, was Foerster äußert, nicht neu sein, aber da das Buch sich an weite Kreise wendet, erscheint die wohldurchdachte, von echt pädagogischem Geist getragene Darstellung, namentlich auch wo sie auf die Erziehungsaufgaben gegenüber jugendlicher Verwahrlosung eingeht, außerordentlich anregend. Möge sie das Denken und Handeln Zahlreicher befruchten! Foerster hat zweifellos recht, wenn er sagt, daß die heilende Arbeit an Abnormen, Verwahrlosten und Verbrechern die höchste Betätigung und Übung der erzieherischen Kraft des Menschen ist, und daß diese Arbeit noch besonderen Segen mit sich bringt, indem alle Methoden, die hier erprobt werden, zugleich von entscheidender Bedeutung für den allgemeinen Fortschritt der Erziehungskunst und der pädagogischen Wissenschaft werden können.

Dr. M. Kelchner-Berlin

Reichsspiegel

(vom 10. bis 16. Juli)

Auswärtige Politik

Marokko — Konsequentes Vorgehen Frankreichs — Deutschland und Frankreich — Das Interesse Deutschlands

Konsequent, vorbedacht, energisch streben die Franzosen seit einer langen Reihe von Jahren in Marokko ihrem Ziele zu. Seit mehr als einem Jahrzehnt begannen sie von der noch nicht festgelegten Südwestgrenze aus ihre Fühlhörner immer weiter hinein in das begehrte Land zu strecken. Waren die zum Schutze der Grenze angelegten Forts durch Straßen und Bahnen verbunden, wurde die Grenze bis an die Forts vorgelegt, dann wurden neue Fühlhörner ausgestreckt. Durch Besetzung der Schauja, als Pfand für Geldzahlungen, wurde von einer anderen Seite her in den letzten Jahren in das selbständige Sultanat eingedrungen. Wie bei dem Spiel „Wolf und Schafe" wird durch systematisches Vorrücken die Bewegungsfreiheit mehr und mehr eingeengt, bis der Wolf mattgesetzt ist. Das von Frankreich eingehaltene Tempo war ein langsames, desto sicherer aber zum Ziele führendes. Und dieses Ziel wurde um so erstrebenswerter, je mehr zu erkennen war, daß es nicht erst, wie in Algier, nach dreißigjährigem Kampfe zu erreichen, daß vielmehr in absehbarer Zeit die militärisch gut veranlagten Marokkaner als abhängige Freunde zur willkommenen Mehrung der französischen Wehrkraft verwendbar werden. Die guten Nerven hielten aber nicht durch. Dem Drängen kolonialer Schwärmer nachgebend und um die Zeit des Polizeimandats voll auszunutzen, wurde das Tempo ein eiligeres, überhastetes. Der Zug nach Fes, die Besetzung von Stützpunkten stimmen nicht zum vorbedachten, zielbewußten Handeln, stimmen nicht überein mit Mandat und Algecirasakte. Eine hinter den Kulissen wirkende, zu ungeduldig treibende Kraft ist die marokkanische Abteilung des französischen Militärnachrichtendienstes. Von ihr gehen die vorbereitenden Maßnahmen aus, Hilferufe von Europäern, Unterstützungsgesuche des Sultans, Raubzüge von Araberstämmen, kurz alles, was dazu gehört, um einem militärischen Eroberungszug den Mantel der Berechtigung umzuhängen. Einem so vorsichtigen und besonnenen Führer wie dem General Moinier hat es Frankreich zu danken, daß der Zug möglichst glatt verlief. Unter seinem Vorgänger, einem Draufgänger, wäre die Situation wohl verwickelter geworden. Die geheimen Fäden dieses „Bureau arabe" werden überallhin gesponnen, sie durchdringen auch das Wirtschaftsleben, beeinflussen Kaids und Kadis, schalten jeden Wettbewerb deutscher Unternehmer aus.

Die Algecirasakte ist von Frankreich zerrissen, Spanien folgte in selbstverständlicher Konsequenz. Rechtzeitige deutsche Warnung war erfolglos. Durch die Entsendung eines Kriegsschiffs nach dem Hafen von Agadir ist Frankreich vor Augen geführt worden, daß Deutschland sich nicht zur Seite schieben läßt, daß, wenn auch die Zeit papierener, nur einseitig von Deutschland zu erfüllender

Verträge vorüber ist, verhandelt werden muß, um die durch das Abkommen von 1909 gewährleistete wirtschaftliche Gleichberechtigung endlich zur Tat werden zu lassen.

Es handelt sich nicht um Besitzergreifung, um einen Flottenstützpunkt, es handelt sich nur um allerdings für Deutschland sehr wichtige wirtschaftliche Fragen zwischen Frankreich und Deutschland allein. Diese Fragen sind für Frankreich mehr von politischem Interesse, für Deutschland rein wirtschaftliche. Auf den aus politischen Gründen zu erbauenden Straßen, Bahnen, Kanälen, Häfen, Post- und Telegraphenlinien sind Gleichberechtigung und Gleichbehandlung zu gewährleisten und nicht, wie bisher, durch Schikanen aller Art seitens der Franzosen, da wo sie die Macht dazu haben, sich anmaßen oder durch Beeinflussung scherifischer Behörden ausüben, beim Leichtern und Laden, bei Zollabfertigung und Transport, beim Landerwerb, bei Handelsgeschäften, bei Ausübung erworbener Rechte die Ausführung fast unmöglich zu machen. Es sind dort aber auch gemeinsame Aufgaben zu lösen. Wenn dann noch zur wirtschaftlichen Erschließung der scharf abgegrenzte, außerhalb der geographisch-politischen Interessensphäre Frankreichs und Spaniens liegende Teil Marokkos, der Agadir und das Susgebiet umfaßt, Deutschland geöffnet würde, wäre für die Zukunft die Reibungsmöglichkeit vermindert, Frankreichs Bewegungsfreiheit erweitert, die Selbständigkeit des Sultans nicht berührt und der erste Schritt zu einer politischen Annäherung beider Mächte getan. Es gilt Garantien und Kautelen für die Sicherung unserer wirtschaftlichen Unternehmungen in allen Teilen Marokkos von Frankreich zu erwirken, denn in allen Teilen steckt deutsche Arbeit, deutsches Kapital. Der Zeitpunkt hierfür ist der denkbar günstigste. Bei Schließung des Abkommens von 1909 war Frankreich wohl im Gefühl mancher kurz vorher erkannten Heeresschäden zu Zugeständnissen geneigt, die Erfüllung aber hing ganz vom guten Willen seiner in Marokko amtierenden oder von diesen abhängigen scherifischen Organe ab, auch war sie fast unkontrollierbar. Jetzt fühlen sich beide Mächte beim Geben und Nehmen gleich stark, beide stützen sich auf ebenbürtige Heere von gleicher Stärke, mit gleich guter Bewaffnung. Wichtige Werte lassen sich freilich im voraus nicht einschätzen. Mehr denn je gehört zu einem Millionenheer ein Feldherr gleich Napoleon und sein Stern. Der Krieg ist und bleibt daher das letzte Mittel, nur die ultima ratio, die Erkenntnis fördert sachliches Verhandeln. Zu den vielen Detailfragen gehören allerdings Sachverständige, über die Frankreich durch jahrelangen Aufenthalt und weil es hierzu auch interessierte Kaufleute heranzieht, in größerer Zahl verfügt. Von Vorteil ist es, daß die beiden Botschafter in Paris und Berlin von Amts wegen sich jahrelang mit den einschläglichen Fragen beschäftigt haben. Und nachdem Exzellenz v. Schoen den ersten energischen Schritt seines Nachfolgers in Paris zu vertreten hatte, wird er sich überzeugt haben, daß sich Zuvorkommenheit mit Energie verbinden läßt. So werden die Verhandlungen in Fluß kommen. Ihr Ergebnis kann eine große Friedenstat bedeuten.

Generalmajor z. D. v. Loebell-Berlin

Londoner Brief

Stellung der Volksparteien — Fiasko der Konservativen — Eine politische Bombe — Das Referendum — Vorschlag der Regierungspartei — Das herrschende Regierungssystem — Ein freieres England

Die Krönung ist vorüber. Auf bunte Feste folgt das Erwachen zu Ernst und Pflicht. Mit besonderer Spannung sieht das englische Volk der Entwickelung der konstitutionellen Frage entgegen, auf welche die letzten Ergebnisse in der politischen Arena des Landes von bedeutsamem Einfluß werden müssen.

Die Stellung der beiden großen englischen Volksparteien zueinander hatte nach Beendigung der Novemberwahlen keine ins Auge fallende Änderung erfahren. Und doch, mit wieviel mehr Zuversicht und Festigkeit konnte die aufs neue ins Amt berufene Regierungspartei dieses Mal auf ihre kühnen Ziele lossteuern! Handelt es sich doch um nichts Geringeres als zu entscheiden: Sollen die Lords, die repräsentierenden Häupter der oberen Zehntausend, weiter die Macht besitzen, die Stimme des Volkes, wie sie durch dessen erwählte Vertreter deutlich und unverkennbar zum Ausdruck gebracht wird, zum Schweigen zu bringen?

Die Wahlen haben hierauf die Antwort gegeben, doch nicht ohne harten und bitteren Kampf auf beiden Seiten. So wie die Regierung alles daransetzte, sich das Vertrauen des Volkes zu erhalten, hat die Opposition keine Mittel gescheut, ihr die Majorität streitig zu machen. Das Fehlschlagen dieser Versuche hat jedoch nicht nur die Stellung der Liberalen ungemein befestigt, sondern im feindlichen Lager eine Uneinigkeit hervorgerufen, welche das Prestige der Konservativen als Unionistenpartei für lange Zeit beeinträchtigen dürfte. Der Schlachtruf der Liberalen war kurz und bestimmt. Er lautete: Tod dem Veto. Ihr Angriff war spontan, während die Haltung des Gegners sich von Anbeginn durch eine Unentschiedenheit kennzeichnete, die auf den Ausgang des Kampfes nicht ohne Folgen bleiben konnte. In der Tat mußte der Feind stets neue taktische Maßregeln ergreifen, um sich im Felde behaupten zu können. Wie bei den letzten Wahlen Deutschland gegen die Politik der Liberalen ausgespielt wurde, so sollte dieses Mal Amerika der Sündenbock sein. Man denke sich: Mr. Redmond, der Führer der irischen Partei, hatte es nicht verschmäht, amerikanische Dollars entgegenzunehmen, um mit Hilfe dieses Mammons den Liberalen zu Sieg und Triumph zu verhelfen und so dem amerikanischen Geschäftsgeist die Erhaltung des Freihandels in England zu sichern. Die lächerliche Entstellung der wahren Sachlage und ihrer Bedeutung konnte leicht genug durchschaut werden, denn wer waren jene Verachtungswürdigen, welche jenseits des großen Ozeans ein Interesse daran hatten, den Irländer mit Geldmitteln zu versorgen? Keine andern als seine in Amerika reich gewordenen Landsgenossen, fortgetrieben durch Mißwirtschaft in der Heimat, welche englische Administration nicht verbessern konnte, leitende Persönlichkeiten in der Kolonie Kanada, welche den nach Selbstherrschaft strebenden Irländern mitfühlendes

Verständnis entgegenbringen. Es genügten zwei Ziffern, um das Argument zu entkräften: Der „Judaslohn", mit dem „Amerika" den Sieg der Liberalen erkaufen wollte, betrug 40 000 Pfd. Sterl., die Kosten einer Wahl belaufen sich jedoch durchschnittlich auf etwa 2000000 Pfd. Sterl.

Nach diesem Fiasko galt es für die Konservativen, etwas Glücklicheres ins Treffen zu führen. So versuchten sie, die noch unentschiedenen Wähler durch düstere Warnungen einzuschüchtern. „Liberalismus, wie man ihn euch bietet," so riefen sie, „ist Sozialismus in unverkennbarer Form. Seht ihr nicht die drohende Revolution, die sich unter dem liberalen Mantel verbirgt? Denn was bezweckt die geplante Zerstörung des Oberhauses anderes, als in einer Einzelkammer über den Kopf der Wählerschaft hinweg revolutionäre Maßregeln durchzubringen, den abtrünnigen Irländern als Dank für ihre Unterstützung Selbstregierung zu gewähren und so der Erhaltung eines vereinigten Königreichs entgegenzutreten? Wohl geben wir zu, daß sich eine Rekonstruktion des Oberhauses als nötig erwiesen hat, haben doch die Lords selbst in dem Rosebery-Landsdowneschen Plan die Wege dazu gewiesen; doch fort mit allen Gedanken, diese ehrwürdige Institution ganz zu vernichten! Im Gegenteil, in verstärktem Maße muß sie die Macht besitzen, den Angriffen der Volksvertreter auf die Sicherheit des Staates entgegenzutreten. Wir sind nicht, wie ihr glaubt, die Verfechter des Vorzugsklassensystems; nichts liegt uns ferner, als euch, beste Mitbürger, aus euerem guten Recht, stets das entscheidende Wort zu sprechen, hinauszudrängen. Seht, wir bieten euch ‚Referendum'. Alle wichtigen Fragen sollen euch zur Einzelabstimmung unterbreitet werden, und wenn ihr uns ins Amt berufet, werdet ihr erkennen, wie ehrlich wir es meinen. Denn bereit sollt ihr uns finden, selbst unsere Lieblingsidee — Tarifreform — dieser Maßnahme zu unterwerfen, bevor wir uns an die Ausführung dieser wichtigen, epochemachenden Neuerung begeben."

Wenn je eine politische Bombe ihr Ziel verfehlt hat, so war es dieses unerwartete, erstaunlich weitgehende Versprechen, dieser verzweifelte Versuch Mr. Balfours, des Führers der Konservativen, durch das Ausscheiden der Schutzzollpolitik aus seinem Programm gemäßigte wankelmütige Liberale für seine Partei zu gewinnen und ihr somit die unerläßliche Verstärkung zuzuführen. Vielleicht ist es ihm gelungen, durch diesen Coup eine noch größere Niederlage als die erlittene abzuwenden, doch wäre solcher Erfolg mehr als aufgewogen durch die Unzufriedenheit und Uneinigkeit, die dieses Versprechen unter seinen eigenen Genossen hervorgerufen hat. Ist ihrem Steckenpferdchen doch ein unverkennbares Hindernis in den Weg gestellt worden: der Tarifreformidee, welche seit Jahren an der Spitze ihres Programms steht und auf Grund derer es ihnen im Laufe der Zeit gelungen war, eine große Anzahl neuer Anhänger zu erwerben. So lag für die Partei die Gefahr einer offiziellen Spaltung nahe: in absolute Vertreter der Schutzzollpolitik und jene bei weitem geringere Anzahl von Unionisten, welche für die Aufrechterhaltung des Freihandels ein-

treten. Daß sie vor dieser Kalamität bewahrt wurde, ist einzig und allein darauf zurückzuführen, daß sie im Wahlkampfe unterlegen ist. Ebenso hat Mr. Balfour es wohl lediglich diesem Umstand zu verdanken, daß er den Zwiespalt in seinen Reihen als Parteiführer überlebt hat, denn wie hätte er es je mit seiner Ehre als Staatsmann vereinbaren können, sein einmal gegebenes Wort zurückzunehmen. Jetzt versuchen seine besten Anhänger ihn zu decken und erklären, daß ein für den Fall eines unmittelbaren Erfolges gegebenes Versprechen für alle Zukunft bindend sei, doch hatten sich bereits Stimmen geltend gemacht, welche nach einem neuen Parteiführer verlangten.

Schafft das Referendum vom liberalen Standpunkte aus einen Ausweg aus dem Dilemma? Was bedeutet Parlamentsvertretung? Jeder Staatsbürger wählt einen Vertrauensmann, an den er seine unbeschränkte Vollmacht für alle Regierungsfragen überträgt. Wozu bedürfte es einer solchen Einrichtung, wenn in jeder wichtigen Frage gesondert an das Volk appelliert werden müßte, wenn es in seine erwählten Vertreter nicht das Vertrauen setzen könnte, daß sie imstande wären, seine Wünsche nachdrücklich und wirkungsvoll zu verfechten? Ein Parlament würde in solchem Falle zu einer Farce reduziert, zu einer Versammlung von „Vertrauensleuten" ohne Autorität und Verantwortung. Man beschuldigt die Regierung, verschwendungssüchtig zu sein; sie hätte innerhalb eines Jahres zwei große Wahlen heraufbeschworen. Das koste dem Lande 4 Millionen Pfund. Jetzt plädiert die Gegenpartei für Volksabstimmung. Würden nicht die Mühen und Kosten, die in jedem einzelnen Falle damit verbunden wären, denen einer Allgemeinwahl sehr nahe kommen und im Laufe der Zeit einen Kostenaufwand bedingen, der den jetzigen weit überschreitet? Das Referendum hat aber noch weitere Nachteile, wie man sie in andern Ländern, z. B. in der Schweiz und Amerika wahrnehmen konnte. Es ist meistens sehr schwer, die ganze Wählerschaft, die durch gar zu häufige Inanspruchnahme ermüdet wird, zu bewegen, das Wahlrecht auszuüben, und der kleine Prozentsatz, der von ihm Gebrauch macht, läßt die Stimme des Volkes nur ungenügend erkennen.

Welchen Vorschlag stellt die Regierungspartei der Idee des Referendums gegenüber? Ist es berechtigt, ihr Programm als revolutionär zu bezeichnen? Es ist wahr, dem Oberhaus soll das Veto entzogen werden, doch soll es unbeschränkt das Recht behalten, in allen Parlamentsbeschlüssen Änderungen zu beantragen. Um so der Volksstimme das ausschlaggebende Wort zu sichern, soll jedes Gesetz nach seiner dritten Verlesung und spätestens zwei Jahre nach seiner ersten Einführung im Unterhause in Kraft treten. Für den Fall, daß die Volksvertreter aufhören würden, angesichts einer siebenjährigen Parlamentsdauer die politische Gesinnung ihrer Wählerschaft zu verkörpern, sollen fünfjährige Neuwahlen vorgesehen werden. Daß in einem Lande, in welchem die demokratische Regierungsform so hoch geschätzt wird, Ideen, welche nur zur Befestigung derselben dienen können, von einem großen Teil des Volkes als

revolutionär gebrandmarkt werden, zeigt, in welchem Maße die Wählerschaft von ihren Führern beeinflußt ist, die keine Mittel scheuen, um in Amt und Würde zu gelangen.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob das in England herrschende Regierungssystem, welches man gewohnt ist in aller Herren Länder als mustergültig gepriesen zu finden, wirklich so nachahmenswert erscheint. Nehmen wir beispielsweise die Frage: Freihandel gegen Schutzzollpolitik. Seit fast einem Dezennium streiten sich die klügsten Köpfe darüber, welche von beiden für die Prosperität des Landes die empfehlenswertere sei. Derartig komplizierte Fragen, zu denen ohne Zweifel auch die des Vetorechtes gehört, werden nun zu Wahlzeiten dem Volke selbst zur endgültigen Entscheidung vorgelegt. Denn die Stellungnahme zu ihnen ist es, durch welche sich im Grunde die Parteien kennzeichnen und unterscheiden. Ein Regierungssystem setzt, um in dieser Form berechtigt zu sein, ein Volk voraus, bei welchem die Geistesbildung auf einer ungleich höheren Stufe steht, als es zurzeit der Fall sein kann. Man mag in dieser Beziehung über die Engländer denken, wie man will, aber daß sie dem Ideal noch in recht respektvoller Entfernung geblieben sind, wird jeder zugeben, der Gelegenheit gehabt hat, die Urteilsfähigkeit des englischen Volkes in Kontroversen dieser Art näher kennen zu lernen.

Es ist erstaunlich, daß von kompetenter Seite, wo man gewiß längst die Wahrheit dieser Anschauung erkannt hat, noch kein erfolgreicher Vorschlag gemacht werden konnte, derartige einschneidende Fragen einer Versammlung unparteiischer urteilsfähiger Männer vorzulegen, ohne das Regierungssystem oder die Wahlfreiheit in den Augen des Volkes zu präjudizieren. Gewiß würde ein derartiges Komitee frei von „Parteien Haß und Gunst" über das Resultat seiner Forschungen in so sachlicher und erschöpfender Weise Bericht erstatten können, daß es auf Grund desselben möglich sein sollte, im Parlament selbst zu dem für die Prosperität des Landes nutzbringendsten Resultat zu kommen. Wie dem auch sei, auf diese oder jene Art wird über kurz oder lang ein Mittel gefunden werden müssen, um die im Gefolge der radikalen Neuerungen sich mit der Zeit mehr und mehr geltend machende sozialistische Tendenz in gegebenen Grenzen zu halten. So stehen wir ohne Zweifel vor einem neuen geschichtlichen Abschnitt, welcher England in seinem Freiheitsgedanken einen großen Schritt weiterbringen dürfte. Nach welcher Richtung hin dieser idealistische Erfolg von dem Volke ausgearbeitet wird, muß die Zukunft lehren. Wir Deutschen, die wir zwar auf allen Gebieten seine Wettbewerber, so doch aufs engste mit seinen Interessen verknüpft sind und unsere Wohlfahrt nicht in der Schädigung eines befreundeten Nachbarstaates erblicken, können nur wünschen, daß dieser Erfolg sich für das englische Volk und damit für die ganze Welt zu einem praktischen und in weiterem Sinne anregenden ergänzen möge.

S. Simmonds-London

Bank und Geld

Überfülle am Geldmarkt — Bewegung der Devisenkurse — Der Zentralverband des Bankiergewerbes und die Kreditrestriktionen der Reichsbank — Besserung am Eisenmarkt — Konferenz der Eisenindustriellen in Brüssel — Situation an der Börse — Ein kommendes Reichs-Petroleummonopol

Der Beginn des Julimonats hat der Börse eine ganz außerordenliche Geldfülle beschert, die seltsam kontrastiert mit den Zinssätzen von 15 Prozent, die für kurzfristige Darlehen über Ultimo zu zahlen waren. Es handelt sich hierbei um eine Nachwirkung der Restriktionsmaßregeln der Reichsbank, die noch immer der Bank- und Börsenwelt Anlaß zu lebhaften Erörterungen geben. Die Verteuerung der Lombardkredite hat bewirkt, daß die Geldentnahmen bei der Reichsbank sich fast ausschließlich in Form der Wechseldiskontierung vollzogen haben. Infolgedessen waren Rückzahlungen auf Lombardkonto nicht zu leisten, und die durch Diskontierung beschafften und nach dem Monatswechsel wieder zurückströmenden Gelder überschwemmten nunmehr den offenen Markt. Dadurch erlitt nicht nur der Privatdiskont einen rapiden Rückgang, sondern auch der Satz für tägliches Geld sank bis auf 1 Prozent, einen seit langem unerhörten Satz. Die Reichsbank verlor bei einer Spannung von $1^1/_2$ Prozent zwischen Banksatz und Privatdiskont die Kontrolle über den Markt und sah sich außerstande, dieselbe wiederzugewinnen, weil sie nicht im Besitz diskontierfähiger Schatzscheine war. Erst in den letzten Tagen hat der Privatdiskont etwas angezogen, weil das Ausland, angelockt durch die niedrigen Zinssätze der Berliner Börse, in größerem Umfang Wechseldiskontierungen hier vorgenommen hat. Eine weitere Rückwirkung der Zinspolitik der Reichsbank spiegelt sich in der Bewegung der Devisenkurse wider. Im Laufe des Mongts Juni waren dieselben auf einen sehr niedrigen Stand gesunken, weil, wie schon früher betont worden ist, namhafte Kapitalien, besonders französischer Herkunft, hierher gelegt wurden, wobei es dahingestellt bleiben kann, inwieweit für diesen Kapitalzuzug die Verteuerung der Lombardkredite mitbestimmend war. Im neuen Monat haben aber die Devisenkurse eine scharf ansteigende Richtung eingeschlagen, ein Zeichen dafür, daß nunmehr die umgekehrte Kapitalbewegung stattfindet. Hierbei mögen die vorerwähnten Diskontierungen des Auslandes nicht ohne Einfluß sein; zum Teil wird es sich aber auch um Zurückziehung ausländischer Guthaben oder um Bildung deutscher im Auslande handeln, mit denen der drohenden Abwanderung des fremden Geldes schon jetzt begegnet werden soll. Alle diese Begleiterscheinungen der von der Reichsbank eingeführten Neuerung sind wenig erfreulicher Natur, weil sie in den Markt ein Element der Unsicherheit hineintragen und die Gelddisposition erschweren. Es erscheint daher begreiflich, wenn Vorstand und Ausschuß des Zentralverbandes des deutschen Bank- und Bankiergewerbes sich eingehend mit der Maßregel der Reichsbank befaßt haben. Ohne an der letzteren Kritik zu üben, beschränkt sich der Zentralverband darauf, behufs Abwendung der übermäßigen Inanspruchnahme der Reichsbank an den Quartalsterminen die Ausbildung und Vervollkommnung der bargeldlosen Zahlungsmethoden zu empfehlen, auf deren Wichtigkeit auch an dieser Stelle schon hingewiesen worden ist. Wenn zugleich festgestellt wird, daß den hierauf gerichteten Bemühungen der Bankwelt durch die

Einführung des Scheckstempels und durch die fiskalische Ordnung des Postscheckwesens beklagenswerte Hindernisse in den Weg gelegt worden sind, so kann man diese Auffassung durchaus billigen, ohne doch der Meinung sein zu müssen, daß selbst bei Abstellung dieser Unzuträglichkeiten etwas Wesentliches an dem beklagten Quartalssturm auf die Reichsbank geändert werden würde. Die Gründe hierfür sind in der letzten Übersicht (Heft 29) ausführlich dargelegt. Die Angelegenheit ist so wichtig, daß sie auch in Zukunft die Diskussion immer von neuem beherrschen wird.

Wenn die Anzeichen nicht trügen, so scheint sich auf dem Eisenmarkt eine gewisse Besserung der Marktlage anzubahnen. Vor allem lauten die Berichte aus Amerika zuversichtlicher und hoffnungsfreudiger. Aber auch im Inlande sind Ansätze zu Preisbesserungen bemerkbar. Es zeigt sich, daß die Aufhebung einzelner Preiskonventionen, insbesondere für Stabeisen und Draht, nicht den gefürchteten ruinösen Einfluß auf die Preise gehabt hat, daß im Gegenteil der lang zurückgehaltene Konsum nunmehr mit Nachfrage an den Markt herangetreten ist und eine leichte Besserung der Lage verursacht hat. Diese Zeichen eines beginnenden Umschwungs werden mit großen Hoffnungen begrüßt. Insbesondere scheinen sie der Erneuerung der Verbände, dieser wichtigsten Frage der schweren Industrie, ein günstiges Prognostikon zu stellen, da ja erfahrungsgemäß bei aufsteigender Konjunktur der Zusammenschluß sich ebenso leicht vollzieht, als bei niedergehender die Auflösung und der Zusammenbruch. Gleichwohl ist vor einer allzu optimistischen Beurteilung der Sachlage zu warnen. Mit welchen Schwierigkeiten die Erneuerung der Verbände zu kämpfen hat, zeigt das Essener Roheisensyndikat, dessen Zustandekommen aller gegenteiligen Mitteilungen ungeachtet bisher noch an dem Widerspruch der Gutehoffnungshütte gescheitert ist. Daß aber trotz aller Hemmnisse und Hindernisse im Einzelfall der Kartellierungsgedanke in der Industrie immer weitere Kreise zieht, beweist die kürzlich in Brüssel abgehaltene internationale Konferenz der Eisenindustriellen, die unter dem Vorsitz Garys, des Leiters des amerikanischen Steel-Trust, stattfand und an der Vertreter der bedeutendsten Eisenproduzenten aller Länder teilnahmen. Naturgemäß konnte es sich bei einer solchen einleitenden Besprechung nur um eine vorläufige Fühlungnahme handeln; doch ist die Bildung einer internationalen Vereinigung der Eisen- und Stahlfabrikanten in die Wege geleitet, die eine freundschaftliche Annäherung der Konkurrenten, Austausch von Erfahrungen, Ersparung von Frachten und Verbilligung der Selbstkosten bezwecken soll. Von Preiskonventionen oder territorialer Aufteilung der Absatzgebiete war einstweilen noch nicht die Rede, aber man sieht, wohin die Reise geht.

Die Ansätze zu einer Besserung der Marktlage im Eisengewerbe sind naturgemäß auf die Börse nicht ohne Einfluß geblieben. Der panische Schreck, der sie bei dem Eingreifen Deutschlands in die Marokkoaffäre befallen hatte, ist sehr rasch überwunden worden, als man sich überzeugte, daß diesseits wie jenseits des Rheins guter Wille zur Verständigung obwaltet. So hat man denn die politischen Bedenken abgeschüttelt und läßt sich willig von den Momenten bestimmen, die eine zuversichtlichere Beurteilung zu rechtfertigen scheinen. Dabei fällt in das Gewicht, daß der augenblickliche leichte Geldstand die Spekulation unterstützt und daß die Deckung der vorhandenen größeren Baissepositionen eine günstige Grund-

lage für die Aufwärtsbewegung der Kurse abgibt. So haben denn namentlich die führenden Montanwerte lebhaft steigende Kurse zu verzeichnen. Wie leicht das Publikum sich unter solchen Eindrücken begeistert und kritiklosen Übertreibungen anheimfällt, läßt sich an der dieser Tage vorgenommenen Einführung der Brauereiaktien Engelhardt ersehen. Das einführende Bankhaus hatte einen Kurs von 190 Prozent in Aussicht genommen; mehrere Tage konnte wegen übermäßiger Nachfrage zu unlimitierten Preisen eine Notiz nicht zustande kommen, und als sie dann schließlich doch stattfinden mußte, stellte sich der Kurs bei großen Umsätzen auf 235 Prozent, obwohl öffentlich in den Blättern vor diesem Übermaß spekulativen Eifers gewarnt worden war. Solche Erscheinungen sind bedenklich. Man braucht sich nur die Balcke-Tellering-Aktien anzusehen, die augenblicklich zu 105 Prozent umgetauscht werden und vor wenigen Jahren mit annähernd 200 Prozent bezahlt worden sind, um die Gefahren zu erkennen, die in dem übermäßigen Agio industrieller Werte liegen. Der gegenwärtige Augenblick erscheint aber für derartige Übertreibungen um so weniger geeignet, als man nicht voraussehen kann, welche Überraschungen der Verlauf der Marokkoangelegenheit noch bringen kann. Der Börse sollte doch noch in Erinnerung sein, welche Verluste ihr vor einigen Jahren das langandauernde diplomatische Spiel, die Unsicherheit der Lage und und die wechselnden Aussichten in der gleichen Angelegenheit zugefügt haben.

Durch die Blätter geht eine angeblich von gut informierter Seite stammende Nachricht, derzufolge die Reichsregierung im nächsten Jahre den Entwurf eines Petroleummonopols vorlegen werde. Mit der Vertrustung des Petroleumhandels in Deutschland durch die Standard Oil Company haben wir uns früher hier schon (Heft 20, S. 334) beschäftigt. Nachdem die deutschen Konkurrenten der amerikanischen Monopolgesellschaft vor dieser die Segel gestrichen haben, besteht die dringende Gefahr, daß der noch übrige Wettbewerb am Markt, nämlich die österreichische und rumänische Produktion, durch einen ruinösen Preiskampf gleichfalls ausgeschaltet wird und das Feld widerspruchslos der Alleinherrschaft der Amerikaner überlassen bleibt, die schon gegenwärtig etwa vier Fünftel der Gesamteinfuhr liefern. Es hatte daher der Reichstag auf Antrag des Abgeordneten Stresemann eine Resolution angenommen, die Erhebungen über das Monopol der Standard Oil Company forderte und der Regierung die Begründung einer Reichshandelsanstalt für Petroleum nahe legte. Die Regierung scheint also, wenn die Nachricht zutrifft, diesem Verlangen nunmehr entsprechen zu wollen. Der Begründung eines Staatsmonopols wird man nicht mit ungeteilter Freude zustimmen. Wenn aber die private Initiative unterlegen ist und nur das Eingreifen des Staates uns vor einem ausländischen Privatmonopol, und zwar einem der übel berüchtigtsten Gesellschaft, schützen kann, so müssen doktrinäre Bedenken schweigen. Sache des Reichstages wird es sein, dafür zu sorgen, daß der deutsche Konsument nicht aus der Scylla in die Charybdis fällt. Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Das landwirtſchaftliche Genoſſenſchaftsweſen und die Preußenkaſſe

Von Spectator

In der Kreditorganiſation des deutſchen ländlichen Genoſſenſchaftsweſens ſpielen ſich zurzeit Vorgänge ab, die, wenn ſie noch keine Kriſis darſtellen, doch einer ſolchen ſehr ähnlich ſehen. Es handelt ſich um ein tiefgehendes Zerwürfnis zwiſchen der preußiſchen Zentralgenoſſenſchaftskaſſe und dem Geldinſtitut der Raiffeiſenſchen Genoſſenſchaften, der landwirtſchaftlichen Zentraldarlehenskaſſe Neuwied, welches zum Abbruch der beiderſeitigen geſchäftlichen Beziehungen geführt hat. Urſprünglich ſchien es ſich dabei um einen häuslichen Zwiſt zu handeln, der nach einigen Plänkeleien wieder beigelegt werden würde. Derlei Kleinkrieg war ja ſchon öfter zwiſchen dem ſtaatlichen Zentralinſtitut und ſeinen Koſtgängern geführt worden. Erſt der völlige Abbruch der gegenſeitigen Beziehungen und die ſolenne Art, in der die Preußenkaſſe dieſe Tatſache urbi et orbi in der offiziöſen Berliner Korreſpondenz verkündete, nicht ohne ſich zugleich gegen angebliche Angriffe zu verteidigen, von denen in der größeren Öffentlichkeit bisher noch niemand etwas gehört hatte, lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Vorgänge. Und nachdem auf dem kürzlich abgehaltenen Deutſchen landwirtſchaftlichen Genoſſenſchaftstag in Hannover der Generalanwalt und unverkennbar auch der Genoſſenſchaftstag ſelbſt eine Frontſtellung gegen die Preußenkaſſe eingenommen haben, die zu einem außerordentlich ſcharfen perſönlichen Zuſammenſtoß mit dem Vertreter der Preußenkaſſe und des Finanzminiſteriums führte, liegt es klar zutage, daß hier ein wirtſchaftlicher Prinzipienkampf ausgefochten wird, der die allergrößte Tragweite beſitzt und bei dem anſcheinend unverſöhnliche Gegenſätze ſich gegenüberſtehen: auf der einen Seite das genoſſenſchaftliche

Prinzip der Selbstverantwortlichkeit und der wirtschaftlichen Freiheit, auf der anderen die staatliche Reglementierung.

Wie war es möglich, daß sich ein solcher Gegensatz zwischen den landwirtschaftlichen Genossenschaften und dem Staatsinstitut herausbilden konnte? Ist doch die Gründung der Preußenkasse im Kreise jener Genossenschaften mit einem wahren Enthusiasmus aufgenommen worden! Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen verdankt auch unzweifelhaft dem Bestehen und der Wirksamkeit des Staatsinstituts einen erheblichen Teil seiner Entwicklung. Erst seit Gründung des letzteren hat es sich so mächtig entfaltet, daß es gegenwärtig über dreiundzwanzigtausend Genossenschaften mit mehr als zwei Millionen Mitgliedern umfaßt. Wenn also jetzt von seiten der Genossenschaften der Standpunkt vertreten wird, daß die Haltung ihres Zentralinstituts sich nicht oder nicht mehr in den Richtlinien bewegt, die sie selbst für das Gedeihen des Genossenschaftswesens als förderlich erachten, so hat bei der außerordentlichen Wichtigkeit des Genossenschaftswesens für die gesamte Volkswirtschaft die Öffentlichkeit nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich mit diesen Vorgängen zu beschäftigen, um so mehr, als es sich um die Stellungnahme und das Eingreifen eines staatlichen Instituts handelt.

Die praktische genossenschaftliche Arbeit ist in Deutschland von zwei Männern und von zwei verschiedenen Ausgangspunkten in Angriff genommen worden: von Schulze-Delitzsch und Raiffeisen. Ersterer schnitt die Einrichtungen seiner Genossenschaften nach den Bedürfnissen des städtischen Kleingewerbestandes zu, letzterer hatte die ländlichen Verhältnisse vor Augen. Aus den verschiedenen Grundanschauungen der beiden Männer, des liberalen Wirtschaftspolitikers und des christlich-frommen Altruisten, ergab sich ein gänzlich verschiedener Aufbau der beiden Genossenschaftsarten: bei Schulze-Delitzsch ein streng geschäftliches Prinzip, bei Raiffeisen ein Obwalten caritativer Ideen. Der heftige theoretische Kampf der beiden Richtungen spaltete von vornherein, leider sehr zum Schaden der Gesamtentwicklung, das deutsche Genossenschaftswesen in zwei Lager; man erkannte nicht, daß in gewissen trennenden Hauptfragen beide Teile recht hatten, daß für die städtischen Kreditgenossenschaften die Schulzeschen Richtlinien zutreffend waren, während die Eigenart des ländlichen Personalkredits Genossenschaften nach Raiffeisenschem Muster mit Beschränkung auf die Dorfgemeinde und mit ehrenamtlicher Verwaltung durch den Geistlichen oder Lehrer forderte. So gingen denn beide Richtungen ihre eigenen Wege. Die Schulzeschen städtischen Kreditgenossenschaften gelangten, insbesondere nachdem die rechtliche Grundlage durch ein Genossenschaftsgesetz geschaffen war, zu einer überraschenden und mächtigen Entwicklung. Jede einzelne Kreditgenossenschaft, gelehrt, nach rein bankmäßigen Grundsätzen zu handeln, gestaltete sich zu einem selbständigen Wirtschaftskörper, der in der Regel seine Aufgaben aus eigener Kraft erfüllen konnte. Zwar schufen sich diese Genossenschaften in der Genossenschaftsbank von Sörgel, Parrisius u. Co. ein Zentralinstitut, um leichteren Zutritt zum Geldmarkt zu

haben und im Notfalle vorübergehenden Bankkredit erhalten zu können. Doch waren Bank und Genossenschaften in ihren gegenseitigen Beziehungen vollkommen frei; es war ein Verkehr auf rein geschäftlicher Grundlage.

Anders mußte die Entwicklung bei den ländlichen Kreditgenossenschaften verlaufen. Diese waren, verglichen mit den Schulze-Delitzschschen Vereinen, Zwerginstitute. Ihre Mitgliederzahl war nach dem Raiffeisenschen Prinzip auf die Dorfgemeinde beschränkt, um eine Gewähr für die richtige Abschätzung der Kreditwürdigkeit zu haben. Sie war also gering. Das eigene Vermögen, auf dessen Bildung Schulze den größten Wert legte, war und ist heute noch verschwindend klein; die Spareinlagen, welche die Genossenschaft auffammelte, waren für das Kreditbedürfnis der Mitglieder periodisch bald zu groß, bald zu klein, ohne daß die Genossenschaft imstande war, den Überschuß zu verwenden oder den Fehlbetrag im Wege des Kredits zu beschaffen. Diese Verhältnisse drängten also zur Gründung eines Zentralkreditinstituts, das, in enger Verbindung mit den Genossenschaften stehend, eine Pflicht sowohl zur Kreditgewährung als zur Unterbringung müßiger Gelder übernahm. Als solches gründete Raiffeisen nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen die Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse in Neuwied in Form einer Aktiengesellschaft. Aktionäre waren die Kreditgenossenschaften, der Kreditverkehr der Kasse war auf diese beschränkt. Im übrigen suchte Raiffeisen durch statutarische Bestimmungen der Zentralkasse den Charakter eines gemeinnützigen Unternehmens aufzuprägen.

Solange nun die Anzahl der später verbandsmäßig organisierten Raiffeisen-Genossenschaften gering war, ließ sich diese Zentralisation des Kreditverkehrs in Neuwied zur Not ertragen. Anders aber wurde es, als die Zahl wuchs und sich auch auf fernliegende Landesteile erstreckte. Da war es unmöglich, die Kreditwürdigkeit von Hunderten, ja Tausenden einzelner Genossenschafter von Neuwied aus zu prüfen oder auch nur den Geldverkehr von dieser einen Stelle aus zu regeln. Nach mancherlei Experimenten und Änderungen errichtete man schließlich in den einzelnen Landesteilen Filialen. Diesen letzteren traten später „Landesgenossenschaftsbanken" zur Seite, meist in Personalunion mit jenen geleitet, als Mittelglieder für den Kreditverkehr mit den Betriebs- und Bezugsgenossenschaften, mit denen die Kreditkasse statutarisch direkt nicht arbeiten durfte.

Das starre Festhalten an dem Raiffeisenschen Prinzip der Zentralisation erweckte in den Kreisen der Genossenschaften selbst Opposition. Es bildete sich daher neben der Neuwieder noch eine zweite selbständige Organisation, der sogenannte Offenbacher oder Reichsverband. Dieser ging auf eine möglichst weitgehende Dezentralisation aus; er schuf provinzielle Revisionsverbände und provinzielle Zentralkassen sowohl für den Kredit- als für den Warenverkehr.

Nun trat im Jahre 1895 die Preußenkasse auf den Plan. Sie war bekanntlich eine Schöpfung Miquels, der mit diesem Staatsinstitut der Entwicklung und dem Kreditbedürfnis der ländlichen Genossenschaften zu Hilfe kommen wollte.

Ein Bedürfnis nach einem Zentralinstitut lag zweifellos vor. Die Kreditorganisation der Genossenschaften war unzureichend. Auf der einen Seite fehlte im Neuwieder Verband eine genügende Dezentralisation, auf der anderen Seite fehlte dem Reichsverband die notwendige Spitze in Gestalt eines lebenskräftigen Zentralinstituts. Die Genossenschaften fanden aus sich heraus nicht die Kraft, ein solches Institut, das, wenn es seinen Zweck erfüllen sollte, ein bedeutendes Kapital erforderte, zu gründen. Das Großkapital und die Banken zeigten, wie auch heute noch, für das Genossenschaftswesen ein äußerst geringes Verständnis; die Deutsche Genossenschaftsbank, welche vielleicht am ehesten berufen gewesen wäre, die Organisation in die Hand zu nehmen, stand völlig und ausschließlich im Schulze-Delitzschschen Lager und wäre wohl auch bei gutem Willen nicht imstande gewesen, den Antagonismus der beiden Richtungen zu überwinden und zu versöhnen. So schob sich denn der Staat in die Lücke. Die Freunde einer selbständigen und unabhängigen Entwicklung des Genossenschaftswesens, vor allem der Schulze-Delitzschsche Verband, bekämpften auf das heftigste dieses Einmischen des Staates, von dem sie die übelsten Folgen voraussahen.

Indessen die Preußenkasse ging ihren Weg. Die ländlichen Genossenschaften begrüßten mit Freude den in Aussicht gestellten billigen Kredit und die bequeme und sichere Art der Unterbringung fremder Gelder. So erhielt die Genossenschaftsbewegung auf dem Lande einen mächtigen Impuls; eine Massengründung von Genossenschaften setzte ein, und in wenigen Jahren vollzog sich eine wahrhaft staunenswerte Entwicklung. Das Kapital der Preußenkasse wurde von ursprünglich 5 bis auf 75 Millionen Mark vermehrt; die ländlichen Genossenschaften sammelten Spareinlagen von nahezu 2 Milliarden Mark an.

Unklar und im Grunde widerspruchsvoll blieb nur die Stellung der Preußenkasse zu den beiden bestehenden Zentralinstituten, der Neuwieder Zentralkasse und der 1902 vom Reichsverband errichteten Reichsgenossenschaftsbank in Darmstadt. Dies letztere Unternehmen war vom Reichsverband in das Leben gerufen worden, um dem Mangel eines Kreditinstituts für seine Organisation — reichlich spät! — abzuhelfen. Dies erwies sich als wünschenswert, weil die Preußenkasse zunächst doch nur ein preußisches Institut war, während der Reichsverband ganz Deutschland umfaßte. Es bestanden also nunmehr drei Zentralinstitute nebeneinander, die Preußenkasse, Neuwied und Darmstadt. Alle hatten im Grunde die gleiche Aufgabe, nur daß die beiden genossenschaftlichen Unternehmungen von vornherein wegen ihrer Kapitalschwäche auf den Kredit der mächtigen Preußenkasse angewiesen waren. Dieses Nebeneinanderarbeiten dreier Institute auf dem gleichen Arbeitsfeld mußte zu Unzuträglichkeiten und Zusammenstößen führen, weil die Preußenkasse als die wirtschaftlich stärkere sich ein konkurrierendes Eingreifen in die Verbindung mit preußischen Zentralkassen nicht gefallen ließ. Sie oktroyierte daher den beiden genossenschaftlichen Instituten 1905 ein Vertragsverhältnis auf, wonach beide auf den Geld- und Kreditverkehr mit preußischen Verbandskassen verzichten mußten. Auf der anderen Seite wurde

den beiden Instituten „zwecks Schaffung einer engeren Interessengemeinschaft" eine Kapitalanlage bei der Preußenkasse eingeräumt und ferner für ihre Kreditbedürfnisse durch Einräumung eines Kredits nach den für Verbandskassen geltenden Grundsätzen Sorge getragen. Zunächst waren also beide für Preußen ausgeschaltet, soweit es sich um den Verkehr mit Verbandskassen handelte, sodann wurden die beiden Institute, obwohl ihre Gleichberechtigung durch die Kapitaleinlage bei der Preußenkasse nach außen Anerkennung fand, im Verhältnis zu letzterer durch den Kreditvertrag auf den Stand einer bloßen Verbandskasse herabgedrückt. Damit war der Preußenkasse aber noch nicht genug geschehen; zwei Jahre später mußte sich Neuwied auch verpflichten, weder direkt noch indirekt in irgendeinen Geld- und Kreditverkehr mit der Reichsgenossenschaftsbank einzutreten.

Die Politik der Preußenkasse tritt in diesen nolens volens getroffenen Vereinbarungen sonnenklar zutage: absolute Alleinherrschaft zunächst in Preußen, Isolierung und Schwächung der beiden genossenschaftlichen Institute, die durch ihre Kreditbedürfnisse ganz in ihre Hand gegeben waren.

Das Mittel, dessen sich die Preußenkasse sowohl den beiden Zentralinstituten wie den Verbandskassen gegenüber bediente, um ihre Alleinherrschaft zu stabilisieren, waren die sogenannten „Ausschließlichkeitserklärungen". Jede Verbandskasse, welche Anspruch auf Vorzugsbedingungen und Vorzugskredite erheben wollte, mußte sich verpflichten, ihren Kredit ausschließlich von der Preußenkasse zu entnehmen, alle überschüssigen Gelder dieser zu überweisen und alle sonstigen Geschäfte durch sie besorgen zu lassen. Es war also der Köder der Vorzugskredite, insbesondere ein fester Kontokorrentkredit zu $3^1/_2$ Prozent Zinsen, der die Verbandskassen verlockte, sich der Preußenkasse mit Haut und Haaren zu verschreiben. Nun ist es zwar an sich ein durchaus berechtigtes Verlangen eines Zentralkreditinstituts, daß tunlichst der gesamte Geschäftsverkehr bei ihm konzentriert wird. Dadurch wird eine bessere Beurteilung der Kreditwürdigkeit ermöglicht und einer Ausnutzung des Zentralinstituts vorgebeugt. Etwas anderes aber ist es, ob dieses wünschenswerte Resultat durch eine rechtliche Knebelung der angeschlossenen Vereine oder freiwillig durch gegenseitiges Vertrauen und das Schwergewicht der gemeinschaftlichen Interessen erzielt werden soll. Die rechtliche Bindung ruft leicht auf seiten des Verpflichteten Widerspruch und den Verdacht hervor, daß er der Willkür des anderen Teiles preisgegeben sei, während sie auf seiten des Kreditgebers zweifelsohne die Neigung verstärkt, seine Machtstellung auszunutzen. Die deutsche Genossenschaftsbank hat deshalb nie daran gedacht, solche Vereinbarungen zu treffen, und trotzdem hat sie den allergrößten Teil des Geschäftsverkehrs der Schulzeschen Genossenschaften bei sich konzentriert. Die Preußenkasse aber hat sehr bald die Erfahrung machen müssen, daß das System der Ausschließlichkeitserklärungen Unzufriedenheit erregte. Und weil sie selbst sich nicht vor dem Mißgriff hütete, den Bogen zu überspannen, hat schließlich ihr autokratisches Gelüste zu dem gegenwärtigen Konflikt geführt,

der sich ganz gegen ihre Erwartungen und Absichten zu einem Zerwürfnis mit der Gesamtheit der Genossenschaften ausgewachsen hat.

Die Phasen dieses Kampfes zwischen Neuwied und der Preußenkasse verlohnt es sich noch etwas näher zu betrachten.

Hauptgründe für die Unzufriedenheit der Genossenschaften waren von je die schlechte Verzinsung der Einlagen durch die Preußenkasse und der Druck, den sie durch den Zwang zum Wechselinkasso ausübte. Diese niedrige Verzinsung der Einlagen war das selbstverständliche Korrelat der billigen Kredite; wer Geld zu $3^1/_2$ Prozent ausleiht, kann natürlich nur entsprechend geringere Zinsen für Einlagen gewähren; es war eine naive Überschätzung der Macht des Staatsinstituts, wenn man von ihm etwas anderes glaubte erwarten zu können. Aber freilich, für diejenigen Kassen, welche nur selten oder vorübergehend Kredit beanspruchten, dagegen in der Regel große Guthaben unterhielten, gleichen sich Vorteil und Nachteil nicht aus; sie empfanden es als eine unbillige Verkürzung, weniger Zinsen zu erhalten, als sie jederzeit am offenen Markt oder an anderer Stelle erhalten hätten. Und auch der Zwang zum Wechselinkasso, den die Preußenkasse gewiß in wohlmeinender Absicht, aber doch auch geleitet von dem Wunsch, eine dem Giroverband der Schulze-Delitzschschen Genossenschaften ebenbürtige Einrichtung zu schaffen, rücksichtslos dekretierte, war für die Bauernvereine mit ihren ungenügenden und ungeschulten Kräften eine schwere Last.

Diese Mißstände empfand auch Neuwied, das zwar zeitweilig große Kredite bei der Preußenkasse in Anspruch nahm, oft aber Guthaben von vielen Millionen unterhielt. Schwerer aber wog die immer stärker werdende Überzeugung, daß die Preußenkasse darauf ausging, die Wirksamkeit des Instituts lahmzulegen und auszuschalten. Diese Besorgnis führte zu einem Zusammenschluß Darmstadts und Neuwieds, zu dem Zwecke, in der Landwirtschaftlichen Zentralkasse, die ihren Sitz mittlerweile nach Berlin verlegt hatte, ein einheitliches Zentral-Geld- und -Kreditinstitut zu schaffen. Obwohl in diesem Vertrag ein Vorbehalt zugunsten des Vertragsverhältnisses mit der Preußenkasse vorgesehen war, mußte derselbe doch wie eine Kriegserklärung wirken. Lief er doch den Intentionen der Preußenkasse, das Genossenschaftswesen in ihrer Hand zu monopolisieren und die beiden anderen Institute an die Wand zu drücken, schnurstracks entgegen. Es war eine offene Rebellion, die sofort damit beantwortet wurde, daß die Preußenkasse das Beteiligungsverhältnis einseitig aufhob, die Kreditvereinbarung kündigte und die Einlage Neuwieds zurückzahlte. Zugleich tat die Preußenkasse Schritte, die an Neuwied angeschlossenen Aktionärvereine zu sich herüberzuziehen, indem sie ihnen die bisher von Neuwied eingeräumten Kredite ihrerseits durch Vermittlung der Landesgenossenschaftskassen anbot. Dieses scharfe Vorgehen der Preußenkasse machte Neuwied wie Darmstadt bestürzt. Woher den plötzlich entzogenen Kredit nehmen? Wer sollte der Zentraldarlehenskasse, die sich zudem in Sanierung befand, weil sie 3 Millionen Ver-

luste durch Zuzahlung ihrer Aktionäre beseitigen wollte, mit einem auch nur annähernd ausreichenden Kredit beispringen?

Der Vertrag zwischen Neuwied und Darmstadt wurde also aufgehoben und der Versuch gemacht, durch neue Verhandlungen mit der Preußenkasse zu einem erträglichen modus vivendi zu kommen.

Diese Verhandlungen scheiterten. Die Preußenkasse stellte Bedingungen, die schlechterdings unerfüllbar waren. Sie verlangte nicht nur, daß Neuwied dauernd auf eine Verbindung mit der Reichsgenossenschaftsbank oder einem gleichartigen Unternehmen verzichte, sondern auch, daß Neuwied den Anschluß der zu ihm gehörigen Einzelgenossenschaften an provinzielle Verbandskassen und damit an die Preußenkasse befördere und herbeiführe.

Das war allerdings eine starke Zumutung. Sie bedeutete Selbstvernichtung. Neuwied hatte also die Wahl, sich durch Unterwerfung selbst aufzugeben oder das Risiko der Kreditentziehung zu laufen. Es wählte den letzteren Weg, wies die Zumutung der Preußenkasse mit Entrüstung zurück, brach jede Geschäftsverbindung mit derselben ab und verschaffte sich zunächst einen Kredit bei der Dresdner Bank. Der Reichsverband aber trat, wie oben erwähnt, auf seine Seite und mißbilligte unzweideutig das Verfahren der Preußenkasse.

Würdigt man unparteiisch diese Vorgänge, so wird man zu dem Ergebnis kommen müssen, daß der tiefere Grund des Zwistes ein Organisationsfehler ist. Er liegt darin, daß die Preußenkasse ein reines Staatsinstitut ist. Die Aufgaben, welche der Preußenkasse gestellt sind, können an sich durch ein privates Unternehmen mit gemeinnützigem Charakter nicht nur ebenso gut, sondern weit besser erfüllt werden. Denn ein solches bietet die Gewähr dafür, daß der Verkehr ein rein geschäftlicher bleibt, daß die Beziehungen zwischen Kreditnehmer und Kreditgeber immer reguliert werden durch das gegenseitige geschäftliche Interesse. Das Staatsinstitut aber wird nur zu leicht vergessen, daß es rein geschäftliche Aufgaben hat, es ist geneigt, zu reglementieren, zu verwalten, zu bevormunden, seine Aktionssphäre, die doch eine rein geschäftliche sein soll, als einen Teil staatlicher Verwaltung zu betrachten. Von diesem Fehler hat die Preußenkasse sich nicht frei gehalten. Ein solches Verfahren ist aber ganz unverträglich mit dem Geist der genossenschaftlichen Arbeit. Die Genossenschaften erziehen ihre Mitglieder zu wirtschaftlicher Freiheit, Selbsthilfe und Selbstverantwortlichkeit; diese Grundsätze müssen auch von ihnen selbst hochgehalten und befolgt werden, wenn sie sich nicht selbst aufgeben, ihr innerstes Wesen negieren wollen. Daher kann die notwendige Erziehung der Genossenschaften zur Befolgung richtiger geschäftlicher Grundsätze, die zusammenfassende Organisation zu Verbänden und Sammelgenossenschaften behufs Erreichung organisatorischer oder wirtschaftlicher Zwecke nur von den Genossenschaften selbst bewirkt werden, und da, wo eine Einwirkung von dritter Seite, von der Anwaltschaft oder einem Zentralinstitut wie die Preußenkasse, förderlich erscheint, darf diese nur im Wege der Belehrung, der Aufklärung und unter voller Wahrung

der selbständigen Entschlußfreiheit erfolgen. Verhängnisvoll aber muß es wirken, wenn nach dem System der Preußenkasse durch Ausschließlichkeitserklärungen, geschäftliche Schikanen, ja durch Kreditentziehungen ein organisatorischer oder wirtschaftlicher Zweck erreicht werden soll, den die Preußenkasse von ihrem Standpunkt aus für erstrebenswert hält. Die einheitliche provinzielle Zusammenfassung der Genossenschaften zu Verbandskassen mag an sich ein ganz richtiges Ziel sein, aber es ist falsch und ungenossenschaftlich, es durch Gewaltmaßregeln erzwingen zu wollen, um den Aktionsradius der Preußenkasse zu vergrößern. Die Verwaltung der Preußenkasse steht ihren Genossenschaften nicht gegenüber wie ein Geschäftsfreund dem andern, sondern wie eine vorgesetzte Behörde ihrer untergebenen. Danach bemißt sie ihre Handlungen, danach bemißt sie sogar ihre Verkehrsformen. Als Neuwied bei ihr anfragt, ob sie in der Tat der Posenschen Landesgenossenschaftskasse eine Kreditzusage gemacht habe, erwidert die Preußenkasse wörtlich: „Zunächst dürfen wir um nähere Darstellung der Gründe bitten, aus denen Sie das Recht herleiten, von dem Direktorium der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse Aufschluß über seine dienstlichen Maßnahmen (!!) und noch dazu in der von Ihnen beliebten Form fordern zu dürfen."

Ist das nicht bezeichnend? Kann ein solcher hochfahrender bureaukratischer Ton noch überboten werden? Dieser eine Passus wirft ein schärferes Licht auf die Auffassung, welche die Preußenkasse von ihrer Stellung und ihrer Aufgabe hat, als es die längste Darlegung vermöchte.

Kein Wunder, wenn die Genossenschaften gegen ein solches Bevormundungssystem rebellieren! Jeder wahre Freund des Genossenschaftswesens muß seine Freude darüber empfinden, daß die Genossenschaften sich Unabhängigkeitssinn genug bewahrt haben, um sich gegen diese Art der Behandlung zur Wehr zu setzen.

Wenn die Genossenschaften heute ernstlich wollten, es wäre ihnen nicht schwer, die Fesseln der staatlichen Protektion abzustreifen und sich ganz auf eigene Füße zu stellen. Die Zeiten sind heute anders als vor fünfzehn Jahren; die landwirtschaftlichen Genossenschaften repräsentieren mit ihren $1^3/_4$ Milliarden Spareinlagen eine wirtschaftliche Macht, die auch gegenüber den Ziffern der Großbanken imponiert. So gering auch im allgemeinen das Verständnis für die Bedeutung des Genossenschaftswesens bei unseren Banken sein mag, so kurzsichtig dürfte doch kaum eine sein, um den ungeheuren Wert zu verkennen, der in der Angliederung einer solchen Organisation liegt. Und die Durchführung dieser Aufgabe ist nicht einmal allzu schwierig; es bedarf dazu nur des beiderseitigen Willens.

Bausteine der chinesischen Kultur

Von weiland Prof. Dr. Wilhelm Grube-Berlin

II.

Ich habe bei der Darstellung des Konfuzianismus mit keiner Silbe die religiösen Ideen der Chinesen berücksichtigt, aus dem einfachen Grunde, weil die konfuzianischen Lehren dazu keinen Anlaß boten. Konfuzius selbst geht auf das Gebiet des Übersinnlichen nicht ein, weil es für ihn eine terra incognita war, die er nie zu betreten wagte und der er stets mit geflissentlicher Scheu aus dem Wege ging. Als ihn einmal sein Schüler Tsze-lu fragt, wie man den Geistern dienen solle, gibt er ihm die ausweichende Antwort: „Du weißt noch nicht, wie du den Menschen dienen sollst, — wie wolltest du da wissen können, wie man den Geistern zu dienen habe?“ Und in ähnlichem Sinne beantwortet er demselben Jünger dessen Frage nach dem Tode mit den Worten: „Du kennst das Leben noch nicht einmal, — wie wolltest du den Tod kennen?“

Es ist daher wohl geradezu behauptet worden, die konfuzianische Moral sei eine religionslose Moral; und je nach dem Standpunkt, den der Beurteiler einnimmt, ist diese Eigentümlichkeit bald für einen Vorzug, bald für einen Mangel erklärt worden.

Dagegen ist nun zunächst zu sagen, daß diese Auffassung doch nur scheinbar berechtigt ist, weil sie nur das beachtet, was die Lehren des Konfuzius dem Wortlaute nach enthalten, dabei jedoch übersieht, was sie stillschweigend voraussetzen.

Allerdings ist es vollkommen richtig, daß Konfuzius in seinen Lehren und Aussprüchen sich nie auf die Religion beruft: er redet nie von göttlichen Geboten und stellt auch für gute und böse Handlungen keine jenseitigen Belohnungen und Strafen in Aussicht. Dieses Schweigen beweist jedoch nur, daß er sich für seine Zwecke mit dem Diesseits begnügte, ohne viel nach dem Jenseits zu fragen, — nicht aber, daß er damit die Welt des Übersinnlichen und ein Fortleben nach dem Tode leugnen wollte: vielmehr ist das Gegenteil so wahrscheinlich, daß es sogar als sicher angenommen werden darf. Wie ich erwähnte, ruht bereits die uralte chinesische Auffassung vom Herrscheramte als einem Mandat des Himmels auf einer religiös-ethischen Grundlage, und da Konfuzius sich in allem das Altertum zum Vorbilde genommen hatte, so wird wohl auch ohne weiteres anzunehmen sein, daß er bei den religiösen Anschauungen des Altertums keine Ausnahme gemacht habe. Daß er so streng an den überlieferten Kultusformen festhielt, beweist vielmehr klar genug dasselbe auch für den ihnen zugrunde liegenden Glauben. Es fragt sich also nur noch: worin bestand der Glaube der alten Chinesen?*)

Eine kodifizierte Sammlung religiöser Urkunden besitzt die chinesische Literatur nicht, letztere trägt vielmehr einen ausschließlich profanen Charakter. Die einzige

*) Genaueres über diesen Gegenstand bei Wilhelm Grube: Religion und Kultus der Chinesen. Verlag von Rudolf Haupt, Leipzig 1910. Preis 3 M.

Quelle, die über die altchinesische Religion Aufschluß gewährt, sind die bereits wiederholt erwähnten, von Konfuzius gesammelten kanonischen Bücher; aber was wir aus ihnen erfahren, ist leider wenig genug, soweit das Stoffliche, die religiöse Vorstellungswelt, in Betracht kommt. Das rituelle Moment steht hier durchaus im Vordergrunde. So viel aber ist aus jenen Texten klar ersichtlich, daß schon in der ältesten uns zugänglichen Periode der chinesischen Geschichte das religiöse Empfinden einen zwiefachen Ausdruck fand: erstens in einer Art Naturreligion, nach der die ganze sichtbare Welt in allen ihren Teilen als von Geistern oder Gottheiten bewohnt und beherrscht gedacht wird, und zweitens in der Ahnenverehrung.

Obenan unter den Naturgottheiten steht der Himmel oder, wie er auch genannt wird, der Shang-ti, d. h. der höchste Herrscher. Er lenkt die Geschicke der Welt, des ganzen Reiches sowohl wie jedes einzelnen, indem er das Gute belohnt und das Böse bestraft. Daraus geht zwar klar hervor, daß die alten Chinesen in der Anbetung des Himmels ihrem Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit, an eine sittliche Weltordnung Ausdruck gaben; aber wie sie sich das höchste Wesen beschaffen dachten, das sich nur durch sein Wirken und Walten zu erkennen gibt, davon erfahren wir nichts. Nur zwei oder drei Beispiele lassen sich aus dem kanonischen Buche der Lieder nachweisen, wo der Shang-ti das eine Mal redend auftritt, das andere Mal, ähnlich dem alttestamentlichen Jehova, sich am Dufte der Opfergaben labt. Das sind aber auch in der gesamten ältesten Literatur die einzigen Andeutungen einer anthropomorphistischen Auffassung.

Der Himmel nimmt als oberste Gottheit eine alles so sehr überragende Stellung ein, daß manche sich dadurch verleiten ließen, die alten Chinesen für Monotheisten zu halten, was sie indessen keineswegs waren; denn tatsächlich stand jeder Teil des Universums, jede Erscheinung der sichtbaren Welt unter dem Schutze und der Herrschaft einer besonderen Gottheit. So gab es Schutzgottheiten der Berge und Ströme, des Erdbodens und der Saaten, der himmlischen Gestirne, des Windes, des Regens, des Donners u. a. m. Daß man sich unter diesen Gottheiten nicht etwa mechanisch wirkende Kräfte, sondern bewußt handelnde Wesen vorstellte, können wir jedoch lediglich aus der Tatsache schließen, daß man sie durch Opfer und Gebet verehrte: im übrigen fehlt auch hier jede Spur einer anthropomorphistischen Vorstellungsweise.

Das Moment des Persönlichen in dem Verhältnis des Menschen zu den Wesen einer übernatürlichen Welt, das dieser Naturreligion so gänzlich fehlt, kommt erst in der Ahnenverehrung zu seinem vollen Recht, die denn auch schon im Altertum, wie sie es heute noch ist, die Religion des Volkes im eigentlichen Sinne gewesen zu sein scheint.

Die Ahnenverehrung ist im Grunde nichts anderes als der religiöse Ausdruck des hiao, eben jener kindlichen Pietät, die wir bereits als die Grundlage der konfuzianischen Ethik kennen gelernt haben. Sie beruht auf dem Glauben, daß die verstorbenen Vorfahren einen Einfluß auf die Geschicke ihrer über-

lebenden Nachkommen ausüben, der sowohl fördernder als auch schädlicher Art sein kann. Daher sucht man ihre Gunst zu gewinnen, indem man durch regelmäßige Opferdarbringungen für ihr Wohl sorgt. Aus dieser naiven Vorstellung von den irdischen Bedürfnissen der abgeschiedenen Seelen erklärt sich auch der Wert, den die Chinesen auf männliche Nachkommenschaft legen, denn nur der älteste Sohn ist berechtigt, das Ahnenopfer darzubringen. Keine Nachkommenschaft zu haben, ist nach einem Ausspruch des Philosophen Meng-tsze der größte Grad der Pietätlosigkeit, weil, wer kinderlos stirbt, nicht nur seiner eigenen Person, sondern auch seinen verstorbenen Vorfahren den Genuß des Ahnenopfers entzieht. Die Seelen derer, die ohne Nachkommenschaft verstorben sind, irren obdachlos und hungernd umher und suchen die Lebenden zu schädigen; daher wurden schon im Altertum den Manen der kinderlos oder minderjährig Verstorbenen Opfer dargebracht, um sie zu beschwichtigen.

Was nun die äußeren Formen des religiösen Kultus anbetrifft, so scheinen sie sich im frühesten Altertum durch große Einfachheit und schlichte Würde ausgezeichnet zu haben. Dem Himmel sowie sämtlichen Naturgottheiten opferte man auf Altären unter freiem Himmel, wohingegen für den Ahnenkult besondere Hallen oder Tempel bestanden. Das mag auf den ersten Blick auffallen und den Anschein erwecken, als hätten die Geister der Verstorbenen in einem höheren Ansehen gestanden als die Götter, was jedoch keineswegs zutrifft. Daß in dem einen Falle unter freiem Himmel, im anderen Falle in geschlossenen Räumen geopfert wurde, läßt sich wohl am einfachsten und ungezwungensten aus dem Bestreben erklären, den Geistern dort zu huldigen, wo man sie sich weilend und wirkend dachte: die Wirkungssphäre der Naturgottheiten aber ist das Universum, die des Menschen das Haus.

Es ist für die Religion der alten Chinesen im höchsten Grade bezeichnend, daß auch der Verkehr zwischen Menschen- und Götterwelt durch feste Satzungen geregelt war. Der Kaiser ist als Mandatar des Himmels zugleich der einzige rechtmäßige Vermittler zwischen dem Volke und dem Himmel. Er allein hat demzufolge das Recht, als pontifex maximus dem Himmel und der Erde zu opfern; ebenso ist nur er allein befugt, diesen Dienst gegenüber den Schutzgottheiten des Erdbodens und der Saaten sowie der Berge und Ströme des Reiches zu versehen. Die Lehensfürsten dürfen nur den entsprechenden Gottheiten ihres eigenen Gebiets opfern, während die sakralen Funktionen der Großwürdenträger auf die fünf häuslichen Laren, die der Beamten und des Volkes einzig auf die eigenen Ahnen beschränkt sind.

Unter der Chou-Dynastie beginnt die ursprüngliche Einfachheit der Kultusformen allmählich immer mehr dem Streben nach äußerem Prunk und Gepränge zu weichen. So sehen wir z. B., daß damals das kaiserliche Ahnenopfer nicht mehr wie bisher nur mit Gesängen und Musik, sondern auch mit Tänzen und pantomimischen Darstellungen von zum Teil historischem Inhalt verbunden war, so daß, wie es scheint, auch in China Theater und Drama dem religiösen Kultus ihre Entstehung verdanken.

Im Gegensatz zum Kultus der Naturgottheiten trug der Ahnenkult ein ungleich innigeres und intimeres Gepräge: schon weil er nicht auf die herrschenden Klassen beschränkt war, sondern sich auf alle erstreckte. Er war und ist auch heute noch ein häuslicher Kult im besten Sinn, der unmittelbar in das Leben der Familie und des einzelnen eingreift. Wie der Kaiser und die Lehensfürsten vor jedem Unternehmen ihre verstorbenen Vorfahren davon in Kenntnis setzen und um Segen anflehen, so ist auch in jedem Privathause die Ahnenhalle oder, wo keine solche vorhanden ist, das Hauptgemach, in dem sich der Ahnenaltar befindet, das Sanktuarium der Familie, wo sich die wichtigsten und entschiedensten Vorgänge des häuslichen Lebens abspielen. Den Manen der Vorfahren werden alle wichtigen Ereignisse im Leben jedes einzelnen Familiengliedes wie Geburt, Mündigkeitsfeier, Eheschließung, Beförderung im Dienste, Rangerhöhung, Tod usw. feierlich mitgeteilt. Man war und ist in China von dem Glauben durchdrungen, daß die verstorbenen Vorfahren tätigen Anteil am Wohl und Wehe ihrer Nachkommen nehmen, und das Wort: „Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser" hat dort eine sehr viel realere Bedeutung als bei uns.

Nur der älteste Sohn ist, wie gesagt, berechtigt, den Ahnen seines Hauses die vorgeschriebenen Opfer darzubringen. Der Tote aber, dem das Opfer gilt, ist durch eine hölzerne Tafel repräsentiert, die seinen Namen trägt, und aus den mit der Errichtung der Ahnentafel verbundenen Bräuchen, auf die ich hier nicht eingehen kann, ergibt sich zweifellos, daß sie als der Ort betrachtet wird, wo sich die abgeschiedene Seele während des Ahnenopfers niederläßt.

Wenn wir das über die altchinesische Religion Gesagte kurz zusammenfassen, so ergibt sich demnach folgendes:

Der Kultus der Naturgottheiten liegt ausschließlich in den Händen des Kaisers, der Lehensfürsten und der Beamtenhierarchie. Eine besondere Priesterkaste gibt es nicht, vielmehr bildet die Ausübung der priesterlichen Funktionen ein Privilegium der regierenden Klassen. Die Inhaber der Regierungsgewalt sind zugleich die einzigen Kultusberechtigten, und zwar stehen die sakralen Funktionen nach Umfang und Bedeutung in einem bestimmten und streng geregelten Verhältnis einerseits zum Range und der staatlichen Wirkungssphäre ihres Trägers, anderseits aber auch zum Range und der Stellung der Gottheiten, denen sie gelten. Für die große Masse des Volkes ist sowohl der Himmel als auch das Heer der übrigen Naturgottheiten unnahbar und unerreichbar; sie ist von jeglichem Verkehr mit ihnen, sei es durch Opfer, sei es durch Gebet, schlechterdings ausgeschlossen und nimmt überhaupt nicht teil am öffentlichen Kultus. Zwar steht natürlich auch das niedere Volk unter dem Schutze der das Universum beherrschenden Mächte, aber es genießt ihren Schutz nur durch die Vermittlung und auf die Fürbitte der Obrigkeit. Der gemeine Mann hat auf diese Weise keine andere religiöse Zuflucht als die Manen seiner Vorfahren, deren Wirkungskreis jedoch, zunächst wenigstens, auf das Wohl und Wehe des eigenen Hauses, der eigenen noch am Leben befindlichen Nachkommen beschränkt ist.

So bietet die altchinesische Naturreligion das getreue Spiegelbild der gewohnten diesseitigen Umgebung, gleichsam die transzendentale Projektion des irdischen Staatswesens. Eine Religion von solcher Beschaffenheit setzt offenbar die Existenz eines fertig organisierten staatlichen Gebildes mit einer monarchischen Spitze und einer wohlgegliederten Beamtenhierarchie voraus. Anders der Ahnenkult, der ja seinem Wesen nach auf die Träger eines gleichen Geschlechtsnamens beschränkt ist, mithin noch keine Staatsgemeinschaft, sondern nur Geschlechts- oder Stammesgemeinschaft zur Voraussetzung hat. Spricht schon dieser Umstand für ein mutmaßlich höheres Alter der Ahnenverehrung, so ist sie außerdem in doppelter Hinsicht von religionsgeschichtlicher Bedeutung. Einmal dadurch, daß sie den Glauben an ein individuelles Fortleben nach dem Tode beweist, obschon auch in diesem Punkt dieselbe Unbestimmtheit, derselbe Mangel an Anschaulichkeit herrscht, wie auch sonst im religiösen Glauben der alten Chinesen. Zweitens aber: war einmal der Glaube an ein Fortleben der Verstorbenen und an ihr Einwirken auf die Geschicke der Lebenden gegeben, so lag es nahe, solchen Persönlichkeiten, die sich bei ihren Lebzeiten, sei es als Staatsmänner, sei es als Feldherren oder als Philosophen und Weise, nicht nur um ihr eigenes Haus, sondern auch um weitere Kreise, um bestimmte Berufsklassen, vielleicht gar um das Wohl des ganzen Reiches verdient gemacht hatten, auch nach ihrem Tode einen weiter reichenden Einfluß zuzuschreiben als den Manen gewöhnlicher Sterblichen und ihnen daher auch außerhalb des engen Kreises der Stammesgenossen posthume Ehren zu erweisen. So enthält der häusliche Ahnenkult den Keim, aus dem in der Folge der öffentliche Heroenkult herausgewachsen ist. Vereinzelte Beispiele des Heroenkultes lassen sich schon im frühen Altertum nachweisen, aber den mächtigsten Impuls erhielt er doch erst durch die Aufnahme des Konfuzius in den öffentlichen Kultus. Die Kanonisierung des Konfuzius ist insofern eine bedeutsame Etappe in der Religionsgeschichte Chinas, als sie als Präzedenzfall behandelt wurde, dem späterhin zahlreiche ähnliche Fälle folgten.

Bis auf die Gegenwart ist der offizielle religiöse Kultus, an dessen Spitze der Kaiser als pontifex maximus steht, im Grunde unverändert geblieben. Wohl aber hat sich im Laufe zweier Jahrtausende daneben unter dem Einflusse des Taoismus einerseits und des Buddhismus anderseits ein chaotischer religiöser Synkretismus ausgebildet, der das Wesen der modernen chinesischen Volksreligion ausmacht.

Der Taoismus, um zunächst auf diesen einzugehen, ist in seiner ursprünglichen Gestalt keine religiöse, sondern eine mystisch-philosophische Lehre, die sich auf den Philosophen Lao-tsze zurückleitet. Leider sind die historischen Angaben über die Person des Lao-tsze außerordentlich dürftig und zum Teil auch wenig zuverlässig. Wir wissen nur, daß er vermutlich um das Jahr 604 v. Chr. geboren, mithin um dreiundfünfzig Jahre älter war als Konfuzius, daß er längere Zeit hindurch ein Amt am kaiserlichen Archiv in der damaligen Reichshauptstadt einnahm und schließlich als Einsiedler spurlos verschollen ist. Seine Lehre ist

in einem kurzen Traktat niedergelegt, der den Titel „Tao-teh-king", d. h. „Das kanonische Buch vom Tao und der Tugend", trägt und wohl als das tiefsinnigste Erzeugnis der gesamten philosophischen Literatur Chinas bezeichnet zu werden verdient.

Im Mittelpunkte der ganzen Lehre steht, wie schon aus der daraus abgeleiteten Bezeichnung „Taoismus" ersichtlich ist, der Begriff des tao, der sich, ähnlich dem bereits erwähnten li, leichter definieren als durch ein entsprechendes Äquivalent übersetzen läßt. Ursprünglich bedeutet tao „Weg" oder „Pfad", dann aber im übertragenen Sinne soviel wie „Methode", „Norm", „Vernunftprinzip"; und schließlich kommt es in verbaler Anwendung noch in der Bedeutung „sagen", „reden" vor. Sowohl nach seinen verschiedenen Bedeutungsnuancen als auch nach seinem Sprachgebrauch dürfte es allenfalls dem Logosbegriff am nächsten kommen und demnach der Terminus „Taoismus" vielleicht am besten durch Panlogismus wiederzugeben sein.

Ewig, immateriell und allgegenwärtig, ist das tao das schaffende, erhaltende und ordnende Prinzip alles Seienden. Alles, was ist, ist aus dem tao hervorgegangen, um nach vollendetem Kreislauf der Entwicklung wieder ins tao zurückzukehren. Somit ist es nicht nur die erste Ursache, sondern auch das letzte Ziel und Ende alles Seins. Wer das geheimnisvolle Wirken des tao erkennt, hat die höchste Erkenntnis erlangt, und wer sich in seinem Verhalten nach dem tao richtet, besitzt die höchste Tugend. Somit erscheint das tao nicht nur als metaphysisches, sondern zugleich auch als ethisches Prinzip, so daß es, mit Kant zu reden, gewissermaßen die reine und die praktische Vernunft in sich vereinigt.

Das tao ist ferner, wie sich das „Tao-teh-king" ausdrückt, „ewig ohne Tun und doch ohne Nichttun", d. h. etwas verständlicher formuliert, es wirkt ohne zu handeln. Dementsprechend heißt es vom heiligen Menschen, d. h. von dem, der sich das tao zum Vorbilde nimmt und es in sich zu verkörpern trachtet: „Er verweilt in der Tätigkeit des Nichttuns und übt Belehrung aus ohne Worte", oder wie wir uns ausdrücken würden: er wirkt durch seine vorbildliche Persönlichkeit. Das ist die sog. Wu-wei-Theorie, d. h. die Lehre vom Nichttun, auf der sich die ganze taoistische Ethik aufbaut.

Alle Erkenntnis beruht nach Lao-tsze auf dem Satze des Widerspruchs, und auch die sittlichen Werte machen hiervon keine Ausnahme. Gut und böse bedingen sich gegenseitig: das eine ist nur aus dem anderen erkennbar, folglich hat jedes nur relative Geltung. Damit fällt natürlich auch der Wert der tugendhaften Handlung als solcher. Das und nichts anderes hat Lao-tsze im Sinne, wenn er sagt: „Wenn das tao in Verfall gerät, dann gibt es Menschlichkeit und Gerechtigkeit; kommt Klugheit und Scharfsinn auf, dann gibt es Heuchelei; sind die sechs Arten von Blutsverwandten uneinig, dann gibt es Kindesliebe und Elternliebe; wenn die Landesherrschaft in Verfall und Zerrüttung gerät, dann gibt es treue Untertanen." Das scheinbar Paradoxe dieses Ausspruchs, der in der Folge der Zielpunkt für die leidenschaftlichen Angriffe von seiten der

konfuzianischen Schule wurde, schwindet von selbst, wenn man nur im Auge behält, daß das tao als das schlechthin Absolute eo ipso alle Gegensätze ausschließt, weil es sie eben in sich aufhebt. Erst durch die Form des Seins entstehen die Erscheinungswelt und mit ihr die Gegensätze, und erst aus dem Gegensatz von Gut und Böse ergeben sich die sittlichen Begriffe von Tugend und Laster. Ist aber das tao, wie es sich in der Erscheinungswelt und dem durch sie bedingten sittlichen Leben manifestiert, nicht mehr das reine, absolute tao, so ergibt sich daraus von selbst die Forderung der Rückkehr zu diesem, als dem verlorenen Paradiese, das wiedergewonnen werden soll. Der Weg aber, der dahin führt, ist einerseits die Erkenntnis, daß das ganze Dasein weiter nichts ist als eine vorübergehende Illusion, und anderseits das Wu-wei, das Nichttun, in welchem die Geringschätzung aller irdischen Güter, sowohl der materiellen wie der sittlichen, ihren praktischen Ausdruck findet.

Das ist in wenigen Worten der wesentliche Inhalt von Lao-tszĕs Lehre. Daß sie ihrer ganzen Beschaffenheit nach auf einen kleinen Kreis von Anhängern beschränkt bleiben mußte und nie Gemeingut aller werden konnte, liegt auf der Hand. Unchinesisch sowohl durch das Vorwalten metaphysischer Spekulation als auch durch ihre weltfremde, zum Asketentum hinneigende und dem praktischen Leben abgewandte Tendenz war sie der Konkurrenz mit dem Konfuzianismus, bei dem die sittlichen Bedürfnisse des Durchschnittsmenschen auf die bequemste Weise ihre Rechnung fanden, nicht gewachsen. Ähnlich dem Buddhismus hat denn auch der Taoismus einen Entwicklungsprozeß durchgemacht, der ihn nahezu in sein eigenes Gegenteil umgewandelt hat.

Schon der mystische Charakter der Lehre des Lao-tszĕ und der geheimnisvoll orakelhafte Ton vieler seiner Aussprüche mußte eine mächtige Anregung auf die Einbildungskraft ausüben, und in der Tat kann man denn auch bereits bei seinen nächsten Nachfolgern im Gegensatz zu der verstandesmäßigen Nüchternheit der konfuzianischen Schule ein entschiedenes Vorwalten des phantastischen Elements wahrnehmen. Auf Schritt und Tritt begegnet man da Fabelwesen der verschiedensten Art, Menschen, die mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sind, wunderbaren Naturerscheinungen u. dgl. m. Und dieser Hang zum Phantastischen und Wunderbaren hat zweifellos die ferneren Schicksale des Taoismus bestimmend beeinflußt, indem er ihn zwei neue Richtungen einschlagen ließ, die ihn beide gleich weit von der ursprünglichen Lehre des Lao-tszĕ entfernten: die eine Richtung führte zu einer alchemistischen Geheimlehre, die andere zum religiösen oder Vulgärtaoismus.

Schon in der frühesten Periode des Taoismus scheint das Anachoretentum eine gewisse Rolle gespielt zu haben: eine in China völlig neue, bis dahin unbekannte Erscheinung, die nicht verfehlen konnte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Bald schrieb man denn auch jenen Einsiedlern allerhand übernatürliche Kräfte zu, wie z. B. die Fähigkeit, ihre Lebensdauer zu verlängern, Unsterblichkeit zu erlangen, durch die Luft zu fliegen, die Seele beliebig vom Körper zu trennen

und an mehreren Orten zugleich weilen zu lassen, und was dergleichen magische Künste mehr sind. Die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der sie betrachtet wurden, mag dann wohl bewirkt haben, daß ihr Beispiel zahlreiche Nachahmer fand, aus denen in der Folge die Adepten der taoistischen Alchemie hervorgegangen sind. So artet die tiefsinnige Mystik des Lao-tsze allmählich in eine okkulte Wissenschaft aus, und das tao sinkt zu einem Zaubermittel herab, das dazu dienen soll, Gold herzustellen und das Leben zu verlängern.

Auch der religiöse Taoismus hängt aufs engste mit dem Wunderglauben zusammen, der in China besonders während der beiden letzten Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung die üppigsten Blüten trieb. Zugleich aber knüpft er an bereits vorhanden gewesene Vorstellungen des alten Volksglaubens an, denn nur so läßt sich das plötzliche Auftreten einer ganzen Reihe neuer Götternamen erklären, von denen bis dahin nie die Rede gewesen war. Es darf nämlich aus vereinzelten Hinweisen in der historischen Überlieferung mit Sicherheit angenommen werden, daß abseits von der uralten Naturreligion das Volk seit jeher seine eigenen Gottheiten hatte, die jedoch im öffentlichen Kultus nicht berücksichtigt wurden und daher auch in den klassischen Texten des Konfuzianismus keine Erwähnung gefunden haben. Dieser wilden Schößlinge des Volksglaubens nahm sich nun der Taoismus an, indem er sie seinem Pantheon einverleibte. Charakteristisch ist aber für den religiösen Taoismus der Hang zur Magie und Zauberei, worin wiederum seine Verwandtschaft mit dem alchemistischen Taoismus zutage tritt. Die eigentliche Domäne der taoistischen Priester war zu allen Zeiten, wie sie es auch jetzt noch ist, das Reich der bösen Geister, welche Krankheiten, Mißwachs, Überschwemmungen und überhaupt Plagen jeglicher Art verursachen, und ihre Hauptbeschäftigung demgemäß die Austreibung der Dämonen, der Exorzismus.

Im übrigen geriet der Taoismus, sowohl in seinen Glaubenslehren als auch in der äußeren Organisation seines Priestertums und Tempelkults, bald so sehr unter den Einfluß des Buddhismus, daß es oft sehr schwer ist, Eigenes von Entlehntem in ihm zu unterscheiden. Es ist dies um so erklärlicher, als ja die Anschauungen des Lao-tsze zu denen Buddhas von Haus aus in einem keineswegs so schroffen Gegensatz stehen wie zu denen des Konfuzius, vielmehr manche wesensverwandte Züge aufweisen, die ein friedliches Zusammengehen beider Richtungen zum mindesten nicht ausgeschlossen erscheinen lassen: Hier wie dort das Streben nach Befreiung des Individuums aus den Banden der Sinnenwelt, hier wie dort das Hinneigen zu einem weltflüchtigen Asketentum, und hier wie dort ein geschichtlicher Entwicklungsgang, der schließlich beide Lehren ihrem ursprünglichen Wesen gänzlich entfremdet.

Das erste Eindringen buddhistischer Lehren in China fällt in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Um diese Zeit hatte sich der Buddhismus bereits in eine südliche und eine nördliche Schule gespalten. Während sich die ursprüngliche Lehre Buddhas im südlichen Buddhismus, der gegenwärtig auf

Ceylon und Hinterindien beschränkt ist, verhältnismäßig rein und unentstellt erhalten hat, stellt der über Tibet, die Mongolei, China, Korea und Japan verbreitete nördliche Buddhismus das Ergebnis eines religionsgeschichtlichen Entwicklungsprozesses dar, durch den die Lehre Buddhas eine völlig neue Gestalt angenommen hat. Während im älteren Buddhismus nur derjenige hoffen durfte, von den Wiedergeburten befreit ins Nirvâna einzugehen, der sich der Ordensregel unterwarf, d. h. der Mönch, verkündet der nördliche Buddhismus die neue Lehre von einem Paradiese, das von einem besonderen Buddha, namens Amitâbha, beherrscht wird und auch den Laien zugänglich ist, sofern sie sich durch einen tugendhaften Lebenswandel hervortun. Begreiflicherweise hat das neue Evangelium denn auch sehr rasch eine große Popularität erlangt und den Glauben an den historischen Buddha und dessen Lehre vom Nirvâna fast gänzlich verdrängt. Diese Tatsache ist insofern lehrreich, als sie mit hinlänglicher Deutlichkeit das Mittel erkennen läßt, dem der Buddhismus in allererster Linie seine erstaunlich rapide Ausbreitung verdankt: es ist die Politik der Zugeständnisse, die er überall und immer befolgt. Wo immer er mit fremden Religionen und Kultusformen in Berührung kam, hat er sie nicht etwa mit Feuer und Schwert ausgerottet, sondern einfach seinem System einverleibt, wobei er sich ihnen auch seinerseits nach Möglichkeit anzupassen suchte. So ist aus der ursprünglich atheistischen Lehre Buddhas schließlich der götterreichste Polytheismus der Welt hervorgegangen.

In China stieß die buddhistische Propaganda auf besonders große Schwierigkeiten, da ihr hier das feste Bollwerk der konfuzianischen Kultur gegenüberstand; und wenn es dem Buddhismus trotzdem geglückt ist, hier Wurzel zu fassen, so verdankt er diesen Erfolg gleichfalls seiner Anpassungsfähigkeit und der schlauen Taktik, die Schwäche des Gegners geschickt auszunutzen.

Was der einheimisch chinesischen Naturreligion seit jeher gefehlt hatte, war die Anschaulichkeit. Nichts war daher geeigneter, diesem Mangel abzuhelfen, als der Buddhismus mit seinem unerschöpflichen Legendenschatz, mit seiner reichen Mythologie und mit der unmittelbar auf die Sinne wirkenden Pracht seines Tempel- und Bilderkults. Vor allem aber mußte ihm darum zu tun sein, sich des Ahnenkultes zu bemächtigen. Gelang ihm das, so hatte er gewonnenes Spiel. Und es ist ihm in der Tat gelungen.

Auch der Ahnenverehrung fehlte es ja nicht minder als der Naturreligion an Anschaulichkeit und positivem Glaubensinhalt. Man ahnte wohl, daß die abgeschiedenen Seelen irgendwo fortlebten; aber über das Wie und Wo wußte niemand eine Auskunft zu geben. Hier nun sprang der Buddhismus in die Bresche, indem er einerseits durch seine Theorie von der Seelenwanderung und den Wiedergeburten, anderseits durch seine Lehre vom Paradiese und der Hölle die vorhandene Lücke ausfüllte und dem bis dahin vagen Glauben einen konkreten Inhalt gab. Jetzt erhielt der Ahnenkult eine wichtige Erweiterung durch die buddhistische Totenmesse, die den ausgesprochenen Zweck hat, die abgeschiedene Seele aus den Banden der Hölle zu befreien und geradeswegs ins Paradies

zu geleiten. Dieser Praxis speziell verdankt der Buddhismus heutzutage seine Popularität in China, die sich schon darin äußert, daß niemand, nicht einmal der bildungsstolzeste Konfuzianer, der sonst mit Verachtung auf den Buddhismus herabsieht, unterlassen wird, nach einem Todesfall buddhistische Bonzen zur Abhaltung einer Totenmesse heranzuziehen.

Wenn der Buddhismus auch als fremder Eindringling gegenüber dem Konfuzianismus eine untergeordnete und keineswegs geachtete Stellung einnimmt, so hat er sich mithin doch ein Gebiet zu erobern gewußt, wo seine Macht unbestritten ist, — nämlich das Jenseits, und das ist durchaus nichts Geringes in einem Lande, wo die Toten tatsächlich beinahe mehr zu bedeuten haben als die Lebenden.

Im übrigen muß gesagt werden, daß sowohl der Taoismus wie der Buddhismus viel zu sehr den Charakter religiöser Gemeinschaften bewahrt haben, um wirklich volkstümlich werden zu können. Taoisten und Buddhisten im eigentlichen strengen Sinne sind daher wohl auch im Grunde nur die Kleriker der beiden Religionen. Dem Chinesen als Laien ist die Religion überhaupt nicht sowohl ein Bekenntnis als vielmehr eine Zuflucht: er wendet sich an seine Götter, wenn er gerade ihrer Hilfe bedarf, und zwar wendet er sich dann an diejenige Gottheit, die er im gegebenen Falle sozusagen für die zuständige Instanz hält, ohne viel danach zu fragen, ob sie buddhistischer oder taoistischer Herkunft ist. Daher zeigt auch die moderne Volksreligion ein chaotisches Durcheinander von Elementen, die teils der altchinesischen Naturreligion, teils dem Buddhismus, teils dem Taoismus entlehnt sind; daneben enthält sie jedoch noch ein ganzes Heer von Gottheiten, die keiner der drei Religionen angehören, sondern als freie Schöpfungen des Volksglaubens anzusehen sind. Dieser Volksglaube aber stellt eine Vorstellungswelt dar, die sich in ununterbrochenem Flusse und in beständiger Gärung befindet; irgendein noch so unbedeutender Anlaß kann, wie sich das in China fast alljährlich beobachten läßt, genügen, um einer neuen Gottheit zum Dasein zu verhelfen, an die bis dahin niemand gedacht hatte. Und in der Tat gibt es kein Gewerbe, überhaupt kein Lebensgebiet irgendwelcher Art, das nicht unter dem Schutze einer besonderen Gottheit stünde. So gibt es Schutzgötter der Zimmerleute, Töpfer, Gärtner, Ärzte, Wahrsager, Barbiere, Schauspieler, Gaukler usw., und selbst die Vertreter weniger ehrsamer Gewerbe, wie z. B. Spieler, Diebe und Prostituierte, haben ihre himmlischen Schutzpatrone. Sogar die Tiere stehen unter dem Schutze besonderer Gottheiten, wie es denn einen Gott der Rinder, der Schweine, der Hunde und der Pferde gibt, und in Su-chow hat sich sogar der Gott der Läuse eines besonderen Tempels zu erfreuen.

Aber die Götter, so zahlreich sie auch sind, genügen doch lange nicht, um das Glaubensbedürfnis zu befriedigen, — ja sie spielen vielleicht nicht einmal die erste Rolle in der Welt des Übersinnlichen. Jede Gottheit hat doch immer nur ihren bestimmten Wirkungskreis, über den hinaus ihre Macht nicht reicht.

Man weiß daher auch genau, an welche Götter man sich in jedem Einzelfalle zu richten hat; sie sind gewissermaßen bekannte und konstante Größen, mit denen man rechnen kann und von denen man weiß, wie sie zu behandeln und zu gewinnen sind. Aber neben den Göttern gibt es noch geheimnisvolle Kräfte, von denen sich der Mensch allenthalben und in jedem Augenblick umgeben wähnt und die ihm förderlich oder auch verderblich sein können. Und gerade weil diese verborgenen Kräfte und Einflüsse so unberechenbar erscheinen, greift der Glaube an sie und die Furcht vor ihnen ungleich tiefer ins Leben jedes einzelnen ein als der Götterglaube. Das Bestreben, die wohltätigen unter diesen Kräften heranzulocken und die schädlichen zu bannen oder womöglich in günstige umzuwandeln, hat denn auch eine besondere Geheimwissenschaft hervorgebracht, die nachgerade zu einer Macht im Leben der Nation herangewachsen ist, — kaum minder allgemein anerkannt und jedenfalls nicht weniger einflußreich auf das Tun und Lassen jedes einzelnen als der Konfuzianismus selbst. Es ist dies das berüchtigte sogenannte Feng-shui-System, das mit geradezu hypnotisierender Gewalt wie ein Alb auf der Seele des ganzen Volkes lastet.

Der Name Feng-shui bedeutet, wörtlich übersetzt, „Wind und Wasser" und bezeichnet die Lehre von den tellurischen und atmosphärischen Einflüssen, aber nicht etwa im physikalischen, sondern im metaphysischen oder, vielleicht richtiger ausgedrückt, im okkultistischen Sinne. Es ist ein geomantisches System, das zu lehren vorgibt, wo und wie Gräber, Tempel und Wohngebäude anzulegen seien, um die in ihnen untergebrachten Toten, Götter oder lebenden Menschen soviel als möglich unter den Schutz günstiger Einflüsse zu stellen, resp. verderblichen Einflüssen entgegenzuwirken. Maßgebend sind dabei vor allem die Konfigurationen der Erdoberfläche an dem zu wählenden Platze, die astrologischen Beziehungen jener Konfigurationen zu den himmlischen Gestirnen, unter deren Herrschaft sie stehen, das gegenseitige Verhältnis der Elemente, die an der gegebenen Örtlichkeit vorwalten, und zahlreiche ähnliche Faktoren, die nur der Geomant allein zu beurteilen vermag. Es wird daher keinem Chinesen einfallen, ein Haus zu beziehen oder gar zu bauen, ohne die betreffende Lokalität vorher sorgfältig von einem Geomanten untersuchen zu lassen; wie es anderseits auch nichts Seltenes ist, daß Tote monate-, ja sogar jahrelang unbegraben bleiben, weil kein gegen böse Einflüsse gefeiter Platz zu finden ist, — wobei dann freilich auch das geschäftliche Interesse der Geomanten keine ganz nebensächliche Rolle zu spielen pflegt.

Es mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, daß auf dem Boden der nüchtern-verständigen Lebensauffassung des Konfuzianismus ein so krasser Aberglaube so üppig ins Kraut schießen konnte, wie das hier der Fall ist. Aber dennoch liegt die Erklärung nahe genug. Eben weil der Konfuzianismus dem Glaubensbedürfnis keinen positiven Anhalt zu geben vermochte, konnte sich der Spieltrieb der Einbildungskraft um so freier entfalten; und weil er anderseits auch dem Forschungstrieb nur wenig Anregung und Nahrung bot, war

dem Aberglauben Tür und Tor geöffnet. Es kennzeichnet die Chinesen, daß sie weder auf dem Gebiet des Glaubens noch auf dem der Philosophie (obwohl es gerade hier an fruchtbaren Gedanken und vielversprechenden Ansätzen keineswegs gefehlt hat) ein geschlossenes Lehrsystem geschaffen haben, — wohl aber auf dem Gebiet des Aberglaubens, denn das Feng-shui-System ist die einzige konsequent durchgeführte Disziplin, die aus chinesischem Boden hervorgegangen ist. Tatsächlich dürfte im modernen China den Mächten der Einbildungskraft vielfach eine ungleich realere Bedeutung beizumessen sein als denen der Wirklichkeit — man braucht nur daran zu denken, wie so manches Eisenbahnprojekt geomantischen Bedenken zum Opfer fallen mußte.

So steht die uralte chinesische Kulturwelt vor unseren Augen da, zwar durch selbstverschuldete Hemmungen um eine freie Entfaltung der ihr innewohnenden Kräfte gebracht, aber trotz aller Unvollkommenheit, Verschrobenheit und Gebundenheit, trotz allem scheinbar unentwirrbaren Durcheinander sich gegenseitig widersprechender Elemente dennoch ein Gebilde von großartiger Einheitlichkeit, Geschlossenheit und Selbständigkeit — eine Kulturwelt freilich, die nach ihrer ganzen Beschaffenheit in einem diametralen Gegensatz zu der unseren steht. Und da erhebt sich die Frage: was weiter?

Nachdem es einmal teils auf dem friedlichen Wege der Handelsbeziehungen, teils durch Waffengewalt zu einem unmittelbaren Kontakt zwischen China und den Westmächten gekommen ist, gibt es kein Zurück mehr, denn der geschichtlichen Notwendigkeit kann sich keine Macht der Erde entziehen. Ein feinsinniger Beurteiler der Chinesen hat sie einmal mit Männern verglichen, die sich auf ihrem Standpunkt sicher wissen und nur verlangen, daß man sie in Ruhe lasse, und gemeint, es liege etwas Achtunggebietendes in dieser sicheren Haltung. Das klingt ja freilich sehr schön; aber erstens wird die Welt von dem naiven Verlangen, in Ruhe gelassen zu werden, vermutlich auch in Zukunft ebensowenig Notiz nehmen, als sie es bisher getan hat, und zweitens hat doch nur derjenige ein Recht auf Achtung, der sie sich zu erobern und nötigenfalls zu erzwingen vermag. Daß die Chinesen nicht länger in ihrer bisherigen Lethargie verharren dürfen, darüber hat sie nachgerade die Logik der Tatsachen zur Genüge belehrt, und die Anzeichen mehren sich, daß sie sich über diesen Punkt auch völlig im klaren sind. Es fragt sich eben nur, welche Wege sie einschlagen werden, um sich für den Kampf um ihre Existenz vorzubereiten.

Daß sie, wie jetzt vielfach behauptet wird, dem Beispiel der Japaner folgen und sich Hals über Kopf der europäischen Zivilisation in die Arme werfen werden, wird wohl niemand, der seine Kenntnis des Chinesentums nicht ausschließlich aus Leitartikeln geschöpft hat, für wahrscheinlich halten. Zwei Völker, die ihrem ganzen Wesen nach so grundverschieden sind, wie die Chinesen und die Japaner, sollte man überhaupt nicht so ohne weiteres über einen Kamm scheren. Die Japaner sind von jeher Nachahmer gewesen, — geniale Nachahmer zwar, denn sie haben es wie vielleicht kein zweites Volk der Erde verstanden, fremdes Gut

nicht nur sich anzueignen, sondern ihm auch ein spezifisch nationales Gepräge zu geben, — aber doch eben nur Nachahmer. Der Chinese hingegen verdankt, was er ist, sich selber: daher von alters her der starre Konservatismus und die instinktive Abneigung gegen alles Fremde.

Bei dem Japaner überwiegt das Talent, beim Chinesen der Charakter. Die Chinesen sind typische Autodidakten, und daraus erklären sich ihre Vorzüge wie auch ihre Mängel: sowohl die schöpferische Originalität und der Stolz auf die eigenen geistigen Errungenschaften, wie nicht minder die indolente Selbstgenügsamkeit und der bornierte Eigendünkel.

Ferner (und das sollte bei einem Vergleich der beiden Nationen nicht übersehen werden) fehlt dem Chinesen kriegerischer Sinn und Unternehmungslust, zwei Eigenschaften, die den Japaner in hohem Grade auszeichnen; und es ist schon aus diesem Grunde kaum anzunehmen, daß sie in dem bevorstehenden politischen und wissenschaftlichen Kampf, der ihnen wider ihren Willen aufgedrängt wird, jemals aus der Defensive zur Offensive übergehen werden. Sie werden sich vermutlich, wie sie das auch bisher getan haben, nur vielleicht in erhöhtem Maße, gegen die verhaßten fremden Eindringlinge und Störenfriede zu wehren suchen, sich im übrigen aber wohl darauf beschränken, ihren Besitzstand soviel als möglich zu verteidigen. Anderseits sind sie aber auch wieder viel zu geriebene Praktiker und Geschäftsleute, um die Vorteile, die sich ihnen aus dem Verkehr mit dem Auslande bieten, nicht nach Gebühr zu würdigen und sich demgemäß zunutze zu machen. So hartnäckig auch der Widerstand des geomantischen Aberglaubens gegen Telegraphenstangen und Schienenstränge war und vielfach auch jetzt noch ist, weil sie angeblich die Ruhe der Toten gefährden und dadurch zugleich die Wohlfahrt der Lebenden schädigen: — er hat schließlich doch nicht verhindern können, daß sich das Eisenbahn- und Telephonnetz auch in China mit jedem Jahre weiter ausdehnt, denn der Chinese ist eben, trotz allem Aberglauben, doch klug genug, um einzusehen, daß jene imaginären Nachteile von tatsächlichen Vorteilen weit überwogen werden: Beweis dafür die kurze Eisenbahnstrecke zwischen Peking und Tientsin, die schon im ersten Jahre ihres Bestehens den bisherigen Warenverkehr per Boot und Karren vollständig lahmgelegt hat.

Es läßt sich denn auch gar nicht mehr leugnen, daß sich in jüngster Zeit fortschrittliche Bestrebungen in den verschiedensten Gebieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens geltend zu machen beginnen, von denen früher nicht die Rede war. Schon die Themata bei den Staatsprüfungen im Jahre 1905 lassen deutlich erkennen, wie der Hase läuft. Als Beweis dafür hier nur ein paar der Fragen, die den Kandidaten zur Bearbeitung gegeben wurden: „Wie lassen sich die Hilfsquellen Chinas durch Bergbau und Eisenbahnen am besten erschließen?“ — „Nach welcher Richtung hin sind unsere Zivil- und Strafgesetze abzuändern, damit China seine Autorität auch auf die (Fremden) ausdehnen kann, die jetzt noch die Privilegien der Exterritorialitätsklausel genießen?“ —

„Welche Nationen haben sich als die besten Kolonisatoren gezeigt?" — „Welches sind Englands wichtigste strategische Punkte zur See, und welches sollten die Chinas sein?" — „Auf welchem Wege lassen sich Gelder und Professoren für die neue Erziehungsmethode beschaffen?" — Daß die Prüfungsbehörden, die konservativsten Behörden Chinas, derartige Aufgaben stellen, ist ein Zeichen der Zeit, das jedenfalls Beachtung verdient.

Bestrebungen aber, wie sie hier zutage treten, sollten unserseits nach Kräften gefördert werden, denn schon wandern Hunderte von jungen Chinesen nach Japan, um sich auf den dortigen Universitäten europäisches Wissen anzueignen, während sich gleichzeitig japanische Lehrer und Instruktoren scharenweise in chinesischen Lehranstalten einnisten.

Durch die ursprüngliche Kulturgemeinschaft, verbunden mit der Gemeinsamkeit der Schriftsprache, haben die Japaner ohnehin einen ungeheuren Vorsprung vor uns voraus, und es liegt daher die nicht zu unterschätzende Gefahr nahe, daß das gesamte chinesische Schul- und Unterrichtswesen sich über kurz oder lang zu einem japanischen Monopol gestaltet, wenn wir uns nicht beeilen, auch das Unsere zu tun, um uns den Chinesen als Lehrer unentbehrlich zu machen. Das aber liegt in unserem eigensten Interesse; denn nur so wird es uns möglich sein, einen Einfluß auf die zukünftige Gestaltung der Dinge in China zu erlangen.

Wir haben unsere Kulturmission China gegenüber bisher überhaupt viel zu einseitig im Sinne einer christlich-religiösen Propaganda aufgefaßt. So berechtigt und bewundernswert die Bemühungen der Missionare vielfach auch sind, so genügen sie doch bei weitem noch nicht. Zudem ist ihr Erfolg bis jetzt ein verschwindend geringer gewesen, und das war auch nicht anders zu erwarten.

Erstens pflegen sich die Missionare fast immer nur an die untersten Schichten des Volkes zu wenden, während es gerade darauf ankäme, die gebildeten, tonangebenden, regierenden Klassen zu gewinnen, weil nur durch sie ein Einfluß auf die große Masse ausgeübt werden kann. Zweitens aber gilt es, eine friedliche Auseinandersetzung mit dem Konfuzianismus zu ermöglichen; denn so wie die Dinge einstweilen und wohl noch für lange Zeit liegen, steht und fällt das Chinesentum mit dem Konfuzianismus. Solange die alten Jesuitenmissionare des siebzehnten Jahrhunderts den Ahnenkult für einen bürgerlichen, nicht für einen religiösen Ritus erklärten und demgemäß unbeanstandet ließen, war ihre Propaganda von glänzendem Erfolge gekrönt, und sie hatten sich daneben eines Einflusses am kaiserlichen Hofe zu erfreuen, wie er seither keinem Europäer wieder zuteil geworden ist. Das alles änderte sich mit einem Schlage, als der Papst Clemens der Elfte im Jahre 1704 auf Betreiben der Dominikaner den Ahnenkult als heidnischen Brauch verdammte.

Das Gebot der kindlichen Pietät, das seinen religiösen Ausdruck im Ahnenkult findet, ist die Grundlage des ganzen sittlichen Lebens in China, sie ist das Fundament der konfuzianischen Kultur: vernichtet man dies Fundament, so stürzt

der ganze Bau in Trümmer. Außerdem muß auch wohl zugegeben werden, daß gar manche Lehren des Christentums, wie z. B. das Gebot: „Verlasse Vater und Mutter und folge mir nach“ oder „Laß die Toten ihre Toten begraben“ dem sittlichen Empfinden des Chinesen geradezu ins Gesicht schlagen. Und dann noch eins. Der Chinese wird als alter Praktiker den sittlichen und erzieherischen Wert des Christentums vermutlich weniger nach seinen ethischen Lehren als nach seinen Vertretern beurteilen. Und was er von ihnen gesehen und erlebt hat, dürfte nicht immer geeignet sein, seine Sympathien zu gewinnen. Vor allem dürften die tief beklagenswerten und beschämenden Begleiterscheinungen der letzten Chinakampagne — ich habe hier nicht etwa die Hunnenbriefe im Sinne, sondern persönliche Mitteilungen von durchaus glaubwürdigen Augenzeugen, die zum Teil seit Jahren hervorragende Stellungen in China innehaben — schwerlich dazu beigetragen haben, die tiefwurzelnde Abneigung der Chinesen gegen die fremden Barbaren in eitel Liebe und Achtung umzuwandeln.

Es kommt vor allem darauf an, einerseits das lautere Gold der konfuzianischen Ethik von den Schlacken, die sich im Laufe von zwei Jahrtausenden angesetzt haben, zu reinigen und die Moral aus den Fesseln eines starren Ritualismus zu freier Selbstbestimmung zu befreien, anderseits aber an Stelle der unfruchtbaren toten Büchergelehrsamkeit ein lebendiges Wissen und gesundes Naturerkennen zu setzen. Dann wird auch die Nacht finsteren Aberglaubens schließlich einem neuen Tage weichen. Der intellektuellen Wiedergeburt wird die sittliche auf dem Fuße folgen. Denn es darf nicht vergessen werden, daß die Chinesen außer ihren nationalen Fehlern, von denen hier so ausführlich die Rede gewesen ist, auch eine ganze Reihe von nationalen Vorzügen besitzen, die durchaus nicht zu unterschätzen sind: man denke nur an ihren beharrlichen Fleiß, ihre Bedürfnislosigkeit und Nüchternheit, ihren eminent wirtschaftlichen Sinn, ihren ausgeprägten Handelsgeist, die geradezu sprichwörtliche Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit ihrer Kaufleute und — last not least — ihre traditionell geheiligte Familienzucht.

Ein Volk, das aus eigener Kraft eine immerhin so hochentwickelte Kultur geschaffen und eine Moral von so makelloser Reinheit und von so tiefem sittlichen Ernst wie die konfuzianische hervorgebracht hat, — ein Volk, das überdies noch immer über eine Menge trefflicher Eigenschaften verfügt, um die es von manchen höher zivilisierten Nationen beneidet zu werden verdiente: ein solches Volk, meine ich, mag noch so tief gesunken sein, ohne daß man darum an seiner Zukunft zu verzweifeln brauchte.

So möchte ich denn diese Betrachtung mit dem Wunsche schließen, daß die Zeit nicht mehr fern sein möge, wo wir den Chinesen nicht nur mit der gepanzerten Faust drohen, was ja bisweilen auch seine Berechtigung hat, sondern ihnen auch die zum Geben geöffnete und zum Helfen bereite Hand darbieten.

Hermann Bahr

Von Victor Klemperer-Oranienburg

In Hermann Bahrs Feuilletonsammlung „Renaissance" steht die Skizze „Ein Journalist". Dort wird Pierre Bayle, „der Autor des berühmten Dictionnaire", als der eigentlich erste Journalist im heutigen Wortsinn geschildert, wobei es fast ganz auf einen harten Tadel des Berufs hinausläuft. In früheren gelehrten Zeitschriften, heißt es, „gebot die Wissenschaft", bei Bayle wurde der Leser „der große Herr". Es ist jetzt ein „Zwischenhandel mit geistigen Dingen" eingerichtet, da kommt es auf die „Etalage" an, „sie sollen hübsch aussehen, die Neugierde reizen, gekauft werden". — „Eine unbeschwerliche und angenehme Bildung den Leuten ins Haus liefern, das war der Gedanke, der den ersten Journalisten ausmachte." Solchem Geschäft der gefälligen und oberflächlichen Wiedergabe des Vielen und Verschiedenartigen würde natürlich eine starke Eigenart, eine selbständige Weltanschauung nur im Wege stehen; das Leichte und Oberflächliche fließt am leichtesten aus der Feder des seichten und oberflächlichen Menschen. Als einen „nichts fühlenden Vielschwätzer" stellt denn auch Bahr den ersten Journalisten hin, um dann wie zur Beruhigung des eigenen Gewissens zu schließen: „Aber man kann ja auch ein ungetreuer Enkel sein; diesen Trost wollen wir uns nicht nehmen lassen."

Ein ungetreuer Enkel, aber doch ein Enkel! Sicherlich bleibt selbst der beste Journalist ein wenig dem von Bahr so unhöflich geschilderten Vorfahren verwandt. Dieser wird auch einmal als „erster Reporter" bezeichnet, und in dem mit Notwendigkeit reporterhaften Element des Berufs ist wohl die Verwandtschaft aller Journalisten mit ihrem Ahnherrn begründet. Sie alle zehren in weit höherem Maße als die übrige Menschheit, die sich ja auch überkommene Früchte nutzbar macht, von der geistigen Arbeit anderer; sie alle sind darauf angewiesen, um jeden Preis, und so manchmal um allzu hohen, gefällig und auch einer denkfaulen Masse verständlich zu schreiben.

Wer kann nun, wem das klar vor Augen steht und wer hochstrebenden Geistes ist, dennoch Journalist sein? Hermann Bahr, der zeitig ein faustischer Student wurde und noch heute als reifer Vierziger einem faustischen Studenten gleicht, und der sich doch immer mit Leidenschaft als Journalist betätigte und das quecksilberne Wesen des Journalisten auch in seinen ausgedehntesten und tiefsinnigsten Büchern nie verleugnet, gibt in dem Roman „Theater" die Antwort auf diese Frage: „Weil dieser Beruf so große Verlockungen hat. Man darf sich einbilden, zur ganzen Menschheit zu reden, auf seine Zeit zu wirken, ihre Gedanken mitzubestimmen, mehr als man es heute von der Kanzel oder vom Katheder kann. Man ist auch fleißiger, weil man schneller wirkt ... Heute habe ich einen Gedanken, morgen läuft er schon durch die Stadt."

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Als die, um es schroff auszudrücken, sittliche Gefahr des Journalistenberufs wurde sein Reporterwesen erkannt. Der Reporter gibt das fremde Gut rasch weiter; er soll es leicht weitergeben und verfällt dabei allzu häufig der Leichtfertigkeit. Ein höher stehender Journalist wird bei aller Raschheit des Arbeitens die empfangene geistige Ware doch erst sich geistig einverleiben und dann versuchen, bei aller Gefälligkeit, bei allem Spielerischen der Form dennoch dem bequemen Leser unmerklich die ganze Tiefe und Schwere der Sache aufzuzwingen. Er wird ein ungetreuer Enkel Bayles sein, indem er den Leser nur scheinbar einzig unterhält, während er ihn tatsächlich auf anmutigen Wegen ins Ernste führt. Freilich führt auch dieser Weg vom rein Journalistischen zum höheren Gebiete des Essays empor — einen Essay schreiben heißt eben den „Versuch" wagen, ernste Dinge gefällig spielend abzuhandeln —; aber dies ist wohl das beste Lob, das man einigen modernen Journalisten erteilen kann, daß sie erfolgreich bemüht sind, den Essay in den Dienst der Journalistik zu stellen.

Hermann Bahr bewegt sich auf diesem Gebiete des journalistischen Essays mit äußerstem Geschick. Das Spielerische der Wiedergabe besitzt er in gesteigertem Maße, da er seiner österreichischen Anmut in langen Studien den schärferen Schliff der französischen Causerie hinzugefügt hat. Und in der Aneignung fremder Geistigkeit geht er so weit, daß das Wort „aneignen" nicht mehr zutrifft. Denn nicht Hermann Bahr bemächtigt sich der fremden Dinge mehr, sondern sie bemächtigen sich seiner, er geht an sie verloren, in ihnen auf. Er schreibt über Politik und scheint ein Politiker zu sein, er berichtet von Gemälden und ist ein Maler. Und nun gar auf seinem eigentlichen literarischen Gebiet wächst diese Wandlungsfähigkeit ins Erstaunliche. Bahr hat viel vom Wesen der weißen Mäuse, die in Bergwerken über den Menschen noch unspürbaren Gasen unruhig werden; er wittert literarische Luftströmungen, die noch kein anderer ahnt. Er hat den Ausdruck „Moderne" geschaffen und ist der Masse der Modernen immer vorausgeeilt: vom Naturalismus zum Schwelgen im Psychologischen, danach, verzweifelnd am Erfassen des Wirklichen, in die Romantik, ins Symbolistische. Und was er als Neuestes fand, davon ließ er sich so durchdringen, daß es ihn beseelte. Ein Beispiel für viele: Er schildert die „Décadence". „Barbaren, die nicht an der Kette einer alten Kultur geboren werden, nehmen die Welt, wie sie ist, mit den Sinnen in die unbefangene Seele, die sie aus sich ordnen, deuten, wesentlich formen mag; die Welt wird ihnen, indem sie ganz in ihre Seele und ihre ganze Seele in sie bringt, von selber Kunst. Aber aus dieser spinnt eine alte Kultur dann Nebel und Scheine um die Erziehung ihrer Menschen. Sie wachsen, unselige Spätlinge, nicht mehr in der wirklichen Welt der Sinne, sondern in einer künstlichen von geborgten Träumen auf, dem Erbe von einst. Die Werke der Vergangenheit verhüllen ihnen die Dinge der Gegenwart. So lernen sie alle Verschönerungen, die je ein schwärmerischer Wahn der Ahnen schuf, vom Leben fordern, und weil es nicht geben kann, was nur die Seele geben kann, wenden sie sich mit Ekel und Verachtung ab." Dies heißt doch

kaum noch über Dekadenz reden, sondern als Dekadenter, fast aus eigener Seelenqual, sprechen. Zwar am Schluß dieses Essays steht noch ein sicheres Urteil über den künstlerischen Unwert französischer, englischer und deutscher Dekadenz, aber auf jeder Stufe seines essayistischen Ergreifens und Ergriffenseins betätigt sich Hermann Bahr auch dichterisch, und in seinen dichterischen Analogien bleibt er dann völlig in der Seele, in die er einmal hineingeschlüpft ist, und oft genug findet auch der Essayist selber nicht mehr heraus.

Der Berliner liebt es, mit etwas burschikosem Ausdruck von unheimlicher Gewandtheit zu sprechen. Man kann das ohne jeden burschikosen und ohne jeden spöttischen Anklang buchstäblich auf Bahr anwenden. Er ist unheimlich gewandt, unheimlich wandlungsfähig, und ihm selber ist diese Eigenschaft unheimlich, ihm graut bisweilen vor der Vielfältigkeit des eigenen Ich, und schließlich bringt er zur eigenen Beruhigung diese Vielfältigkeit in ein System. Man könnte auch hier von einem essayistischen Ergreifen und Hineinschlüpfen reden, ja man könnte hier sogar den Vorwurf der journalistischen Leichtfertigkeit erheben, denn einmal gibt Bahr selber zu, der naturhistorischen und physiologischen Entwicklung der Sache im einzelnen nicht gewachsen zu sein. Doch liegt es hier insofern anders, als Bahr in Machs Lehre nicht einem ihm völlig fremden Ding entgegentritt, sondern einem längst, wenn auch unklar, ersehnten. „Manchmal hat man wirklich die Empfindung, als würde man, ohne es zu wissen, geheimnisvoll geführt, und mir ist, als wäre ich die ganzen letzten drei Jahre her durch eine unbekannte Macht nur immer auf einen Gedanken gestimmt worden, dem ich nun also wehrlos erliegen mußte." Es ist dies der Gedanke vom „unrettbaren Ich". So heißt auch die Überschrift des Abschnittes, der in dem nach seiner Hauptstudie „Dialog vom Tragischen" benannten Bande steht. Bahr erzählt, wie ihn zuerst bei der Euripides-Lektüre der rasende Herakles erschütterte, von dem es heißt: „er war nicht mehr derselbe", wie es ihm später „allmählich der eigentliche Gedanke des Euripides schien, die Unsicherheit des Ich darzustellen". Durch „ein entsetzliches Buch" aus dem Gebiet der Nervenkrankheiten, durch Ribots „Les maladies de la personnalité" wird er dann noch peinvoller beunruhigt, es treibt ihn, die Veränderungen des Ich am Menschen überhaupt zu betrachten, er findet keine entfernteste Ähnlichkeit, „keinen Gedanken, kein Gefühl, kaum noch irgendeine Laune oder Grille" dem Goethe von 1770 und 1830 gemeinsam, bis sich schließlich dies alles als „ein wunderlicher Weg" herausstellt, „um reif zu werden, reif für Mach". Er entwickelt nun mit der Begeisterung und Dankbarkeit eines Jüngers und Erlösten Machs Weltanschauung, die er bald danach die „Philosophie des Impressionismus" nennt, obwohl es „sehr leicht möglich, daß sich Mach, ein österreichischer Professor, durch die Beziehung auf den Impressionismus beleidigt fühlt": „Das Ich ist unrettbar. Es ist nur ein Name. Es ist nur eine Illusion. Es ist ein Behelf, den wir praktisch brauchen, um unsere Vorstellungen zu ordnen. Es gibt nichts als Verbindungen von

Farben, Tönen, Wärmen, Drucken, Räumen, Zeiten, und an diese Verknüpfungen sind Stimmungen, Gefühle und Willen gebunden. Alles ist in ewiger Veränderung.... Die ganze innere und äußere Welt, mein Ich und das andere ist nur eine wogende zähe Masse, die hier dicker wird, dort fast zu zerrinnen scheint. Das Ich ist nur ein Name für die Elemente, die sich in ihm verknüpfen."

In seiner Elegie auf den früh gestorbenen Georg Büchner sagt Herwegh: „Du flammst nun wieder nach durchbrochner Schranke in Gottes Haupt ein leuchtender Gedanke." Dies ist vielleicht der knappste dichterische Ausdruck des Pantheismus. Die Seele kommt aus Gottes Haupt und kehrt zu Gottes Haupt. In der Zwischenspanne aber, im Leben, ist sie ein Selbständiges, ist sie von der Schranke der Persönlichkeit umstellt. Die „Philosophie des Impressionismus" nun durchbricht diese Schranke schon bei Lebzeiten des nur in der Illusion bestehenden Individuums, und alles wird zum Fluten der kaum getrennten göttlichen Elemente, derselben Gottheit.

Es fehlt aber dieser Anschauung doch wohl am entscheidenden Durchgreifen. Gewiß, alles fließt, die Außenwelt wechselt, der menschliche Körper verändert sich, es wechselt auch die Atmosphäre der Seele, ihre Stimmung, auch wohl sozusagen ihre Haut, die aus dem Glatten ins Runzlige schrumpfen oder einen umgekehrten Entwicklungsgang machen kann — aber in all diesen Veränderungen bleibt ein Stetiges, ein seltsam Stetiges, denn es ist dem Gesetz der Entwicklung und also der Veränderung wie alles andere unterworfen und bewährt sich dennoch als das Stetige: die innerste Natur des Menschen, seine vor dem ersten Atemzuge „geprägte Form" — „so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen". Goethe, der Entwicklungsfreudige, den Bahr als einen Hauptzeugen für seine Weltanschauung anführt, hätte den Impressionisten mit Entrüstung ausgelacht und hätte ihm dann vielleicht einige Auskunft darüber gegeben, wie stark sich das Goethesche Ich in allen wesentlichen Charakterzügen vom Studiosus bis zum Minister, von Friderike bis zu Eckermann als das gleiche bewährte. Es ist seltsam, aber gerade an den Leuten der scheinbar größten seelischen Veränderungen zeigt sich dem schärfer Blickenden das tatsächliche Gleichbleiben des eigentlichen Wesens, des Charakters: es werden Menschen aus Dirnen zu Betschwestern, aus Revolutionären zu Anhängern des Absolutismus und haben doch im Wesenskern keine Änderung erfahren.

Und so hat auch der ewig in andere Formen schlüpfende, ewig von anderen Geistigkeiten ergriffene, der zur philosophischen Leugnung des eigenen Ichs getriebene Hermann Bahr einen unveränderlichen Wesenskern, und noch dazu einen ganz schlichten, der sich viel eher der biederen, im ruhigen Glanze leuchtenden Art Ernst Moritz Arndts vergleichen läßt als dem so unendlich vielfarbigen Charakter Goethes. Und dies ist die zweite schöne „Untreue" Bahrs wider den charakterschwachen Vorfahren, daß man den einen in allen Veränderungen sich gleichbleibenden eigentlichen Menschen aus allen neuen Körpern und

Beseelungen herausspürt. Bahr zitiert einmal ein spöttisch aufrichtiges Wort von Anatole France: „Messieurs, je vais parler de moi à propos de Shakespeare, à propos de Racine, ou de Pascal ou de Goethe; c'est une assez belle occasion.“ Das paßt merkwürdigerweise auf Bahr selber; der Mann des völligen Hineinschlüpfens, des Sichverlierens ans Fremde, der Mann also der buchstäblich grenzenlosen, eben die Grenze der Persönlichkeit durchbrechenden Objektivität benutzt doch, und häufig in geradezu rührender Unbewußtheit, jede belle occasion, von seinem gleichbleibenden Ich zu sprechen.

Und der Vergleich dieses Wesenskerns mit dem Ernst Moritz Arndts war kein zufälliger. Beide Männer haben denselben innersten Seelengehalt: einen leidenschaftlichen Patriotismus. Und noch weiter stimmt der Vergleich: sie lieben beide nicht so sehr das Vaterland, das ist, als ein zukünftiges, das vorerst noch nur in ihrer Sehnsucht lebt, das vielleicht niemals Wirklichkeit werden wird, dem allzu viele Hemmungen entgegenstehen. Der biedere, ehrwürdige deutsche Patriarch und der quecksilberne österreichische Stimmungsmensch, jener ein wilder Franzosenhasser, dieser ein großer Verehrer Frankreichs, der eine zum kindlichen Christenglauben nach kurzem Schwanken mit aller Überzeugung zurückkehrend, der andere dem Christentum ganz entfremdet, zwei so in vielen und beinahe allen Zügen grundverschiedene Männer sehen doch in ihrem Wesentlichsten einander unerhört ähnlich: Deutschland, das Deutschland der Zukunft, ist die Sehnsucht des Alten, Österreich, das Österreich der Zukunft, die Sehnsucht des Jungen, und welches auch Arndts Thema sei, diese Sehnsucht ist darin, und welche Verwandlung auch Bahr vornehme, seine österreichische Sehnsucht bleibt spürbar.

Man könnte vielleicht sagen, im Grunde stimme Bahr mit dem viel schlichteren, einfältigeren Friedrich Schlögl überein. Denn beiden geht es um dieselbe Aufrüttelung des verschlafenen, verträumten, bequem entsagenden, schlaff „gemütlichen“ Österreichs, nur mit dem Unterschiede, daß sich Schlögl gegen den Philister und Kleinbürger wendet, Bahr vielmehr gegen die Führer, die das Führen vergessen oder doch lässig betreiben, gegen die Männer der Regierung also, der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie, des Großhandels. Es gibt einen Grillparzervers, in dem Bahr die Zauberformel der Einschläferung Österreichs sieht, und den er mit immer erneutem Ingrimm unablässig hersagt:

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!

Er hat einen Haß gegen alles kleinliche Sichbescheiden, gegen jeden, der die Größe um ihrer Gefahren willen meidet. Er hat eine persönliche leiden-

schaftliche Abneigung gegen Grillparzer. „Sonst sucht das Drama zu bestimmen, wie weit ein Mensch sich ausstrecken darf; seine Dramen meinen, daß sich der Mensch lieber gar nicht ausstrecken soll." Er will es nicht wahr haben, daß Grillparzer nur durch die äußeren österreichischen Zustände eingeengt worden sei; sondern die Hemmung habe in ihm selber gesteckt, weil die österreichische Kleinmütigkeit in ihm selber saß, weil er sozusagen selber und ganz und gar die Verkörperung der österreichischen Schlaffheit bedeutete. Und wo sich ein Hauch von Grillparzers Wesen in der neuesten österreichischen Literatur bemerkbar macht, da kämpft Bahr zornig dagegen an. Selbst seinem Freunde Schnitzler verzeiht er es nicht, wenn dieser nach der Darstellung stürmischer Leidenschaften als rechter Wiener auch einmal die sanfte Müdigkeit und melancholische Entsagung gestaltet. „Eine Gesinnung," fährt er ihn nach der Aufführung des „Puppenspielers"*) an, „die auf mich allmählich unerträglich pensioniert wirkt.... Ich glaube nicht mehr, Arthur, daß Entsagung Reife ist. Ich glaube, sie ist nur innere Schwäche.... Ich glaube nicht mehr an die kleinen Tugenden des gelassen zuschauenden Geistes. Ich glaube nur noch an die große Kraft ungestüm verlangender Leidenschaft."

Aber der Unterschied zwischen Schlögl und Bahr ergibt sich doch nicht bloß aus der verschiedenen Schicht der — man möchte fast sagen: der Zöglinge oder Pfarrkinder, an die sich beide Prediger mit ihren Aufrüttelungen richten. Ein Wesentliches kommt hinzu: Schlögl findet sich mit der einmal vorhandenen Schlaffheit als einer Tatsache ab, höchstens sucht er den Grund für sie in den Übeln des Vormärz und der Reaktion. Bahr als faustischer Mensch kann sich nicht genug darin tun, der österreichischen Natur das Warum ihrer Schlaffheit abzufragen. Tiefer und tiefer bohrt er sich in das Problem ein. Seine Lösungen sind kaum einwandfrei, oft wohl nur Vermutungen, aber die anmutige Hartnäckigkeit, die unterm Spielerischen schwälende Leidenschaft des Fragens an sich macht einen der großen Reize des, wie mir scheint, dichterischen Hauptwerkes Hermann Bahrs aus, des kleinen Essaybuches „Wien". Da betritt er den unsicher schwankenden Boden der Rassetheorie. Es ist den Wienern viel keltisches Blut beigemischt, und den Kelten fehlt die innere Kraft und widerstandsfähige Eigenart. Dann wird das Wesen der Habsburger seltsam dargestellt. Denen „allen ist gemein, daß ihnen der Sinn für das Wirkliche fehlt". Sie fühlen sich als Stellvertreter Gottes, sie regieren, wie Gott es ihnen eingibt, und stemmt sich die Wirklichkeit dagegen, so muß eben in ihren Landen die Wirklichkeit entwurzelt werden. Und der keltische Blutstropfen der Landeskinder erleichtert dies Unternehmen. Am nachdrücklichsten und mit der kühnsten philosophischen Phantasie verweilt Bahr bei einer besonders grotesken Epoche dieser Entwurzelung, dem Zeitalter der Gegenreformation, des Jesuitismus, der „Barocke", wie er kurzweg

*) Die Theaterkritiken Bahrs sind bisher in drei starken Bänden gesammelt und, wie die meisten Werke Bahrs, bei S. Fischer, Berlin, erschienen. Eine bedeutsame Ausnahme bildet „Wien", das bei E. Krabbe, Stuttgart, verlegt ist.

sagt. Er spielt da mit Gedanken, die auch in seinen Betrachtungen des Griechentums und der griechischen Tragödie (Dialog vom Marsyas, Dialog vom Tragischen) aufklingen, stellt den Urmenschen, den ungesellschaftlichen mit den freien Trieben, dem gebändigten, geknechteten sozialen Geschöpf des Staates gegenüber, versteht das Urchristentum als die Befreiung des Individuums von allem gesellschaftlichen Zwang und sieht den Kunstgriff der Barocke in einem seltsam krummen Zurückgreifen auf jenes Urchristen- und also Urmenschentum. Die Barocke nämlich predige „listig", mit „prachtvollem Betrug", es sei jenes einzig wahre, wache und freie Leben überhaupt nicht auf dieser Welt zu finden, sondern werde erst nach dem Tode, im Jenseits, anheben; hier unten sei alles Fesselung und Lüge, Schlaf und Traum, woraus sich dann ohne weiteres gleichzeitig Lebensverneinung und -bejahung ergebe, indem man das Leben als einen bloßen Traum verachten, als einen bunten Traum genießen könne — und jedenfalls eine Abkehrung vom Wirklichen, ein Träumen eben. . . .

So vielfach grübelnd sucht Bahr die Schlaffheit des Österreichers zu verstehen. Aber Verstehen heißt bei ihm noch längst nicht Verzeihen, und dies ist der andere Reiz seines Wiener Buches, mit welcher Empörung er das „unwirkliche" Wesen seiner Landsleute an den Pranger stellt. „Um den Wiener zu kennen, muß man wissen, wie Beethoven hier gestorben ist, und wie Grillparzer hier gelebt hat." Und er erzählt mit großer Gewalt, wie die Wiener den heroischen Ringer Beethoven fast im Elend sterben ließen, um ihn dann mit desto größerem Pomp zu begraben — „da war ganz Wien dabei; im Begraben sind sie groß". Und er breitet mit höhnischer Bitterkeit das Leben des alternden Grillparzer aus, „dieses entsetzliche in der Mitte geborstene Leben". Und dann, wie zu sich selber sprechend, fast wieder einmal sich selber über seinen journalistischen Beruf tröstend, zeichnet er noch einen Wiener: Ferdinand Kürnberger. „Und das ist auch wienerisch, daß er, der mit seiner Einsicht in jedes Problem, mit seinem Trieb zum Notwendigen . . ., mit seiner Kraft überall sonst ein Mann der Tat geworden wäre, hier ins Feuilleton gesteckt wurde. Man ließ in Gottes Namen einmal die Wahrheit zu, doch nur unter dem Strich. Auch er verfiel dem österreichischen Gesetz: zu scheinen. Man verzieh ihm, daß er ein Mann war, weil er den Narren gab, den Feuilletonisten, der ja doch nur spaßt."

Ich lese aus diesen Worten eine Tröstung Bahrs über den eigenen Beruf heraus, ich sprach bisher fast ausschließlich von dem Essayisten Bahr — so kann mich der Vorwurf treffen, ich wollte das ungemein ausgiebige dichterische Schaffen des Mannes wenn nicht unterschlagen, so doch ungebührlich gering einschätzen. Das ist gewiß nicht meine Absicht; aber freilich dem essayistischen Hermann Bahr gegenüber spielt der dichterische doch nur die zweite Rolle, jener ist ein Meister, dieser nur ein tüchtiger Schüler — seiner selbst. Liest man ästhetische Studien der großen Dichter, so hat man das Verlangen, ihre dichterischen Schöpfungen kennen zu lernen, als ihr Eigentlichstes, wovon jene Betrachtungen

nur Ableitungen sind. Bei Bahr geschieht häufig das Umgekehrte. Von den Dichtungen fort zieht es den Klarheit suchenden Leser zu seinen Essays als seinen eigentlichen Hervorbringungen. Übrigens kann man die Sehnsucht nach dem Essayisten oft genug in seinen dichterischen Büchern selber befriedigen; denn besonders im Roman hält Bahr die Grenze zwischen Dichtung und Essay nicht immer ein, und wo er sie überschreitet, bietet er sein Bestes.

Das Verhältnis zwischen dem Dichter und dem Essayisten erscheint mir derart. Gleich nach beendetem juristischen Studium stürzt sich der junge Mensch sozusagen auf die nichtösterreichische Welt; durch weite Reisen sucht er Europas Art zu erfassen; die scharfe europäische Luft, insbesondere wohl die Pariser, soll ihm den österreichischen Schlaf aus den Augen blasen, und was er an Bewegung, an Neuem, an wahrem Leben da draußen findet, das gilt es nun auch nach Hause zu berichten — vielleicht daß man damit dem österreichischen Traumzustand ein Ende bereite. Und nicht nur berichten, nein, auch anwenden, selber nachbilden! Ihm fehlt ja nicht die entscheidende Gabe, der geistvolle Plauderer kann auch erzählen, vermag auch dramatisch zu gestalten, seine Menschen führen ein wirkliches Leben — kurz, es fehlt ihm nichts zum Dichter, nur daß der Dichter eben als der Gefolgsmann, gewissermaßen als der Assistent des Essayisten auftritt. Erst ist es ihm um die unmittelbare deutsche Anwendung des Neuen zu tun. Richard M. Meyer weist in seiner Literaturgeschichte darauf hin, wie sich der junge Bahr von den Ibsenschen Problemen, wie sehr besonders von „Strindbergscher Weiberverachtung und Sinnlichkeit" beeinflussen läßt, wie er auch in Maupassants Fahrwasser gerät. Es ist dies eben jenes völlige Hineinschlüpfen in fremde Seelen, was sich etwa in dem Roman „Die gute Schule" oder in den meisten Abschnitten des Skizzenbuches „Caph" begibt.

Aber nun nehme man — als Beispiel, nicht als einziges Stück dieser Art — die Novelle „Leander". Sie ist durchaus Maupassant in der spöttisch-graziösen Art des Erzählens, in der unpathetischen Verhöhnung der üblichen „Tugend", dem unpathetischen Mitleid mit der Dirne. Ein junger, wie er von sich selber glaubt, getreuer und sogar verliebter Ehemann unterbricht die Fahrt zu seiner Gattin, um bei irgendeinem „Linerl" zu bleiben, das von Bahr mit viel größerer Sympathie gezeichnet ist als der makellose Herr. All das ist ganz Maupassant — aber die Fahrt geht von Wien nach Ischl während einer Betriebsstörung durch große Überschwemmungen. Da ist denn dem Nachahmer des Franzosen Gelegenheit geboten, österreichische Zustände zu schildern, und er besorgt das mit kräftiger Ironie. Das eigentliche Ich Hermann Bahrs schlägt durch. Über all dem Neuen und über all dem zornigen Tadel des gegenwärtigen Österreichs will er aber auch nicht das Gute der Heimat vergessen, und so schlüpft Bahr mit gutem Gelingen — weil er hier trotz aller suchenden Unrast doch vielleicht mehr zu Hause ist als bei den Fremden — ins schlichte Wiener Volksstück hinein. Freilich noch besseres Gelingen als in diesen einfachen Spielen, im „Tschaperl" und „Star" etwa, wird ihm zuteil, wenn

er einmal ganz unverhüllt sein Eigenstes darstellt, also Österreichisches malt und zugleich seinen Zorn gegen österreichische Dumpfheit ausspricht. Er hat das in schroffster Weise in „Sanna" getan, und so ist dies bürgerliche Trauerspiel vielleicht sein charakteristischstes und ergreifendstes Drama geworden. Bahr schildert in sehr starken Farben — er wählte die Zeit unmittelbar vor der achtundvierziger Revolution, um nur stark auftragen zu können — das Ersticken einer ganzen Familie in Sklaverei, in Unnatur, in qualvoller Resignation. Über der mittellosen Familie des Syndikus Trost waltet als sinnloser Tyrann der reiche Hofrat Furnian, als buchstäblich Sinnloser, denn sein in „fast heiliger" Tugend hingebrachtes Beamtenleben hat ihn um den klaren Verstand gebracht und zu krankhaften, widerlichen Begierden geführt. Nun martert er die auf sein Geld angewiesenen Trosts. Der Mann ist innerlich gebrochen, die Frau im Kummer hart geworden, von den Töchtern wurde die älteste, seit man sie von einer Liebesehe abzustehen zwang, gemütskrank, die jüngste ist auf dem Wege, in der traurigen Umgebung sittlich zu verderben. Sanna, die mittlere, erlebt eben ihren Frühling. Bald hofft sie mit dem Leutnant Erwin vereint zu sein. Als der Onkel Hofrat das zur Ehe nötige Geld versagt, bleibt sie mutig; ihr ist es selbstverständlich, daß Erwin nun ohne Konsens und Segen mit ihr davongehen wird. Er aber ist eine behutsame Sklavennatur und bebt vor dem Unerlaubten zurück. Da macht Sanna, um nicht einen ihr widerwärtigen Bewerber heiraten zu müssen, um auch nicht dem Schicksal der älteren Schwester zu verfallen, freiwillig ihrem Leben ein Ende. Als stolze Befreiungstat wirkt das fast erlösend auf die Zurückbleibenden. Ist die Handlung eine durchaus volkstümliche und auch die darin kochende Sehnsucht nach freiem Leben nichts dem Volksstück Widersprechendes, so gestaltete Bahr die Durchführung im einzelnen, besonders in den stark psychopathischen Gestalten des Hofrats und des lüsternen alten Bewerbers um Sanna, doch auch bohrend modern. Es ist also durchaus verständlich, daß Richard M. Meyer dieses Volksstück zu den „nervösen Problemdramen" rechnet, in denen sich Bahr „von der Gemütlichkeit des altwienerischen Milieus erhole".

Seine Nervosität geht freilich in anderen Dramen, die mit Vorliebe erotische Fragen behandeln, im „Meister", in der „Anderen", im „Ringelspiel", bedeutend weiter, so weit, daß sie bei aller geschickten Wahrung der dramatischen Form, einer häufiger graziös tändelnden als tragisch wuchtenden, beinahe doch die Eigenart des Dramas von innen heraus zerstört. Der dramatische Kreis wird mit sicherer Hand gezogen, aber was sich darin begibt, ist ein Flackern, ein Tasten und Irren, ein schwankendes Zufassen und Fallenlassen.

Es geht viel Anregung von diesen schillernden Schauspielen aus, in denen manche Szenen dramatisierte Essays sind; einen harmonischeren Genuß aber bereitet Bahr seinen Hörern doch, wo er in der Art seiner „Sanna" dichtet, also über dem Nervösen und Komplizierten das Schlichtere und Robustere nicht ganz vergißt. Dieser Mischung hat der rastlose Autor gewiß seinen bisher größten

Bühnenerfolg zu verdanken. In dem Lustspiel „Das Konzert", das auch wieder Erotisches behandelt — eines berühmten Musikers eheliche Untreue aus Gewohnheit und Geschäftsnotwendigkeit, dazu allerhand Hysterie —, hält der modernen Wirrnis so etwas wie Raimund-Stimmung die Wage, ja einmal, als sich Pianist und Bauer über die Abnahme ihrer Jugendkraft elegisch unterhalten, klingt das „Brüderlein fein" sogar recht vernehmlich durch. Und wenn nicht die Raimundsche, so doch die angesäuerte Gemütlichkeit Nestroys macht „Die gelbe Nachtigall" wirksam, eine scharfe und doch auch bewundernde Verspottung des als Handel mit Sensationen, aber erstaunlich kraftvoll als Großhandel betriebenen Theaterunternehmens, wozu sich Bahr Anregung und Modelle offenbar aus Berlin geholt hat.

Man könnte die Frage aufwerfen, was den Autor, der sich im Essay freier bewegt als im Drama, doch immer wieder zum dramatischen Gestalten drängt, den Mann, der sich nach wachem, wirklichem Leben sehnt, immer wieder zur Betrachtung des Theaters, der Scheinwelt also. Glaubt der Schaffende in der Bühne eine noch bessere Kanzel zu finden als im Journal; ist der Betrachtende von der spezifisch wienerischen Theaterleidenschaft besessen, die ihren Grund wohl darin hat, daß durch lange Zeit eben das Theater der einzige Ort war, wo der Wiener buntes und starkes Leben fand? Dies beides wird wohl der Fall sein, doch Bahr ergrübelt für sein Verhalten noch einen anderen Grund. Er bringt seine „Philosophie des Impressionismus" ins Spiel. Nicht das Drama, zum mindesten nicht die Tragödie ist es, die ihn zum Theater zieht. Er vertieft den aristotelischen Begriff der Katharsis im modern-ärztlichen Sinn. In den Griechen, so sagt er im „Dialog vom Tragischen", schlummerten noch die Triebe des ungebändigten Urmenschen. Die Kultur hemmte die Befriedigung solcher Wildheiten; so war eine künstliche Ableitung der Gestauten notwendig, weil unterdrückte Triebe zu schwerem Erkranken führen; und diesen medizinischen Prozeß besorgt eben die Tragödie. Heute ist die ursprüngliche wilde Natur im Menschen erstorben; da braucht er auch den Ableitungsprozeß nicht mehr — die Tragödie ist überflüssig. Aber desto wichtiger ist der Schauspieler. Er ist das Vorbild der impressionistischen Menschen, der vom einen Ich erlösten, er ist heute abend dieser und morgen abend jener und dazwischen, am lichten Tage, vielleicht ein Nichts, ein leeres Gefäß.

Und so erfüllt ist Hermann Bahr von diesem seltsamen Wert des Schauspielers, daß er an den Anfang seines ihm selber bedeutsamsten Werkes nichts Besseres zu setzen wußte, als die Darstellung des Schauspielers in seiner impressionistischsten Form, des leeren bei Tage und des ewig anders beseelten auf der Bühne. Hermann Bahr beabsichtigt in einer Reihe lose zusammenhängender Romane die ganze gegenwärtige Menschheit, wie er sie sieht, in ihren typischen Vertretern zu schildern. Von den drei bisher erschienenen Bänden stellt der erste eine Schauspielerin, „die Rahl", in den Mittelpunkt und ist auch nach ihr betitelt, der dritte, „O Mensch", bringt wiederum einen Mann der

Bühne und enthält bei allem Überfluß an allgemein Philoſophiſchem auch wieder reichlich viele Kunſtgeſpräche, und nur erſt der zweite, „Druth“, wagt ſich ins eigentliche Leben hinaus, in die Betrachtung öſterreichiſcher Zuſtände. Aber in der Unſicherheit, dem Schwanken ihres eigenen Weſens nehmen es die Menſchen in „Druth“ gewiß mit denen der beiden Geſchwiſterromane auf. Man könnte an eine Bilderfibel zum Satze vom „unrettbaren Ich“ denken, wenn man die Rahl betrachtet und den Kammerſänger aus „O Menſch“, der ſich wandelt wie jene Kollegin, nur daß er bei Tage nicht ausgelöſcht, ſondern ein breiter bäueriſcher Philiſter iſt, und den Bezirkshauptmann Clemens und Druth, ſeine Geliebte, die beide ſo völlig ihrem urſprünglichen Weſen zuwiderhandeln. Und doch ſchimmert durch all dieſe Wirrnis und dieſes beängſtigende Wechſeln eines in ruhiger Stetigkeit hindurch: der unwandelbare Kern in Hermann Bahrs Weſen. Es iſt nicht nur derſelbe geiſtvolle Erzähler, der das Bedeutendſte gibt, wo er ganz eſſayiſtiſch plaudert, nicht nur der gleiche in ſeiner impreſſioniſtiſchen Kunſt unübertreffliche Porträtmaler, derſelbe witzige Mann, der in mancher guten Stunde über den Witz hinaus zum Humor gelangt, ſondern der Patriot, der Mann des leidenſchaftlichen vaterländiſchen Liebens und Zürnens. Der Öſterreicher Hermann Bahr iſt überall in dieſen Büchern gegenwärtig. Man kann den allgemeinen Weltbildern, die Bahr angekündigt hat, vielleicht mit Skepſis entgegenblicken, den weiteren öſterreichiſchen mit deſto freudigerer Erwartung. Man kann ſich bei ihm noch vieler Wandlungen verſehen; den liebenswerten Kern ſeiner Perſönlichkeit wird man in allen finden.

Fürſt Bismarck und der Generalgouverneur von Hannover v. Voigts-Rhetz

Von Heinrich v. Poſchinger-Nizza

(Nachdruck verboten)

Es iſt ſchade, daß die Korreſpondenz Bismarcks in Fragen der inneren Politik bisher nur bruchſtückweiſe bekannt iſt, andernfalls würde man es leichter begreifen, wie der Kriegsminiſter v. Roon einmal dazu kam, Bismarck in allem Ernſte dazu zu raten, er möchte zu dem Amte des Miniſterpräſidenten das des Miniſters des Innern übernehmen und das des Äußern irgendeinem ſeiner Marionetten anvertrauen. Daß Bismarck das Zeug zu einem ſchneidigen, ich ſage nicht liberalen oder konſervativen, aber freikonſervativen Miniſter des Innern in hohem Grade beſaß, erſehen wir aus den Grundſätzen, die er nach dem Grunde von 1866 dem annektierten Königreich Hannover gegenüber zur Anwendung brachte. Die Provinz Hannover hatte durch Allerhöchſten Erlaß mit Gegenzeichnung Bismarcks

d. d. 3. Dezember 1866 in der Person des Generalleutnants v. Voigts-Rhetz einen Generalgouverneur erhalten mit der Ermächtigung, jeden Beamten der Provinz, sobald das Interesse des Dienstes es erheischen sollte, ohne weitere Rückfrage vom Amte zu suspendieren. Die der ehemaligen hannoverschen Armee angehörigen Militärpersonen, welche sich an Agitationen und Demonstrationen gegen die preußische Regierung mittelbar oder unmittelbar beteiligen würden, sollten zu weiterer kriegsgerichtlicher Untersuchung nach der Festung Minden abgeführt werden*).

Schon aus diesem königlichen Erlasse ersieht man, welcher Wind aus der Wilhelmstraße wehte.

Am 2. Februar 1867 richtete Graf Bismarck an Voigts-Rhetz ein Privatschreiben, worin er ihn „Verehrter Freund" anredet und sodann fortfährt:

„Wie mir Herr von Hardenberg mitteilt, hat dieser vor etwa sechs Wochen die nötigen Anträge wegen Reorganisation des dortigen Beamtentums an das Ministerium des Innern gerichtet, jedoch bis jetzt einen Bescheid darauf nicht empfangen; ich darf voraussetzen, daß Ihnen derartige Verzögerungen ebenso unangenehm sind als mir. Um so mehr hätte ich gewünscht, daß Sie in Ihrer Stellung und Aufgabe als General-Gouverneur die Berechtigung und Veranlassung gefunden hätten, persönlich statt des Herrn von Hardenberg einzutreten, um unmittelbar bei Sr. Majestät dem Könige diejenigen Maßregeln zu beantragen, ohne deren schleunige und energische Durchführung es unmöglich gelingen kann, die gestellte Aufgabe zu lösen.

Jedenfalls darf es so nicht bleiben.

In Ihre Hand ist die Aufgabe gelegt, von Ihrer Hand wird sie gefordert.

Täuschen Sie Sich nicht darüber, mein verehrter Freund, daß das Gelingen oder Mißlingen unseres Einverleibungs-Werks unauflöslich mit Ihrer Person und Ihrem Namen verknüpft ist. Gelingt es, so haben Sie den Ruhm davon, mißlingt es, so ist es nicht das Ministerium des Innern, welches man dafür verantwortlich machen wird.

Um so sicherer vertraue ich, daß es nur dieser Andeutungen bedarf, um Ihrer Energie die richtigen Wege und Zielpunkte anzuweisen.

Sie sind die Spitze der Militär- und Civilverwaltung; Sie haben über den Geschäftskreis jedes Beamten, ebensowohl als über seine Versetzung und Entfernung zu entscheiden; Sie müssen dahin wirken, daß Ihre Vorschläge und Arbeiten nicht durch Verzögerungen in den obersten Instanzen illusorisch und zu nichte gemacht werden. Hierfür ist es aber durchaus unerläßlich, daß Sie mehr als bisher mit Ihrer Unterschrift in den von dort ausgehenden Anträgen hervortreten. Herr von Hardenberg, so sehr ich seinen Eifer und seine Leistungen schätze, kann darin das Gewicht, welches Ihnen als General-Gouverneur beiwohnt, nicht ersetzen. Derselbe ist durch die Beamten-Hierarchie an die Ressortminister gewiesen, und wird es schon nicht freundlich aufgenommen, wenn er sich direkt an mich oder gar an Se. Majestät den König wendet. Sie dagegen haben das unzweifelhafte Recht, Sich an das Staatsministerium oder unmittelbar an Se. Majestät den König zu wenden, und bitte ich wiederholt auf das angelegentlichste, nicht allein von diesem Rechte in allen wichtigen Angelegen-

*) Hahn, „Zwei Jahre preußische Politik 1866 und 1867". Berlin, Hertz, 1868.

heiten Gebrauch machen zu wollen, sondern auch den prinzipiellen und organisatorischen Anträgen des Herrn von Hardenberg stets durch Ihre Unterschrift Nachdruck zu geben.

Je ernster und energischer Sie in dieser Richtung vorgehen, um so zuversichtlicher dürfen Sie meiner unbedingten Unterstützung versichert sein.

v. Bismarck."

Noch im Laufe desselben Monats hatte v. Voigts-Rhetz Bismarck in einem Privatschreiben gemeldet, er habe die Ausweisung eines adligen welfischen Agitators zurückgenommen, nachdem sich derselbe verpflichtet hatte, sich fortan vom politischen Treiben fernzuhalten. In dem gleichfalls privaten Erwiderungsbriefe fand Bismarck es ganz natürlich, daß die von dem Generalgouverneur einmal gewährte Nachsicht in Kraft bleiben müsse, indessen gab er demselben zur Erwägung anheim, ob es sich nicht mehr empfehlen würde, dergleichen Maßregeln, wenn einmal erwogen und angeordnet, unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Es erscheine nach außen leicht als eine Unentschlossenheit, als eine Order und Konterorder, wenn auf persönliche Verwendung des Betroffenen eine Maßregel rückgängig gemacht werde, die sich derselbe durch sein öffentliches Verhalten zugezogen habe. Auf der anderen Seite sei nichts mehr geeignet, von Agitationen abzuschrecken, als die feste Überzeugung, daß rückhaltslos und ohne Ansehen der Person gegen jeden eingeschritten werde, der sich Ungehörigkeiten zuschulden kommen lasse. „Ein pater peccavi mag eine schwache Bürgschaft für die Zukunft sein, es ist aber keine Strafe für das Vorgefallene, und die Aussicht, durch persönliche Fügsamkeit alle üblen Folgen einer regierungsfeindlichen Tätigkeit von sich abwenden zu können, ist nur zu sehr geeignet, zu solchem wohlfeilen Märtyrertum anzureizen".

Generalgouverneur v. Voigts-Rhetz wird in seinem Erwiderungsschreiben sich der Bismarckschen Anschauung gewiß angeschlossen haben, was Bismarck indessen nicht abhielt, dem ersteren am 18. Februar 1867 noch einmal seine Grundsätze darzulegen. Dieselben gipfelten in der Überzeugung, daß persönliche Rücksichtnahmen wie die vorliegende bei prinzipiellen Gegnern kaum jemals ein anderes Gefühl erzeugen würden als eine Steigerung des Glaubens, daß ihnen Unrecht geschehe, und die Folge wäre eine Schwächung der Autorität des Gouvernements.

Die vorstehende Korrespondenz ist nach mehr als einer Richtung hin charakteristisch. Wir sehen daraus zunächst, wie tief durchdrungen Bismarck von seiner Aufgabe als Ministerpräsident war; obwohl die Frage der Reorganisation des hannoverschen Beamtentums in das Ressort des Ministers des Innern einschlug, so griff er doch persönlich ein, den an die Spitze der Militär- und Zivilverwaltung gestellten Gouverneur zu energischem Handeln antreibend. Selbst um die Aufrechterhaltung von Ausweisungen kümmerte er sich. Echt bismarckisch sind sodann die Grundsätze, welche ihn bei dem Assimilierungswerk der ihm so sehr am Herzen liegenden Provinz Hannover leiteten. Er zeigt sich als ein Anhänger der Abschreckungstheorie; wer gegen die Anordnungen der Regierung verstößt, gegen den muß rückhaltslos eingeschritten werden, mag er ein Demokrat oder ein noch so feudaler Herr sein. Der weitere Grundsatz Bismarcks, die hannoverschen Beamten möglichst in die alten preußischen Provinzen zu versetzen, hat besonders den Ministerien und Reichsämtern die schätzbarsten Kräfte geliefert.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Karl Buſſe hat die Erzählungen über **„Die Schüler von Polajewo“** (Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachf. Preis 3 M.) völlig umgearbeitet und durch neue Stücke vermehrt. Ein Vergleich der beiden Auflagen zeigt, in welch erfreulicher Weiſe ſich der Dichter entwickelt hat. Das Buch iſt jetzt nach der Umarbeitung ein künſtleriſches und pſychologiſches Meiſterwerk geworden. Aus dem Leben heraus ſind die Geſtalten der Schüler geſchaffen und ihre Schickſale greifen uns ans Herz. Jede Figur iſt mit liebevoller Sorgfalt und mit tiefem Verſtehen für die Freuden und Leiden dieſer geheimnisvollen Werdezeit herausgearbeitet. Zwölf Novellen enthält der Band, und ſie alle ſpielen am Gymnaſium zu Polajewo; aber trotz des gleichen Milieus bewahrt jede ihre Eigenart, und mit Spannung und ohne einen Augenblick der Ermüdung lieſt man das Buch von Anfang bis zu Ende. Mag Buſſe erzählen, wie ein ſchmächtiges Bürſchchen, deſſen Mutter tot und deſſen Vater dem Schnaps verfallen iſt, zum Dieb wird, oder die erſte Liebe eines Primaners ſchildern — immer weiß er uns zu packen und zur Teilnahme zu zwingen. Zu dramatiſcher Wucht ſteigert ſich die Handlung in der Novelle „Abrechnung“. Hier iſt mit den einfachſten Mitteln eine Szene zwiſchen Schüler und Lehrer gezeichnet, die man atemlos miterlebt. Erſchütternd wirkt es, wie dieſer Junge aufs äußerſte empört in der letzten Stunde ſeiner Schulzeit dem Ordinarius die unwürdige, rohe Behandlung zahlenmäßig vorrechnet.

Das alte Haus. Ein humoriſtiſcher Roman von **Ernſt Clauſen.** Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Preis 4 M.

Es iſt ein gemütliches altes Haus, das da in irgendeiner kleinen Reſidenzſtadt in beſchaulicher Ruhe am Markt ſteht. Ein übermütiges Künſtlervölkchen, von dem prächtigen Onkel Karl betreut, hauſt hier und weiß ſich in lachender Lebensfreude mit dem ernſten Daſein abzufinden. Der Maler Jung, ein Pflegeſohn Onkel Karls, hat ſich in das ſchöne, viel umworbene Fräulein v. Syderow verliebt und ſie geheiratet, ohne ſich viel um die adelſtolze Sippe zu kümmern, die verächtlich auf den armen Künſtler herabſieht. Das junge Paar wird aber von der guten Geſellſchaft in Acht und Bann getan. Der Maler iſt plötzlich ein elender Stümper, ſeine Bilder, die er auf die Ausſtellung der kleinen Reſidenz ſchickt, werden von der Jury zurückgewieſen; die wunderlichen alten Tanten der jungen Frau, die ſie erzogen und bei Hofe eingeführt haben, ziehen ſich ganz von ihr zurück. Da man nun auf dieſer Welt noch immer nicht von Liebe und Humor leben kann, wird die Situation allmählich doch recht kritiſch, wenn auch der gute alte Onkel nach Kräften hilft und dem jungen Paar Obdach und Koſt gewährt. Nach einer Begegnung mit dem Kunſtkritiker, der die Zurückweiſung der Bilder Jungs von der Ausſtellung verurſacht hat, ſtürmt Frau Lotte geb. v. Syderow derartig zornmütig ins Atelier, daß ihr Mann das ſonſt ſo lachende, ſorgloſe Kindergeſicht als Lady Macbeth malen kann. Es muß etwas geſchehen! Die Wände des Ateliers hängen voll von Bildern, aber kein Menſch fragt mehr danach, und trotz allen Humors beginnt ganz leiſe im Hintergrund das graue Geſpenſt der Sorge aufzutauchen. Und es geſchieht etwas, freilich ganz ohne Zutun der Beteiligten. Der Maler muß verreiſen, „um das Waiſenhaus in Weißenbüttel auszumalen“, und da ihm der Abſchied von ſeiner jungen ſchönen Frau ſchwer wird, eilt er erſt im letzten Augenblick zum Bahnhof, wobei er in ſeinem raſenden Lauf von ſeinen Widerſachern geſehen wird. Nun wird mit köſtlichem

Humor geschildert, wie sich der Klatsch der kleinen Stadt an diese harmlose Begebenheit hängt: Jung hat nicht etwa Eile gehabt, den Zug noch zu erreichen, er ist vielmehr — geflohen, ganz einfach ausgerückt aus dem Elend, in das er durch seine Heirat geraten ist. Lawinenartig wächst dieses Gerücht, und schließlich flüstert man sich scheu in die Ohren, er habe auch eine bedeutende Schuldenlast hinterlassen und sogar Wechsel gefälscht. Man hat alle Ursache, sich um die „arme verlassene Frau" zu kümmern; die aber ist ein Schalk, sie widerspricht nicht, sie sagt nichts, sie läßt im Einverständnis mit dem spottlustigen Onkel Karl vielmehr alles über sich ergehen. Zuerst rücken die früheren Verehrer Lottes, darunter auch der Kritiker, an, dann auch die alten Tanten, bis zuletzt der Fürst aufmerksam wird. Er besichtigt Jungs Atelier und läßt eine Sonderausstellung seiner Bilder im Schloß veranstalten. Die „Lady Macbeth" wird für die fürstliche Galerie angekauft, und nun steht der Verfemte plötzlich im Mittelpunkt des Interesses. Seine Bilder werden als Meisterwerke gepriesen und rasend gekauft; triumphierend schwenkt Onkel Karl die blauen und braunen Lappen in der Luft. Der am nächsten Beteiligte, der Maler Jung, hat von all den Vorgängen keine Ahnung, während seine junge Frau und der Onkel Karl lachen, lachen, wie der Leser es tut, wenn er die lustige Schilderung dieser Begebenheiten liest.

Das Pflänzchen Humor gedeiht in unserer Zeit, in der der Kampf ums Dasein auf allen Gebieten so scharf entbrannt ist, nur noch kümmerlich. Der Witz treibt allenthalben üppige Blüten, die aber selten lieblichen Duft ausatmen. Er löst auch nicht das befreiende Lachen aus, nach dem wir alle uns sehnen. Das kommt daher, weil er nicht dem Herzen, sondern dem Verstande entspringt. „Das alte Haus" ist ein mit goldigem Herzenshumor geschriebenes Buch, das wir mit behaglichem Lachen lesen, ohne daß eine Spur von Bitterkeit zurückbleibt. P. Gr.

Bildende Kunst

Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg. Die entwicklungsgeschichtliche Ordnung des Museums, die in Nr. 26 der Grenzboten besprochen worden ist, hat soeben ihren Abschluß in der Neueinrichtung der Gemäldesammlung gefunden. Was diesem Teil der Galerie bisher zu seiner Abrundung fehlte, war vor allem der ausreichende Raum; jetzt sind durch den Fortzug des Kunstvereins, dem die Stadt ein eigenes Heim gebaut hat, die beiden Säle frei geworden, mit denen die Darstellung der Malerei im fünfzehnten Jahrhundert beginnt. Die Anlage des ganzen Gebäudes bringt es mit sich, daß man von der großen Treppe im Obergeschoß zunächst in eine Halle kommt, von der aus man einerseits die moderne Kunst in richtiger Folge bis 1910 verfolgen kann, auf der anderen Seite jedoch die Entwicklung von 1860 an gleichsam rückwärts aufrollt, um vom letzten Raum an nochmals den historischen Gang zu beginnen und dann, darauf fußend, die neuere Malerei besser zu würdigen. So führt das Museum selber den Betrachter und lehrt ihn Zusammenhänge verstehen, die in einem Durcheinander von Bildern und Zeiten niemals klar werden können. Man könnte hier fast von einer Erziehung zur Gerechtigkeit (im Sehen!) sprechen, wenn das Wort Erziehung nicht schon zu doktrinär wäre für die klare und müheloſe Art, in der hier die Kunstwerke selber sich und ihre Beziehungen erläutern. Man wird nicht verwirrt durch die Fülle der Erscheinungen, sondern durch ihre Ordnung geklärt.

Der erste Raum enthält die farbenprächtige Kunst der Malerei im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Die Entdeckung der Welt im Kleinen und Farbigen spricht sich hier noch durchaus in religiösen Darstellungen aus, deren farbiger Glanz von keiner Zeit wieder erreicht worden ist. Während hier noch im sechzehnten Jahrhundert Deutschland die erste Stelle einnimmt und nur ein paar Bilder nach der schönen Form Italiens im Cinquecento weisen, breitet sich im siebzehnten Jahrhundert die Wirklichkeitskunst der Niederländer in großer Fülle aus: Landschaft und Genre herrschen vor, die Farbe ist braungrün und trübe geworden. Erst das achtzehnte Jahrhundert hellt sie wieder auf, das mit Porträts, Landschaften und Genrebildern vornehmlich von deutschen Malern vertreten ist; man erinnert sich an die hellen, hohen Säle des Rokoko und ihre

lichten Deckenmalereien. Ein großer Saal ist dann den Nazarenern und Romantikern der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eingeräumt: historische und religiöse Kartons von Menzel, Overbeck, Schwind, Landschaften von Spitzweg, Rottmann, Hildebrandt, Rayski geben den Ton an. Es folgt das Schlachten- und Genrebild seit 1860. Knaus, Vautier, Makart steigen als bekannte Namen der letzten Vergangenheit auf. Und nun beginnt in immer größerer Fülle die neue Zeit, mit ihren großen, klassisch gewordenen Künstlern, am Eingang schon würdig eingeführt: charakteristische Gemälde von Leibl, Feuerbach, Marées, Thoma, Böcklin geleiten den Beschauer zur Kunst der Gegenwart, die mit einer Fülle von Namen guten Klanges sich darstellt und die Forderung an die Zukunft erhebt, in gleicher Weise und in gleichem Tempo da fortzufahren, wo die Jahreszahl 1910 einen nur vorläufigen Abschluß bezeichnet.

Dr. Paul F. Schmidt-Magdeburg

Offizier- und Beamtenfragen

Die Altersgrenze für Offiziere. Weiterhin ist in Erwägung zu ziehen, ob der französische Vorgang, gesetzliche Altersgrenzen für die einzelnen Dienstgrade einzuführen, Nachahmung verdient. Die Vorzüge dieser Einrichtung sind nicht zu verkennen. Das Avancement wird hierdurch einigermaßen gleichmäßig erhalten; mancherlei Schroffheiten, wie sie unserem Pensionierungssystem anhaften, werden vermieden, indem zuletzt nicht die Beurteilung der Vorgesetzten, sondern der Zufall des Lebensalters für das längere Verbleiben im Dienste ausschlaggebend ist. Dies ist besonders wichtig für den Wechsel in den höheren Führerstellen.

Trotz dieser Vorteile möchte ich der Einführung von Altersgrenzen bei unserem Offizierkorps nicht das Wort reden. Ganz abgesehen davon, daß mit der Durchführung einer solchen Maßregel unter den heutigen Dienstaltersverhältnissen große Härten und Ungerechtigkeiten verknüpft wären, widerspricht es allen unseren Anschauungen und bisherigen Erfahrungen, tüchtige Leute mit körperlicher und geistiger Frische lediglich wegen ihres Lebensalters nicht in die nächsthöhere Stellung gelangen zu lassen oder sie vorzeitig daraus zu entfernen. Im übrigen hat ein republikanisches Heer gesetzliche Altersgrenzen aus Gründen der Gerechtigkeit wohl nötiger als ein monarchisches Heer, mit dessen Wohl und Wehe der oberste Kriegsherr aufs engste verbunden ist, daher sein eifrigstes Bestreben darauf richten wird, auch ohne gesetzliche Bestimmungen, dafür aber unter persönlichster Verantwortlichkeit gesunde Verhältnisse im Heere zu erhalten. Gerade der persönliche Einfluß des obersten Kriegsherrn hat das preußische Heer groß gemacht; darin liegt eine besondere Sicherheit für die Fortentwicklung des Heeres, anderseits für die Träger der Krone eine hohe Verpflichtung. So wenig wir das französische Heer in seinen Leistungen und in seiner inneren Verfassung unterschätzen wollen, so wird doch anerkannt werden müssen, daß die ganze Fortentwicklung des deutschen Heeres bis jetzt sich mit größerer Sicherheit und Planmäßigkeit vollzogen hat. Aus vorstehenden Gründen sind meines Erachtens gesetzliche Altersgrenzen abzulehnen. Was wir im Interesse der Jungerhaltung der Führer bedürfen, sind gewisse Normen, nach denen die Beförderungsverhältnisse gleichmäßig und dauernd zu regeln sind, um vor allem zu verhindern, daß Altersverhältnisse eintreten, wie sie heutzutage nicht zum Vorteil der Armee herrschen. Für die Gestaltung des Avancements ist nichts ungünstiger als Ungleichmäßigkeit, bald schnelles, bald langsames Tempo oder gar vollständiges Stocken. Um hier positive Vorschläge zu machen, fehlen die Unterlagen, die nur in vollem Umfange dem Kriegsministerium zugänglich sind. Wir können zu dem Schlusse kommen, daß wir feststellen, was erstrebenswert ist. Bei den höchsten Führern des Heeres ist ein Durchschnittsalter von nicht über achtundfünfzig Jahren erwünscht. Darunter fallen die kommandierenden Generale und die in gleichwertigen Stellungen befindlichen Generale. Wenn wir weiter nach unten gehen, so wird man für Divisions- und Brigadekommandeure als gutes Durchschnittsalter annehmen dürfen fünfundfünfzig und zweiundfünfzig Jahre. Werden für die Besetzung dieser höheren Führerstellen derartige Normen für das Durchschnittsalter eingehalten ohne starre Bindung nach oben, so regeln sich die Altersverhältnisse bei den niederen Führern

ohne weiteres. Allerdings bedarf es für diese noch einer besonders wichtigen Norm: kein Kompagniechef usw. sollte länger als neun Jahre in dieser Stellung verbleiben.

Diese Forderungen im Interesse der Kriegstüchtigkeit des Heeres bedürfen der Prüfung auf ihre Durchführbarkeit, die selbstverständlich nur im Verlaufe mehrerer Jahre zu denken ist. Ohne den ernsten Willen, ganze Arbeit zu machen, wird jeder Reorganisationsversuch im Sande verlaufen und günstigstenfalls zu halben Maßregeln führen. Daß jede gründliche Wandlung Geld kostet, vor allem den Pensionsfonds schwer belastet, darf nicht davon abhalten, sie auszuführen, wenn davon der Erfolg oder Mißerfolg eines Feldzugs abhängt. Die Höhe des Pensionsfonds muß auf die Dauer in Einklang gebracht werden mit den Beförderungsverhältnissen; ein Zustand, wie er gegenwärtig herrscht, daß die Beförderungsverhältnisse durch den Pensionsfonds vorgeschrieben werden, kann und muß vermieden werden.

Im Zeitalter der Finanznöte scheinen derartige geldkostende Pläne unausführbar; und doch will mir scheinen, als ob unsere Finanzen, insoweit sie die Heeresverwaltung betreffen, eben auch dringend der Reorganisation bedürfen, als ob es mit den kleinen Sparversuchen nicht getan wäre. Dagegen würde gründlich Umschau zu halten sein, ob nicht große Gesichtspunkte sich finden ließen, nach denen an eine Reorganisation der Heeresverwaltung und Heeresfinanzen herangegangen werden könnte. Die umständliche und schwerfällige Art der Verwaltung und Rechnungslegung stammt aus den Zeiten der kleinen Armee; ebenso stimmt die Art des Kontrollsystems nicht mehr recht zu der Höhe des Umsatzes, wenn ich mich so ausdrücken darf. Mit dem Anwachsen der Heeresausgaben ist das Urteil über die Dringlichkeit der einzelnen Ausgabeposten außerordentlich erschwert worden, weil die entscheidenden Persönlichkeiten nicht mehr alle Teile des großen Heeresorganismus mit gleicher Schärfe selbst überblicken können, sondern auf das zum Teil vermutlich einseitige Urteil zahlreicher anderer Persönlichkeiten angewiesen sind. Auch die Arbeit des Parlaments hat nicht dazu beigetragen, den Überblick zu erleichtern und zu vereinfachen. Der Militäretat ist in hohem Maße unübersichtlich geworden und enthält zahlreiche Bestimmungen, die den Bedürfnissen des Heeres ebenso zuwiderlaufen, wie dem Gesichtspunkt der Sparsamkeit wenig Rechnung tragen. Man gewinnt den Eindruck, daß bei solchen Bestimmungen öfter Mißtrauen und Eifersucht des Parlaments, sein Bewilligungsrecht bis in alle Einzelheiten zu wahren, mehr ausschlaggebend gewesen sind als die Forderungen des praktischen Lebens. Dadurch wird auch die offene und ehrliche Verständigung zwischen Parlament und Regierung erschwert; die Frage der Übertragbarkeit von einem Rechnungsjahr ins andere spielt hierbei eine besondere Rolle. Auch ist mir höchst zweifelhaft, ob die Bindung der Verwendung der Mittel durch die Einteilung der Etatskapitel in zahlreiche Untertitel eine geeignete Maßregel bildet zur Förderung einer wirklich sparsamen Finanzwirtschaft. Eine vorausschauende Finanzpolitik der Heeresverwaltung wird durch alle diese Umstände nicht begünstigt. Auf der anderen Seite ist allerdings zuzugeben, daß die ganzen Summen, die das Heer verbraucht, auf die eine oder andere Weise dem Volke wieder zugute kommen.

Die weitere Erwägung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, ob es sich nicht empfehlen würde, die Verantwortlichkeit der höheren Truppenführer bezüglich der Verwendung der Mittel mehr als bisher auszubauen.

Um positive Vorschläge zu machen, fehlen dem Außenstehenden die Unterlagen; nur Anregungen können gegeben werden; die Vorschläge selbst müssen von der Heeresverwaltung ausgehen. G.

Reichsspiegel

(Vom 17. bis 23. Juli)

Kolonialpolitik

Carl Peters über Deutsch-Südwestafrika — Seine Gewährsmänner — Die Verwaltungsorgane unserer Kolonien — Farbigenfreundliche und besiedlungsfeindliche Politik in Ostafrika und Samoa — Kolonialer Eisenbahnbau

Wenn das bekannte Wort von den Frauen, nämlich daß diejenige Frau die beste sei, von der man am wenigsten spricht, restlos auf die Kolonien angewendet würde, so wäre es mit Südwestafrika schlecht bestellt. Aber glücklicherweise geht es mit der Kolonie im ganzen vorwärts, wenn auch Fortschrittshemmungen mannigfacher Art in letzter Zeit an der Tagesordnung waren. Um so mehr muß man ein Urteil bedauern, wie es Dr. Carl Peters jüngst im „Tag" über die Kolonie gefällt hat. Carl Peters besitzt einen Namen, der in der Welt ernst genommen wird; er hat sogar eine allerdings nicht mehr sehr große Gemeinde, die jede Kritik an ihm als ein crimen laesae majestatis auffaßt. Bei allem schuldigen Respekt vor dem Gründer unserer ostafrikanischen Kolonie müssen wir aber sagen, daß er in dem erwähnten Aufsatz sich nicht in allen Punkten mit dem erforderlichen Verantwortungsgefühl die Wirkungen seiner pessimistischen Darlegungen klar gemacht hat. Das große Publikum kann daraus nichts mehr und nichts weniger entnehmen, als daß Südwest für uns ein teures Vergnügen ist, eine Kolonie, die wir der nationalen Ehre wegen in Gottes Namen durchhalten müssen, weil wir sie nun einmal haben, der aber eine wirtschaftliche Zukunft nur dann bevorsteht, wenn sie sich der britisch-südafrikanischen Union anschließt. Selbstverständlich nehmen wir an, daß Peters das nicht hat sagen wollen, aber der im einzelnen nicht näher Eingeweihte wird das leider herauslesen.

Peters ist an Südwest nur vorbeigefahren, er konnte in Lüderitzbucht nicht an Land gehen und mußte sich daher, wie er selbst sagt, „darauf beschränken, Umschau zu halten (mit dem Fernglase) und weitere Auskünfte über Land und Leute von Besuchern zu erwarten". Natürlich gibt es in Lüderitzbucht eine Menge Mißvergnügter, die dort nicht mühelos die erhofften Reichtümer einzuheimsen vermochten und die jetzt viel Zeit übrig haben, um jeden Dampfer zu besuchen und dort alle paar Wochen einmal dem seltenen Genuß eisgekühlten Faßbiers sich hinzugeben. Dabei wird allemal gewaltig politisiert und an dem „verdammten Affenlande" kein guter Faden gelassen. Es sind manchmal auch ein paar Spaßvögel darunter, die dem naiven Reisenden einige Bären aufbinden. Solche Bären hat sich auch Peters aufbinden lassen, obwohl man von ihm doch ein über das Normale hinausgehendes Maß von Urteilsfähigkeit erwarten könnte. Spaßhaft ist z. B., was er sich von „Elektrizitätswerken, welche die Kraft zur Ausbeutung der Diamantenfelder liefern", hat erzählen lassen. Von den Wasserverhältnissen in der Kolonie sagt er, daß sie Deutsch-Südwest aus den Ackerbaugebieten unseres Planeten ausstreichen und auch Viehzucht im großen nur auf besonders bevorzugten Terrains möglich machen, und ferner, daß zehntausend Ansiedler ein ärmliches Dasein führen. Ersteres ist nur bedingt richtig, denn es gibt genug Land, auf dem Tabak, Gemüse, Obst, Wein, Kartoffeln, ja sogar verschiedene Getreide-

arten angebaut werden können und bereits mit Erfolg angebaut werden. Zum mindesten kann der Eigenbedarf des Landes gedeckt werden. Die Behauptung hinsichtlich der Viehzucht ist direkter Unsinn. Peters möge sich einmal die Statistik der letzten Jahre über die Entwicklung des Viehbestands ansehen und ein paar wirkliche Farmer befragen, ehe er sich wieder über Südwest ausläßt. Die Ansiedler führen auch kein ärmliches Dasein, es gibt vielmehr eine ganze Reihe von Farmern, die drüben zu Wohlstand gelangt sind. Natürlich fehlt es aber auch nicht an solchen, die erst vor ein paar Jahren mit unzureichenden Mitteln und Erfahrungen begonnen haben und in der gegenwärtigen Übergangszeit an Geldmangel leiden; aber dafür ist nicht das Land allein verantwortlich zu machen. Peters hat wohl auf dem Dampfer ein paar von den Leuten aus dem Süden der Kolonie kennen gelernt, die jüngst einen großen Notschrei in die Presse brachten, weil mit der Verringerung der Schutztruppe und der Fertigstellung der Eisenbahn die früheren glänzenden Verdienste geschwunden sind und man in den fetten Jahren nicht genug zurückgelegt hat, um ein paar magere aushalten zu können. Daß solche Leute die Gewährsmänner von Peters waren, geht u. a. deutlich aus der Art hervor, wie er das Eisenbahnnetz der Kolonie bemängelt. „Völlig weggeschmissenes Geld soll z. B. die Linie Seeheim—Kalkfontein darstellen." Freilich für eine Anzahl Kneipenbesitzer und andere Geschäftsleute von Keetmanshoop, denen diese Bahn die Kundschaft der Frachtfahrer aus dem Bezirk Warmbad entzieht! Im Gegensatz zu Peters finden wir die Anlage des Eisenbahnnetzes der Kolonie ausgezeichnet. Die Otavibahn erschließt den Norden bis nahe an die Grenze des Ambolandes und wird bald eine Zweigbahn dorthin aussenden; die Linie nach Windhuk erschließt das beste Viehzucht- und Ackerbaugebiet, das Damaraland, die Nordsüdbahn Windhuk—Keetmanshoop das große südliche Abwässerungssystem des Damaralandes, insonderheit den Großen Fischfluß mit seinen zahllosen weitverzweigten Nebenrevieren; die Südbahn führt ins Herz der südlichen Farmbezirke, die durch diese Bahn erst richtig besiedelt werden können. Und wie Peters behaupten kann, daß auf den Anschluß an das britisch-südafrikanische Bahnnetz nicht genügend Rücksicht genommen sei, ist uns unklar. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu sehen, daß ein solcher Anschluß an jeder nur denkbaren Stelle möglich ist — wenn man jenseits der Grenze will, was wir bis auf weiteres mit gutem Grund bezweifeln. Jedenfalls ist uns die möglichst umfassende und sachgemäße Erschließung der besten Farm- und Bergbaugebiete unserer Kolonie wichtiger als der noch sehr imaginäre Anschluß an die britischen Nachbarbahnen. — Das sind nur ein paar Stichproben aus den Petersschen Ausführungen; aber sie berechtigen doch zu der dringenden Bitte an Peters, im Interesse des Ansehens der Kolonien beim großen Publikum seine Feder doch ein wenig im Zaum zu halten.

Anderseits sagt Peters im zweiten Teil seines Aufsatzes auch manches Wahre, und zwar da, wo er von den Verwaltungsorganen spricht. Die Kolonialverwaltung steht seit einigen Jahren sehr groß da und kann Kritik absolut nicht vertragen. Unsere Kolonialverwaltung ist der Erkenntnis noch sehr fern, daß die Beamten nicht bloß zu „regieren", sondern in erster Linie der wirtschaftlichen Entwicklung zu dienen haben. Man ist in der Wilhelmstraße dieser Erkenntnis unter der Leitung eines Kaufmanns leider nicht nähergekommen, im Gegenteil, früher hat noch eher ein gutes Wort eine gute Statt gefunden. Allerdings gab es damals auch

noch nicht so hochmögende Gouverneure wie jetzt. Es sei nur noch ein Punkt erwähnt, zu dessen Berührung eine allgemein gehaltene Bemerkung von Peters anregt. Er sagt nebenbei, daß wir von den Portugiesen, über deren Kolonien wir uns früher lustig machten, vieles lernen könnten, und da hat er recht. Die Portugiesen sind längst in ihren Teil des Ovambogebietes eingedrungen und haben eine Reihe von Stationen angelegt, die zum Teil sogar eigentlich auf deutschem Gebiet liegen sollen, während wir immer noch zögern, an die Erschließung des Ambolandes heranzugehen. Wenn man erfährt, mit welcher Energie die Portugiesen am Kunene und Okawango vorgehen, so mutet uns die ausweichende Erklärung, die jüngst der Gouverneur von Südwest im Landesrat abgegeben hat, reichlich sonderbar an. Mit ewiger Vorsicht kommen wir nicht weiter!

Peters meint so ungefähr, es werde in Südwest zuviel regiert, das Beamtentum tyrannisiere bis zu einem gewissen Grade das gesellschaftliche und öffentliche Leben, und auch darin hat er zum Teil nicht unrecht. Ein drastisches Beispiel können wir hier mitteilen; die Angelegenheit spielt zwar nach der Heimat herüber, aber sie läßt doch erkennen, wie sich die Welt in den Köpfen mancher — beileibe nicht aller — Beamten spiegelt. Da hatte sich ein um die koloniale Sache hochverdientes Blatt erlaubt, die Kameruner Amtstätigkeit des jetzigen Südwester Gouverneurs zu kritisieren. Die Folge war, daß die Zeitung von Windhuk aus unter schriftlichem Protest abbestellt wurde. Wenn die Herren die Zeitung nicht mehr lesen wollten, so war das ihre Sache, sie hätten aber nicht so kindlich sein sollen, dies ihrem Herrn und Meister zuliebe auch noch schriftlich mitzuteilen; das erregt nur Heiterkeit und beeinflußt die Publizistik in keiner Weise. Peters spielt sodann auf die verschiedenen Willkürakte an, die sich die Kolonialverwaltung gegenüber gerichtlichen Entscheidungen in letzter Zeit erlaubt hat. In diesem Fall müssen wir die Verwaltung der Kolonie in Schutz nehmen, denn sie hat hier nur den Weisungen aus Berlin entsprechend gehandelt. Bezeichnend ist, daß solche Rücksichtslosigkeiten eigentlich nur in der Ära Dernburg vorgekommen sind. Die Zahl der Beamten und die Stärke der Schutztruppe jetzt einzuschränken, wie Peters will, dürfte vorläufig nicht angehen, denn die Verhältnisse haben sich noch keineswegs so gefestigt, daß man ohne Gefahr die Verwaltung vorwiegend der deutschen Bevölkerung und die Sorge für die Sicherheit des Landes allein der Landespolizei überlassen könnte. Aber die Weiterentwicklung der Südwester Selbstverwaltung ist sicherlich dringend zu wünschen. Vorläufig haben sich die maßgebenden Berufsstände noch nicht ganz auf einen feststehenden modus vivendi geeinigt, wie u. a. die Spaltung des Farmerbundes gezeigt hat. Da die beiden feindlichen Lager zunächst wohl kaum auf der Grundlage einer Berufsvereinigung sich zusammenfinden werden, so ist regierungsseitig der Gedanke einer Landwirtschaftskammer in die Debatte geworfen worden. Sie würde nun freilich einen Farmerbund nur unvollkommen ersetzen, aber doch wenigstens der Farmwirtschaft die Vertretung ihrer Interessen, wenn auch unter amtlicher Führung, sichern und dem späteren Wiederaufleben des Farmerbundes die Wege ebnen. Vielleicht kommt dann endlich ein ernsthafter Ansatz zu einem Kreditinstitut für die Farmwirtschaft heraus, dem die Bureaukratie anscheinend hilflos gegenübersteht. Auch wenn dadurch die Schuldenlast der Kolonie noch um eine bis zwei Millionen vermehrt würde, so würde sich dies auf der anderen Seite, auch für die anderen Berufsstände, bezahlt

machen. Die Bevölkerung hat sich im übrigen im öffentlichen Leben ausgezeichnet bewährt, wie die Leistungen der Gemeinden und des mit beschränkten Rechten ausgestatteten Landesrats beweisen. Im wirtschaftlichen Leben eines werdenden Gemeinwesens mit so schwerer Vergangenheit, wie sie Südwest über sich ergehen lassen mußte, wird es im einzelnen natürlich noch manche Fehlschläge und da und dort auch gescheiterte Existenzen geben. Nur Lokalpolitiker mit engem Horizont, wie sie anscheinend die Gewährsmänner von Carl Peters waren, werden darin mehr als Einzelerscheinungen sehen. Peters hat auch ganz vergessen, daß die von ihm als Muster herangezogenen britisch-südafrikanischen Kolonien teilweise noch mit einer viel größeren Schuldenlast zu rechnen haben als Südwest und auf eine viel längere Entwicklungszeit zurückblicken. Zu so pessimistischer Auffassung, wie sie Peters vertritt, ist bei Südwest keine Veranlassung.

Ob sich die durch die Zeitungen gemeldeten Überfälle in Südwest- und Ostafrika bestätigen werden, bleibt abzuwarten.

In Ostafrika geht alles seinen alten Gang — leider! Nachdem Gouverneur v. Rechenberg die Nordbahn nach dem Kilimandscharo mit der Begründung unter Dach gebracht hat, sie sei im Interesse der Besiedlung der Kolonie notwendig, ist er anscheinend zu seiner alten Politik der Abneigung gegen die Besiedlung zurückgekehrt. Dafür gibt es zahlreiche Belege. Desto lebhafter ist er in der Fürsorge für die Farbigen, namentlich die Herren Inder, wie u. a. die jüngst erfolgte Begnadigung einiger indischen Hochverräter beweist, die von Rechts wegen wie die von ihnen verführten Schwarzen an den Galgen gehört hätten, aber mit mäßigen Freiheitsstrafen davonkamen. Überhaupt werden die Verhältnisse in dieser Kolonie immer unsympathischer. Wenn die Politik eines Gouverneurs so widerwärtige Vorgänge zeitigt, wie den Beleidigungsprozeß v. Roy und den Meineidsprozeß gegen einen Regierungsrat und Referenten beim Gouvernement, so ist eine durchgreifende Änderung unerläßlich. Wundern muß man sich nur, mit welcher Gleichgültigkeit der Reichstag seit Jahren dem unerquicklichen Verhältnis zwischen dem Gouverneur und dem Deutschtum in Ostafrika gegenübersteht.

Ähnlich liegen die Dinge ja in Samoa, nur mit dem Unterschied, daß dort eine Verständigung noch möglich wäre, wenn dort der Gouverneur von allerlei vorgefaßten Meinungen abgehen wollte. Immerhin hat Dr. Solf sich bei seiner Politik etwas gedacht, wie man in kurzer Unterhaltung mit ihm bald merkt. Es ist nicht nur Halsstarrigkeit, wie bei Herrn v. Rechenberg, was ihn bisher bei seiner farbigenfreundlichen und besiedlungsfeindlichen Politik beharren ließ. Man muß ihm zugeben, daß seine Bedenken gegen eine Besiedlung mit kleinen Leuten nicht ganz unberechtigt sind, wenn man die in Samoa im vollsten Sinne des Wortes gemischte Europäerbevölkerung in Betracht zieht. Aber wenn er anderseits sich vergegenwärtigt, wie weit die Dinge durch sein laisser faire laisser aller gediehen sind, daß ein Deutscher, wie Dr. Reinke, der sich erlaubt, in einer Zeitung gegen das Mischlingswesen zu Felde zu ziehen, in Gefahr gerät, von der Mischlingsbevölkerung gelyncht zu werden, und in Schutzhaft genommen werden und aus der Kolonie entfernt werden muß, so wird er selbst zugeben müssen, daß hier Wandel geschaffen werden muß. Und der einzige Weg dazu ist eine ausgesprochene deutsche Besiedlung, nicht mit kleinen Leuten in unserem Sinne, sondern Farmern mit etwa 40000 bis 50000 Mark Vermögen. Liebhaber für eine derartige Kolo-

nisation gibt es genügend, wie sich unschwer beweisen ließe. Nur darf das Gouvernement die Leute nicht abschrecken, wie es dies in einer amtlichen Broschüre tut, sondern sich lieber auf den Standpunkt des Farmervereins stellen, jedoch mit dem Unterschied, daß nur Leute hereingelassen werden, die eine weiße Frau mitbringen. Eine tüchtige Frau scheut sich nicht, mit ihrem Manne von vorn anzufangen; es muß nicht gleich eine Villa mit fertiger Pflanzung dastehen!

Nun noch ein paar Worte über den kolonialen Eisenbahnbau! Nach allerlei Hemmungen ist jetzt endlich die Anfangsstrecke der Kameruner Nordbahn fertig geworden; ob sie wirklich den ursprünglich vorgesehenen Endpunkt erreicht hat, ist noch nicht einmal sicher bekannt. Man spricht davon, daß bei der Trassierung der Linie Fehler begangen worden seien, die später der Kolonie noch Kopfzerbrechen machen dürften. In Togo ist die Landungsbrücke eingestürzt. Der Neubau dürfte das Reich Millionen kosten, und einstweilen muß mindestens ein Jahr lang nach der alten lebensgefährlichen und verlustreichen Methode gelandet werden. Auch hier sollen Konstruktionsfehler vorgekommen sein. Es scheint uns angebracht, daß die Regierung bei Abnahme der Verkehrsanlagen von den Baufirmen eine etwas schärfere Kontrolle ausübt, sonst werden wir noch manche Überraschungen erleben. Desgleichen wäre darauf zu sehen, daß beim kolonialen Eisenbahnbau streng auf die Verwendung von deutschem Personal gesehen wird. Die jüngsten Ereignisse in Südwest, bei denen anscheinend von der Baufirma verschiedentlich vertragswidrig gehandelt und auch mit unwahren Angaben vorgegangen ist, dürfen sich nicht wiederholen. Das Geld der deutschen Steuerzahler soll in den deutschen Kolonien nach Möglichkeit in deutsche Taschen fließen, das ist eine nationale Selbstverständlichkeit!

Rudolf Wagner

Bank und Geld

Die Kohlenproduzenten als Reeder — Fiskus und Rheinschiffahrt — Besserung am internationalen Eisenmarkt — Roheisensyndikat — Börse und Geldmarkt — Russische Eisenbahnen und deren Anleihen

Seit geraumer Zeit findet ein zähes Ringen der Kohlenproduzenten und Kohlenhändler um die Ausdehnung ihrer Schiffahrtsinteressen auf dem Rhein statt. Die Verbindung zwischen Kohlenhandel und Reedereibetrieb ist eine ganz natürliche. Der Kohlenhandel muß danach streben, die Verfrachtung in eigener Hand zu haben, um unter Zuhilfenahme geeigneter und rechtzeitig gefüllter Lagerstätten die Versorgung des Konsums jederzeit unter Aufwendung der geringsten Spesen aufrecht erhalten zu können. Aus diesem Grunde haben schon längst die Firmen, die den Großvertrieb der oberschlesischen Kohle innehaben, Emanuel Friedländer u. Co. und Caesar Wollheim, eine ansehnliche Flotte auf Oder und Spree unterhalten. Die gleiche Politik verfolgen die Kohlenproduzenten im Westen, wo nicht nur die Namen Stinnes und Haniel auf die Vereinigung von Schiffahrt und Kohlenproduktion hinweisen, sondern auch eine Anzahl der großen Aktiengesellschaften Harpen, Gelsenkirchen, Krupp sich im Laufe der Jahre eigene Organisationen für die Durchführung ihrer Wassertransporte geschaffen hat. In letzter Zeit war es namentlich Hugo Stinnes, der danach strebte, sich eine weitreichende Grundlage für den Kohlenhandel durch eine Anzahl ineinandergreifender Projekte,

Kohlenlagerplätze an der Ostsee und im Binnenland, Versuch der Monopolisierung des Berliner Kohlenhandels, Anknüpfung von Handelsbeziehungen in Italien und Rußland, vor allem aber auch durch eine planmäßige Ausgestaltung und Erweiterung seines Reedereibetriebes zu schaffen. Wir haben darüber, insbesondere über den Erwerb der Aktienmajorität der „Midgard", Deutsche Seeverkehrsgesellschaft in Nordenham, in Heft 27 berichtet. Nun ist es plötzlich der preußische Fiskus, der durch einen wohlvorbereiteten, aber überraschend ausgeführten Schachzug sich die Vorhand in der Rheinschiffahrt gesichert und damit alle auf eine Monopolisierung des Wassertransports gerichteten Bestrebungen dauernd vereitelt hat. Der Bergfiskus hat die Aktienmajorität der Rhein- und Seeschiffahrtsgesellschaft in Köln erworben. Mit diesem Unternehmen, das selbst schon ein Konglomerat verschiedener Betriebe darstellt, hatte der Fiskus einen sieben Jahre laufenden Verfrachtungsvertrag unter gleichzeitiger Ausbedingung einer Option auf die Majorität der Aktien abgeschlossen. Diese Option hat er jetzt ausgeübt und dadurch nicht nur diese Gesellschaft, sondern indirekt auch die Mannheimer Lagerhausgesellschaft und die Mannheimer Dampfschiffahrtsgesellschaft in seine Hand bekommen, so daß er eine bedeutende Flotte kontrolliert und die Verbindung zwischen den Ruhrzechen und dem fiskalischen Lagerplatz in Mannheim sich selbst gesichert hat. Darüber hinaus gewinnt er in den Agenturen der genannten Speditionsgesellschaften zweckmäßige Stützpunkte für seinen Kohlenvertrieb. Diesem Vorgehen des Fiskus ist eine außerordentliche Bedeutung beizumessen. Wieder sehen wir den Staat an der Arbeit, ein drohendes Privatmonopol durch sein Eingreifen zu verhindern. Die monopolistische Entwicklung wird dadurch freilich nicht aufgehalten, aber sie wird wenigstens in die Hände des Staates gelegt und der öffentlichen Kontrolle unterstellt. Zugleich bemüht sich der Staat auch, die verbliebenen Überreste der einst so blühenden Privatschiffahrt zu retten. Der Stand der sogenannten Partikulierschiffer am Rhein hat unter der Konkurrenz der großen Reedereien empfindlich gelitten. Unterbietung der Frachten und Beschäftigungslosigkeit haben die Schiffer dem Ruin nahe gebracht, so daß der letzte Rettungsweg in der Bildung eines „Befrachtungskontors" gesehen wurde, um Verteilung der Frachten und Frachtsätze einheitlich zu regeln. Dieser Vereinigung hat der Fiskus eine beträchtliche Beihilfe zugesagt und durch seinen Einfluß auch das Kohlensyndikat zu einer wohlwollenden Haltung gegenüber der Vereinigung bewogen. Auf die Dauer wird den Privatschiffern indessen wohl nicht zu helfen sein. Die Schiffahrt ist einmal in die Hände des Großbetriebs übergegangen, der durch größere Leistungsfähigkeit, bessere Organisation und Verbilligung der Frachten die Kleinen hier wie auf so manchem anderen Gebiete ausschaltet und expropriiert. Dem wird auch das Eingreifen des Staates nicht steuern können. Hierin ist also nicht die Bedeutung des fiskalischen Eingreifens zu suchen. Wohl aber stärkt der Staat seine Position bei den Verhandlungen über die Erneuerung und Erweiterung des Kohlensyndikats. Namentlich für den Fall, daß er selbst dem Syndikat als Teilnehmer beiträte, ist es für ihn von allergrößter Wichtigkeit, über eigene Verfrachtungsgelegenheiten zu verfügen.

Die Besserung am internationalen Eisenmarkte macht weitere Fortschritte. Nicht nur aus England, sondern auch aus Belgien werden steigende Preise gemeldet, und da letzteres Land ganz besonders vom Weltmarkt abhängt, weil es den

größten Teil seiner Produktion exportiert, so darf hieraus eine nachhaltigere Steigerung der Nachfrage des überseeischen Verbrauchs gefolgert werden. Offenbar tritt der Konsum jetzt aus der abwartenden Stellung, die er, solange die Preise rückgängig und die Läger überfüllt waren, eingenommen hatte, allmählich heraus und schreitet zur Deckung des Bedarfs. So ist denn der Ausblick in die Zukunft für die Eisenproduzenten augenblicklich freundlicher, als sie es noch vor kurzem hatten hoffen dürfen. Die Rückwirkung dieser veränderten Konjunkturaussichten zeigt sich darin, daß die Differenzen im Roheisenverband ihre Erledigung gefunden haben. Die Gutehoffnungshütte hat die von ihr verlangte Erhöhung der Beteiligungsquote im Wege der Quotenübertragung erhalten, die im Wege des Kompromisses gegen den ursprünglichen Wortlaut des Syndikatsvertrags zugestanden wurde. Damit sind die Schwierigkeiten, die der Verlängerung des Essener Verbandes entgegenstanden, aus dem Wege geräumt. Und schon lebt auch die Hoffnung wieder auf, das langerstrebte Ziel eines allgemeinen deutschen Roheisensyndikats verwirklicht zu sehen. Wenigstens ist schon mit einem Teil der lothringisch-luxemburgischen Gruppe ein Einverständnis erzielt worden, und der Beitritt der Siegener Gruppe soll schon im nächsten Monat erfolgen. Es bestätigt sich also auch in diesem Fall wieder die so oft erprobte Lehre: nur die aufsteigende Konjunktur ist dem Entstehen der Syndikate zuträglich. Vielleicht bringen diese günstigeren Aussichten nun auch die Verhandlungen über die Erneuerung der beiden wichtigsten Syndikate, des Stahlwerksverbands und des Kohlensyndikats, in ein schnelleres Tempo und mindern damit das drückende Gefühl der Unsicherheit, das, solange diese Fragen noch schweben, die Situation immer wieder zu beherrschen droht.

Die Börse schwimmt einstweilen lustig im Fahrwasser der Hausse. Bezeichnenderweise ist es aber nicht die Berufsspekulation, sondern das Privatpublikum, das hinter der Bewegung steht. Die Montanaktien befinden sich in stetiger Aufwärtsbewegung; waren es in voriger Woche Phönix, so sind es in dieser Luxemburger und Rombacher, auf die man sich stürzt. Unterstützt wird der augenblickliche Optimismus durch die günstige Tendenz der New-Yorker Börse, obwohl es mißtrauisch machen müßte, daß die dortigen Kurssteigerungen bei geringfügigen Umsätzen erzielt werden. Am Geldmarkt bleibt die große Flüssigkeit bestehen; tägliches Geld ist zu so niedrigen Sätzen wie 1 bis $1^1/_2$ Prozent zu haben, der Privatdiskont steht in Berlin auf $2^1/_4$, in London gar auf $1^7/_8$ Prozent. Diese andauernde Geldfülle hat etwas Rätselhaftes, da sie mit einer lebhaften Tätigkeit in Industrie und Handel Hand in Hand geht. Noch nie hat unsere Roheisen- und unsere Kohlenproduktion Ziffern aufgewiesen wie gegenwärtig, noch nie hat unser auswärtiger Handel solche Summen umgesetzt wie im laufenden Jahre. Und trotzdem ist das Kapitalbedürfnis gegen das Angebot so klein, daß sich ein so niedriger Zinsfuß herausbilden und halten kann! Die nächsten Monate werden darüber Klarheit bringen, ob diese auffällige Erscheinung nur den ausländischen Kapitalien zu verdanken ist, die gegenwärtig unseren Markt alimentieren. Einstweilen muß man dies in der Tat annehmen.

Die herrschende Geldfülle verlockt dazu, an den Geldmarkt mit größeren Ansprüchen heranzutreten. Dies wird jetzt seitens zweier russischer Privatbahnen, der Moskau-Kasan und der Podolischen Eisenbahn, mit einer $4^1/_2$ Prozent-Anleihe von 100 Millionen geschehen. Die letztere Unternehmung appelliert zum

erstenmal an den deutschen Markt, der für die älteren russischen Privatbahnen schon außerordentlich bedeutende Mittel, zum letztenmal vor zwei Jahren, aufgebracht hat. Die russischen Eisenbahnprioritäten genießen eine staatliche Garantie, so daß sie als ein modifiziertes Staatspapier angesehen werden können. Das erklärt ihre große Beliebtheit als Anlagewerte, zumal die von ihnen gewährte Verzinsung (der größte Teil gehört dem vierprozentigen Typus an) und der billige Kursstand sie auch vorsichtigen Kapitalisten als empfehlenswert erscheinen lassen. Seitdem Rußland die Nachwehen des Krieges und der inneren Unruhen überwunden und sein Staatskredit im Ausland sich wieder vollkommen rehabilitiert hat, ist dem Ausbau des Eisenbahnnetzes besondere Fürsorge gewidmet worden. Dieses hat sich daher in den letzten Jahren stark vergrößert, und zwar ohne daß zur Beschaffung der Mittel die Hilfe Deutschlands in Anspruch genommen worden wäre. Vielmehr wurde der Bedarf in England und Frankreich, zum Teil auch durch innere Anleihen gedeckt. Nunmehr wird zum erstenmal wieder (bei der Anleihe von 1909 handelte es sich um geringfügige Beträge) an den deutschen Markt appelliert, und es läßt sich voraussehen, daß bei dem starken Geldbedarf der zahlreichen neueren Bahnen dessen Bereitwilligkeit auch in den nächsten Jahren stark auf die Probe gestellt werden wird. Bisher hat das deutsche Kapital bei der Beteiligung an den russischen Bahnen gute Erfahrungen gemacht. Es wird sich daher auch den künftigen Ansprüchen nicht verschließen; wirtschaftliche wie politische Gründe können es nur ratsam erscheinen lassen, die innere Entwicklung Rußlands, die sich mehr und mehr auf die asiatischen Gebietsteile stützt, nach Kräften zu fördern.

Spectator

Bücherliste

Heigel, K. Th.: Deutsche Geschichte; 1786/1806. II. Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. M. 8.—.

Ebbinghaus, Hermann: Grundzüge der Psychologie. 1. Band. 3. Auflage. Bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Dürr. Leipzig, Veit & Co. M. 18.—.

Franck, Hans: Herzog Heinrichs Heimkehr. Berlin, Oesterheld & Co. M. 2.—.

Tschechoff, Anton: Ein Weiberreich. Berlin, Oesterheld & Co. M. 2.—.

Tschechoff, Anton: Wandlungen. Berlin, Oesterheld & Co. M. 2.—.

Hettlingen, Heinrich: Johannes Klassen. Querfurt, Richard Jaeckel. M. 1.60.

Hoffmann, P. G.: Monarchisches Prinzip und Ministerverantwortlichkeit. Jena, Gustav Fischer. M. 2.—.

Harms, Dr. Bernhard: Weltwirtschaftliche Aufgaben der deutschen Verwaltungspolitik. Jena, Gustav Fischer. M. 1.—.

Nietzsches Briefe. Herausgegeben von Richard Oehler. Leipzig, Insel-Verlag. M. 2.50.

Verlagskatalog von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig 1786/1911. Herausgegeben aus Anlaß des 125jährigen Bestehens der Firma.

Fritsch, Karl Wilhelm: Um Michelburg. Roman. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". M. 3.—.

Keat, John: Gedichte. Leipzig, Insel-Verlag. M. 2.50.

Gemoll, Martin: Grundsteine der Geschichte Israels. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. M. 12.—.

Neuwirth, Prof. Dr. Jos.: Illustrierte Kunstgeschichte. Lieferung 5 und 6. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. à M. 1.—.

Frobenius, Leo: Auf dem Wege nach Atlantis. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. M. 15.50.

Aus Natur und Geisteswelt: Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von K. Th. Heigel. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Aus Natur und Geisteswelt: Die großen Physiker und ihre Leistungen. Von F. A. Schulze. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Aus Natur und Geisteswelt: Werdegang der modernen Physik. Von H. Keller. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Aus Natur und Geisteswelt: Leben und Lehre des Buddha. 2. Auflage. Von R. Pischel. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Aus Natur und Geisteswelt: Agrikulturchemie. Von P. Krische. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Aus Natur und Geisteswelt: Napoleon I. Von Th. Bitterauf. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Aus Natur und Geisteswelt: Kunstpflege in Haus und Heimat. 2. Auflage. Von R. Bürkner. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Nationale Gewerkſchaften

Von Albrecht Graf zu Stolberg-Wernigerode

Auf meinen Artikel „Nationale Gewerkſchaften, nationale Arbeiterpartei“ in Nr. 19 der Grenzboten hat Herr Chefredakteur Max Roeder-Aachen in Nr. 23 der Grenzboten geantwortet. Jede Diskuſſion kann dieſes eminent wichtige Thema nur fördern. Darum bin ich gern bereit, Herrn Roeder Rede und Antwort zu ſtehen. Er meint, eine nationale Arbeiterpartei würde nur eine Stärkung der politiſchen und gewerkſchaftlichen Sozialdemokratie herbeiführen. Ich bin der Anſicht, daß im Gegenteil die gewerkſchaftliche Sozialdemokratie ganz gewiß geſchwächt werden würde. Denn wenn die nationalen Gewerkſchaften, die das Rückgrat für die nationale Arbeiterpartei bilden müſſen, mit großen Mitteln ausgeſtattet ſind und dem Arbeiter viel bieten können, ſo wird er gewiß nicht oder nur ausnahmsweiſe bei den freien Gewerkſchaften bleiben. Und wird die gewerkſchaftliche Sozialdemokratie geſchwächt, ſo wird es auch die politiſche, und zwar noch bedeutend mehr, wenn es nicht nur nationale Gewerkſchaften, ſondern auch eine nationale Arbeiterpartei gibt. Der Arbeiter will ſich heutzutage politiſch betätigen. Er will dies aber nicht, oder nur zum kleinſten Teil, im Rahmen einer bürgerlichen Partei, ſondern er will einer ausgeſprochenen Arbeiterpartei beitreten. Als ſolche gibt es aber heutzutage nur die ſozialdemokratiſche. Ich bin überzeugt, daß ein großer Teil der Arbeiter hauptſächlich aus dieſem Grunde der Sozialdemokratie beitritt, nicht weil er mit ihren revolutionären Zielen einverſtanden iſt. Der deutſche Arbeiter iſt im Grunde durchaus konſervativ geſinnt, viel mehr als ein großer Teil des Bürgertums — ich meine konſervativ im ganz allgemeinen Sinne.

Weiter ſchreibt Herr Roeder: „Zunächſt nationale Gewerkſchaften! Schon hier zeigt der Verfaſſer auf Abwege, wenn er für dieſe doch wirtſchaftlichen Gebilde Zuſchüſſe ſeitens der Behörden und Beſitzenden anregt. Wo bleibt die

notwendige Selbständigkeit und Unabhängigkeit, dieses mächtige Agens im gewerkschaftlichen Leben?" Von Zuschüssen seitens der Behörden ist in meinem Artikel nichts zu lesen. Das würde ich auch für durchaus verkehrt halten. Ich habe aber ausdrücklich betont, daß die Zuschüsse nur im allerersten Anfange nötig sind, damit die nationalen Gewerkschaften gleich mit den freien in Konkurrenz treten können. „Je eher sie aufhören können, um so besser, denn dann sieht der Arbeiter bald, daß es sein eigenes, von keinem Arbeitgeber mehr der Unterstützung bedürfendes Unternehmen ist, und das gibt ihm ein größeres Vertrauen zu der Sache", so schrieb ich. Ebenso betonte ich, daß die Arbeiter ganz allein die Gewerkschaften leiten müßten. „Die gelben Verbände sind ein warnendes Beispiel." Es sollte mich freuen, wenn es gelänge, die nationalen Gewerkschaften gleich von Anfang konkurrenzfähig zu gestalten, auch ohne Zuschüsse der Besitzenden. Das wäre natürlich noch viel vorteilhafter. Ich glaube nur nicht recht, daß das möglich wäre. Denn es wäre, soll das ganze Unternehmen gelingen, notwendig, daß die neuen nationalen Gewerkschaften gleich mit ganz besonders großen Mitteln auf der Bildfläche erschienen. Herr Roeder meint weiter, ich träte für einen antisozialdemokratischen Block in der Gewerkschaftsbewegung ein. Ich will keinen Block. Der hält doch nicht lange. Nein, ich will eine völlige Verschmelzung der verschiedenen Gewerkschaften, ein völliges Aufgehen ineinander zu einer ganz einheitlichen Gewerkschaft, für die ich als Namen „Nationale Gewerkschaft" vorschlage. Es sollen nicht „nun gar noch neue nationale Gewerkschaften" ins Leben gerufen werden neben den alten. Das würde nur noch eine weitere fruchtlose Kräftezersplitterung bedeuten. Nein, alle bestehenden sollen in die eine zusammengeschmolzen werden. Da wird man mir entgegnen, das geht nicht. Die christlichen, auf dem Boden des Zentrums stehenden werden sich z. B. nie mit den Hirsch-Dunckerschen, fortschrittlich gefärbten Gewerkschaften verschmelzen lassen. Dazu sind die Gegensätze zu groß. Ich verkenne die Schwierigkeiten durchaus nicht, und doch bin ich der Meinung, daß es der einzige Weg ist, der zum Ziele führt. Mögen die Gewerkschaften, die christlichen u. a. auch zunehmen, wie sie das sehr erfreulicherweise getan haben, sie alle werden doch, wie ich glaube, stets von den freien überflügelt werden. Warum? Weil die freien ein einziges Gebilde sind. Die vollkommene Geschlossenheit ist es, die ihnen die enorme Macht verleiht. Ich sage es noch einmal: Wir müssen hindurch zu einheitlichen nationalen Gewerkschaften. Keine neuen neben den alten, sondern eine neue anstatt der vielen alten!

Weiter schreibt Herr Roeder: „Diese nationalen Gewerkschaften sollen — und darin scheint der Grundfehler der Deduktion des Grafen Stolberg zu liegen — Mittel zum Zweck sein; ein Selbstzweck soll ihnen nicht eignen; ihr Ziel ist eine nationale Arbeiterpartei. Damit betreten wir das politische Gebiet." — „Ein Selbstzweck soll ihnen nicht eignen", das kann ich so schroff aus meinen Ausführungen nicht herauslesen. Ich meine aber folgendes: Sehe man sich alle wirtschaftlichen Gebilde an, die freien Gewerkschaften, den Hansabund, den Bund

der Landwirte usw. Sie alle haben einen gewissen Selbstzweck. Sie alle aber haben auch oder wollen eine politische Geschlossenheit ihrer Kreise erreichen. Und das ist meiner Ansicht nach ihr Hauptzweck. Er ist auch nicht nur gewollt, sondern er ergibt sich zum Teil ganz von selbst. Gäbe es keine freien Gewerkschaften, es gäbe auch keine so starke Sozialdemokratie. Wirtschaftlich haben sie ihre Mitglieder geeinigt, in der richtigen Erkenntnis, daß die, welche wirtschaftlich geeinigt sind, auch politisch sich leichter einigen lassen. Denn die meisten politischen Fragen sind nichts anderes als wirtschaftliche Fragen. Das glaubt ja doch nicht einmal die Sozialdemokratie, daß die freien Gewerkschaften nur dem Selbstzweck dienen. Nein, sie weiß ganz genau, daß der Hauptzweck nicht der Selbstzweck ist. „Damit betreten wir das politische Gebiet", meint ganz richtig Herr Roeder. Ja, ich bin der Ansicht, daß wir es betreten müssen. Die Sozialdemokratie hat es betreten, auch die nationale Arbeiterbewegung muß es betreten. Über dem Selbstzweck muß der politische Zweck stehen. Nicht die Sozialdemokratie ist es, die die Arbeiterbewegung von rein wirtschaftlichen auf politische Bahnen gelenkt hat, nein, eine viel stärkere Macht: die fortschreitende Weiterentwicklung auf der Erde. Alles strebt nun einmal nach oben infolge der Zentrifugalkraft des politischen Lebens. Zuerst erschienen die größten, gewichtigsten Steine an der Oberfläche nicht der Erde, sondern des politischen Lebens. Vor etwa hundert Jahren kamen auch schon kleinere nach oben, als sich der dritte Stand emporarbeitete; nun sind auch die kleinsten schon dicht an der Oberfläche, die wirtschaftlich abhängigsten, die Arbeiter. Das ist eine ganz natürliche Erscheinung, mit der wir uns abfinden müssen. Aber wir müssen sie auch richtig auszunutzen wissen. Die Arbeiterbewegung ist eine politische, nicht nur eine wirtschaftliche; die wirtschaftliche war nur der Anfang zu der politischen. Wollen wir diese zurückhalten, so wird sie nur immer radikaler werden und sich schließlich — mit Gewalt — Bahn brechen. Diese Erkenntnis ist keine „Rücksichtnahme und Ängstlichkeit", sondern nichts weiter als politische Voraussicht. Jede neue politische Bewegung gerät zu Anfang, wird sie nicht richtig geleitet, leicht auf falsche Wege. Sie muß sich erst auf den richtigen Weg durchkämpfen. So ist es auch mit der Arbeiterbewegung. Ein Teil unserer Politiker glaubt ja nun, auch die Sozialdemokratie würde mit der Zeit auf den richtigen Weg gelangen, besonders ihre revolutionären Ideen beiseite legen, wenn man sie nur überall zur Mitarbeit heranzöge. Ich glaube das nicht. Sie ist auf solche Abwege geraten, daß sie nicht wieder zurück kann, soll nicht ihr ganzes Gebäude einstürzen. Nein, wir können die Arbeiterbewegung nur noch auf richtige Wege leiten, indem eine nationale Arbeiterpartei gegründet wird. Vor vierzig Jahren, als das gleiche Wahlrecht im Reiche eingeführt wurde, hat man in Unkenntnis der Gefahr dies verabsäumt. Es wird endlich höchste Zeit, dies nachzuholen. Damals dachte man, ja dachte selbst ein Bismarck, er würde die politische Arbeiterbewegung mit Gewaltmitteln unterdrücken können. Heute ist wohl jeder der Überzeugung, daß die politische Arbeiterbewegung nicht zu unterdrücken ist.

Unterdrücken wir sie, versuchen wir es wenigstens, so wird es uns nur gelingen, die gesunde zu unterdrücken, die ungesunde wird wachsen. Das haben doch die letzten Jahrzehnte deutlich genug gezeigt. Nein, wir müssen die politische Arbeiterbewegung, die an und für sich etwas ganz Natürliches und darum auch Gesundes ist, nicht unterdrücken, sondern sie fördern, und das kann nur geschehen durch eine nationale Arbeiterpartei. Das ist keine „Politik der Rücksichtnahme und Ängstlichkeit", das ist nur eine Politik der Klugheit. Gewiß, haben wir erst eine starke nationale Arbeiterpartei, so werden die Kämpfe im politischen Leben nicht aufhören, aber sie werden sich nicht mehr auf denselben gefährlichen Bahnen bewegen wie jetzt, wo wir gegen eine revolutionäre Arbeiterpartei zu kämpfen haben. Kämpfe wird es auch geben, aber nur der Art, wie z. B. zwischen Konservativen und Liberalen augenblicklich; eine gute Strecke wird man auch zusammengehen können, was jetzt einfach unmöglich ist, will man nicht in eine gefährliche Abhängigkeit geraten, wie es in Baden z. B. gekommen ist. „Damit betreten wir das politische Gebiet", das hält Herr Roeder für einen Schaden, für eine Gefahr. In wirtschaftlicher Beziehung soll die nationale Arbeiterbewegung der sozialdemokratischen das Feld streitig machen, in politischer soll sie es räumen. Das ist grundverkehrt. Auf diese Weise werden wir nie weiterkommen.

Herr Roeder fragt weiter: „Würde nun eine nationale Arbeiterpartei etwas ausrichten? Ein Nein ist die Antwort. Einmal bliebe sie numerisch bedeutungslos." Warum, das will mir nicht in den Sinn. Es gibt viele, sehr viele Arbeiter, die sofort der Sozialdemokratie abtrünnig werden würden, wenn sie erführen, daß es eine Arbeiterpartei gibt, die ihre Interessen vertritt, ohne sie zu knechten, und mit mehr Erfolg. Wenn es hieße, die Reichsversicherungsordnung ist zustande gekommen mit Hilfe der nationalen Arbeiterpartei, der Konservativen, eines großen Teiles der Liberalen und des Zentrums, um nur ein Beispiel zu nehmen, so würde auch ein großer Teil der Arbeiter viel mehr Vertrauen zu dem Gesetz haben, als jetzt, wo die einzige Arbeiterpartei, die es gibt, es abgelehnt hat. Das nur nebenbei. Ich glaube im Gegenteil, wenn die Partei geschickt geleitet würde, würde es nicht lange dauern, bis sie numerisch sehr bedeutungsvoll sein würde.

Weiter meint Herr Roeder: „Sie würde nur erreichen, daß jene bürgerlichen Parteien, welche seither die Interessen der Arbeiterschaft vertraten, sich mehr zurückhielten." Wer sich die heutigen Verhältnisse, besonders jetzt vor den Wahlen, objektiv ansieht, muß meiner Ansicht nach zu dem Schluß gelangen, daß dies kein Nachteil, sondern ein Vorteil wäre. Gewiß ist es gut, wenn sich die Parteien die Gunst der Arbeiter zu gewinnen suchen. Aber heutzutage ist die Sucht nach Gunst geradezu zu einer Gunstschleicherei geworden. Die Parteien haben dadurch leider schon zu oft den klaren Blick für das höhere Ganze verloren. Das nenne ich eine „gefährliche Politik der Rücksichtnahme und Ängstlichkeit". Und die ist ein großes Übel in unserem heutigen Staatsleben. Sie

bringt uns nicht vorwärts, sondern rückwärts. Hier sind die Worte des Herrn Roeder durchaus am Platze. Hier aber will er nicht dagegen kämpfen, sondern er will noch helfen.

„Aus eigenem vermöchte eine nationale Arbeiterpartei nichts durchzusetzen", sagt Herr Roeder. Welche Partei vermag das überhaupt? Mir ist keine bekannt. „Für die Mehrheitsbildung käme sie kaum in Betracht. Gegen die Sozialdemokratie wäre sie erst recht wirkungslos." Natürlich, wenn man annimmt, daß sie numerisch bedeutungslos bleiben würde, aber auch nur dann! „Was sie erreichen würde, wäre eine Verschärfung der Klassen- und Standesunterschiede." Eine reine Arbeiterpartei wird es immer geben. Welche aber wird die Klassen- und Standesunterschiede mehr verstärken, eine starke Sozialdemokratie oder eine starke nationale Arbeiterpartei? Gibt es nicht die eine, so gibt es die andere, das müssen wir immer bedenken. Welche wollen wir dann lieber haben? Das ist die einzige Wahl, die uns freisteht. Denn daß, wie Herr Roeder weiter meint, sich die nationale Arbeiterschaft innerhalb der bestehenden bürgerlichen Parteien durchsetzen wird, das glaube ich nicht, dazu sind die Interessen der Arbeiter doch zu verschieden von denen der anderen Stände. Und selbst wenn sie sich durchsetzen würde, nie würde es ihr auf diese Weise gelingen, die antinationale sozialdemokratische Arbeiterbewegung zu unterdrücken. Das kann ihr nur gelingen, wenn sie sich zu einer selbständigen Partei zusammenschließt. Die Schärfung des sozialen Gewissens der bürgerlichen Parteien, sagt Herr Roeder, würde dadurch aufhören. Ich bin der Ansicht: dafür, daß das nicht eintritt, würde die nationale Arbeiterpartei schon selbst sorgen, da sie bei der Mehrheitsbildung eine große Rolle spielen würde. Und das wäre eine viel gesündere Art der Gewissensschärfung als die jetzige.

Ehe ich zum Schluß komme, möchte ich noch auf folgendes eingehen. Ich hatte gemeint, die nicht freien Gewerkschaften hätten auf wirtschaftlichem Gebiete geringe, auf politischem fast gar keine Bedeutung. Ich gebe zu, daß das etwas übertrieben ist. Ich weiß sehr wohl die großen Verdienste der nicht freien Gewerkschaften einzuschätzen. Ich bin der letzte, der ihre Tätigkeit verdammt oder gar die der freien Gewerkschaften vorzieht. Ich glaube aber doch, daß die Bedeutung vorläufig leider noch gering ist, viel geringer besonders, als sie sein könnte, wenn die nicht freien Gewerkschaften ein einheitliches Ganzes bildeten. Wirtschaftlich: man vergleiche nur die Mitgliederzahlen, politisch: die freien Gewerkschaften sind eins mit der Sozialdemokratie, die nicht freien Gewerkschaften kennen keine ausgesprochene Arbeiterpartei, ihre Mitglieder verzetteln sich auf soundso viele bürgerliche Parteien. Dadurch kommt es, daß ein ungesunder Einfluß der Arbeiter auf die Politik besteht, es aber einen gesunden reinen Arbeitereinfluß so gut wie gar nicht gibt. Und der tut dringend Not. Den ungesunden Arbeitereinfluß können wir nur bezwingen, indem wir den gesunden stärken. Das ist aber nicht möglich im Rahmen der anderen Parteien, sondern nur in dem einer reinen ausgesprochenen Arbeiterpartei.

Nun zu den Schlußausführungen des Herrn Roeder! Er sagt, so gefährlich eine Politik ab irato sei, ebenso gefährlich sei die der Rücksichtnahme und Ängstlichkeit. Im wirtschaftlichen wie im politischen Leben müßten viel größere Gesichtspunkte führend und leitend sein. Eine Politik der Ängstlichkeit ist, wie ich schon oben ausführte, die, wenn man es zu hindern sucht, daß sich die nationale Arbeiterbewegung auch auf das politische Gebiet begibt, daß man zu hindern sucht, daß sich eine ausgesprochene nationale Arbeiterpartei bildet. Im politischen Leben müssen viel größere Gesichtspunkte leitend sein als diese Ängstlichkeit. Im politischen Leben muß die politische Voraussicht leitend sein, und die sagt uns, daß wir die ungesunde politische Arbeiterbewegung, die unseren ganzen Staat ins Wanken zu bringen droht, nur bezwingen können, wenn wir mit allen Mitteln eine gesunde Arbeiterbewegung fördern, und die politische Voraussicht sagt uns weiter, nachdem wir in den letzten zwanzig Jahren auf diesem Wege nicht vorwärts, sondern rückwärts gekommen sind, daß die Basis für eine gesunde Arbeiterbewegung nur eine nationale ausgesprochene Arbeiterpartei sein kann. Das ist alles andere als eine Politik der Rücksichtnahme und Ängstlichkeit. Eine nationale Arbeiterpartei würde auch insofern dem Staate von ganz hervorragendem Nutzen sein, als durch sie der Arbeiter das Gefühl der Mitverantwortlichkeit erhalten würde. Sie würde zu seiner politischen Erziehung in hohem Maße beitragen, viel mehr als jede bürgerliche Partei es vermöchte, auch wenn die Arbeiter ein noch so großes Kontingent ihrer Wähler stellen würden. Der Arbeiter muß mehr und mehr im Staat, in den Provinzen, Kreisen und Gemeinden zur Mitarbeit herangezogen werden. Gibt es erst eine nationale Arbeiterpartei, so ist dies ein leichtes, so kann es ohne Gefahr für den Staat geschehen. Und das ist gewiß: wir werden dann nicht rückwärts schreiten, sondern noch schneller vorwärts kommen. Eine nationale Arbeiterpartei, das ist die Losung für die Zukunft.

Friedrich der Große und die Landgräfin Karoline von Hessen

Von Dr. Siegfried Fitte-Friedenau

Es ist bekannt, daß die kleine Zerbster Prinzessin Sophie Friedrike Auguste, von ihrem Vater „Fiekchen“ genannt, auf Empfehlung Friedrichs des Großen nach Rußland kam, um sich dort in eine Katharina Alexejewna zu verwandeln und die Gemahlin des Großfürsten-Thronfolgers Peter zu werden. Die Hoffnungen, die der König an diese Heirat geknüpft hatte, erfüllten sich freilich nicht. Peters Tante, die Zarin Elisabeth, wurde bald seine unversöhnliche Feindin; im Sieben-

jährigen Kriege rettete ihn nur ihr Tod, „das Mirakel des Hauses Brandenburg", vor dem drohenden Untergang. Nach der Ermordung des unglücklichen Peters des Dritten ließ sich die neue Kaiserin Katharina die Zweite trotz anfänglichen Widerstrebens dann doch durch die Rücksicht auf die polnischen Thronwirren bestimmen, das ihr von Friedrich vorgeschlagene Bündnis anzunehmen, und dieses Bündnis von 1764 bildete weit über ein Jahrzehnt den starken Grundpfeiler der preußischen Politik.

Inzwischen wuchs Katharinas Sohn, Paul Petrowitsch, heran. Daß er bei Lebzeiten der Mutter immer nur eine bescheidene Rolle spielen würde, war zwar vorauszusehen. Trotzdem konnte seine politische Gesinnung dem Könige, da er sich und seinem Staate die russische Freundschaft auch für die Zukunft sichern wollte, nicht gleichgültig sein. Pauls Erzieher und Oberhofmeister, damals auch der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands, Graf Panin, begünstigte das neue System; das durfte unzweifelhaft als ein gutes Vorzeichen gelten. Noch wichtiger aber schien es, daß nicht dereinst, wenn der junge Großfürst heiratete, fremde, preußenfeindliche Einflüsse sich seiner Person bemächtigten. „Vorsichtsmaßregeln dieser Art können täuschen, doch soll man sie nicht vernachlässigen", sagt der König in seinen Memoiren.

Paul war noch nicht vierzehn Jahre alt, als Katharina schon an seine Vermählung dachte. Im Januar 1768 gab sie dem dänischen Gesandten an ihrem Hofe, dem Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg, den Auftrag, nach Deutschland zu reisen und unter den heiratsfähigen oder doch im Alter zu dem Großfürsten passenden Prinzessinnen Umschau zu halten. Asseburg besaß im Halberstädtischen ein Gut, war also preußischer Untertan nnd versäumte deshalb auch nicht, auf der Durchreise seinem Landesherrn in Sanssouci seine Aufwartung zu machen. Friedrich unterhielt sich lange mit ihm, erfuhr aber nichts von seiner geheimen Sendung. Auch Panin bewahrte dem preußischen Gesandten Solms gegenüber strenges Schweigen, und so erklärt es sich, daß in der politischen Korrespondenz der nächsten Jahre keine Anspielung auf die Heirat des Großfürsten vorkommt. Asseburg rechtfertigte das Vertrauen der Kaiserin und entledigte sich seines Auftrages mit großer Umständlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Eine Prinzessin von Sachsen-Gotha, die eine Zeitlang ernstlich in Frage kam, mußte wieder von der Liste gestrichen werden, weil die Mutter von dem unbedingt notwendigen Übertritt ihrer Tochter zur griechischen Kirche nichts wissen wollte. Schließlich — vier Jahre waren darüber verflossen — beschränkte sich die engere Wahl auf Dorothea von Württemberg und Wilhelmine von Hessen-Darmstadt. Die kleine Dorothea gefiel der Kaiserin nach den begeisterten Schilderungen Assеburgs von Anfang an am besten und wurde von ihr gern ihre „passion favorite" genannt, nur war sie leider zum Heiraten noch zu jung. An Wilhelminen wollte man bei aller Herzensgüte und sonstigen vortrefflichen Eigenschaften ein etwas hitziges und streitsüchtiges Wesen bemerkt haben, und das flößte in Petersburg Bedenken ein. Auch Asseburg fühlte sich seiner Sache

nicht recht sicher und bat immer wieder, ihm Zeit zu weiteren Beobachtungen zu lassen. So schwankte die Wage zwischen Mömpelgard, wo Dorotheas Vater, Prinz Friedrich Eugen, sein Hoflager hatte, und Darmstadt hin und her. Ist es nun Friedrich der Große gewesen, der die Entscheidung zugunsten der Darmstädterin herbeigeführt hat? Er selbst rühmt sich dessen in seinen Memoiren: nur durch Schliche und Intrigen sei es ihm gelungen, die Wahl der Kaiserin auf Wilhelmine zu lenken. Wer aber die Geschichte der Vorverhandlungen kennt und dann die betreffenden Bände der politischen Korrespondenz des Königs (Band 32 bis 34) durchblättert, gewinnt doch den Eindruck, daß er seinen Anteil an der Sache hier etwas zu stark unterstrichen hat.

Erst im April 1772, also volle vier Jahre nach Asseburgs Abreise aus Rußland, teilte der Petersburger Gesandte Solms seinem Herrn mit, daß dort jedermann eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt als künftige Gemahlin des Großfürstin-Thronfolgers bezeichne. Keine Nachricht konnte Friedrich angenehmer sein. Sein Neffe und Thronerbe war seit einigen Jahren mit einer Tochter des Landgrafen verheiratet; wenn er der Schwager des dereinstigen russischen Kaisers wurde, mußte das auch auf die politischen Beziehungen zwischen beiden Staaten aufs günstigste einwirken. Außerdem gönnte der König seiner alten Freundin, der Landgräfin Karoline, von Herzen diese glänzende Versorgung für ihre Tochter. Karoline war einst, als ihr Gemahl noch in Prenzlau seine Garnison hatte, ein stets willkommener Gast der Berliner Hoffeste gewesen, auch Prinz Heinrich und Prinzessin Amalie gehörten zu ihrer engeren Freundschaft. Bald nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte der Erbprinz auf Befehl seines österreichisch gesinnten Vaters den preußischen Dienst verlassen müssen. Karolinens Herz aber blieb in Preußen zurück. „Die Hoffnung, einst Berlin wiederzusehen", so schrieb sie damals an den Prinzen Heinrich, war „einer der Gründe, die ihr das Leben wünschenswert machten." Diese Hoffnung ging in Erfüllung, als sie zwölf Jahre später ihre Tochter Friederike ihrem Verlobten, dem Prinzen von Preußen, zuführte. Und mit welcher Spannung wartete sie im folgenden Sommer zusammen mit dem Großoheim in Potsdam auf die Geburt des preußischen Thronerben. Ihre Töchter zu verheiraten und gut zu verheiraten, war von jeher die Sorge der Mutter gewesen. „Wo Männer finden für neun Prinzessinnen von Darmstadt?" hatte sie einst seufzend gefragt, als auch ihre Schwägerin, die Prinzessin Georg, wieder ein kleines Mädchen bekam. Und ihrem Manne machte sie scherzhafte Vorwürfe, daß er sich so gar nicht um Schwiegersöhne bemühe, während sie für ihr Leben gern Schwiegermutter und Großmutter werden möchte. Endlich gelang es ihr. Ihre älteste Tochter Karoline heiratete den trefflichen Landgrafen Friedrich den Fünften von Hessen-Homburg, ein Jahr darauf Friederike den freilich schon etwas bedenklicheren Neffen Friedrichs des Großen. Amalie hatte durch ihre gleichnamige Patin, die preußische Prinzessin, eine Stiftsstelle in Quedlinburg bekommen, vermählte sich aber später doch mit dem Erbprinzen Karl Ludwig von Baden.

Die fünfte und jüngste Tochter, Luise, wurde — ebenfalls erst nach dem Tode der Mutter — die Gemahlin Karl Augusts von Weimar. Das glänzendste Los unter diesen Prinzessinnen, die sich, abgesehen vielleicht von der späteren Königin von Preußen, alle durch Geistesstärke und Charakterfestigkeit auszeichneten, schien Wilhelminen zuzufallen.

Selbstverständlich wußte die Landgräfin, was Asseburgs häufige Reisen nach Darmstadt zu bedeuten hatten; seit 1771 stand sie mit ihm in lebhaftem Briefwechsel. Daher war sie keineswegs überrascht, als Friedrich ihr im Mai 1772 schrieb: „Es bietet sich eine günstige Gelegenheit für die Verheiratung einer Ihrer Töchter. Um keine Bagatelle handelt es sich, sondern um den russischen Thron. Ich bin fast sicher, die Sache zu glücklichem Ende zu führen, wenn Sie einverstanden sind." Hocherfreut über den Eifer ihres mächtigen Freundes erwiderte Karoline, daß ihr die Angelegenheit durchaus nicht unbekannt sei. Näheres sagte sie nicht; sie mußte auf den ängstlichen Asseburg, der ihr gewiß Stillschweigen auferlegt hatte, Rücksicht nehmen und unterließ es deshalb vorläufig, den König über ihr schon besser bekannte Einzelheiten aufzuklären. Friedrich wurde durch seinen Gesandten Solms, da Panin sich etwas zurückhaltend zeigte, nicht allzu gut bedient. So glaubte er zuerst, daß es auf die älteste der noch unverheirateten Töchter, Amalie, abgesehen sei; er hatte sie bei der Taufe seines kleinen Großneffen in Potsdam gesehen und lobte sie nun in seiner Antwort an Solms, die natürlich weniger für diesen als für den russischen Hof berechnet war, in ganz überschwenglicher Weise. Als Karoline vorsichtig auf Wilhelmine hinwies, meinte er, im Grunde käme das ja auf dasselbe heraus, die Hauptsache sei, daß sie Schwiegermutter eines Kaisers von Rußland würde. Über das Bedenken, das einst die Herzogin von Gotha von dem russischen Heiratsplan abgeschreckt hatte, setzten sich die beiden als echte Kinder des aufgeklärten, gegen das religiöse Dogma gleichgültigen Zeitalters leicht hinweg. Die Braut des Großfürsten mußte, darüber bestand fast kein Zweifel, zur griechischen Kirche übertreten. Friedrich erzählte nun der Freundin die hübsche Geschichte von dem Fürsten von Anhalt-Zerbst, der einem Glaubenswechsel seiner Tochter lange hartnäckig widerstrebt habe, bis ihm endlich ein gefälliger Theologe klarmachte, daß der griechische Ritus gleich dem lutherischen sei, und der einfältige Mann dann, wie zu seinem Troste, unaufhörlich wiederholte: „Lutherisch griechisch, griechisch lutherisch, das gehet an." Karoline merkte wohl, daß der oft recht boshafte Freund dabei auf ihren eigenen Gatten anspielte. Sie hatte es vorgezogen, diesem noch nichts davon zu sagen, daß seine Tochter griechisch werden sollte, war aber überzeugt, angesichts der großen Vorteile, die er für sich selbst von dieser Heirat erwartete, werde er gern nachträglich den unerläßlichen Schritt verzeihen. Der Landgraf fürchtete sich nämlich vor einer Mediatisierung seines Ländchens durch die beiden deutschen Großmächte und wollte sich deshalb für alle Fälle von der Kaiserin Katharina einen Teil der Ostseeprovinzen als eine Art souveränes Fürstentum verschreiben lassen. Karoline

nahm, wie so oft, auch diesen Einfall ihres wunderlichen Gemahls nicht ernst, ließ ihn aber zunächst, um ihm nicht die Laune zu verderben, bei seinem Glauben. Die Fäden aller dieser Verhandlungen gingen allein durch ihre Hände. Der Landgraf hatte mit seinen geliebten Rekruten auf dem Exerzierplatz von Pirmasens viel zu viel zu tun, um sich mit Darmstädter Familienangelegenheiten eingehender zu beschäftigen. Friedrich der Große wußte das. Der Name des Landgrafen, der ihm überdies persönlich wenig angenehm war, kommt in seiner Korrespondenz kaum einmal vor. Der König unterhandelte mit klugen und geistvollen Frauen besonders gern. Man liest fast aus jeder Zeile heraus, welch ein Vergnügen es ihm war, zusammen mit der gleichgesinnten Freundin, in ihrem Dienste, „als ihr Agent", die große, freilich auch für die preußische Politik so vorteilhafte Sache in Gang zu bringen. „Der Lohn für meine Kuppelei", so schreibt er einmal in liebenswürdiger Laune, „wird darin bestehen, daß ich Sie, wenn Sie Ihre Tochter auf den russischen Thron geleiten, auf der Durchreise bei mir sehen darf." Und wie weiß er die Freundin zu beruhigen und zu trösten, wenn andere Bewerberinnen ihrer Wilhelmine den großen Preis zu entreißen drohen. Als einmal ihre eigene Nichte Charlotte, die Tochter des Prinzen Georg, genannt wird, gerät die Landgräfin in große Bestürzung: diese Prinzessin hat sich durch einen viermonatlichen Aufenthalt in Paris eine Ungezwungenheit und Leichtigkeit des Tones angeeignet, die ihren in dem stillen Darmstadt erzogenen Töchtern abgeht, und „es ist ja das Äußere, das drei Viertel der Männer verführt". Friedrich dagegen meint, daß man in Petersburg bei der Brautwahl auf diese „französischen Manieren" gewiß keinen Wert lege, sondern hauptsächlich schlichtes und unschuldiges Wesen verlange. Noch gefährlicher erscheint dann die Anwartschaft der Prinzessin Dorothea von Württemberg. Sie ist Friedrichs Großnichte, die Enkelin seiner schon verstorbenen Schwester Sophie von Brandenburg-Schwedt. Trotzdem läßt er Solms, der ja gute Beziehungen zu dem einflußreichen Panin hat, keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er die Darmstädterin, die Schwägerin des preußischen Thronfolgers, lieber in Petersburg sehen möchte. Die Landgräfin aber ängstigt sich: die kleine Dorothea soll hübsch sein und ihre Tochter ist es nicht. „Keine Sorge", erwidert Friedrich, „die andere ist zu dick und scheint sich nicht zur Fortpflanzung zu eignen." Von der Tochter Karolinens, der die beiden älteren Schwestern mit so gutem Beispiel vorangegangen waren, hatte er in diesem Punkte eine bessere Meinung, „wenn man hierbei auch immer nur mit Wahrscheinlichkeiten rechnen könne". Der König hat sich aber getäuscht, die arme Wilhelmine konnte kein lebensfähiges Kind zur Welt bringen, während die „zu dicke" Württembergerin nicht weniger als vier Söhne und sechs Töchter bekam.

Als die Entscheidung sich immer wieder in die Länge zog, empfand Karoline „die ganze Ungeduld ihres Geschlechtes." Der König vertröstete sie auf den Abschluß des russisch-türkischen Friedens, der noch in diesem Jahre zu erwarten

sei; erst dann werde man in Petersburg daran denken können, „mit den Lorbeeren des Mars die Myrthen der Liebe zu vereinigen." Welche Enttäuschung, als der schon in Fokschani zusammengetretene Friedenskongreß nach drei Wochen wieder auseinanderging! Die Landgräfin aber fand sich jetzt mit Würde in das Unvermeidliche: ob die Heirat zustande komme oder nicht, ihr Trost sei, daß sie diesem Plane die kostbaren Briefe verdanke, mit denen der König sie beehrt habe. Leere Schmeichelei oder Heuchelei war das gewiß nicht; man weiß, was Briefe diesem empfindsamen Zeitalter bedeuteten. Friedrich spricht der Freundin Mut zu: sie solle sich durch augenblickliche Verzögerungen und Hemmungen nicht beirren lassen; er zweifelt nicht, daß das große Werk ihm doch noch gelingen wird, denn er steht ja mit den „Hauptakteurs", die dabei zu tun haben, in enger Verbindung. Mit diesen „Hauptakteurs" können nur Panin, der russische Minister und Oberhofmeister des jungen Großfürsten, und Achatz Ferdinand von der Asseburg gemeint sein. Daß Panin, der noch im Januar 1772 die Verbindung mit dem Hause Württemberg als die angemessenste bezeichnet hatte, durch den ihm befreundeten preußischen Gesandten Solms allmählich für die Darmstädterin gewonnen wurde, ist nicht unwahrscheinlich. Doch weit wichtiger als der Russe war der deutsche Freiherr, der Vertrauensmann Katharinas, von dessen günstigen oder ungünstigen Berichten alles abzuhängen schien. Sobald der König — wir wissen, erst wie spät — von Assesburgs Auftrag erfahren hatte, mußte sein Kabinettsminister Finkenstein an diesen schreiben und, wie es in den Memoiren heißt, „seinen patriotischen Eifer wachrufen." Der vorsichtige Diplomat beteuerte zwar seine gut preußische Gesinnung, gab aber zunächst eine sehr unbestimmte Antwort. In einem späteren Briefe lehnte er es ausdrücklich ab, ohne Erlaubnis des russischen Hofes mit dem preußischen Kabinett eine geheime Korrespondenz zu unterhalten, war aber bereit, sich auf seinem Gute Meisdorf mit dem ihm von früher bekannten Kriegsrat Diestel zu besprechen. Die Unterredung fand in den ersten Oktobertagen statt. Der König erfuhr jetzt aus sicherster Quelle, daß die Wahl nur noch zwischen Wilhelmine und Dorothea schwanke. Das Hauptergebnis aber war: Asseburg verpflichtete sich, soweit es in seinen Kräften stände, die preußischen Wünsche zu unterstützen. Das war viel, doch noch nicht alles. Die Hauptentscheidung lag in den Händen der Kaiserin oder des Großfürsten; nur ein Zufall, eine Laune „des jungen Menschen" konnte den ganzen schönen Plan vernichten, wenn die Dinge ihm auch in möglichst günstigem Lichte für die Tochter der Landgräfin dargestellt werden sollten. „Ich arbeite für Sie unablässig, wie wenn ich in Ihrem Solde stände", schrieb Friedrich am 12. Oktober an die Freundin, und später an seinen Bruder Heinrich: „Ich habe intrigiert wie ein Teufel, um die Sache so weit zu bringen." Trotzdem — an dem entscheidenden Schritte, der endlich von Petersburg her geschah, hat der König schwerlich den bedeutenden Anteil gehabt, den er selbst sich daran zuschreibt. Am 19. Oktober erhielt Asseburg Befehl, im Namen der Kaiserin die Landgräfin mit ihren drei

Töchtern nach Rußland einzuladen. Ein neuer Bericht Asseburgs, geschrieben nach seiner Zusammenkunft mit dem Kriegsrat Diestel, wird in seinen Denkwürdigkeiten nicht erwähnt, und wenn er ja auch in der Zwischenzeit ganz gut nach Petersburg geschrieben haben könnte, so ist es doch fast unmöglich, daß darauf so umgehend der Bescheid und der Entschluß erfolgte. Seine letzten Berichte, noch vor dem Eingreifen König Friedrichs abgefaßt, berücksichtigen noch beide Prinzessinnen gleichmäßig. Was den Ausschlag zugunsten der Darmstädterin gegeben hat, mag die Erwägung gewesen sein, daß Dorothea von Württemberg trotz ihrer großen Vorzüge, trotz der Vorliebe der Kaiserin für sie, mit ihren dreizehn Jahren doch zum Heiraten noch zu jung war, und am 1. Oktober war der Großfürst achtzehn Jahre alt und mündig geworden; es schien Zeit, an seine Zukunft zu denken. Warum aber — diese Frage stellt man unwillkürlich — sollte die Landgräfin ihre drei Töchter nach Petersburg bringen? Bisher war doch immer nur von Wilhelminen die Rede gewesen. Offenbar wollte die Kaiserin sich und ihrem Sohne die Freiheit der Wahl lassen, da ja auch die beiden anderen Schwestern, Amalia und Luise — die eine war ebenso alt, die andere drei Jahre jünger als der Großfürst — im Alter gut zu ihm paßten. Und überdies war Katharina, wie wir aus ihren Briefen an Asseburg erfahren, persönlich nie sehr entzückt von Wilhelminen gewesen. Bemerkenswert ist, daß auch Asseburg in dem letzten Bericht, den er kurz vor der Abreise der Landgräfin nach Petersburg schickte, der von ihm empfohlenen Prinzessin keineswegs ein uneingeschränktes Lob spendete. Wenn er wirklich das willenlose Sprachrohr Friedrichs des Großen gewesen wäre, hätte er die Farben gewiß viel stärker aufgetragen.

Erst am 19. Januar 1773 teilte Solms seinem Gebieter die große Neuigkeit mit. Aber natürlich hatte der König schon längst durch die Landgräfin alles erfahren. Er lud sie sofort mit ihren drei Töchtern nach Potsdam ein, um dort das Weitere über die russische Reise mit ihr zu verabreden. Auf Karolinens Wunsch vermittelte er auch, daß in Petersburg das Gerücht ausgesprengt wurde, der Großfürst habe seine Wahl schon getroffen und die beiden anderen Schwestern begleiteten die auserkorene Braut nur, weil die Mutter sie nicht allein zu Hause lassen wolle. Der fein empfindenden Frau war der Gedanke, ihre drei Töchter gewissermaßen selbst auf den Heiratsmarkt zu bringen, höchst unbehaglich, während der König höchst neugierig darauf war, wem der neue Paris den Apfel reichen werde. Karoline klagte, daß ihre vermeintlichen Göttinnen durchaus nicht die Grazie olympischer Gottheiten besäßen, sondern durch ihre Schüchternheit wahrscheinlich zuerst einen unvorteilhaften Eindruck machen würden. Wieder versteht der gute Freund sie zu trösten: Schüchternheit kleidet die Jugend besser als Keckheit; und wie rasch — auch das Beispiel der Kaiserin beweist es — löst ein Jahr der Ehe jungen Damen die Zunge. Mit ihrem Gatten, der selbstverständlich auch befragt werden mußte, wurde die Landgräfin bald einig. Er tat zwar so, als ob er sich über den Hochmut der russischen Einladung ärgere:

„Die Bilder sind nun schon bald ein Jahr unterwegs, und jetzt verlangt man, daß sie mit Armee und Bagage marschieren, d. h. mit unseren drei Töchtern". Doch an diese mürrische und polternde Art war sie schon gewöhnt, und außerdem wußte sie ganz genau, welche phantastische Hoffnungen gerade auch er an den Heiratsplan knüpfte. Die Hauptsache war, daß er sie gewähren ließ. Asseburg, der sich fast den ganzen Winter in Darmstadt oder in der Nähe aufhielt, verhandelte allein mit ihr. Seine Zartheit und Geschicklichkeit half über manches Peinliche glücklich hinweg. Die große Reise kostete Geld, und mit den Darmstädter Finanzen war es übel bestellt, da abgesehen von den beträchtlichen Staatsschulden aus früherer Zeit auch der Landgraf selbst für seine Soldatenspielerei große Summen brauchte. Asseburg verstand Karolinens verlegene Andeutungen sofort, und auch die Kaiserin benahm sich, wie Friedrich der Große an den Prinzen Heinrich schrieb, ebenso „nobel wie anständig". Was kam es einer Selbstherrscherin aller Reußen auch auf 40000 Dukaten an?

Der geringeren Anstrengung wegen entschied sich Karoline für die Reise zur See. Am 14. Mai traf sie mit „ihren drei Göttinnen" in Potsdam ein, vom Könige, wie in der Spenerschen Zeitung zu lesen ist, „aufs zärtlichste" empfangen. Und nun folgten für ihn die Tage, auf die er sich schon lange gefreut hatte; das Zusammensein und die Unterhaltung mit der Freundin war ja sein „Kuppelpelz". Auch Prinz Heinrich wurde von Spandau herbeigerufen, um der Landgräfin für ihre Petersburger Reise nützliche Ratschläge zu geben. Er kannte die Verhältnisse dort ja gründlich von dem Besuche her, den er erst vor einem Jahre der Kaiserin Katharina abgestattet hatte. Die drei Prinzessinnen gefielen dem Könige alle gleich gut. Bei der Tafel in Sanssouci erklärte er mit liebenswürdiger Neckerei, er wolle sich ihre Gesichter genau einprägen, da doch eine nicht mehr zurückkehren würde. Nachher meinte er: „Es wird die zweite sein, ihre Stirn ist wie für eine Krone geschaffen." In zarter Weise ließ er Karolinen durch ihre Tochter, die Prinzessin von Preußen, einen Kreditbrief von 10000 Gulden auf Petersburg zustellen. Sie nahm das Geschenk des Freundes dankbar und ohne Scheu an. Das Geld kam ihr sogar sehr gelegen; denn sie hatte aus den Erzählungen des Prinzen Heinrich mit Schrecken entnommen, wie ungeheure Ausgaben ihr in Rußland bevorstanden. Der Aufenthalt der Landgräfin fiel gerade in die Zeit der großen Frühjahrsrevuen. Der Soldatenfrau, der begeisterten Verehrerin des Heldenkönigs, ging das Herz auf, als die stolzen märkischen Regimenter auf dem Tempelhofer Felde an ihrer Karosse vorbeidefilierten. Und „kindisch war ihre Freude", in dem alten Regiment ihres Gatten noch viele Offiziere, ja sogar Unteroffiziere wiederzuerkennen. Gleich nach der Revue reiste der König nach Pommern und Westpreußen ab. Karoline wartete noch auf die Ankunft der russischen Fregatten, die sie von Lübeck nach Reval abholen sollten. Friedrich gab ihr ein Schreiben mit: „kein Empfehlungsschreiben", weil sie dessen nicht bedürfe, sondern ihre Empfehlung in sich selbst trage. Auch einen Brief des

Prinzen Heinrich mußte sie mitnehmen. Er bezeichnet sie darin als seine beste Freundin, als die einzige, der er nicht das Glück neide, sich der bewunderten Katharina zu nähern.

Die Überfahrt von Lübeck war nicht so angenehm, wie Friedrich es in einem scherzhaften Anruf an die Meeresgötter den hohen Reisenden gewünscht hatte. Unmittelbar nach der Ankunft in Czarskoje-Selo, am 27. Juli, schreibt Karoline an den König, entzückt von der Liebenswürdigkeit der Kaiserin, die ihr sofort Vertrauen und Sicherheit einflößte; aber noch hat der neue Paris den Apfel nicht überreicht, noch bebt ihr Herz in unruhiger Spannung. Zwei Tage darauf fügt sie in einer Nachschrift hinzu, daß die Entscheidung gefallen sei, und zwar, wie der Freund es vorausgesagt, zu Gunsten Wilhelminens. Die Prinzessin war sofort zu dem verlangten Glaubenswechsel bereit. Karoline stellt es in ihren Briefen an ihren Gemahl so dar, als ob diese Frage erst jetzt erwogen worden sei. Aber nicht blos aus der Korrespondenz Friedrichs des Großen, sondern auch aus Asseburgs Denkwürdigkeiten wissen wir, daß die Mutter schon zu Hause mit ihren Töchtern darüber gesprochen und daß nur die jüngste, Luise, sich durchaus ablehnend geäußert hatte. Wilhelminens Lehrer wurde der auch von dem Prinzen Heinrich empfohlene Erzbischof Platon. Der aufgeklärte Mann machte ihr den „gefährlichen Sprung" so leicht wie möglich. Sie erhielt in der Taufe den Namen Natalia Alexiewna, und König Friedrich hatte seinen Spaß an dieser „Natalisation" Wilhelminens. Nicht ganz so spaßhaft nahm es die Landgräfin. Sie mußte sich rechtfertigen vor ihrer streng protestantischen Mutter, auch ihr Gatte machte ihr die heftigsten Vorwürfe. Ein geharnischtes Verbot kam freilich zu spät. Der Ärger galt aber wohl mehr noch dem Scheitern seiner anderen ehrgeizigen und unausführbaren Pläne: wenn diese geglückt wären, würde er seiner Tochter sogar erlaubt haben, türkisch zu werden. Im übrigen wollte Karoline gern alle Schuld auf sich nehmen; sie wußte, daß es ihr nach ihrer Rückkehr unschwer gelingen werde, ihm den Querkopf zurechtzusetzen. Ihr Mutterherz war beruhigt, als sie das Glück des jungen Paares sah. Der Großfürst schien sehr verliebt in seine „Mimi", und auch die Kaiserin brachte der neuen Schwiegertochter herzliche Teilnahme entgegen.

Erst Ende Oktober verließ Karoline reich beschenkt Petersburg. Diesmal schlug sie den Landweg über Riga ein. Unterwegs wurde ihr gemeldet, daß ihre Berliner Tochter einen zweiten Sohn bekommen hatte. Darauf spielten die guten Prenzlauer in einem artigen Gedichtchen an, als sie ihre frühere Mitbürgerin auf der Durchreise festlich begrüßten.

Du eilst vom Traualtar der Großfürstin der Reußen
Zum dritten Wochenbett der Großfürstin von Preußen.
Empfiehl der Wöchnerin die treue Vaterstadt,
Die ihr und Dir vorlängst das Herz geopfert hat.

Auch die „Märkische Sappho", die Karschin, griff mächtig in die Saiten, um die Wiederkehr der Landgräfin zu feiern:

Sieh, sie kommt in zweier Töchter Mitte,
Voll von Siegesfesten, die sie sah,
Und vom Hymensfeste ihrer dritten
Glücklichen Natalia.

Sehr beunruhigte den König der Gesundheitszustand der Landgräfin, die sich auf der anstrengenden Winterreise erkältet hatte. Immer wieder ermahnt er sie, sich zu schonen, sich ihrer Familie und ihren Freunden zu erhalten. Doch alle Sorge war vergebens. Am 30. März 1774 starb Karoline. Der König ließ ihr in dem Englischen Garten zu Darmstadt, wo sie sich selbst ihre Ruhestätte ausgesucht hatte, eine marmorne Urne setzen mit der Inschrift: Femina sexu, ingenio vir.

Ihr früher Tod ersparte es Karolinen, noch das traurige Schicksal ihrer Tochter Natalia mitzuerleben. Die junge Großfürstin soll sich durch herrschsüchtiges Wesen und Neigung zur Intrige sehr bald den Groll der Kaiserin zugezogen haben. Man legte ihr sogar noch schlimmere Dinge, Untreue an dem sie zärtlich liebenden Gemahl, zur Last. Aber alles darüber gesagte, — auch Friedrich der Große erwähnt es in seinen Memoiren — geht auf sehr unsichere Quellen zurück. Nach kaum dreijähriger Ehe starb Natalia im Kindbett. Prinz Heinrich war gerade wieder in Petersburg, und sofort taten er und die Kaiserin sich zusammen, um dem trauernden Witwer Ersatz zu verschaffen. Katharina kehrte zu ihrer alten Liebe, der inzwischen heiratsfähig gewordenen Dorothea von Württemberg, zurück. Der Großfürst mußte den Prinzen Heinrich nach Berlin begleiten, und hier verlobte er sich mit der hübschen jungen Prinzessin, die der König mit ihren Eltern schleunigst aus dem fernen Mömpelgard hatte kommen lassen. Jetzt hatte er nichts mehr gegen die „zu dicke" Württembergerin einzuwenden: sie war seine Großnichte, und neue verwandtschaftliche Beziehungen zum russischen Herrscherhause schienen ihm für die Zukunft Preußens von der größten Bedeutung. So hat er an dieser zweiten Heirat des Großfürsten Paul einen ganz hervorragenden Anteil gehabt. Er ahnte nicht, daß sich schon in der nächsten Zeit das politische Bild vollkommen verändern, daß es dem Sohn seiner alten Todfeindin Maria Theresia, dem Kaiser Joseph dem Zweiten, gelingen würde, ihm seine langjährige Verbündete, die russische Kaiserin, für immer zu entfremden.

Gerichte und öffentliche Meinung

Von Dr. Roland Behrend-Heidelberg

n einem unter dem Titel „Gerichte und öffentliche Meinung“ in der Deutschen Juristenzeitung (1911 Nr. 12) veröffentlichten Aufsatz wendet sich Landgerichtsrat Kulemann in Bremen gegen den Satz, daß es nicht zulässig sei, in ein schwebendes gerichtliches Verfahren einzugreifen. Er unternimmt, „das bisher Verpönte . . . ganz allgemein für gut und nützlich zu erklären, ja es als Pflicht zu fordern“. Da die Ergebnisse solcher Ausführungen in die Tagespresse leicht ohne weitere Prüfung übernommen werden — in diesem Fall um so eher, als es gewissen Organen derselben sehr willkommen sein wird, über Sensationsprozesse unter Berufung auf richterliche Billigung mit gutem Gewissen berichten zu können, ja zu müssen —, scheint es mir Pflicht, ihnen entgegenzutreten.

Kulemann argumentiert folgendermaßen:

Das gerichtliche Verfahren hat den Einzelfall durch Anwendung der allgemeinen Rechtsvorschriften zu entscheiden. Diese Aufgabe, an sich nicht leicht, ist heutzutage besonders schwierig, weil unsere Gesetzgebung oft nur allgemeine Sätze aufstellt, nach denen der Richter den Einzelfall frei zu beurteilen hat. Die kollegiale Besetzung der Gerichte ist das wertvollste Mittel, den so entstehenden Schwierigkeiten zu begegnen. Bei fünf oder sieben Richtern ist besser als bei einer geringeren Zahl oder gar bei einem Einzelrichter dafür gesorgt, daß die Sache von allen Seiten beleuchtet und jede erwägenswerte Ansicht vertreten wird.

Hier könnte man nun wohl mit guten Gründen entgegengesetzter Ansicht sein. Man könnte die Auffassung, daß sieben Männer klüger sind als einer, als den Grundirrtum unserer Gerichtsverfassung bezeichnen. Hervorragende Juristen sind ebenso selten wie hervorragende Vertreter anderer Tätigkeiten. Eine geeignete Justizverfassung und -verwaltung werden es ermöglichen, viele wichtige Richterstellen mit Männern zu besetzen, die den Durchschnitt überragen: einen einzigen Reichsgerichtssenat mit sieben hervorragenden Juristen zu besetzen ist eine Aufgabe, die auch der fähigste Justizminister vermutlich nicht lösen könnte. Mit naturgesetzlicher Notwendigkeit setzt sich im Kollegium die

Meinung des Durchschnittsverstandes durch, und die hervorragende Intelligenz wird überstimmt. Ebenso schwächt die Kollegialverfassung das Verantwortlichkeitsgefühl.

Auch für die „letzte und höchste Aufgabe, die heute der Rechtsprechung gestellt wird, nämlich, daß sie dem Rechtsempfinden des Volkes Rechnung tragen soll", ist die kollegiale Besetzung der Gerichte vorteilhaft. „Jeder Richter, der sich nicht künstlich von dem Leben abschließt, ist ein Bindeglied zwischen Recht und Volk . . ." Er wäre sehr erfreulich, wenn dem so wäre, wenn der Richter sich nur nicht künstlich abzuschließen brauchte, um „ein Bindeglied zwischen Recht und Volk" zu sein. In Wirklichkeit muß er, um diesen Zweck zu erreichen, sich künstlich anschließen. Nehmen wir den Strafrichter. Sein „Publikum" besteht ganz überwiegend aus Angehörigen der besitzlosen Klasse, und zwischen dieser und ihren Richtern gähnt die tiefe Kluft, die doch einmal in der Gegenwart das Gefühlsleben der Besitzenden von dem der Besitzlosen trennt. Gewiß gibt es viele Richter, die darüber hinweg zur Kenntnis des Denkens und Fühlens des Proletariats gelangen, aber nur durch eine Unterlassung gelingt dies nicht. Diese ernsteste, vielleicht verhängnisvolle Tatsache wird nicht durch Worte aus der Welt geschafft.

Weiter heißt es: „Aber . . . betrachtet man allgemein als oberstes Ziel der Rechtsprechung, alle Mittel zu benutzen, um die Wahrheit zu finden, alle Kräfte, die sich bieten, in ihren Dienst zu stellen und dem allgemeinen Rechtsbewußtsein so weitgehend Rechnung zu tragen, wie es im Rahmen der bestehenden Gesetze möglich ist, so ist es eine unbegreifliche Anomalie, wenn man dabei ein Organ ausschaltet, das für den verfolgten Zweck geeigneter ist als irgendein anderes. Dieses Organ ist die öffentliche Meinung."

Schopenhauer und Nietzsche, Lassalle und Bismarck sprechen mit gleicher Verachtung von dem widrigen Gemisch von Oberflächlichkeiten, das sich den Namen „öffentliche Meinung" gibt, mit der Zahl seiner Anhänger prunkt und stets vergißt, daß auch der größte Zähler seine Bedeutung nur durch den Nenner erhält! Jede ernsthafte Leistung hat zur unumgänglichen Vorbedingung eins: Verachtung der öffentlichen Meinung.

Kulemann findet die von ihm bekämpfte Ansicht innerlich widerspruchsvoll. Gehe man davon aus, daß der Richter bei Bildung seines Urteils ausschließlich auf sich selbst angewiesen sein solle, so sei es schon unlogisch, den Parteien zur Ausführung ihrer Auffassung das Wort zu geben, da sie ja gerade das Urteil der Richter beeinflussen wollten, ebenso seien dann Beratungen im Richterkollegium wie das Heranziehen literarischer Hilfsmittel unstatthaft.

Der Vorwurf mangelnder Logik wiegt in Fragen der Rechtspolitik federleicht. Es ist zweifellos aus praktischen Gründen notwendig, die Parteien in dem „Streit um den Kopf des Richters", wie Lassalle den Prozeß treffend nennt, ihre Ausführungen machen zu lassen. Gesetzt, in logischer Konsequenz hiervon müßten sämtliche Organe der öffentlichen Meinung über ein schwebendes

Verfahren sich mit unbedingter Freiheit äußern können: ist denn der Gesetzgeber berufen, angewandte Logik zu treiben oder nicht vielmehr praktische Politik?

Kulemann faßt seine Ansicht dahin zusammen:

„Gewiß, unabhängig soll der Richter sein, aber nicht gegenüber zulässigen, sondern nur gegenüber unzulässigen Einflüssen."

Sachlich ist an dieser Formulierung nichts auszusetzen; die entscheidende Frage aber, durch deren Beantwortung die logische Formel erst Inhalt gewinnt, ist nun: Welche Einwirkung ist zulässig, welche unzulässig? Suchen wir uns hierüber klar zu werden.

Ein Erbschaftsprozeß über 10 Millionen ist vom Landgericht entschieden worden; die unterlegene Partei legt Berufung ein und bringt zur Rechtfertigung ihres Standpunktes das Gutachten eines hervorragenden Rechtsgelehrten bei. Niemand wird ihr das verargen. Zweiter Fall: Während eines schwebenden politischen Prozesses erscheint in einer Zeitschrift ein Aufsatz, in dem von einem politischen Gegner eine Fülle ungünstigen Materials über den Angeklagten zusammengetragen wird: jeder findet solches Verfahren niedrig. Worin liegt der Unterschied?

Den gesamten Rechtsstoff theoretisch zu beherrschen ist niemand ohne die Benutzung fremder Arbeiten imstande. So gut wie es von dem Richter gefordert wird, sich über die Ergebnisse der Rechtsprechung und Wissenschaft im allgemeinen unterrichtet zu halten, muß es ihm auch freistehen, eine ad hoc verfaßte juristische Arbeit bei der Entscheidung zu benutzen. Sicherlich werden wenige solcher Abhandlungen veröffentlicht, die nicht für Fragen von Bedeutung wären, über die in irgendeinem schwebenden Prozeß zu entscheiden ist. Soll der Richter diese nicht benutzen dürfen? Soll er etwa, wenn in einer zweifelhaften Rechtsfrage die Unrichtigkeit der herrschenden Ansicht mit unwiderleglichen Gründen nachgewiesen wird, für diesen Fall bei der von ihm selbst als irrig erkannten Ansicht bleiben, weil die Sache Meier gegen Müller schon rechtshängig war, als diese Abhandlung erschien? Und was wird an der Sache geändert, wenn die Abhandlung auf Grund dieses bestimmten Falles überhaupt verfaßt ist? Freilich, eine ad hoc verfaßte Abhandlung kann — „jede Absicht stört die Einsicht" —, dem Verfasser bewußt oder unbewußt, vom Wege der reinen Erkenntnis abbiegen, aber es liegt in der Natur der Sache, daß sie immer nur durch die Kraft ihrer Gründe auf den Leser wirken kann. Ob eine abstrakte Rechtsfrage in diesem oder jenem Sinne zu entscheiden ist, erregt an sich kein menschliches, die Unparteilichkeit gefährdendes Interesse. Um abstrakte Rechtsfragen aber handelt es sich bei rechtlichen Erörterungen auch dann, wenn ihre Veranlassung in Beziehungen ganz konkreter Natur liegt: immer soll nicht der einzelne Prozeß, sondern eine allgemeine Frage entschieden, soll eine Entscheidung gefunden werden, die in allen gleichen Fällen zur Anwendung kommt.

Und dieser Gesichtspunkt: ob es sich um die Erörterung abstrakter Rechts- oder konkreter Tatfragen handelt, ist — im allgemeinen — entscheidend für die

Grenzziehung zwischen zulässiger und unzulässiger Einwirkung auf die Gerichte, entscheidend aber nicht in dem Sinne, daß hier kraft selbstherrlicher Macht der Logik eine Trennung vorgenommen würde, sondern einfach so, daß die Ergebnisse praktischer Erwägung sich unter die logische Formel ordnen lassen.

Soweit die genaue Feststellung tatsächlicher Vorgänge überhaupt möglich ist, kann sie jedenfalls erst in der kontradiktorischen Hauptverhandlung bei eidlicher Vernehmung der Zeugen und Sachverständigen erfolgen. Der Presse nun, diesem hauptsächlichen Organ der öffentlichen Meinung, steht dies wirksamste Mittel der Wahrheitserforschung doch nicht zu Gebote. Aber was schadet's? wird man sagen, gelingt es ihr, auch ohne dieses Mittel die Wahrheit ans Licht zu bringen, desto verdienstlicher, und gelingt es nicht, nun, so steht es ja jedem frei, sich neben oder anstatt der öffentlichen eine private Meinung zu bilden. Doch hier liegt schon ein sehr wichtiges Moment. Eben weil die Mittel der Presse — und ebenso die von „Versammlungen aller Art" (!) und der Parlamente, für deren Einwirkung auf die Rechtsprechung Kulemann eintritt — zur Ermittlung der Wahrheit sehr gering sind, werden sich die besseren, gewissenhafteren Vertreter der öffentlichen Meinung von solchen Arbeiten fernhalten; denn welche innere Befriedigung kann es einem tüchtigen Menschen gewähren, Material zu beschaffen und zu beurteilen, ohne die Möglichkeit zu haben, es auf seine Vollständigkeit und Richtigkeit genügend prüfen zu können? Sensationslüsterne Skribenten allerdings werden sich durch solche Bedenken nicht abhalten lassen.

Damit hängt ein anderes zusammen. Wenn Herr Müller Frau Schulze auf 300 Mark verklagt, so wird schwerlich irgendein Journalist einen Leitartikel verfassen, in dem er nachweist, daß die Forderung auf Grund dieser oder jener Tatsachen berechtigt oder nicht berechtigt sei, sondern er wird stillschweigend den Beteiligten sein Material zur Verfügung stellen, wenn er sich um die Sache kümmern will. Aber für solche Fälle pflegt sich die öffentliche Meinung nicht zu erwärmen, und ihre Organe pflegen sie damit nicht zu belästigen. Die öffentliche Meinung interessiert sich nur, ja sie entsteht nur bei Sensationsprozessen jeder Art.

Der Leitartikel eines Journalisten, die zehn dem Sinne nach gleichen Leitartikel zehn verschiedener Journalisten sind noch nicht ohne weiteres öffentliche Meinung. Sie werden es aber, wenn die große Mehrheit der in Betracht kommenden Kreise sie zu ihrer Meinung macht und sie mit der Einseitigkeit verficht, die dem Durchschnittsmenschen das Vertrauen auf Autoritäten verleiht; und statt der Autorität gilt auch die große Zahl derjenigen, die dasselbe „meinen".

Wenn eine Meinung aber „öffentlich" ist, ist sie mehr als bloße Meinung: sie ist eine Macht und zwingt jeden in ihre Bahn, der nicht Kraft genug hat, ihr zu widerstehen, und solcher sind wenige. Es erfordert Mut, der öffentlichen Meinung Widerstand zu leisten, denn ihre Bekenner sind stets einig und bereit, in jedem Widerstand ein intellektuelles und moralisches Manko zu erblicken und den Sonderling, der eigene Wege geht, zu brandmarken. Dies eben ist das

Gefährliche der öffentlichen Meinung, daß sie die privaten Meinungen sich unterwirft, und dies ist auch der Grund, weswegen alle zu der Rechtsprechung in Beziehung tretenden Personen vor ihrem Druck soweit irgend möglich gesichert sein müssen. Denn sie wirkt nicht durch logische Gründe, sondern durch moralischen Zwang.

Kulemann meint, daß die Regierung in der Lage sei, einen ihr unbequemen Richter schädigen zu können, und er scheint es deshalb nicht zu mißbilligen, daß den Regierungsvertretern über schwebende Prozesse Schweigen auferlegt wird; aber es ist vollkommen unrichtig, wenn er hinzufügt, Abgeordnete und Journalisten könnten nur durch Gründe auf die Richter wirken, ihre Einwirkung sei daher zulässig. Denn es gibt nur eins von beiden: entweder der Richter ist für Beeinflussungen ein- für allemal unzugänglich, oder er ist es nicht. Nun weiß jeder, daß Richter Menschen, und Menschen beeinflußbar sind; und wer glauben wollte, daß jeder Richter seine schwere Aufgabe, sich durch keinerlei außerhalb des verhandelten Prozesses liegende Momente beeinflussen zu lassen, vollständig löst, dem würden schon die Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, die ängstlich seine Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen sicherzustellen suchen, vom Gegenteil überzeugen: wären alle Richter aus solchem Holz geschnitzt, daß sie ihrer Natur nach keiner Beeinflussung zugänglich wären, so wären diese Bestimmungen zwecklos. Ist also damit zu rechnen, daß die Gerichte beeinflußbar sind, so muß auch dem Abgeordneten jedes Eingreifen in das Gerichtsverfahren untersagt sein. Denn warum sollte ein Richter, der gegenüber Einflüssen seines Ministers keine genügende Festigkeit zeigen würde, auf die Winke eines Abgeordneten, der morgen Minister sein, heute vielleicht schon die Beförderung von Beamten entscheidend beeinflussen kann, keine Rücksicht nehmen? Da man aber die Abgeordneten nicht amtlich in solche mit und solche ohne Einfluß abstempeln kann, wird es geraten sein, daß sie sich alle in die Rechtsprechung nicht hineinmischen.

Die Presse kann allerdings in dieser Weise nicht auf den Richter einwirken, aber ist er darum gegen die Macht der öffentlichen Meinung gefeit? Bismarck erzählt, in den ersten Jahren seines Ministeriums sei jemand, der ihn beleidigt hatte, mit der Begründung zu einer sehr geringen Strafe verurteilt worden, daß Bismarck doch wirklich ein sehr schlechter Minister sei. Ob dieser Richter wohl von der öffentlichen Meinung beeinflußt war? Indessen braucht diese Frage nicht weiter erörtert zu werden, denn es ist überhaupt zu eng hier, nur an die Richter — wobei übrigens die Laienrichter besonders zu berücksichtigen wären — zu denken: vor allem handelt es sich um das buntscheckige, nicht nach Intelligenz und Gewissenhaftigkeit auszuwählende Material der Zeugen. Außerordentlich dankenswerte Untersuchungen der letzten Jahre haben gezeigt, wie unzuverlässig und leicht beeinflußbar Zeugenaussagen sind. Nun stelle man sich vor, daß in einem Sensationsprozeß das Leiborgan mehrerer Zeugen, aus dem diese ihre Ansichten fix und fertig beziehen, „voll und ganz“ dafür eintritt,

daß der Angeklagte — ein politischer Gegner vielleicht — zweifellos schuldig sei, was aus diesen und jenen Momenten hervorgehe; mit seiner Verurteilung, an der ja glücklicherweise nicht zu zweifeln sei, werde auch die ungerechte Herrschaft seiner egoistischen Partei — unsere Partei kennt, natürlich, prinzipiell nur das Gemeininteresse — in unserem Bezirke gebrochen sein usw. Wer sich das einmal lebhaft vergegenwärtigt, wird sich für den Versuch bedanken, der öffentlichen Meinung den Eintritt in die Gerichtssäle zu gestatten.

Man kann nicht einwenden, daß die Sensationsprozesse doch nur einen verhältnismäßig geringen Teil der Gerichtsverhandlungen ausmachen: denn für andere wird sich die öffentliche Meinung eben nicht interessieren. Natürlich sind viele Zeugen durch die Presse nicht oder nur wenig zu beeinflussen; daß es aber viele gibt, von denen das gerade Gegenteil gilt, kann nicht wohl bezweifelt werden. Da nun nichts gewisser ist, als daß auch bei demjenigen Zeugen, der sich ernsthaft bemüht, die Wahrheit zu sagen, ein starker Einfluß seiner Ansichten und gar Absichten auf die Erkenntnis des ihm als wahr Erscheinenden stattfindet, so muß der Zeuge von allen Einflüssen, die außerhalb des gerichtlichen Verfahrens auf ihn wirken könnten, freigehalten werden, vor allem aber von denen einer so gewaltigen Macht, wie es die öffentliche Meinung für die meisten ist. Nun gibt es ja glücklicherweise auch Journalisten, die ihren Einfluß nur zu dem Zwecke gebrauchen würden, der Ermittlung der Wahrheit zu dienen. Abgesehen von den schon dargelegten Gründen, aus denen sich diese von dem Hineinreden in die Sachen des Gerichtes zurückhalten würden, könnten sie auch wenig nützen, da ihnen die genügenden Mittel zur Wahrheitserforschung fehlen würden. Mit Rücksicht auf diese Männer die ganze öffentliche Meinung entfesseln zu wollen, wäre zweimal falsch gerechnet. Schließlich kommt noch eins hinzu. Wird es Sitte, daß die Zeitungen über schwebende Prozesse politisieren und polemisieren, so erscheint das gerichtliche Urteil als mit dem der Zeitungen gleichartig und gleichwertig, vielleicht sogar als von ihm veranlaßt. Ob es aber für das Ansehen der Gerichte förderlich sein wird, wenn das Tageblatt von Katzenellenbogen seinen Lesern triumphierend mitteilen kann: „In der Strafsache gegen Müller und Genossen wegen Beleidigung des Herrn Oberbürgermeisters hat sich das Gericht der von uns stets verfochtenen Ansicht angeschlossen" — das möge der geneigte Leser selbst entscheiden.

Kulemann freilich will sogar „Versammlungen aller Art" über schwebende Prozesse mitreden lassen. Malen wir uns die Sache an einem Beispiel einmal aus: Ein bei den Arbeitern mit Recht unbeliebter Fabrikant ist angeklagt, in seiner Fabrik Schutzvorschriften übertreten zu haben. Zehn seiner Arbeiter sind als Zeugen geladen. Am Abend vor der Hauptverhandlung findet eine Versammlung der sozialdemokratischen Partei statt, und der Redner schließt seine Ausführungen: „Der schärfste Gegner des Proletariats, er, der den Herrenstandpunkt schroffer vertrat als jemand sonst, er ist als Wolf im Schafsfell entlarvt. Strengster Befolgung des Gesetzes rühmte er sich, und nun? Zu viele Zeugen haben es

bereits vor der Verhandlung bekundet, wie er aus schmutzigem Geiz das Leben und die Gesundheit seiner Arbeiter aufs Spiel setzte. Morgen fällt er, und über den Gefallenen schreitet der Siegeszug des Proletariats." Der Redner mag dabei im besten Glauben, er mag sogar objektiv im Recht sein: die Leidenschaft ist im politischen Kampfe durchaus am Platze, aber eben darum sind es „Versammlungen aller Art" in der Rechtspflege nicht. Natürlich läßt sich unser Thema ohne Mühe und nach Belieben variieren. Großindustrielle freilich würden auf Volksversammlungen wohl verzichten, aber schwerlich auf entsprechende Aufsätze in ihren Zeitungen, wenn ein bisher nicht niederzuzwingender Arbeiterführer vor Gericht steht. Oder man denke sich eine Volksversammlung, einberufen von einem antisemitischen Verein am Vorabend eines Prozesses gegen den Bankier Levy, vom Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens vor der Hauptverhandlung gegen einen antisemitischen Abgeordneten usw. — jeder politische und konfessionelle Gegensatz kommt hier in Betracht. Erwägt man weiter, daß solche Versammlungen, wenn Kulemanns Ansicht durchdringt, kommen müssen — denn eine soziale Gruppe wird schon einmal den Anfang machen, und dann folgt alles nach —, so wird man wohl sagen: die Verhandlungen vor den Gerichten sollen öffentlich, aber die Meinungen aller an ihnen Beteiligten sollen privat sein.

Pilatuswanderungen im sechzehnten Jahrhundert

Von Prof. Dr. Julius Pistor-Kassel

Lange bevor sich zur Zeit der Frührenaissance die ersten Spuren einer lebhaften Empfindung für die romantische Schönheit der Bergwelt zeigten, waren zahlreiche hohe Gipfel bereits erklommen worden. Wir kennen die Namen der ersten Besteiger nicht: Hirten und Jäger, Köhler und Kräutersammler, Kristallsucher und Schatzgräber und sonst allerlei armes Volk, das in Wald und Feld seiner kümmerlichen Nahrung nachgeht, mochte schon früh der Zufall oder abergläubische Neugierde hinauf in die Wildnis der Bergreviere geführt haben. Was diese Leute Geheimnisvolles dort oben gesehen und erlebt haben wollten, das wurde dann weiter erzählt und mit allerlei Zutaten ausgeschmückt, und allmählich schlang sich ein reicher Kranz von Sagen und wunderbaren Geschichten um solche Örtlichkeiten und erweckte auch in einzelnen geistlichen und weltlichen Herren das Verlangen, mit eigenen Augen jene Wunder der Höhen zu schauen. Die Namen dieser Besucher hat uns die Überlieferung hin und wieder aufbewahrt. So erzählt Matthias v. Kemnat, der Kaplan Friedrichs des Ersten von der Pfalz,

wie er, angeregt durch die Erzählungen des Volkes von den Wundern des Fichtelberges, in jungen Jahren durch dichte, pfadlose Wälder und über Felstrümmer bis zu dieser Höhe vordrang (Grenzboten 1906, Heft 15: „Der Fichtelberg". Kulturgeographische Bilder von Julius Pistor). Wir wissen auch, daß auf dem verrufenen Brocken schon im Mittelalter allerlei friedlose Leute Unterschlupf fanden, daß Roßhirten und Holzgänger längst den Berg bestiegen hatten, bevor um das Jahr 1560 der Kartograph Tielemann Stoltz (Stella) und etwa anderthalb Jahrzehnte nach ihm Johannes Thal, der Verfasser der „Flora Hercyniae", den Brockengipfel zu wissenschaftlichen Zwecken besuchten.

In noch höherem Grade mochten die Alpen mit ihren gewaltigen Bergmassen und schaurigen Einöden die Phantasie des Volkes reizen: feuerschnaubende Drachen hausten in den Schluchten, tückische Erdmännlein in den Klüften, und greuliche Lindwürmer ringelten sich in den Moraſten. Es mußten daher schon herzhafte Leute sein, die es wagten, in diese Bergwildnis vorzudringen. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts hatten sich einige Klausner auf dem Boden des heutigen Berchtesgaden niedergelassen, entschlossen, an dieser Stätte fern von der Unruhe der Welt ein rauhes Leben voller Entbehrungen zu führen. Aber selbst diese Männer fanden, wie eine alte Klosterurkunde sagt, die Einöde ringsum entsetzlich, das Dunkel der Wälder schaurig, die Winterkälte furchtbar, die Schneemassen erdrückend und die beständige Furcht vor den in den Schluchten hausenden wilden Tieren und scheußlichen Drachen so unerträglich, daß sie dem ungastlichen Tale den Rücken kehrten.

Es bedurfte schon starker Anreizungen, um den Schrecken dieser Einöden zu trotzen; das war besonders die Jagdleidenschaft und die Geldgier. So versuchten nach dem Bericht der Chronik von Novalese im Beginn des elften Jahrhunderts zwei Landleute, einen in der Nähe dieses Klosters gelegenen, fast unzugänglichen Berg zu ersteigen, denn dort sollte es Bären, Steinböcke, Gemsen und allerlei anderes jagdbares Getier in Menge geben, und dort hatte auch, wie das Volk sich erzählte, in grauen Zeiten ein König seinen unermeßlich reichen Schatz vergraben. Schon waren die beiden Wanderer dicht unterhalb des Gipfels angelangt, da zog sich schwarzes Gewölk über ihren Häuptern zusammen und es wurde mit einem Male stockdunkel um sie. Erschrocken eilten sie hinab aus dem unheimlichen Revier, zumal sie noch wahrzunehmen vermeinten, daß von oben Steine hinter ihnen her geworfen wurden. Nur mit Mühe und Not kamen sie im Tale an. Nicht besser erging es um dieselbe Zeit etwa dem geldgierigen Markgrafen Harduin von Turin, als er, begleitet von einigen Geistlichen mit Weihwasser, Kreuzen und Fahnen, den Schatz auf der Bergeshöhe zu heben versuchte.

In der Schweiz galt von jeher der Frackmünd oder Pilatus, wie er schon am Ende des Mittelalters häufiger genannt wurde, als einer der unheimlichsten Gipfel. „Der führt", sagt Albrecht v. Bonstetten, der Verfasser der ältesten Beschreibung der Schweiz, „ungestüme Gewitter, und mit seinen rauhen, scharfen Ecken ist

er eine rechte Wohnung wilder Tiere und zumal eine furchtbare und greuliche Wildnis." In ähnlicher Weise schildert ihn wenig später (um das Jahr 1500) der Mailänder Balcus als einen von dichten Wäldern und schier undurchdringlichem Gedörnig bedeckten, schaurig öden Berg; auf seinem Scheitel liegt ein See, in den vorzeiten des Landpflegers Pontius Pilatus verfluchter Geist gebannt wurde.

Genauere Angaben über diesen geheimnisvollen Berg macht übrigens schon fünfzig Jahre vorher der Züricher Chorherr Felix Hemmerlin. Drei Seen finden sich auf seinem Gipfel; von diesen ist einer nahezu rund und hat die Größe von einem Juchart. Wer an sein Ufer tritt und dabei laut spricht und den Namen des Pilatus nennt oder gar einen Gegenstand hineinwirft, der kommt nicht ungestraft davon. Selbst bei heiterem Sonnenschein bricht urplötzlich ein furchtbares Unwetter aus: der Himmel wird schwarz, ein heftiger Sturm braust über des Berges Gipfel, und aus den geöffneten Schleusen der Wolken stürzen Hagelschauer und gewaltige Regenmassen hernieder und überfluten das Land ringsum. Dagegen hat man beobachtet, daß der See ruhig bleibt, wenn ein Mensch mit andächtigem Schweigen ihm naht oder wenn ein Tier in sein Wasser tritt. Hemmerlin ist von vornherein nicht abgeneigt, die wunderbare Entstehung dieser Unwetter mit der hohen Lage des Sees in Verbindung zu bringen: dieser ragt anscheinend in die Region der Lüfte hinein, wo der Hagel sich zu bilden pflegt. Aber schließlich verzichtet er doch wieder auf eine natürliche Erklärung des Vorganges, da er nicht verstehen kann, warum nicht auch die Erregung des Wasserspiegels durch ein Tier die Entstehung von Unwetter zur Folge haben müsse.

Die Pilatussage, eine sonderbare Mischung von rein gelehrten und echt volkstümlichen Bestandteilen, die übrigens in der Schweizer Überlieferung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in vielfach abweichender Gestalt erscheint, übte schon früh eine starke Anziehungskraft auf Neugierige und Abergläubische aus, und die besorgten Behörden von Luzern sahen sich deshalb, um Unheil abzuwenden, genötigt, den Besuch des Pilatusgipfels und vollends jede mutwillige Beunruhigung des in den See gebannten Pilatusgeistes „bei Leib und Leben und Gut" zu verbieten. Man befürchtete namentlich eine Überschwemmung der Stadt durch den von den Bergen herabkommenden Kriensbach, der schon häufig arge Verwüstungen angerichtet hatte. Trotzdem griffen, den Luzerner Ratsakten zufolge, im Jahre 1387 sechs namentlich aufgeführte Geistliche aus der Konstanzer Diözese zum Alpstock und traten die unheimliche Bergfahrt an. Aber sie büßten ihren Wagemut: man griff sie und brachte sie in Luzern für einige Zeit in Haft. Und weiter findet sich in dem ältesten Landbuch von Obwalden der Vermerk, daß Leute unter Lärm und Trommelschlag den Pilatus erstiegen hätten; es sei daher von der Landsgemeinde beschlossen worden, fortan jeden, der sich des gleichen Vergehens schuldig mache, nach Sarnen zu führen und ohne Gnade in den Turm zu werfen. Um ähnlichen Unfug zu verhüten,

wurden schon seit dem vierzehnten Jahrhundert alljährlich beim Auftrieb auf die Alm die hoch oben am Berge ihre Herden weidenden Sennen eidlich verpflichtet, keinem Unbefugten den Weg zum See zu zeigen, gegen das Verbot Handelnde aber festzunehmen. So heißt es in einer alten Urkunde von Peter Rüttimann, einem Sennen, der gegen Entrichtung eines geringen Zinses mit einer Alp im Eigental belehnt wurde: „Der soll auch den Berg und die Straße zum Pilatussee, so gut er kann, bewahren und versorgen, damit niemand hinaufgehe, davon Schaden oder Unheil entstehen möchte." Ganz ähnlich wird übrigens von dem in der Mark Ancona auf dem Scheitel des Monte Pilato gelegenen See erzählt, daß dort schon im vierzehnten Jahrhundert den Sommer über beständig Wachtposten aufgestellt waren, um zu verhindern, daß Jünger der Magie ihre Zauberbücher am See weihten und dadurch Unwetter hervorriefen.

Aber auch in späteren Zeiten war das Interesse für den Pilatusberg mit dem geheimnisvollen See keineswegs erloschen. Im Jahre 1519 erstieg ihn der damals von Land und Leuten vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg, und im August des nämlichen Jahres machte sich Joachim Vadian, der bekannte Sankt Galler Geschichtschreiber, zu dem gleichen Zwecke auf den Weg; er wollte sich persönlich an Ort und Stelle überzeugen, was an der Erzählung von den rätselhaften Eigenschaften des Pilatussees Wahres wäre. Von Luzern aus, wo er in dem Hause des gastfreien Kanonikus Johannes Zimmermann Unterkunft gefunden hatte, ritt er in Begleitung zweier Freunde, des gelehrten Oswald Myconius und seines späteren Schwagers Konrad Grebel, in aller Frühe bis an den Fuß des Pilatus; dann ging es steiler hinan, etwa bis zur halben Höhe des Berges. Hier stiegen sie ab und ließen die Tiere auf den Matten grasen, während sie selbst eine kurze Rast hielten. Dann begannen sie, geführt von einem Hirten, auf rauhem Pfade, der im Zickzack zwischen gewaltigen Felsen steil emporführte, hinanzuklettern. Hatte übrigens Vadian gehofft, den See genauer untersuchen zu können, so täuschte er sich: je näher man dem Berggipfel kam, desto ängstlicher wurde der Senne. „Er tat geradeso," erzählt Vadian, „als ob er die Fremden zu einem Heiligtum führe, bat sie, Schweigen zu beobachten, und nahm ihnen das feierliche Versprechen ab, keinen Gegenstand in den See hineinzuwerfen, da sonst sein Leben auf dem Spiele stünde."

Endlich kamen die Wanderer schweißtriefend oben an. Zu ihren Füßen lag unterhalb der höchsten Erhebung in einer weiten kreisförmigen Senkung der in düsterem Nadelholz versteckte kleine Bergsee, dessen Ufer spärliches Schilf umsäumte. Kein Lufthauch bewegte das schwarze Gewässer. In dieser Einöde wurde es den Freunden fast unheimlich zumute, und Vadian war beinahe versucht, der alten Sage Glauben zu schenken, daß Pilatus in der Amtstracht eines römischen Landpflegers im Wasser zu sehen sei und daß, wer ihn erblicke, das Jahr nicht überleben werde. Da er aus Rücksicht auf das dem Sennen gegebene Versprechen den See selbst nicht näher untersuchen konnte, so mußte er sich zu seinem Bedauern mit einer Besichtigung des Geländes und den Mitteilungen

begnügen, die ihm der Hirte machte. Danach hat der See weder Zufluß noch Abfluß, und andauernder Regen vermag ebensowenig wie ständiger Sonnenschein die Höhe seines Wasserstandes zu beeinflussen; das dunkle Gewässer ist allem Anschein nach unbeweglich, aber es kommt Vadian doch auch der Gedanke, daß diese Eigenschaft ihren Grund in der geschützten Lage des Wasserbeckens haben könne.

Allmählich wurde es Zeit zur Heimkehr. Die Freunde brachen auf, bestiegen weiter unten ihre zurückgelassenen Pferde und langten erst nach Sonnenuntergang wieder in Luzern an.

So interessant an und für sich dieser von einem Humanisten erstattete älteste Bericht einer Bergbesteigung in den Schweizer Alpen auch ist — er mutet uns durchaus mittelalterlich an. Mit keinem Worte verrät der Verfasser etwas von der Stimmung, in der er sich während des erwartungsvollen Aufstieges befunden haben mag, mit keinem Worte gedenkt er der unvergleichlich schönen Rundschau auf die Alpenwelt ringsum mit ihren sonnigen Gipfeln und düsteren Schluchten, ihren sammetgrünen Matten und lieblichen Tälern, mit keinem Worte des herrlichen Vierwaldstätter Sees und seiner reizenden Gestade.

Völlig modern erscheint uns dagegen die anziehende Schilderung einer Besteigung des Pilatus aus der Feder Konrad Gesners aus Zürich, des „deutschen Plinius“ und eines der ältesten Meister schweizerischer Bergkunde. Gesner war ein leidenschaftlicher Freund des Wanderns und ein begeisterter Bergsteiger. „Solange Gott mir mein Leben schenken wird,“ schreibt er im Jahre 1541 an seinen Freund Jakob Avienus (Vogel), Landschreiber in Glarus, „habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, teils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, teils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltenbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben derer, die auf dem Erdboden umherkriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen.“ Nachdem Gesner schon 1541 und in späteren Jahren die Glarner Alpen besucht hatte, bestieg er im August 1555 den Pilatus und beschrieb dann noch ganz unter dem Eindruck des Geschauten wenige Tage später diese Bergfahrt in einer kleinen Abhandlung. Sie ist dem Luzerner Stadtarzt Johannes Chrysostomus Huber gewidmet, der selbst kurz vorher den Pilatus erklommen und in dessen Hause Gesner gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Am Morgen nach seiner Ankunft in Luzern erwirkte Gesner für sich und einige Freunde bei dem Schultheißen Nikolaus von Meggen die damals noch immer erforderliche Erlaubnis zur Besteigung des Berges. Man gab ihnen einen wegkundigen Stadtknecht mit, um sie für alle Fälle vor Unannehmlichkeiten

zu bewahren. Nun machten sie sich auf und erreichten nach fünfstündiger Wanderung das Eigental mit seinen frischgrünen Matten und seinen Sennhütten, wo die Hirten nur während der Sommermonate hausen. Hier übernachteten Gesner und seine Freunde auf dem Heuboden eines wackeren Sennen, nachdem sie mit frugaler Hirtenkost bewirtet worden waren. Doch fehlte auch der Wein nicht, der Stadtknecht hatte ihn fürsorglich von Luzern mit heraufgebracht.

Das Vorkommen von reifen Kirschen, Erdbeeren und Himbeeren in dieser Höhe und zu dieser Jahreszeit — es war Ende August — gibt Gesner Veranlassung zu allerlei klimatischen und pflanzengeographischen Beobachtungen: die höchsten Alpengipfel liegen in der Region des ewigen Winters; weiter unten herrscht, aber erst im Mittsommer oder Frühherbst, der Frühling; es blühen dann hier Veilchen, Brandlattich und Pestkraut, und außer Erdbeeren und Himbeeren kommt keine Frucht zur Reife. Noch tiefer zeitigt die Sonne auch Kirschen, aber ebenfalls viel später als in den Tälern. Erst am Fuße der Berge teilt der Herbst alle seine Gaben aus. Ebenso gibt der kleine Bach, der das Tal herabspringt, dem eifrigen Naturfreunde Anlaß zu einigen Bemerkungen über das Vorkommen von Forellen, Äschen und Krebsen in dem kristallklaren Gewässer; weiterhin zieht er dann auch allerlei Vertreter der alpinen Tierwelt, Murmeltiere, Gemsen, Steinböcke, Berghühner usw., in den Kreis seiner Betrachtung.

Die Freunde schlugen den steilen Pfad nach der dicht unter dem Pilatusgipfel gelegenen Sennhütte ein. Unterwegs trafen sie auf eine aus dem Gestein rinnende Quelle, an deren kühlem Wasser sie sich erquickten. Hier nimmt Gesner Veranlassung, ein Loblied auf die edlen Freuden einer Bergfahrt anzustimmen, wie es begeisterter kein Alpenfreund von heute zu singen vermag. Aber dabei ist nichts Gemachtes, es ist alles der natürliche Ausdruck ehrlichen Empfindens. Er kann nicht Worte genug finden, um die Erhabenheit der Alpenwelt und deren Wirkung auf das menschliche Gemüt zu preisen; das Auge schwelgt in dem Anblick der gewaltigen, bis in die Wolken ragenden Gipfel, der vielgestaltigen Felsen, der grünen Matten und der sonnigen Täler, wo alles grünt und blüht. Dazu erfreut beim Aufstieg lieblicher Vogelgesang im Walde das Ohr, während weiter oben das feierliche Schweigen der Bergwelt den Wanderer empfängt, fernerhin der würzige Duft von Gras und Kraut in der reinen Höhenluft, das klare, kühle Quellwasser, das den Bergsteiger erquickt und neu kräftigt, die gesunde Körperbewegung. Alles das ruft in ihm das Gefühl äußersten Wohlbehagens hervor und entschädigt ihn reichlich für die Anstrengung und den Verzicht auf ein üppiges Mahl wie auf ein weiches Lager.

Bald war nun die ersehnte Sennhütte erreicht. Hier fanden sie wiederum freundliche Aufnahme bei einem Hirten, der sie mit wohlschmeckender Milch beköstigte, und machten sich auch das Vergnügen, auf dessen fast elf Fuß langem Alphorn zu blasen. Unter seiner Führung erklommen sie alsdann, gestützt auf Alpstöcke, die glatten Felswände, wo sie oft, mehr kriechend als kletternd, sich an Grasbüscheln und Stauden festhalten mußten, um sich vor dem Sturz in die Tiefe zu bewahren.

Endlich war man auf dem Gipfel des Berges angelangt. Hier bot sich den Wanderern eine entzückende Aussicht, namentlich nach dem Vierwaldstätter See und dem Entlebuch hin. Überragt wurde der Scheitel von einem steilen Felsen, an dem Gesner eine ganze Anzahl in den Stein gehauener Namen früherer Pilatusbesucher nebst Jahreszahl, Wappen usw. fand. Auf dieser Höhe hatte, so erzählte man, vorzeiten des Pilatus Geist sein spukhaftes Wesen getrieben, bis ihn ein fahrender Schüler in den Sumpf bannte; aber alljährlich am Karfreitag kann man das Gespenst mit seinem taubengrauen langen Haar und Bart mitten im See auf einem Sessel sitzen sehen. Unterhalb dieser Klippe zeigt noch ein inmitten grünenden Rasens befindlicher Fleck ohne Gras und Blume die Stelle an, wo der Fahrende einst die Beschwörung vornahm. Nun besichtigten die Wanderer auch den unweit hiervon in einer Senkung eingebetteten Pilatussee; dicht daneben fanden sie einen kleinen Tümpel, in dem das Weib des Landpflegers als Gespenst hausen sollte.

Gesner steht der Pilatussage als nüchterner Forscher gegenüber. Er glaubt überhaupt nicht daran, daß der Leichnam des Pilatus je an diesen Ort gebracht sei, und noch weniger, daß dessen Geist hier sein Unwesen treibe. Infolge des noch immer bestehenden Verbotes konnte er, wie einst Vadian, die angeblich unergründliche Tiefe des Beckens nicht messen. Dagegen meint er in der Lage zu sein, die auffallende Unveränderlichkeit des Wasserstandes als auf natürlichen Vorgängen beruhend zu erklären: er findet den Hauptgrund dieser Erscheinung in der moorigen Beschaffenheit des umliegenden Geländes, das alles von den Höhen herabrinnende Wasser auffauge, bevor dieses in den Weiher gelange.

Ebensowenig glaubt er an das Märchen, daß der See bei der geringsten Berührung aufwalle und unter furchtbarem Unwetter das Land in weitem Umkreis überschwemme. Es bedurfte für ihn gar nicht der Tatsache, daß vor etlichen Jahren ein furchtloser Mann am Ufer des Weihers dem Landpfleger höhnende Worte zugerufen und einen Stock in das Wasser geworfen hatte, ohne daß irgend etwas erfolgte; ihm kommt es nur darauf an, natürliche Gründe dafür ausfindig zu machen, daß nicht selten die die Abhänge des Pilatus hinabeilenden Wasserläufe ganz unerwartet anschwellen. Er erblickt sie zunächst in dem Umstande, daß hier oben häufig starke Regengüsse erfolgen und plötzlich Schneeschmelze eintritt. Doch scheinen ihm noch andere Ursachen mitzusprechen: es sind besonders die in den Klüften und Hohlräumen des gewaltigen Berges sich ansammelnden Wassermassen, die infolge von Erschütterungen und Verschiebungen des Gesteins, durch den Druck und die ausnagende Wirkung des Wassers zuweilen ihre Behälter sprengen und dann mit furchtbarer Wucht zu Tale stürzen. So wenig aber die Züricher und die Baseler einem bösen Geiste die Schuld geben, wenn einmal die Siehl oder die Birs ungestüm werden, ebensowenig hat man nach seiner Ansicht in Luzern Veranlassung, das Anschwellen des Kriensbaches auf den Zorn des gereizten Pilatus zurückzuführen.

Gern hätte Gesner das etwa eine Wegstunde entfernte sagenreiche Moonloch, einen nach der Erzählung der Sennen sehr ausgedehnten Höhlengang, besucht, aber dazu war die Zeit schon zu weit vorgerückt; zudem drohte Regen. Die Wanderer machten sich daher vom Pilatussee aus auf den Rückweg und kamen bei Eintritt der Dunkelheit wieder in Luzern an.

Gesner war überaus befriedigt von dieser Bergfahrt, aber nicht nur als Naturfreund, sondern auch als Naturforscher. Er hatte vor allen Dingen reichlich Gelegenheit zu botanischen Studien gehabt und einige sechzig zum Teil seltene Pflanzen gefunden und bestimmt. Seine Begeisterung für alles, was mit seinen geliebten Bergen zusammenhing, und sein Eifer, dem nichts zu unbedeutend erschien, veranlaßte ihn sogar, ein ziemlich reichhaltiges Verzeichnis der Milchspeisen aufzustellen, deren Genuß ihn und seine Freunde erquickt hatte; gewissenhaft zählt er sie auf von dem Zieger und der süßen, fettreichen Milch der Sennen bis zu dem ausgezeichneten Engelberger Käse, den man ihnen in Luzern vorsetzte.

Wenige Jahre später (1560) maß der Luzerner Renward Cysat, der den Berggipfel wiederholt besucht und auch eine Anzahl Pilatussagen aufgezeichnet hat, die beiden dort befindlichen Seen: der größere hatte eine Länge von 154 und eine Breite von 78 Fuß und zeigte eine ovale Gestalt; der kleinere, dessen Wasser übrigens etwas heller erschien, war rund und hatte einen Durchmesser von 50 Fuß; die Tiefe beider betrug etwa 4 Fuß.

Wie zäh der Pilatusaberglaube im Volke haftete, erhellt besonders daraus, daß noch im Jahre 1585 der Luzerner Pfarrer Johannes Müller mit mehreren Begleitern den Pilatus in der Absicht erstieg, dem törichten Wahn für immer ein Ende zu machen. Am See angekommen, rief man laut die höhnenden Worte: „Pilat, wirf us din Kat (Kot)!“ Aber nichts rührte sich. Man warf Steine in das Wasser, aber kein Ungewitter entstand. Es mußte sogar ein Diener den See durchwaten, um zu zeigen, daß dieser weder bodenlos tief sei noch feurige Dünste aushauche. Doch auch das genügte nicht, um den Aberglauben im Volke gänzlich auszurotten, und ebensowenig der Umstand, daß im Jahre 1594 der See auf Veranlassung der Luzerner Behörden größtenteils abgegraben wurde, ohne daß der Spuk sich zeigte. Capeller teilt in seiner 1767 über den Pilatus veröffentlichen Schrift mit, daß damals die Sennen oben am Berge allabendlich einen Segensspruch durch den Milchtrichter riefen, um während der Nacht den Zorn des Pilatus von sich und ihrem Vieh abzuwenden; und noch heute erzählen die Hirten, wenn sie abends um das Herdfeuer sitzen, von grausigen Dingen, die sich am Pilatus zutragen: scheußliche Drachen fliegen am lichten Tage von den Zinnen des Berges nach dem Rigi hinüber, gräßliche Würmer hausen in seinen Klüften, hölliſche Jäger durchfahren nachts die Lüfte, und allerlei tückisches Zwergvolk treibt in den Höhlen sein Wesen.

Neue Lyrik

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

In München hat sich unter dem Namen „Die Lese“ eine Vereinigung von gesamtdeutschem Charakter zusammengetan in der Absicht, auf verschiedenen Wegen am Kampfe gegen die Verbreitung der Schundliteratur teilzunehmen. Zu diesem Zweck ward eine erstaunlich billige literarische Zeitschrift für die weitesten Kreise ins Leben gerufen, die vernünftigerweise nicht nur Neues, sondern auch gerade das Beste und Geeignetste aus unserer älteren Dichtung auf gut ausgestatteten Blättern darbringt. Der Zeitschrift schließt sich ein Verlag an, dessen erstes Werk die Gedichte Heinrich v. Reders sind. Heinrich v. Reder war im Jahre 1824 geboren und ist als Generalmajor a. D. am 16. Februar 1909 gestorben. Er hat nacheinander den verschiedenen Generationen Münchener Kunst von dem Kreise Geibels bis auf die jüngste Gegenwart nahegestanden, immer eine Anzahl warmer Verehrer und doch nie ein einheitliches Publikum gehabt, wie das noch der kurz nach ihm verstorbene Otto Julius Bierbaum bei Reders Tode hervorhob. Schlägt man nun die von dem Münchener Privatdozenten Artur Kutscher herausgegebene Sammlung auf, so wundert man sich freilich darüber nicht mehr, denn sie bedeutet auf den ersten Seiten herzlich wenig; Reder erhebt sich in seinen älteren Gedichten kaum über das übliche Durchschnittsniveau der Spätromantik oder jener immer wiederkehrenden leichten Lyrik verliebter Herzen und ein wenig verträumter Wanderer, die nichts Eigenes zu sagen haben. Ganz anders aber wird der Ton in den Gedichten, die Reders späteren Jahren entstammen und erfreulicherweise den größeren Teil dieses Bandes füllen, dem Publikum aber vielfach früher durch allerlei Pech, das Reder mit seinen Verlegern hatte, kaum zu Gesicht gekommen sind. Seine Landsknechts- und Bauernkriegsgedichte sind selbständig volkstümlich im Ton, ganz etwas anderes als die abgeklapperte Vagantenweise der siebziger und achtziger Jahre. Man denkt an einen anderen Bayern, an Hans Hopfen, den Reder freilich nicht erreicht. Und man liest dann mit noch lebhafterer Bewegung die Gedichte aus dem Feldzug von 1870, unter denen einige außerordentlich scharfe, naturalistisch geschaute Bilder auffallen, wie sie außer Liliencron keiner der Dichter gegeben hat, die mit in den Krieg gezogen sind. So ist denn diese Ausgabe im ganzen sehr verdienstlich und wird hoffentlich bewirken, daß unsere Anthologien sich dem einen oder dem anderen Gedicht Reders öffnen, in Deutschland immer noch der sicherste Weg zu einer wenn auch bescheidenen lyrischen Unsterblichkeit.

Persönliche Töne suchen wir doch vor allem in einer solchen lyrischen Sammlung und sind sicherlich geneigt, Schwächen des Ausdrucks eher zu verzeihen als die ewige Wiederkehr unselbständiger Empfindungen. Die „Einsamen Feste“ von Walter Britting (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) sind in ihrer Form im allgemeinen liebenswürdig, ermangeln aber eben jedes persönlichen Tones und haften mit keinem Klang im Ohre. Und fast wäre man geneigt, dasselbe, nur ohne das Lob der Form, die hier wesentlich unreiner ist, von Otto Frommels Gedichtband „Im farbigen Reigen“ (Berlin, Gebrüder Paetel) zu sagen, wenn nicht am Schluß ein paar Bilder aufleuchteten, die länger haften bleiben — der Flügel, der in seinem neuen

schwarzen Glanz unter gelben Kerzen aus tiefem, kühlem Zimmer leuchtet, die Mutter, die im Traum durch eine Flut von Kümmernissen schreitet, das sind selbständige Gestaltungen, die nur in einem weniger enggefüllten Rahmen zu stehen brauchten, daß sie uns lebhafter und nachhaltiger ergriffen. Bei den Gedichten von Jeanne Berta Semmig „Aber ging es leuchtend nieder" (Fritz Eckardt, Leipzig) stammt der Reiz, den viele üben, zum Teil, was wir offen gestehen wollen, aus dem Stofflichen, wie die Dichterin denn schon früher die Stadt ihrer Jugend, Orleans, und die milden Lüfte Frankreichs in anderer Form reizvoll geschildert hat. Sieht man durch das Gewand hindurch, so fehlt noch die Persönlichkeit, die sich darin erst beweisen und behaupten soll; aber ich halte das Talent von Jeanne Berta Semmig für entwicklungsfähig.

Mit sehr viel größerem Nachdruck möchte ich das von Karl Leopold Mayer behaupten, der unter dem (geschmacklosen) Titel „Von Helden, Bettlern und Christus" bei Fritz Eckardt in Leipzig eine Sammlung von Balladen und Bildern veröffentlicht hat. Angenehm fällt in den Versen dieses gebürtigen Berliners ein gewisser Fontane-Ton auf, der sich in den Gärten Potsdams und in der Mark rasch zurechtfindet. Weniger rein sind die Balladen aus der Sage und der Renaissance, aber das Fragment „Christus", das den Band abschließt, ist nicht nur voll bedeutender Gedanken, sondern auch an vielen Stellen feine und reine Dichtung. Mayer nennt es selbst ein Fragment, weil er wohl empfindet, daß ihm nicht alles gelungen ist. Die oft in Worte und Bilder geprägte Idee, Christus mitten in das Leben heutiger Menschen überraschend hineintreten zu lassen, geht auch durch diese Dichtung, in der zum Schluß Jesus den ewig wandernden Ahasver vom Leben erlöst. Am schönsten sind die Verse immer dann, wenn sich aus dem gleichmäßigen epischen Fortgang ein glänzendes kleines Stückchen Lyrik erhebt, das voller Melodie und Klang ist.

Handelt es sich hier immer um Ringende, die noch nicht zur Reife vorgedrungen sind, so beweist A. K. T. Tielo mit seinem neuen Buch „Aus der Jugendzeit" (Berlin, F. Fontane u. Co.) nur, daß man ihn nicht überschätzte, als man schon nach seinem ersten, auch hier von mir mit Auszeichnung besprochenen Versbuch „Thanatos" einen berufenen Dichter von hohem Rang in ihm grüßte. Tielo gehört nicht zu den eigentlichen Suchern neuer Worte, die in der neueren Lyrik so zahlreich sind und denen wir manchen schönen Vers danken, — er schleift überhaupt seine Verse weder mit der Grazie Liliencrons, noch mit der Inbrunst Dehmels, er ist sorgloser im Bau auch als seine große Landsmännin Agnes Miegel, er ist breit, scheut sich nicht davor, auch einmal abgeblaßte Wendungen zu wählen, — aber er ist ein Bildner von mächtiger Kraft, er hat außerordentlich viel Stimmung, eine große Phantasie und einen unverkennbaren Erzählerton. In seinen Stimmungsbildern ist er ganz der Sohn der litauischen Nordostecke unseres Landes, ist er der Tilsiter, der auf den Strömen und Kanälen dort zu jeder Tages- und Jahreszeit einhergefahren ist, der die Städter wie die Bauern und Fischer am Memelfluß und am Kurischen Haff genau kennt, ihr Tagwerk und ihre Feste, ihre Sonderlinge und ihre Geschichte. Und so versenkt er sich in diesem Buch denn auch vornehmlich in die Geschicke der eigenen Jugend oben in Ostpreußen und in das Leben von Gestalten, die ihn damals umgeben hatten. Am wenigsten glücklich scheint er mir da, wo er humoristisch wird, am stärksten, wenn ihn der Gegensatz zwischen dem

Dasein draußen und dem zu Haus übermannt und alles Erlebte in ein besonderes Licht taucht. Diese Verse aus der Jugendzeit sind mehr als aneinander gereihte Verse, sie sind ein wirkliches Buch, in dem man lesen kann, ein Lebensbuch voller Kraft und Schönheit, ein Buch, in dem noch das Schwächere innerhalb seines Rahmens am Platze stehen bleiben darf, weil sein Schöpfer bedeutend genug ist, uns auch das zumuten zu dürfen.

Tielo liebt es, sich breit auszugeben und erreicht damit starke Wirkungen, auch von balladenhafter Art; recht als Gegensatz zu ihm versucht es ein anderes Talent, auf das mit Nachdruck hingewiesen werden muß, Ernst Lissauer, sich zur allerknappsten Form, zum allersparsamsten Ausdruck seiner künstlerischen Eindrücke zu erziehen. Bei Tielo fällt es auf, wenn das Gedicht „Die Geige" alles in zwei kurzen Strophen zusammenfaßt:

Du bist mir eine Geige,
Die mir das Glück gesandt;
Ich spiele oder schweige,
Du ruhst in meiner Hand.

Und deine Saiten beben
Beim feinsten Striche schon:
So gibst du meinem Leben
Die Tiefe und den Ton.

Ernst Lissauer aber feilt immer wieder seine Gedichte zu einer Rundung, innerhalb deren nun zusammengepreßte Bildkraft unabänderlich leben bleibt. So dichtet er im wörtlichsten Sinn seinen Jubel:

Als ob noch tausendfacher Segen schliefe,
So fühl' ich reich das Bergwerk meiner Kraft.

Ich löse, was zu Licht will, aus der Haft.
Ich bin der Bergmann meiner eignen Tiefe.

Oder er schreibt diese, manchen zunächst befremdenden Verse auf das Brot:

Auf meinem Tische steht ein Brot
Wie rote Erde, breit und rot.

Breit, rot; rot, breit.
Fest gewordene Erntezeit.

Und er sieht sich selbst in der Arbeit:

Ich bin gezwungen in die Schrift.
Blut fließt aus mir in diesen Stift.

Ich bin gefangen an dies Blatt,
Es trinkt mein Blut und wird nicht satt.

Alle diese Verse entstammen dem schmalen Buch „Der Acker" (Jena, Eugen Diederichs), das freilich verlangt, im Ganzen genossen zu werden, und das dann in einer starken Steigerung die Fähigkeit zeigt, Eindrücke des äußeren und des inneren Lebens zu einer merkwürdig geschlossenen Einheit zusammenzuzwingen. Es handelt sich hier nicht um irgend etwas Artistisches, nicht um ein Suchen nach Apartheit, sondern um eine durchaus dem Boden nahe Persönlichkeit, die unbekümmert den ihr gemäßen scharfen Ausdruck sucht und fast immer findet. Es sind vielfach nicht

im üblichen Sinne „schöne" Gedichte — aber es ist männliche, spröde, zur Reife schreitende Kraft.

Es ist nicht eben sehr häufig, daß man die Bezeichnung „männlich" auf ein Kunstwerk unserer Tage in Deutschland ohne weiteres anwenden darf. Aber es mehren sich die Werke weiblichen Geistes, denen ganz das Beiwort „weiblich" im höchsten Sinne gebührt. Und gerade auch in diesem Betracht ist es aufs schmerzlichste zu beklagen, daß die Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein, die unter dem Namen E. Hugin eine Reihe von Werken veröffentlicht hat, so früh (im vorigen Jahre, sechsunddreißig Jahre alt) abberufen worden ist. Ihr bestes Werk „Hahn Berta" ist eine naturalistische Dorfgeschichte aus Schlesien, erhebt sich aber in seinem ausgezeichneten geschlossenen Bau durchaus über den einstigen naturalistischen Durchschnitt, nicht aber, wie bei Wilhelm v. Polenz in seinen Lausitzer Geschichten, durch einen Einschuß von Humor, sondern, wie etwa in Karl Hauptmanns „Einfältigen" oder seinen „Bradlerkindern", durch eine feine Kunst der Stimmung und eine Beleuchtung wie von innen, die der schlichten Gestalt des Bauernmädchens Berta Hahn schließlich die nachwirkende Bedeutung gibt. Im Ton war dieses Buch ganz echt schlesisch, während in dem einst hier von mir besprochenen Roman „Durch den Nebel" die in Schlesien geborene Angehörige des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses auch ihre Zugehörigkeit zum holsteinischen Boden voll erwies, nicht ohne daß freilich Gustav Frenssens Einfluß mitunter allzu deutlich spürbar geworden wäre. Nun gelangt als Abschiedsgabe ein Band Gedichte (wie die anderen Werke bei G. Grote in Berlin) in unsere Hände. Das Buch enthält wenige Verse, die ihrer Form nach ganz vollendet wären, aber es ist von ungewöhnlicher Bedeutung durch die Tiefen, in die es hinableuchtet, durch die künstlerische, fein empfindende, ganz weibliche Menschlichkeit, die es enthält. Ab und zu klingt ein Volkston herauf, im ganzen siegt doch immer die persönliche Aussprache einer einsamen Seele, die schließlich nach vielen Enttäuschungen in der eigenen Brust „eine Welt der Wunder" findet. Feodora von Schleswig-Holstein stößt sich im Gegensatz zu ihren Prosawerken hier immer sofort vom Boden der Heimat und des Landes empor in die Lüfte, und nicht zufällig sind der Schwan, der die Schwingen für die Fahrt über Meere prüft, und der Falke, der der Sonne zufliegt, ihr zum Bilde geworden, kehrt jener in diesen Versen immer wieder. Feodora von Schleswig-Holstein besitzt die Kraft, stille, große Naturbilder zu bannen, und zugleich das letzte Geheimnis, das hinter aller Natur, besser in aller Natur für uns liegt, ahnungsmäßig mit herauszubringen. Jedes dieser Gedichte, unter denen die kurzen Naturbilder die schönsten sind, weist im Grunde über sich hinaus zu einer rastlosen Sehnsucht, die uns noch da ergreift, wo die Form einmal mißlungen ist. Unzweifelhaft wird Feodora von Schleswig-Holstein trotz der geringen Zahl der abgeschlossenen Werke ihres kurzen Dichterlebens in unserer Literaturgeschichte fortleben, und zwar nicht nur innerhalb des Naturalismus und des von ihm ausgegangenen Stranges der Heimatkunst, sondern als eine selbständige Gestalterin, als eine lyrische und dichterische Persönlichkeit. Die Gedichte, die jetzt als nachträgliche Gabe uns geschenkt worden sind, beweisen die Selbständigkeit und Eigenart dieser Gestalt, der wir sicherlich noch sehr viel Größeres und Reiferes zu danken gehabt hätten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bismarck. (Zum Todestage am 30. Juli.) Die Zahl der Menſchen iſt ſehr klein, die im Laufe der Geſchichte beherrſchend aus dem Kreiſe ihrer Volksgenoſſen hervorragen, und von dieſen ſind es dann wieder nur ganz vereinzelte, die zu wirklicher Titanengröße emporwachſen. Aber an ſolchen alles überſtrahlenden Geſtalten bleibt das Auge des Volkes gern haften und voll verehrender Liebe nimmt die Volksſeele ſie in ſich auf, vor allem dann, wenn ſie dahingegangen ſind und ihr Bild dem irdiſchen Blicke entzogen iſt. Dann kommt es der Mitwelt erſt voll zum Bewußtſein, was das Volksleben und der Staat verloren haben, und wie ſtolz ragende menſchliche Größe und Hoheit doch ſo ſelten ſind.

So ſchauen wir einem Otto v. Bismarck nach, der geiſtig und leiblich als eine bezwingende Siegfriedsgeſtalt in das Leben Deutſchlands und der ganzen Welt hineingeragt hat. Eiſerne, unbeugſame Kraft war es, die von ihm ausging, eine Stärke, welcher der Weltball ſich nicht entziehen konnte. Er hat im Einklange mit ſeinem erhabenen, weitſchauenden König und Herrn, deſſen treuer deutſcher Diener er war, eine Zeit heraufbeſchworen, in der es leuchtende Wahrheit wurde: Deutſchland über alles in der Welt! Und nach einer ſolchen willensmächtigen trutzigen Heldengeſtalt, die Deutſchland wieder in den Sattel gehoben und reiten gelehrt hat, ſehnen ſich Unzählige in unſerem Volke. Sie würden einer Leitung von eiſernem Willen, die nur Deutſch Trumpf ſein laſſen würde, die unnachgiebig, ohne Rückſicht auf Gunſt oder Ungunſt, nach innen und außen nur das eine Hochziel eines ſieghaften Deutſchtums verfechten würde, voll Begeiſterung und opferfreudiger Hingabe nachfolgen. Denn nach einem guten echten Worte bedeutet Deutſcher ſein ein Kämpfer ſein. Und ſo wollen wir für deutſche Ehre und Größe ringen und ſtreiten und wollen nicht allein durch Nachgiebigkeit alle Steine des Anſtoßes beſeitigen, was doch nur einen vorübergehenden Augenblickserfolg herbeiführen kann.

Denn der Kampf iſt der Vater alles Werdens, und entwürdigend iſt es für ein Volk, ſich von der Loſung leiten zu laſſen: Frieden um jeden Preis! Ein ſolches Volk könnte auf die Dauer nicht beſtehen, es würde von mannhaften Völkern ſchließlich überrannt werden, da es in Schwächlichkeit und weichliche Genußſucht, die regelmäßig nebeneinander herzugehen pflegen, verſinken würde. Wie der einzelne Menſch, ſo braucht auch ein ganzes Volk, um vorwärts zu ſchreiten, erhebender, anſpornender Ziele! Ein Ziel, das aber bloß in der Erhaltung des Gegebenen beſteht, kann nicht begeiſternd wirken, um ſo weniger, wenn dieſes Ziel etwa noch durch kraftloſes Entgegenkommen gewiſſermaßen erkauft werden ſollte. Und ohne herzerwärmende Begeiſterung gibt es keine großen dauernden Güter und Siege. Der nüchterne Verſtand darf wohl niemals fehlen, aber er allein genügt nicht, er kann beſonders nicht ein ganzes Volk zu einer opferwilligen Hingabe für das Vaterland fortreißen. Traurig iſt das Daſein eines Volkes, das nur im Zeichen kühler ängſtlicher Berechnung, ohne belebenden Wagemut ſteht. Wir haben oft geglaubt, über den engliſchen „Krämergeiſt“ ſpötteln zu ſollen; und wie tief hat doch tatſächlich ein ſolcher Geiſt in unſer eigenes deutſches Volk ſeinen Einzug gehalten. Der engliſche „Krämer-

geist" hat nirgends vergessen, sich in der Welt mit rücksichtslosem Selbstbewußtsein Geltung und den Platz an der Sonne zu verschaffen. Wie oft haben wir dies aber vermissen lassen! Bismarck hat jener völkischen stolzen Rücksichtslosigkeit bei aller staatsmännischen Klugheit nie entraten, und er hat mit trutziger Stirn einer ganzen Welt den deutschen Schild, das „Civis germanus sum", entgegengehalten. Er zeigte das deutsche Herrentum auch den Gegnern des Deutschtums im Innern des Reiches, den Welschlingen in der deutschen Westmark, den Slawen in der Ostmark. Ihn schreckte nicht Haß und Anfeindung, ihn lockte nicht buhlerische Lobpreisung, er war nur der urwüchsige, hoheitsvolle deutsche Recke, in dem deutsche Art und Kraft ihre schönste lebensstarke Darstellung fanden. In ihm lebte die Erkenntnis, daß beim Gegner nur die mit Scheu gepaarte Achtung dauernde Erfolge verbürge. So sandte er seine „kalten Wasserstrahlen" nach dem Auslande, so war er auf ein volksbewußtes Diplomatentum bedacht, bei dem er ein zu enges Anschließen und Anbequemen an ausländische Verhältnisse als einen in der strammen Deutschbetätigung hemmenden Umstand ansah.

Lob und Preis wollte er nicht erringen; aber so groß auch die Feindschaft des Gegners etwa war, er hat in alle Herzen Bewunderung und Ehrfurcht hineingetragen, vor ihm selbst und vor dem deutschen Namen, mag nun Liebe oder Abneigung daneben hergegangen sein. Er hat mit fester Hand die Königs- und Kaiserstandarte hochgehalten; und als die von ihm geschaffene gesetzliche Fessel gegen den inneren Umsturz gefallen war, da hat er seinen mannhaften Willen doch so stark hervorzukehren gewußt, daß der Umsturz es nicht gewagt hat, zügellos Republik und Revolution zu predigen und zu feiern. Otto v. Bismarck ist dahingegangen und ruht still unter den rauschenden Wipfeln des Sachsenwaldes. Deutsche Liebe und Treue heftet die trauernden Blicke auf jenen geweihten Erdenfleck. Sie schaut nicht bloß zurück, sie schaut auch voll heißer Sehnsucht in die Zukunft und erhofft wieder ein eisernes Kanzlertum, das unter dem Zeichen des alten hehren Kanzlerwortes steht: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt!" Tatkräftig handeln wollen wir; führe man uns mit eherner Willensstärke, wir werden freudig folgen! Otto v. Pfister-Darmstadt

Kulturgeschichte

Das Zeitalter der Renaissance. I. Serie 3. Band: Enea Silvio Piccolomini, Briefe. Übersetzt und eingeleitet von **Max Mell.** Jena, Eugen Diederichs. 1911.

Wer Zeit und Kultur der italienischen Renaissance liebt, wird dieses Buch freudig begrüßen, wer sie haßt, wird darin reichliche und vielleicht willkommene Rechtfertigung für seine Abneigung finden; niemand aber wird diese Briefe aus der Hand legen, ohne viel des Interessanten gefunden zu haben. Wer Humor hat, wird lächeln über die eigentümliche, mit antiken Floskeln sorgfältig verbrämte und doch so „allzumenschliche" Sophisterei, wer Sinn für Geschichte hat, nicht ohne Bewunderung bleiben für einen starken und klar bewußten Kulturwillen, wie er sich in den Briefen des Humanisten ausspricht; und wer die Menschen und ihre Eigenart zu erkennen liebt, wird viel Charakteristisches und frisch Lebendiges bemerken. Da sind seltsam ciceronianisch aufgeputzte Trostbriefe, in fremdem Auftrag verfaßte Liebes- und sauersüße Bettelbriefe, anmutige Beschreibungen von Genua und seinen leichtfertigen Frauen, von Basel, Wien und der Residenz des Bischofs von Passau. Wir erhalten ausführliche Berichte vom großen Baseler Konzil, eine sehr ausführliche, sehr pessimistische Schilderung des Hoflebens, aber auch über das Persönliche des späteren Pius des Zweiten erfahren wir mancherlei; wir hören von seiner Laufbahn, hören, wie er zu einem Sohne kam und in welcher Weise er mit den Freunden verkehrt. Und endlich wird man auch die berühmte, in bezug auf das Künstlerische stark überschätzte, aber von Anfang bis zu Ende interessierende Novelle von Euryalus und Lukretia gern einmal wieder lesen wollen.

Mit der Auswahl kann man sehr zufrieden sein, sie bringt das Wesentliche zur Geltung, ohne im Detail karg zu sein, und zeigt, ebenso wie die gut und knapp orientierende Einleitung von Max Mell, das wohlgelungene Bestreben, das Wirken eines durch Charakter, Tätigkeit und Schicksal gleich bedeutsamen

Menschen so zur Darstellung zu bringen, daß sowohl auf die Kultur der Zeit wie auf die persönliche Eigenart des Mannes helles Licht fällt. Die Übersetzung ist getreu und, von geringfügigen Einzelheiten abgesehen, fließend; von den den Text geschmackvoll begleitenden Abbildungen werden zwei, Wiedergaben von Bildnissen Eneas und Friedrichs des Dritten, zum ersten Male veröffentlicht. S.

Bildende Kunst

Theobald Hofmann: Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. 3. Band: „Palast- und Wohnbauten". Gilbersche Verlagsbuchhandlung. Leipzig 1911.

Einer Zeit, die in Raffael, dem „Göttergleichen", die Vollendung jedes Künstlertums erblickte, war der Rückschlag gefolgt. Das Gleichmaß seiner Werke bezeichnete man als langweilig, und um ihn als krassen Eklektiker zu brandmarken, wurden die Quellen all seines Tuns bloßgelegt. Allmählich beginnt man dem Menschen und Künstler Raffael gegenüber den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Wohl bemerken auch wir, daß ihm die Urkraft eines Pfadfinders im Reiche der Kunst nicht gegeben war; aber wir erkennen, daß alle Anregungen der Vorzeit und seiner Gegenwart in ihm wie in einem Brennpunkt zusammenstrahlen, daß sie hier erst die Einheit finden, in der sie der Zukunft als Überlieferung geboten werden. Es gibt uns zu denken, daß kritische, ihm fernstehende Zeitgenossen, wie Vasari, acht Jahre nach Vollendung der Decke der Sixtina durch Michelangelo bei Raffaels Tode klagen: „Wohl konnte beim Tode dieses edlen Künstlers auch die Malerei sterben, denn als er die Augen schloß, blieb sie fast blind zurück." Noch mehr aber bedeutet für seine Schätzung Bramantes letztwillige Bitte, Raffael als Baumeister von Sankt Peter zu bestellen. Gerade ein Architekt von der Größe Bramantes erkannte die wichtigste Begabung seines jungen Landsmanns, das glückliche Empfinden für Ebenmaß und Harmonie der Verhältnisse. Darum war er wie kein anderer — denn ein Titane von der Kraft der Buonarotti verachtet die Beschränkung durch das Maß — bestimmt, die Entwicklungsreihe der Renaissance zur Höhe, zum Abschluß zu führen. Die Architektur erweist sich darin vor allem als die Mutter der Künste, daß sie klar wie keine andere Gleichmaß der Verhältnisse mit ihrer Bestimmung verlangt, und daß wir erst dann von der Lösung eines architektonischen Problems sprechen dürfen, wenn das Antlitz des Bauwerks, seine Front, der harmonische Ausdruck seiner inneren Raumordnung geworden ist. Wollen wir also zu der Erkenntnis des ursprünglichen Genius in Raffael gelangen, so gilt es, Raffael als Baumeister zu erforschen. In Hofmanns groß angelegtem Werke, dessen zweiten Band Karl Oehring 1909 in Nr. 42 der Grenzboten gewürdigt hat, wird uns der Zugang geebnet. Gerade in den Palast- und Wohnbauten zeigt sich, wie Raffael den Zwecken entsprechend den Grundriß schuf, den die Fassade als der Ausdruck seiner inneren Gestaltung umkleidet. Deutlich erkennbar tritt das Obergeschoß zurück, dadurch wie in allen anderen Bauteilen die Harmonie der Horizontal- und Vertikalgliederung betonend. Gesimse bezeichnen die Einteilung in Geschosse, und Halb- oder Dreiviertelsäulen schließen das Obergeschoß gegenüber der Rustikamauer des Unterbaus zusammen. Durch diese Trennung von Ober- und Unterbau erzielt Raffael Klarheit und Einheit, die ihr Vorbild in den griechischen Tempeln, ihresgleichen nur in Michelangelos Entwurf für St. Peter hat. Die organische Geschlossenheit der Paläste Raffaels, die beim ersten Eindruck, ohne daß man sie schon im einzelnen deutlich erfaßt, sich offenbart (man denke an den Palazzo Pandolfini in Florenz), beruht nicht nur in dem Zusammenklang der großen Verhältnisse, wie Obergeschoß zu Untergeschoß und zur Gesamtfassade, sondern auch in der Harmonie der kleinen Verhältnisse der Fenster und Türöffnungen, der Steinfugen im Einzelgeschoß. Da diese Harmonie der kleinen Verhältnisse, wie ich sie nannte, allen seinen Bauten eigen ist, stellt Hofmann in dem Kapitel „Vereinigung Raffaelischer Bauformen" die Geschosse verschiedener Bauten zusammen, um so neue, harmonische Gebilde zu erhalten. Mit ganz einzigartiger Liebe versenkt sich Hofmann in das Schaffen Raffaels, einfühlend spürt er allen Entwicklungsgängen seiner Kunst nach, sie deutlich klarlegend. Sollten einst die sieben Bände dieser Publikation vorliegen, dann wird

ein ganzer, wichtiger Abschnitt der Kunst der Renaissance wissenschaftlich abgeschlossen sein, und unsere Erkenntnis dieser großen Zeit durch die klare Darstellung eines Einzelfalles mehr bereichert als durch manche Kompilation, die vieles geben will und damit oft wenig gibt.

Dr. Robert Corwegh-Leipzig

Tagesfragen

Die deutsche Erzieherin in England. Bei dem heutzutage stark ausgesprochenen Bildungsdrang der weiblichen Jugend und dem so lebhaft gerade bei Damen der sogenannten „besseren Gesellschaft" hervortretenden Wunsche, möglichst viel zu lernen, um auf eigenen Füßen stehen zu können, geht alljährlich eine große Anzahl deutscher Mädchen ins Ausland, um durch Erwerbung genauer Sprachkenntnisse später bessere Berufsaussichten zu haben. Viele suchen als Erzieherin oder auch „au pair" ihren Zweck zu erreichen. Denjenigen, die auf diese Weise die englische Sprache erlernen möchten, will ich hier einige Ratschläge geben, deren Nützlichkeit ich in eigener Erfahrung erprobt habe.

Zur Vermittlung solcher Stellungen (gegen eine Provision von meistens zehn Prozent des Jahresgehaltes) gibt es in London eine große Anzahl von Agenturen, die stets eine Menge von Angeboten bereit haben. Die englische Dame hat nämlich ausprobiert, daß eine „Deutsche" billiger, praktischer und vielseitiger sei als die Engländerin. Niemand ahnt, was solch eine deutsche „Erzieherin" hinter den Kulissen alles schafft, das eigentlich nicht zu ihren Pflichten gehört.

In den meisten Stellenangeboten wird etwas „needle-work" verlangt. Das ist aber ein sehr dehnbarer Begriff, und ich rate allen Damen, die sich nicht als Schneiderin ausnutzen lassen wollen, das gleich bei den schriftlichen Unterhandlungen zu betonen. Die Deutsche gilt in England als so praktisch, daß ihr ohne Bedenken jede, selbst die schwierigste Schneiderarbeit zugetraut wird. Häufig wird „etwas Mithilfe im Haushalt" erwartet, und auch dieser Punkt muß genau festgelegt werden. Der englische Dienstbote tut nur das, was in sein Fach gehört: die Köchin kocht, das Zimmermädchen besorgt die Zimmer. Da ist es nun sehr bequem, die „german" für alle zwischen diesen beiden Feldern liegende Tätigkeit zu verwenden. Selbstverständlich spreche ich hier nicht von den unglaublich reichen Familien mit zwanzigköpfiger Dienerschaft, denn die meisten Damen müssen sich mit zwei bis drei Dienstboten begnügen, was unserm Haushalt mit einem „Mädchen für alles" entspricht. Auch in England und vor allem in Irland gibt es einen Mittelstand, von dessen Existenz wir Deutschen meist keine Ahnung haben, einen Mittelstand, in dem die Hausfrau sich selbst um ihren Haushalt kümmert und froh ist, wenn ihr persönlich eine Arbeit abgenommen wird. Ich rate Hilfeleistung im Haushalt von vornherein abzulehnen, dann wird jedes gelegentliche Eingreifen als besondere Liebenswürdigkeit empfunden und nicht als selbstverständlich beansprucht. Da die Engländer gerade Wert darauf legen, Damen aus guten Familien in ihre Häuser zu ziehen, sollen sie lernen, daß auch bei uns „deutschen Barbaren" ein Unterschied zwischen Erzieherin und Dienstmädchen besteht.

Bei der Wahl einer Stellung hat man sich zunächst zu entscheiden, ob man Pensionat oder Familie vorzieht. In ersterem hat man meist mehr Unterricht zu erteilen, dafür aber auch seine festgesetzte Arbeits- und Erholungszeit. Jeder Dame, die in einer Familie tätig sein möchte, empfehle ich, sich zwei bis drei Stunden des Tages für die eigene Nutznießung zu sichern, denn ein Aufenthalt im Ausland hat nur dann Zweck, wenn man privatim fleißig arbeitet.

Irgendwelche Examina werden in den meisten Stellenangeboten nicht verlangt. Dagegen ist die Fähigkeit, Musik- manchmal auch Zeichen- und Malunterricht zu erteilen, fast überall Bedingung. Im allgemeinen wird aber in der Musik nicht mehr verlangt, als der Durchschnitt unserer jungen Mädchen leistet, auch wenn sie keine besondere musikalische Ausbildung genossen haben. Selbstverständlich ist das Beherrschen der französischen Sprache sehr wertvoll und berechtigt zu höheren Ansprüchen.

Es ist nicht ratsam, eine Stellung ohne vorherige Erkundigung bei einem deutschen Konsulate in England anzunehmen. Letztere sind zu möglichst ausführlicher Auskunft stets bereit. Immer sollte man kontraktlich freie Rückfahrt nach einem Jahre ausbedingen. Ist große Erzieherinnennot, wird wohl gar freie

Hinfahrt gewährt, und ich empfehle jeder Dame, sie wenigstens zu fordern. Einen Rat möchte ich noch geben, der uns direkt lächerlich erscheint, aber wirklich nicht überflüssig ist. Jede Dame sollte sich ein eigenes Zimmer und — ein eigenes Bett zusichern lassen. Der Gedanke, daß ein geteiltes Bett, sei es auch mit einer Tochter des Hauses, nach unseren Begriffen ein Ding der Unmöglichkeit ist, mutet viele englische Familien so fremd an, daß wir Deutschen ihn ihrem Verständnis erst näher bringen müssen.

Einer der vielen Vorteile, die englische Dienstboten vor unseren deutschen voraus haben, ist der freie Nachmittag oder Abend in der Woche, und den sollte sich die Erzieherin erst recht sichern, um so mehr, als zur Vervollkommnung in der Fremdsprache nichts so sehr zu empfehlen ist, als der Besuch von Vorträgen, Theatervorstellungen und Rezitationen.

Die gesellschaftliche Stellung der deutschen Erzieherin in England ist eine sehr verschiedene. Ist sie in eine der ganz vornehmen Familien geraten, dann wird sie meist auf den ausschließlichen Verkehr mit ihren Zöglingen angewiesen sein und erhält zu einigen geselligen Veranstaltungen der Familie Einladungen, wie andere Gäste auch. In einer einfacheren Familie wird sie ganz selbstverständlich zu allem herangezogen, und wenn diese Geselligkeit für uns auch häufig etwas Komisches und jedenfalls nicht sehr Anregendes hat, so kann man sich aus prinzipiellen Gründen doch nicht gut ausschließen. In den meisten größeren Städten Englands existiert ein Deutscher Verein, in dem auch einzelne Damen aufgenommen werden. Wenn ja auch meist sehr verschiedene Elemente darin vertreten sind, so ist es doch ein gutes Mittel gegen das Heimweh, von Zeit zu Zeit reines Deutsch zu hören.

Sehr viele, wohl die meisten englischen Familien gehen alljährlich mit Kind und Kegel für längere Zeit in eines der wundervollen Seebäder, und es ist ratsam, sich gleich zu vergewissern, ob man im Laufe des Jahres eine derartige Erholungszeit zu erwarten hat. Jede Dame sollte monatliche Kündigung und monatliche Gehaltszahlung vereinbaren. Erstere dürfte gesetzlich ja wohl immer berechtigt sein, ist aber nicht immer ortsüblich und daher besonders zu betonen. Monatliche Gehaltszahlung ist wegen der großen Ausgaben, die die Hinfahrt immerhin erfordert, zu empfehlen, damit man nicht Geldmittel für das ganze erste Vierteljahr mit sich zu nehmen hat.

Von der Annahme einer „au pair"-Stellung möchte ich stets abraten, weil die Gegenleistungen für das, was die Erzieherin bietet, unverhältnismäßig gering sind. Eigentlich werden nur uns Deutschen solche Stellungen zugemutet. Die Annahme, daß die „au pair-Dame" sich einer besseren Behandlung erfreue, ist falsch. Im Gegenteil! Je höher man bezahlt wird, desto höher wird man eingeschätzt. Das Gehalt beträgt ungefähr 25 bis 40 Pfd. St. jährlich (500 bis 800 Mark). Nimmt eine Dame eine au pair-Stellung an, so sollte sie wenigstens von vornherein auf tägliche Korrektur ihrer englischen Arbeiten oder regelrechte englische Stunde als Entgelt dringen.

Zum Schlusse möchte ich noch einmal betonen, daß alles vorher Erwähnte gar nicht genau genug festgelegt werden kann. Nur was man schwarz auf weiß besitzt, gilt in England. Ist man erst einmal dort und treten mit all den neuen Eindrücken alle möglichen ungerechtfertigten Anforderungen an einen heran, so ist man zunächst meist etwas verblüfft, und bis man zur Besinnung gekommen ist, ist die Stellung schon eine verzeichnete geworden. Nicht nur im Interesse der einzelnen, sondern der deutschen Frau in England überhaupt sollte jede Erzieherin ihre Stellung soviel als möglich zu heben suchen, denn was eine Deutsche sich ungestraft gefallen läßt, müssen ihre sämtlichen Nachfolgerinnen büßen.

Anna Boesser-Karlsruhe

Reichsspiegel

(Vom 24. bis 30. Juli)

Auswärtige Politik

Marokko — Preßtreibereien — Vertrag mit Frankreich — Schwierigkeiten

Es ist nicht Leisetreterei, wenn hier nicht auf Zeitungsartikel eingegangen wird, in denen einer Aufteilung Marokkos oder einem Eroberungskriege wie zur Zeit Napoleons des Ersten das Wort geredet wird. Von politischer Weisheit zeugen derartige Artikel kaum, zumal es zurzeit jede fremde Einmischung fernzuhalten gilt. Für Phantastereien, die von einer kleinen Gruppe ausgehen, haben Deutschlands Bewohner kein Verständnis. Sie entsprechen auch nicht den deutschen Interessen. Peters, ein Heißsporn im guten Sinne, führt im Tag aus, daß derartige Pläne der gegenwärtigen diplomatischen Lage nicht entsprächen. Geradezu unverständlich ist es, wenn in solchen Artikeln die Ursachen des Krieges 1870/71 in Vergleich gestellt werden.

Auf die Kompensationsfrage einzugehen, erscheint zurzeit auch unangebracht. Sie beruht auf Zeitungskombinationen, niemand kennt die Art und den Wert der Kompensationen, sie werden täglich neu und frei in französischen Blättern erfunden. Zu bedenken bleibt, daß Kompensationen Austauschgeschäfte sind, bei denen leicht, wie beim Pferdetausch, der eine der Tauschenden über das Ohr gehauen wird. Der vorteilhafteste aller Vorschläge scheint noch immer, neben der Sicherung unserer Werte in ganz Marokko, die wirtschaftliche Öffnung des Teils, der das Susgebiet umfaßt, zu sein. Dort hätte dann Frankreich keine politischen Interessen zu verfolgen, Deutschland hätte für Ordnung zu sorgen und könnte, ohne andere Nationen auszuschließen, unter Aufrechthaltung der Selbständigkeit des Sultans durch Abkommen mit den fast unabhängigen Kaids, seine wirtschaftlichen Werte heben.

Ernster zu nehmen sind aber Zeitungsartikel, deren Verfasser mit dem Auswärtigen Amte in Fühlung stehen, in denen der Hauptwert auf ein festes Vertragsverhältnis mit Frankreich gelegt wird, um Zukunftskonflikten vorzubeugen. Es erscheint notwendig, erneut darauf hinzuweisen, daß Frankreich den Vertrag von 1909 nicht gehalten hat. Wohl ist daher die Frage berechtigt, ob ein neuer Vertrag gehalten werden wird. Der häufige Wechsel der französischen Minister läßt es zweifelhaft erscheinen, den guten Willen der jetzigen Minister vorausgesetzt, ob in Zukunft stets mit dem guten Willen französischer Minister zu rechnen sein wird. Und von diesem wird Deutschland bei Vertretung seiner Wirtschaftsinteressen in Marokko abhängig sein. Auch genügt der gute Wille der Minister allein nicht. In Marokko wird auf Jahre hinaus die tatsächliche Gewalt in den Händen der französischen Militärbehörden ruhen. Ist auch der französische Oberkommandierende zur Ausführung der Ministerdirektiven zu zwingen, so vermag doch jeder Offizier bis zum Leutnant herab in einem militärisch besetzten Landesteil aus leicht vertretbaren militärischen Gründen die wirtschaftlichen Interessen unbequemer Angehöriger anderer Nationen zu stören, zu unterbinden. Daß dieses auch in Zukunft Deutschen gegenüber geschehen wird, ist bei dem kriegerischen Sinn dieses Teils des französischen Offizierkorps anzunehmen. Das mag auch der Anlaß dazu sein, daß deutsche in Marokko angesessene Staatsangehörige sich, unter Hintenansetzung

von Nationalgefühl, unter französischen Schutz stellen lassen. Einer militärischen Geheimbehörde gegenüber, die nur dem Generalstab verantwortlich ist, dem „Bureau arabe", sind selbst die höchsten Zivilbehörden machtlos. Vermöge ihrer Landes- und Personenkenntnis, ihrer geheimen unkontrollierbaren Arbeit, entfaltet sie neben ihrer militärischen eine sehr wichtige politische Tätigkeit, die jahrelang von der französischen Regierung geduldet oder gar unterstützt wurde. Unsere mehrfach wechselnden, daher landesunkundigen Gesandten und die wenigen Konsuln sind dagegen machtlos. Ihren Reklamationen werden Scheingründe entgegengehalten, die diese oder jene Maßnahme im militärischen Interesse notwendig erscheinen lassen. Dieses Verhalten wird auch in Zukunft Konfliktsstoff in sich bergen und muß bei den Verhandlungen im Auge behalten werden. Die Klagen über das Durchkreuzen deutscher wirtschaftlicher Interessen seitens der Franzosen wollen nicht verstummen. Sie gehen von einwandfreien, geachteten Besitzern deutscher Staatsangehörigkeit aus und beleuchten die Eigenart des Treibens des „Bureau arabe". Es entstanden zum Beispiel Streitigkeiten oder Meinungsverschiedenheiten zwischen einem französischen Truppenbefehlshaber und einem deutschen Besitzer über die Zugehörigkeit eines von französischen Truppen besetzten Besitzteils. Der deutsche Farmer wandte sich an den Kadi, der zur Prüfung der Ansprüche die Papiere einforderte. Als nach einiger Zeit der Farmer nach dem Ausgang des Streits sich erkundigte, mußte er vom Kadi erfahren, daß die Papiere verschwunden seien. Das war gut für den Kadi, denn hätte dieser zugunsten des Deutschen entschieden, so wäre er verschwunden und ein neuer Kadi eingesetzt. So ging es einem Kaid, der Land an einen Deutschen verkauft hatte: er verschwand sofort, ein anderer wurde eingesetzt, der Kauf war ungültig.

Aus allem dürfte hervorgehen, daß die Vertragsverhandlungen schwierig und langwierig sich gestalten werden. Mögen sie im entgegenkommenden Geiste geführt werden. Mögen aber auch die Franzosen von der Notwendigkeit strikter Durchführung überzeugt werden. Andernfalls wird Deutschlands Ehre berührt. Und diese wissen Volk und das unübertroffene Heer allezeit zu verteidigen.

Generalmajor z. D. v. Loebell-Berlin

Straßburger Brief

Elsaß und Lothringen — Die Elsässer und Frankreich — Streber und Schwätzer — Geduld!

Will man das Verständnis für die sogenannte elsaß-lothringische Frage fördern, so möge man zunächst vermeiden, von Elsaß und Lothringen stets in einem Atemzuge zu sprechen und auf dieser doppelten Basis das Verständnis zu suchen. Es ist vielmehr streng zu beachten, daß der ganze Kampf Elsaß-Lothringens um seine Autonomie seine Initiative eigentlich nur vom Elsaß erhält, während Lothringen großenteils mehr geschoben Heeresfolge leistet.

Dies erklärt sich daraus, daß Lothringen wenigstens in seinen westlichen, rein französisch sprechenden Teilen schon länger zu Frankreich gehört hatte und bereits so vollständig in ihm aufgegangen war, daß es seinen französischen Charakter — der sich abgesehen von der Sprache in den Lebensgewohnheiten, der Bauweise seiner Dörfer, der Art seiner Ackerwirtschaft und vielem anderen äußert — nur

langsam und allmählich wird abstreifen können, während das Elsaß dank seiner besonderen Entwicklung selbstbewußt seine eigenen Wege geht.

Was beide einst französischen Provinzen jetzt eint, ist das gemeinsame Geschick, die ohne ihr Zutun erfolgte Trennung von Frankreich und Angliederung an das Deutsche Reich — und die gemeinsame Zukunft.

Als Bismarck am 2. Mai 1871 die Debatte über die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reich eröffnete und dem Reichstage eine wohlwollende, nicht siegermäßige Behandlung der Vorlage empfahl, da rechnete er mit Faktoren, die sich aus der „deutschen" Vergangenheit der beiden Provinzen ergaben und auch seiner staatsmännischen Einsicht und Kenntnis der Geschichte nicht hatten entgehen dürfen. Auch zögerte Bismarck nicht anzuerkennen, daß Tüchtigkeit und Ordnungsliebe, dienstliche Zuverlässigkeit im Zivil- und Militärdienst den Söhnen dieser Provinzen ein gewisses Übergewicht über ihre rein französischen Landsleute verliehen hatten, woraus sich die unverhältnismäßig hohe Beteiligungsziffer der elsässischen Bevölkerung am französischen Staatsdienst — das Militärwesen eingeschlossen — erkläre.

Diese Eigenschaften aber sind — wir sprechen im folgenden zunächst nur von dem Elsaß — nicht entstanden in der immerhin kurzen Zeit französischer Herrschaft, sie waren vielmehr ein Erbteil der deutschen staatlichen und reichsstädtischen Entwicklung; — denn „wie kein anderes Land in Europa" hat „das Deutsche Reich seinem Bürgertume lange Jahrhunderte hindurch eine beispiellose Selbständigkeit und Raum sich zu entwickeln gegeben" (und oft geben müssen), „freiheitspendend zog im Mittelalter das Reich durch die elsässischen Städte"*).

Dieses Erbteil war aber auch eine der wenigen guten Folgeerscheinungen die die politische Zerrissenheit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gezeitigt hatte, ja zeitigen mußte. Wo die imaginäre Reichsgewalt untätig geblieben war oder nicht hatte durchdringen können, da waren schließlich die größeren oder kleineren Verbände im Reich — angefangen von der einzelnen Sippe über die städtischen Gemeinwesen hinweg bis zu den staatlichen Kleineinheiten — darauf angewiesen gewesen, für sich selbst zu sorgen durch eigene Leistungen und zweckmäßigen Zusammenschluß vorübergehender oder dauernder Art. Daß damit eine starke individuelle Entwicklung kommen mußte, ist klar; und es ist nicht minder begreiflich, daß Individuen und städtische wie staatliche Verbände damit einen besonders selbstbewußten und befähigten Charakter erhalten mußten. Ebenso begreiflich ist es, daß derartige Elemente, stets von dem Wunsche nach Betätigung beseelt, versuchten, in einem großen Einheitsstaate an die Oberfläche zu kommen, wo der neue große Rahmen mit Rücksicht auf die besondere Entwicklung des Landes das Maß der individuellen und städtischen Selbständigkeit im eigenen kleinen Kreise stark beschränkte.

Dieser Fall trat für die Bewohner des Elsaß ein nach ihrer von Konflikten wenig verschont gebliebenen Einverleibung in den zentralistisch regierten französischen Staatskörper. „Zähe und berechnende Bedächtigkeit, nüchterne Umsicht ohne Größe

*) Die durch Anführungsstriche gekennzeichneten Stellen sind den bekannten Arbeiten von F. Kiener: „Die elsässische Bourgeoisie", und Werner Wittich: „Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß", entnommen.

des Stils, nicht schwungvolle und enthusiastische Energie, die den Romantiker in Entzücken versetzt, sondern selbstbewußter freiheitlicher Geist, großgezogen in deutscher Zeit", das waren die Eigenschaften, die es dem Elsässer ermöglichten, im politischen und militärischen Leben des französischen Staates eine zahlenmäßig unverhältnismäßige Bedeutung zu gewinnen, „von Erfolg zu Erfolg zu steigen und auch noch die schönste Frucht, den Hesperidenapfel der Staatsgewalt, als Abschluß alles ergebnisreichen Strebens zu brechen". Das waren aber anderseits auch die Eigenschaften, die ihn wieder hinderten, einen schnellen Anschluß an den anders gearteten französischen Nationalcharakter in Bälde zu finden und im französischen Staatswesen vorbehaltlos aufzugehen.

Aus diesem Erfahrungssatze erklärt sich — ohne daß wir andere Gründe ausschließen wollen — auch zum großen Teile die große Tragik im Schicksal des französischen Volkes; und die Geschichte hat wiederholt gezeigt, wie leicht sich eine starke Individualität aus den politisch mehr ebenen Volksmassen heraus zum Leiter der Geschicke dieser Nation aufzuschwingen vermochte, und daß solch ausgeprägte Charaktere mit selbst abenteuerlichem Anstrich ihr Ziel erreichten, unbeschadet des Umstandes, daß ihre Persönlichkeit gar nicht im französischen Rassegebiet wurzelte.

Diese Abschweifung und auch die folgende, Frankreich insonderheit angehende Bemerkung sind nicht unwesentlich für das Verständnis der vorliegenden Frage; ist es doch bezeichnend, daß unser Nachbarstaat auch gegenwärtig wieder unter dem Banne einer Regierung steht, deren Vertreter zum allergrößten Teile dem südlichen Frankreich entstammen, wo lebhafte Beredsamkeit, schnelles, wenn auch nicht immer sehr überlegtes Handeln und das Streben nach hohen und höchsten Zielen einen starken Zug im Charakter der intellektuellen Kreise bilden.

Und wie vor etwa hundert Jahren, so steht Frankreich auch heute wieder vor dem Moment, wo es einer zielbewußten Persönlichkeit mit dem Willen zur höchsten Macht unschwer gelingen könnte, den Spuren des ersten Napoleon nachzugehen, unter gesetzlichen republikanischen Formen — vorderhand wenigstens — die höchste Staatsgewalt an sich zu reißen und in den gegebenen gesetzlichen Grenzen seinen persönlichen Willen durchaus im Einklang mit dem Wohle des Landes durchzusetzen. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß dieser vielleicht kommende Mann sich aus dem Milieu der gegenwärtigen Regierungskreise erheben sollte. Führende deutsche Blätter haben jedenfalls auf diese Möglichkeit hingewiesen, die mit Rücksicht auf die deutsch-französischen Beziehungen von ganz besonderem Interesse für uns sein muß.

Um nun zum eigentlichen Thema zurückzukehren, so muß man es auch anderseits als das tragische Geschick der Bewohner des Elsaß bezeichnen, daß ihre Rückvereinigung mit der alten deutschen Heimat plötzlich alle Wege versperrte, die den Söhnen des Landes die Geltendmachung ihrer Persönlichkeit ermöglicht hatten, um damit ihnen selbst und der engeren Heimat den Widerschein einer besonderen Stellung im Staatsgetriebe zu geben und erst rückwirkend aus diesem Gefühl persönlicher Befriedigung heraus Anhänglichkeit und (deutsche) Treue zur neuen großen und ruhmreichen Heimat entstehen zu lassen, — psychologisch eine kleine Selbsttäuschung, die aber als Zwischenstadium bis zur völligen Assimilierung an Frankreich für beide Teile nur gute Früchte hatte zeitigen können. Mit der Lösung vom französischen Staatsverbande trat aber nicht nur jener negative Erfolg

in seine Wirksamkeit, sondern der Bewohner des Landes wurde an die ihm fremd gewordene, an Einwohnerzahl inzwischen gewachsene alte Heimat gefesselt, die ihm nicht nur den erlittenen Verlust ersetzen sollte, sondern auch noch nach Lage der Dinge auf verschiedenen Gebieten als Konkurrentin entgegentreten mußte. Denn hier im alten Stammlande war ja doch auch im Laufe der beiden Jahrhunderte kein Stillstand in der Entwicklung eingetreten, im Gegenteil. Während der Elsässer in Frankreich die größeren Chancen auf seiner Seite hatte, trat er gegen seinen Willen in den ihm inzwischen ungewohnt gewordenen Verhältnissen des neuen Deutschen Reiches einem auf allen Gebieten viel mehr zugespitzten kräftigeren Wettkampf gegenüber. Demselben war er und konnte er individuell nicht ohne weiteres gewachsen sein, das kann man wohl, ohne anzustoßen, sagen. Denn bisher waren im französischen Staatsverbande für seine eigene Entwicklung und Betätigung von dem Augenblicke seiner dermaligen Einverleibung ab ganz andere Kräfte und Situationen in einer durch die geschichtliche Entwicklung Frankreichs mehr geebneten und darum weniger schwer zu behandelnden Umgebung bestimmend gewesen.

Die weite Kluft also, die nach der Angliederung Elsaß-Lothringens an die deutsche Einheit zwischen der Bevölkerung beider Gebiete entstanden war, konnte nicht im Handumdrehen verschwinden, um so weniger, als die Reichsregierung eine ganz neue Schöpfung war, die sich erst selbst konsolidieren mußte, ehe sie mit der ganzen Kraft in die neuen Verhältnisse der Reichslande eingreifen konnte.

Es ist noch von keiner Seite — soweit wir über die Behandlung des Themas unterrichtet sind — auf den Parallelismus dieser beiden neuen Verhältnisse hingewiesen worden; und doch ergibt ein aufmerksamer Vergleich der inneren Geschichte der Bundesstaaten nach 1871, daß auch bei diesen alten, deutsch gebliebenen Reichsteilen die wechselseitigen Beziehungen zwischen Reich und Bundesstaaten nicht durchgängig in eitel Freude und Wonne ausklangen. Und da verlangt man ein ungetrübtes, womöglich überschwengliches Liebesverhältnis zwischen Reichsland und Reich?

Auf beiden Seiten sollte man dem doch Rechnung tragen! Dieser Umstand vermag vieles zu erklären, was den Einwohnern des Landes, aber auch in Altdeutschland selbst, an den Maßnahmen der Reichs- und elsaß-lothringischen Landesregierung unverständlich erschienen ist; er vermag ferner auch zu erklären, daß man im Reiche, mit sich selbst stark genug beschäftigt, den besonderen Verhältnissen des Reichslandes trotz bestem Willen kein lebhafteres und ununterbrochenes Interesse entgegenzubringen vermochte. Die größeren inneren und äußeren Aufgaben des neuen Bundesstaates mit seinen staatrechtlich originellen und allgemein ungewohnten Verhältnissen gingen vor dem Interesse des neuen Teiles; auch das ist im täglichen Leben des einzelnen mit seinen inneren und äußeren Konflikten die Richtlinie, nach der leider verfahren werden muß. Daß hierbei der kleinere und schwächere Teil ein vollgerütteltes Maß Leid zu ertragen hat, ist unabwendbar.

Zu der ohnehin schon schwierigen Lage des neuen Reichsgebiets trat aber noch besonders erschwerend der Umstand hinzu, daß dasselbe in der Zeit seiner Zugehörigkeit zu Frankreich natürlich auch an dessen politischer Entwicklung Anteil genommen hatte. „Die Teilnahme an den politischen Geschicken Frankreichs, in Verbindung mit den gegebenen sozialen Voraussetzungen im Lande, hatte neben

dem französischen Nationalbewußtsein auch eine demokratisch-republikanische Grundstimmung im ganzen Volke ausgebildet." Deutschland dagegen war der Demokratisierung seiner Bevölkerung zum Teil bewußt aus dem Wege gegangen. Wenn es in neuerer Zeit, besonders in Süddeutschland, für die demokratischen Grundsätze ein etwas größeres Interesse zu bekunden scheint, so dürfte dieser Punkt in der Frage des engeren Anschlusses des Reichslandes an das Reich eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen berufen sein. Die ganze politische Weltanschauung zwischen dem Neuland und dem Reiche war jedenfalls im Augenblick der Rückvereinigung so verschiedenartig, daß sich auch aus ihr eine Unmenge von Konflikten ergeben mußte und leider zur gegenseitigen Verbitterung ergeben hat.

Diese aus der Demokratisierung des Landes herrührenden Schwierigkeiten einer Verständigung von Reichsland und Reich mehrten sich, als sich schließlich der partikularistische Zug in der elsaß-lothringischen Bevölkerung lebhafter zu regen begann, der ja an und für sich mit dem Gedanken der Reichseinheit durchaus vereinbar ist.

In dieser Periode stehen wir jetzt mitten drin!

Die nach dem Friedensschluß einsetzende Entwicklung des Landes unter deutscher Herrschaft ist also durchaus nicht als etwas ganz Außergewöhnliches und Unerhörtes in der Geschichte der Völker anzusehen; sie ist auch an sich nicht etwa hervorgerufen durch mehr oder weniger geeignete Maßnahmen der Regierung oder gar durch eine innere Unvereinbarkeit der Stammeseigentümlichkeiten der einheimischen und der eingewanderten Bevölkerung bedingt. Vielmehr ist die stattgehabte und noch immer im Flusse befindliche Evolution des Landes vom anfänglichen Protest über die Periode des Beiseitestehens hinweg bis zur gegenwärtigen Aufbrandung des politischen Lebens anläßlich der Verfassungs- und Wahlrechtsfrage als die notwendige Vorbedingung anzusehen für den engeren Anschluß des Landes an das Reich; und der lebhafte Gärungszustand ist der Most, aus dem heraus sich die wiedererlangte Konkurrenzfähigkeit des Elsässers mit dem altdeutschen Stammesgenossen destilliert. Das bei solchem Vorgange nicht alles glatt und ohne Reibungen verläuft, ist verständlich; und daß ehrgeizige, abenteuernde Gehirne glauben, auf den Schultern der Volksmassen hochkommen zu können zu eigenem Vorteil und Ruhm, das ist ein Mißstand und kann unter Umständen zu einer Gefahr werden, wenn nicht die richtigen Hände im rechten Augenblick energisch und „ohne Leidenschaft" zugreifen.

An dem positiven Gange der Entwicklung wird auch der augenblicklich wieder auflodernde Oppositionsgeist nichts ändern, der sich in der Gründung des neuen Nationalbundes unverhüllt auszusprechen scheint. Der Elsässer ist, wie es einst der gegenwärtige elsässische Staatssekretär beim Abschiede des Herrn v. Koeller aussprach, ein alter Räsoneur — aber gerade diese Eigenschaft ist urdeutsch.

Die vom Nützlichkeitsstandpunkte aus vielleicht nicht einmal so sehr zu bedauernde reaktionäre Bewegung ist zwar ein unnötiger Umweg, wird aber letzten Endes dazu dienen, das verwegene Spiel zu enthüllen, das die geistigen Urheber dieses Anachronismus mit den Landesinteressen spielen: „der widerliche Chor der Streber und Schwätzer, der sich wie zu allen Zeiten unter großen Worten und mit derben Ellbogen zur Sonne drängt".

Die in materiellen und Gefühlsmomenten gleichzeitig wurzelnde elsaß-lothringische Frage mit ihren Erregungen wird in der Hauptsache die enteilende Zeit zu lösen haben; „die innerliche Angliederung der Bevölkerung an das Reich wird sich auf demselben Wege vollziehen, der Elsässer wird auf dieselbe Art und Weise ein deutscher Patriot werden, auf die er ein guter Franzose geworden ist"; — „den Anschluß zu finden, sind nicht die Gelehrten berufen, noch weniger die Schwätzer, solche Probleme löst nicht die Wissenschaft, sondern das Leben auf der Grundlage objektiver politischer Einrichtungen und großer gemeinsamer wirtschaftlicher, sozialer und religiöser Interessen".

Ein müßiges Beginnen scheint es, außerdeutsche Regierungen als leuchtende Vorbilder hinzustellen für die Art, wie Fragen der vorliegenden Art gelöst werden müssen (!); und es zeugt von ziemlich oberflächlicher Prüfung unserer und uns fremder Verhältnisse.

Als England — um nur ein beliebtes Beispiel herauszugreifen — vor einer ähnlichen Frage anlangte, da stand es weder vor oder mitten in einer gleichen innerpolitischen Entwicklung schwieriger Art, noch hatte es und hat es mit denselben geographischen und internationalen Verhältnissen zu rechnen wie Deutschland, ganz abgesehen von den total abweichenden kulturellen, Charakter- und ähnlichen Fragen. Die Geschichte lehrt, daß nicht Nachäffung, sondern eigenes Erleben und Erkämpfen im Rahmen der besonders gearteten Verhältnisse ein Ganzes schweißt, wobei eine gewisse Befruchtung von außen her nicht ausgeschlossen ist.

W. G. Burckhardt-Straßburg i. E.

Bank und Geld

Deutsch-japanischer Handelsvertrag — Marokko und die Börsen — Lage des Geldmarkts — Die Ernte

Der Handelsvertrag, den die deutsche Reichsregierung vorbehaltlich der Zustimmung des Reichstags mit Japan abgeschlossen hat, ist nicht geeignet, besonderen Enthusiasmus in den Kreisen von Industrie und Handel zu erwecken. Wieder müssen, wie erst jüngst bei dem deutsch-schwedischen Abkommen, unsere Unterhändler den Interessenten das fertige Werk mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber vorlegen, daß sich angesichts der besonderen Verhältnisse „nicht mehr habe erzielen lassen". Und worin bestehen diese „besonderen Verhältnisse"? Nun einfach in der Tatsache, daß auch Japan jetzt den Schritt zum autonomen Zolltarife getan hat, daß es in die Reihe der Staaten eingerückt ist, die bestrebt sind, durch ein Hochschutzzollsystem ihre eigene Industrie zu entwickeln und das Eindringen fremder Erzeugnisse nur so weit zu begünstigen, als die eigene Produktion sie nicht in ausreichendem Maß herzustellen vermag. Es ist also auch von Japan nach dem bewährten Rezept verfahren worden: Man stellt einen Zolltarif auf mit möglichst unerschwinglichen Sätzen und benutzt diese als Grundlage für das Unterhandeln und Feilschen mit den vertragslustigen Staaten. Eine Herabsetzung der autonomen Sätze im Wege des Vertrags erscheint dann als ein besonderes Entgegenkommen, das durch angemessene Gegenleistungen der anderen Seite erkauft werden muß. Es ist ohne weiteres klar, daß die großen Exportländer diese allmähliche Einengung ihrer Absatzgebiete schwer empfinden müssen, ganz besonders aber da, wo es sich um Länder mit einer außerordentlichen Konsumkraft und einer dichten Bevölke-

rung handelt, wie in denen des fernen Ostens. Die Entwicklung Japans zu einem modernen Kulturstaat hat für die alten Industrievölker wirtschaftliche Folgen, die über die politische Bedeutung der Machtverschiebung in Ostasien noch hinausgehen. Sie sind nicht so sehr darin zu erblicken, daß Japan selbst als Absatzland allmählich verloren gehen wird. Diese Einbuße wäre noch zu ertragen, obwohl es sich um ein Gebiet von etwa fünfzig Millionen Einwohnern handelt, die aus dem Stadium der bisherigen Bedürfnislosigkeit heraustreten und nach und nach sich an die Lebensgewohnheiten und Kulturansprüche Europas gewöhnen. Viel schwerer wiegt, daß Japan offen danach strebt, die Hand auf China zu legen und hier seiner Industrie ein ungeheures Absatzgebiet zu eröffnen. Die europäische und nordamerikanische Konkurrenz darf es hier leicht zu schlagen hoffen. Stammesverwandtschaft und örtliche Nähe geben ihm ja einen außerordentlichen Vorsprung vor dem Wettbewerb der so fernliegenden Länder. Diese werden daher die größten Anstrengungen machen und alles aufbieten müssen, um sich in China den freien Zutritt zu wahren. Noch steht dieses Riesenreich mit seiner Bevölkerung von vierhundert Millionen erst am Anfang seiner modernen zivilisatorischen Entwicklung. Die Politik der „offenen Tür", die man einst mit so viel Nachdruck für die Beziehungen Westeuropas und Amerikas zu dem Reich der Mitte proklamiert hat, in dem sicheren Gefühl, daß hier für den Expansionsdrang aller Raum gegeben sei, muß auch dem japanischen Parvenü gegenüber verteidigt und aufrecht erhalten werden. Das wird eine viel wichtigere und vielleicht auch schwierigere Aufgabe der Handelspolitik, der staatlichen wie der privaten, sein als die Aufrechterhaltung und Pflege guter Handelsbeziehungen zu Japan selbst. Letztere sind, was Deutschland anbetrifft, gegenwärtig ihrer ziffernmäßigen Bedeutung nach nicht allzu hoch zu schätzen: im Jahre 1909 hat unsere Ausfuhr 77,6 Millionen, unsere Einfuhr 29,2 Millionen betragen. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die Ziffern der Ausfuhr, die zur Zeit des Retablissements nach dem russischen Kriege stark in die Höhe geschnellt waren, während der letzten drei Jahre um 25 Millionen zurückgegangen sind, zweifelsohne infolge der Erstarkung der japanischen Industrie. Diese aktive Handelsbilanz ist keine sehr günstige Grundlage für die Verhandlungen über einen Zolltarif: es fehlt die Gegenleistung, die man gewähren müßte. Das hat auch England erfahren, das einen ungleich bedeutenderen Handel mit Japan unterhält; es hat sich die erhöhten Sätze des japanischen Tarifs gefallen lassen und sich damit begnügen müssen, einige Zugeständnisse und Bindungen durchzusetzen. Und so müssen auch wir uns, da an einen Zollkrieg schlechterdings nicht gedacht werden kann, wohl oder übel damit bescheiden, einige solcher „Zugeständnisse", die natürlich gegen den bisherigen Zustand Zollerhöhungen darstellen, in unser Kredit buchen zu können. Das Hauptgewicht ist auf die erlangte Meistbegünstigung zu legen, die für uns immerhin noch Verbesserungen des Tarifs infolge von Konzessionen an andere Staaten in den Bereich der Möglichkeit rückt. So wird dem Reichstag nichts übrig bleiben, als dem geschlossenen Abkommen zuzustimmen, wie unzweifelhaft es auch ist, daß die bisherigen Ausfuhrbedingungen eine Verschlechterung erfahren.

Die Börse hat eine an Aufregungen reiche Woche hinter sich. Die Marokko-Affäre hat ihr infolge der Auslassungen des englischen Schatzkanzlers einen plötzlichen Schrecken eingejagt, der die Sorglosigkeit der Vorwoche in ihr Gegenteil

verkehrte. Die Börsen in Paris und London hatten der politischen Unsicherheit in ihrer Haltung weit mehr Rechnung getragen als Berlin, das sich fast stellte, als ob eine Marokkofrage nicht existiere. Als aber infolge der Drohrede Lloyd Georges englische Konsols bis auf 78⅛, einen förmlichen Kriegskurs, fielen, da war es mit der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit vorbei, und einige bange Tage belehrten die Spekulation darüber, wie unvorsichtig sie gehandelt hatte, als sie die politische Unsicherheit nicht in Rechnung zog. Ein Glück war es, daß das Unwetter rasch vorüberging und die Erklärungen des Premierministers im Unterhause die Welt über das loyale Verhalten Englands beruhigten. Andernfalls wäre ein Debakle nicht zu vermeiden gewesen. Denn unsere Börse ist augenblicklich nicht in der Lage, einen starken Stoß auszuhalten. Die anhaltenden Kurssteigerungen haben eine gewaltige Zunahme der Effektenspekulation des Privatpublikums zur Folge gehabt, und zwar, wie immer in solchen Fällen, unter erheblicher Verschuldung. Dies ist keine günstige Lage, wenn es gilt, Widerstandskraft an den Tag zu legen und eine augenblicklich bedrohlich scheinende Situation durch Aushalten zu überwinden. Hoffentlich zieht das Publikum aus den Erfahrungen der letzten Woche die Lehre, seine Engagements abzuwickeln, solange es noch Zeit ist und die Verluste erträglich scheinen. Denn die politische Lage ist und bleibt unsicher, wie sehr es auch zu wünschen wäre, daß die Aufregungen der Jahre 1905 und 1906 der Börse erspart bleiben möchten.

Die Lage des Geldmarktes hat keinerlei Veränderung erfahren. Es herrscht eine ganz außergewöhnliche Flüssigkeit, die sich auch in sehr niedrigen Ultimogeldsätzen äußert. Das Bild hat sich also vom Ende Juni bis Ende Juli außerordentlich verschoben. Besonders erfreulich ist, daß die günstige Verfassung des Geldmarkts durch eine starke Vermehrung der Goldbestände der Reichsbank einen gewichtigen Rückhalt gewonnen hat. Nach dem letzten Ausweis ist der Goldvorrat der Bank auf 917 Millionen, eine selten erreichte Höhe, angewachsen und überragt die Ziffer des Vorjahrs um volle 100 Millionen. Die niedrigen Devisenkurse haben es also der Reichsbank ermöglicht, ihre Position in ganz ungewöhnlicher Weise zu stärken. Freilich darf man nicht vergessen, daß der deutsche Markt noch immer dem Ausland stark verschuldet ist, wenn auch wegen der Geldflüssigkeit und der niedrigen Zinssätze Rückzahlungen in ziemlichem Umfang geleistet sein mögen. Erst der nächste Quartalstermin wird uns darüber belehren, ob die augenblickliche Geldfülle einen mehr als zufälligen und vorübergehenden Charakter hat. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist es aber, daß die Welternte, trotz der Schädigungen durch Hitze und Trockenheit, ein außerordentlich günstiges Resultat verspricht. Dies gilt namentlich von der Baumwollernte, die ein noch nie erzieltes Ergebnis liefern wird. An den Baumwollbörsen hat sich daraufhin ein starker Preisrückgang vollzogen, der wohl noch kaum sein Ende gefunden haben dürfte.

Spectator

Bücherliste

Dahms, Prof. Dr. P.: An der See. (Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek.) Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Keferstein, J.: Große Physiker. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Rebenstorff, Prof. H.: Physikalisches Experimentierbuch. I. Teil. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Casanova, Giacomo: Die Denkwürdigkeiten. Memoiren in zwei Bänden. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Berlin W., Pan-Verlag. à M. 8.—

Mayer, Elsa: Es fiel ein Reif. Wien, Carl Konegen. M. 2.—.

Michaelis, Karin: Elise Lindtner. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. M. 2.—.

Elster, O: Piccolomini-Studien. Leipzig, G. Müller-Mannsche Hofbuchhdlg. M. 2.50.

Zacharias, Dr. A. N.: Über Persönlichkeit, Aufgaben und Ausbildung des Richters. Berlin, J. Guttentag Verlagshandlung. M. 3.50.

Röhl, Dr. H: Russisches Novellenbuch. (Bibliothek des In- und Auslandes.) Halle a. S., Otto Hendel Verlag. M. 0.75.

Kulczycki, Ludwig: Geschichte der Russischen Revolution. Übersetzt von A. Schapire-Neurath. Band II. Gotha, Friedr. Andreas Perthes. M. 8.—.

Friedensburg, Prof. Dr. Walter: Cavour. 1. Band. Gotha, Friedr. Andreas Perthes. M. 7.—.

Bode, Dr. Wilhelm: Stunden mit Goethe Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.—

Brzoski, Fred: Industrieschlesien, das Land einer Zukunft. Glogau, Oscar Hellmann. M. 1.50.

Bulcke, Carl: Die süße Lilli. Der Trauerflor Leipzig, B. Elischer Nachflg. M. 3.—.

Wilhelm Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. Leipzig, Insel-Verlag.

Zelle, R.: Die Städteordnung von 1853 in ihrer heutigen Gestalt. Berlin, Julius Springer.

Oehlenschläger, Adam: Die Inseln im Südmeer. Neu herausgegeben mit einer Einleitung von Prof. Dr. Richard M. Meyer. Stuttgart Holbein-Verlag.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber **George Cleinow-Schöneberg**, für den literarischen Teil und die Redaktion **Heinz Amelung-Friedenau**. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Höchste Auszeichnungen. **Gegründet 1824.**

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: **Amt I, 1035, 2619.**

Auf den Prospekt der Firma **J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)** in Tübingen betr. Neuerscheinungen machen wir unsere Leser hierdurch besonders aufmerksam.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Staat und Handel

Von Georg Hollſtein

Die Geſchichte der Handelsgeſetzgebung Europas bietet alle möglichen Anſtrengungen dar, den Aufſchwung des Handels zu hemmen", ſchreibt Henry Thomas Buckle in ſeiner weltberühmt gewordenen Einleitung zur Geſchichte der Ziviliſation in England.

Der Laie, der dieſen Satz lieſt, wird ſich den in ihm ausgeſprochenen offenbaren Widerſinn nicht erklären können; der Kaufmann hat ihn am eigenen Leibe in jeder Generation erfahren; der Geſetzgeber beſtreitet ſeine Richtigkeit; der Nationalökonom weiß, daß er richtig iſt; — und der Bürger ſieht ſeinen Staat leiden.

So leidet auch der deutſche Staat, und man verſucht faſt in jedem Jahre durch Börſengeſetze, Zölle und Finanzreformen ihm zu helfen. Die Hilfe aber, die man bisher brachte, war relativ nur eine geringe; die Maßnahmen, die man gezwungen war anzuwenden, waren vielfach künſtlich, teilweiſe hemmten ſie aber auch dem Satz Buckles entſprechend den Aufſchwung des Handels. (Siehe z. B. den Scheckſtempel, der ſofort die Ausdehnung des Scheckverkehrs einſchränkte!)

Es ſcheint alſo zwiſchen Staat und Handel doch ein recht innerlicher Zuſammenhang zu beſtehen, der eines Nachdenkens wohl wert ſein dürfte. Man ſcheint auch in Deutſchland im Laufe der Entwicklung auf einem Punkt angelangt zu ſein, von dem aus ſcheinbar kein Weg weiter führt oder der Weg, der weiter führt, nicht richtig ſein kann. Es fehlt hier entweder ein Wegweiſer, oder der Mangel einer einheitlichen Tendenz macht ſich fühlbar. In ſolchen von Zeit zu Zeit im Völkerleben wiederkehrenden Augenblicken wird es ſogar eine Pflicht, nachzudenken und den Entwicklungslinien nachzuſpüren, die der Streit des Alltags leicht verwiſcht.

Was ist denn ein Staat?

Ist ein Staat ein Stück Erde, das mit gleich bemalten Grenzpfählen rings umschlossen ist? — Wenn das der Fall, so haben die Leiter dieses Staates recht, die Gesetzgebung so einzurichten, daß sie dieses Stück Erde in ganz besonders hervorragender Weise schützen, und ebenso alles, was dieses Stück Erde aus sich selbst hervorbringt.

Oder ist ein Staat eine große Masse von Menschen, die durch den Zufall ihrer Geburt, durch ihr selbstgewähltes oder ererbtes Gewerbe, durch ihren Charakter, ihre Gemütsverfassung oder irgend etwas dieses eine Stück Erde bewohnen, es mit gleich bemalten Grenzpfählen selbst umschlossen haben, sich als ein Volk fühlen, sich einen Anführer gewählt haben, sich ein verantwortliches Parlament geschaffen haben und sich eine Gesetzgebung selbst gegeben haben? — Wenn das der Fall ist, so haben die Leiter dieses Staates vor allen Dingen die Pflicht, solche Gesetze zu geben, die dieser Masse von Menschen zugute kommen, haben die Pflicht, ihr Augenmerk vor allem auf all das zu richten, was Menschen als Menschen angeht, sie fördert, sie schützt und ihnen das Leben erleichtert. . . . Die Gesetzgebung wäre durchaus falsch und in all ihren Folgerungen verfehlt und schädlich, wenn sie sich auf das Stück Erde und nicht auf die Menschen richtete.

Würde der Fall eintreten, daß die Menschheit der ganzen Erde ausstirbt, so würde die Erde trotz alledem weiter bestehen; die Früchte der Erde würden weiter reifen, die Herden und Tiere sich weiter fortpflanzen. Würden aber Staaten bestehen, wenn kein Mensch auf der Erde lebte? — Der Staat steht und fällt also mit dem Bewußtsein des Menschen!

Oder der Fall sollte eintreten, daß zum Beispiel ganz Deutschland vom ältesten Mann und der ältesten Frau bis zum jüngsten Kinde sich entschlösse, auf seine Flotte oder seine Eisenbahn zu steigen und auszuwandern z. B. nach Südwestafrika. Es bliebe nur das Land mit den bekannten Grenzen des Deutschen Reiches und seinen schwarzweißroten Grenzpfählen allein übrig. Keine einzige Menschenseele atmete in dem Lande. — Was würde geschehen (wenn man davon absieht, daß sofort andere Stämme der Menschen Besitz davon ergreifen würden)? Was würde geschehen? — Würde das Deutsche Reich einfach aufhören zu existieren? — Nein! — Das Deutsche Reich zwar, das zwischen den Grenzpfählen dort zwischen Memel und Straßburg lag — ja! Das wäre ein Stück Erde, auf dem die Sonne jahraus jahrein das zur Reife bringt, was die Erde wachsen läßt, auf dem die Wälder sich selbst fortpflanzen würden zu Urwäldern in verzweigtem Gestrüpp, auf dem die Haustiere zu riesigen Herden anwachsen und verwildern würden, auf dem Wolf und Fuchs bald wieder gefürchtete Jäger wären.

Aber das Deutsche Reich — das hätte der große Auswandererstrom mit sich genommen, und das wäre (theoretisch) in kurzer Wende der Zeit ebenso stark, ebenso arbeitskräftig und unternehmungslustig, ebenso gefürchtet und selber

furchtlos, dort in Südwest entstanden und breitete von dort seine Nation über die Welt aus und schickte seine achtunggebietende Flagge von dort aus über die Meere! Und wenn sie alle ihre Gesetzbücher zu Hause gelassen hätten, wo sie niemand mehr lesen kann, wo nur das Schaf oder die Maus in ihren Blättern schnüffeln — sie hätten ihre Gesetzgebung mitgenommen im Herzen und im Verstande und hätten ihre Moral und ihre Religion im Gemüt und in der Vernunft mit sich genommen — und hätten ihre Literatur und ihre Dichter und ihre Kunst und ihre Industrie und alles mit sich — denn all das steht und fällt mit der Existenz des Menschengeschlechtes!

Oder ein anderes Beispiel. — Ganz Deutschland würde Haus und Hof verlassen und alle Menschen, die zwischen den deutschen Grenzpfählen leben, würden nach Frankreich auswandern. Alle Franzosen aber würden dafür ins Deutsche Reich wandern. Es würde lediglich nur ein Austausch der menschlichen Lebewesen beider Staaten stattfinden. Alles Vieh, alle Bücher, alle Kunsterzeugnisse, alle Maschinen, alles andere würde da bleiben, wo es ist — nur die Menschen würden ausgetauscht werden! — Was würde der Fall sein? — Würde das Land zwischen dem Rhein und der Memel nicht in kürzester Frist Frankreich sein? Republik mit französischem Recht, französischen Sitten, französischer Kunst, Industrie und allem? — Und wäre nicht in kürzester Frist das jetzige Land Frankreich dann das Deutsche Kaiserreich? Lägen in den jetzt französischen Häfen nicht deutsche Panzerschiffe, würde die dritte französische Wagenklasse der Eisenbahn nicht unter deutschen Beamten sauber werden wie unsere dritte, und sprächen deutsche Richter nicht ebenso Recht, wie sie in Deutschland sprechen? —

Der Charakter der Nationen ist zwar stets durch Temperatur und Klima beeinflußt worden, für den aus Menschheitsgehirnen hervorgegangenen Begriff des Staates, des Staatswesens aber ist nur der Mensch alles. Es ist nicht die Hauptsache, ob das Stück Erde des Staates mit zufällig so bemalten Grenzpfählen umschlossen ist, sondern die Existenz des Menschengeschlechtes, die Funktion seiner Gehirne ist und bleibt alles, und mit ihr fällt alles zusammen in nichts.

Man kann sich sogar eine riesige Felsenplatte denken, in die es unmöglich ist einen Spatenstich hineinzugraben oder ein einziges Korn auf ihr zu züchten — und doch kann darauf eine Gemeinschaft von Menschen leben und einen Staat bilden.

Der Staat ist also nur ein Begriff, und dieser Begriff lebt oder stirbt mit dem Bewußtsein des Menschen. Daher hat also das Volk auch den Staat geschaffen, nicht der Staat sein Volk. Wenn es auch so scheinen mag, als ob ein Staat vermöge der in ihm jahrhunderte- oder jahrzehntelang geltenden Prinzipien und Gesetze den Charakter seines Volkes bestimmt oder die geistige und moralische Entwicklung seiner Bürger und der heranwachsenden Generationen beeinflußt — so ist es tatsächlich doch das Volk selbst, das den Staat (oder Staatsbegriff) nur als Werkzeug benutzt.

Daraus folgern mit unabänderlicher Logik die Aufgaben des Staates, die Pflichten der Leiter des Staatswesens.

Je kräftiger, gesünder, arbeitsfroher und vermehrungsfähiger ein Staat sein Volk erhalten kann, um so kräftiger, gesünder, erweiterungsfähiger und geachteter wird er selbst sein. Denn ein Staat mit einem schwachen Volk ist nichts, ob die Erde, die er umschließt, auch noch so verschwenderlich große und reiche Ernten gibt. Das Volk kann sie nicht ausnutzen — weder zum Schaffen von Edelmetall noch zu eigener Kräftigung. Ein Staat mit einem kranken Volk ist nichts, denn er muß dahinsiechen, ob sein Vieh sich auch so stark und reichlich vermehrt, daß es herdenweise in strotzender Kraft auf den Wiesen weidet. Der Kranke ist unfähig, die Schönheit und den Reichtum der Natur zu genießen oder zu verwerten. Ein Staat mit einem faulen Volk ist nichts als ein Haufen schmutziger Bettler, wenn er auch in einem Stück Erde atmet, das ein Paradies wäre. Ein Staat mit einem Volk, das sich nicht vermehrt, stirbt allmählich aus und lähmt den Trieb des Menschen, zu arbeiten, um seinen Nachkommen etwas nach bestem Wissen und Gewissen Geschaffenes zur Weiterarbeit zu hinterlassen.

Damit aber ein Staat sein Volk kräftig macht, muß er ihm Nahrung geben! Damit ein Staat sein Volk gesund macht, muß er ihm Sonne und Freiheit geben! Damit ein Staat sein Volk arbeitsfroh macht, muß er ihm Arbeit geben! Damit ein Staat sein Volk vermehrungsfähiger macht, muß er ihm geben: Nahrung, Freiheit und Arbeit!

Das sind die Grundprinzipien, nach denen das Staatswesen handeln und Gesetze schaffen müßte.

* * *

Wenn es also wahr ist, daß das Volk sich den Staat geschaffen hat, und wenn es wahr ist, daß der Begriff des Staates mit dem Bewußtsein und dem Verstande des Menschengeschlechtes in nichts zusammenfällt, so muß es auch wahr sein, daß der Endbegriff des Staatsbegriffes der konstitutionelle Staat sein muß. Denn wenn Millionen von menschlichen Gehirnen sich über das Prinzip einer staatlichen Gemeinschaft einig werden und es anerkennen, so müssen sie auch einen menschlichen Vertreter des Prinzips anerkennen. Dadurch, daß Millionen von menschlichen Gehirnen sich den Staat schufen, erkennen sie an, daß sie einen Führer brauchen, trotzdem aber die Kraft in sich haben und fühlen, selbst mitdenken und mitreden zu können. Ein anarchischer Volksstaat wäre schließlich ja doch nur eine Herde, in der jeder sein eigenes Futter sucht. Eine Autokratie dagegen wäre: Millionen von denkenden Gehirnen den Zufälligkeiten eines einzigen durchaus ebenso von der Natur eingerichteten Gehirnes willenlos unterzuordnen. Der konstitutionelle Staat ist aber: ein verantwortlicher Unparteiischer an der Spitze, eine Schar verantwortlicher Gehirne um ihn zu seiner Hilfe, und eine Vertretung aus der Masse aller Stände und Gewerbe heraus gewählter Gehirne zum Beirat. Aus all denen zusammen müßte doch eine Leitung entstehen, die einen so komplizierten Menschenapparat, wie es ein

Staat ist, in Ordnung und gedeihlicher Förderung halten kann, wenn sie alle freimütig und einsichtsvoll genug sind, zu erkennen, daß sie zum Besten des ihren Gedanken anvertrauten Gesamtvolkes handeln sollen. Wenn sie nicht einen Stand vor dem anderen begünstigen, wenn sie nicht Interessenpolitik treiben, wenn sie nicht hinter der Larve der Volksbeglückung für eine Partei oder eine Religion arbeiten, wenn sie durchdrungen sind von den Grundprinzipien der Aufgaben des Staates, ihrem Volke zu schaffen: Nahrung, Freiheit, Arbeit!

Das sind Grundsteine, auf denen ein Staatswesen sich aufbauen kann. Hilfe bei Durchführung dieser drei Grundprinzipien soll jedem Staate sein Handel leisten, denn der Handel schafft Nahrung herbei, wo solche fehlt, schafft Arbeit, denn er arbeitet selbst intensiv, schafft Freiheit, denn er ist selbst frei. Buckle aber sagt aus seiner historischen Erfahrung heraus, daß die Handelsgesetzgebung alle möglichen Anstrengungen gemacht hat, den Aufschwung des Handels zu hemmen. — Weshalb setzt sich denn der Staat in Widerspruch zum Gedeihen seines Handels? Behandelt man denn den Handel wirklich so schlecht? Verdient er eine solche Behandlung?

Weshalb hat ein Staat wie z. B. der deutsche Schutzzölle auf Feldfrüchte nötig? und weshalb mußte er sie auf ein so hohes Maß für Getreide (Roggen 50 Mark, Weizen 55 Mark, Hafer 50 Mark pro 1000 Kilo) hinaufsetzen, daß diese Zölle durchschnittlich ein Drittel des Wertes des Getreides ausmachen? Zu wessen Schutze sind denn diese Schutzzölle? Dem Volke oder den Feldfrüchten zuliebe, die zufällig auf dem Stück Erde wachsen, das von schwarzweißroten Grenzpfählen gegenwärtig umschlossen ist? Das Volk an sich braucht keine Schutzzölle, oder es kann solche als eine allgemeine Abgabe erheben, gleichsam als Bausteine, um sich den Staat zu bauen. Dann müßten auch alle darunter gleichmäßig leiden, gleichmäßig dazu beitragen. Das Volk an sich ist glücklich, sobald es satt ist; es ist satt, sobald es Brot so billig bekommt, daß es sich auch das Brot wirklich kaufen kann. Deshalb muß es das Bestreben eines Staates sein, seinen Menschen Brot so billig zu geben, wie es irgend möglich ist, damit die Menschen, die den Staat bilden, Nahrung haben. Hat ein Staat durch einen bei sich zum Gesetz gemachten und durchgeführten Schutzzoll auch scheinbar einen gewissen Segen gebracht, so wird im Laufe der Zeiten auch diese Vernunft Unsinn, auch diese Wohltat Plage. Denn die Notwendigkeit des Schutzzolls muß aufhören, überflüssig werden, muß sich sogar als schädlich herausstellen, sobald das Ziel eines vernünftig erhobenen Schutzzolls, nämlich die Festigung des Staatskörpers, erreicht ist. Wird er dann nicht abgeschafft, so verkehrt er sich in das Gegenteil und fängt an, dem Volke das Leben zu erschweren. Die Verteuerung durch Schutzzölle ist künstlich. Durch eine künstliche Verteuerung des Brotes aber entwertet der Staat nur sein Geld. Denn wenn man in Rußland den Roggen für 100 Mark pro 1000 Kilo kaufen kann, in Deutschland aber für dasselbe Quantum 100 Mark plus Zoll von 50 Mark = also 150 Mark bezahlen muß, so ist das doch eine Entwertung

des Geldes. Denn das Geld ist nur Wertmesser im Verkehre der Völker — nicht Selbstwert. Es kommt nur darauf an, was man für 100 Mark dort und für 150 Mark hier kaufen kann.

Durch die künstliche Verteuerung des Brotes schädigt der Staat aber auch seine Volkskraft, das heißt also seine eigene Kraft, und das liegt ebensowenig im Interesse des Staates wie in dem Interesse des Volkes. Er begünstigt die Erde anstatt die Menschen, reizt hungrige, treibt seine besten Kräfte auch hinaus in Länder der Erde, in denen das Brot billiger ist, und erschwert sich selbst alle jene Maßregeln, die der Auswanderung Einhalt tun sollen. Die Verteuerung des Brotes treibt aber auch gleichzeitig das Geld dazu in Grund und Boden angelegt zu werden, denn ein Stück Land, das eine Tonne Roggen hervorbringt, die 150 Mark statt 100 Mark künstlichen Wert hat, erscheint auch mehr wert, als das Stück Land früher wert war. Während der Wert des Geldes also auf einer Seite entwertet wird, wird künstlich der Wert des Landes scheinbar erhöht. Es gleicht das dem Manne, der sein Bett, auf dem er liegt, allmählich voll Gold stopft und denkt, nun besitze er etwas, wenn's ihn auch noch so sehr in der Nacht drückt. Die Steigerung des Bodenwertes darf durchaus nicht zu jeder Zeit ohne weiteres als Maßstab für die Steigerung des Wohlstandes aufgefaßt werden; im Gegenteil — von einem gewissen Punkte ab muß sie Maßstab für den Niedergang werden. Kapitalien sind Wertmesser im Verkehre der Völker der Erde, sie müssen von Hand zu Hand gehen, wenn sie nutzen sollen; sie dürfen daher dem Handel nicht ungestraft entzogen werden, sonst kommt der Staat in Abhängigkeit von dem, der flüssiges Kapital besitzt, und muß dem Bankier dann auch 8 Prozent Diskont einmal zahlen — und der Teufel fragt dann danach, was früher mal für sein Stück Land bezahlt wurde. Durch die künstliche Verteuerung des Brotes erhöht der Staat auch die Ansprüche seiner eigenen Angestellten, die ihm helfen sollen, das Staatswesen zu leiten. Er schafft sich selbst höhere Gehälter, höhere Ausgaben, sich selbst eine Teuerung. Wer die Preistabellen über Jahrzehnte durchsieht, wird finden, daß im Turnus der Zeiten schlechte Ernten und Teuerungen von selbst kommen, man braucht sie nicht künstlich hervorzurufen.

Hat ein Staat aber nicht mehr Land genug, um es rentabel (das heißt den aufzuwendenden, notwendigen Unkosten entsprechend) mit genügend Getreide zu bebauen, um sein Volk damit selbst zu ernähren, so ist es falsch, für den kleineren Ertrag seiner Erde Entgelt finden zu wollen, indem dieser kleinere Ertrag durch künstlichen Schutzzoll entsprechend erhöht wird. Dadurch verteuert er nur sein Land und entwertet gleichzeitig sein Geld. In einem solchen Fall müssen die Staatsleiter einsehen, daß genügend große Landstrecken auf der Welt noch bestehen, die Getreide billig für die Welt schaffen können. Dabei ist nicht mehr zu befürchten, daß uns die Getreidezufuhr im Fall eines Krieges abgeschnitten wird. Erstens hat die Technik es so weit gebracht, daß die Konserven zur Ernährung des Volkes sich viele Jahre gut halten; zweitens

haben wir doch wohl Proviantämter, die solche Bestände halten, daß wir nicht verhungern; drittens aber haben wir mit enormen Geldopfern und ohne zu vieles Murren uns eine Flotte geschaffen, die stark genug ist, uns für die Dauer eines modernen Krieges unsere Getreidezufuhren sicher zu stellen. — Die Staatsleiter müßten aber alle Hilfsmittel der Gesetzgebung aufwenden, um den billigen Überfluß anderer Ländereien in ihren Staat zu leiten — und zwar mit den allergeringsten Kosten, mit den weitaus größten Freiheiten des Handelsstandes, der das zu seinem Gewerbe gemacht hat, damit das Volk trotz des geringen Ertrages seines eigenen Landes doch so billig Brot und Nahrung bekommt, als es irgend zu beschaffen möglich ist. Eines solchen Staates eigene Ländereien, auf denen der Getreidebau nicht mehr lohnt, können zu Viehzucht umgewandelt werden, zu Hühner- und Geflügelzucht, zu Gemüse- und Obstgärten, zu Forsten und allem möglichen als Ersatz, oder zur Industrie, um Waren zu schaffen, die man als Austausch den Kornkammern der Erde geben kann. Hilft das nicht, nun dann zerschlage der Staat ruhig die großen Ländereien, die der Allgemeinheit doch nur von verhältnismäßig geringem Nutzen sein dürften, und teile sie auf in kleine Bauerngehöfte, auf denen wenigstens ein paar tausend seines Volkes untergebracht sind und sich ihre Kartoffeln und ihren Kohl bauen können, damit diese wenigstens satt werden und Nahrung haben und Menschen zeugen können. Der deutsche Staat hat das teilweise getan, und dabei tritt der große Kulturwert der sogenannten Ostmarkenpolitik, soweit sie sich auf die Güterzerlegung beschränkt, hervor. Durch diese Kolonisationsarbeit hat der preußische Staat auch bewiesen, daß er nicht so „rückständig" ist, wie er verschrien wird. Denn ein Stück Land, in kleine Ansiedlungen aufgeteilt, gleicht einem Stück Land, das aufgeforstet ist. Dicht bei dicht stehen die Stämme. Kommt einmal ein Eroberer (einer von außen oder auch einer von innen), so hat er kein leichtes Spiel, denn er muß jeden Baum einzeln ausroden. Die Wurzeln der Bäume haften in dem Boden, und zwar sehr tief, und sie erstarken dadurch auch den Boden.

Die Zollschranken für Getreide sind auf einer gewissen vorgeschrittenen Entwicklungsstufe des Volkes und bei einer gewissen Höhe des Zolles das böseste Hindernis zum irdischen Glück eines Volkes, das die Staatskunst der Menschen erfunden hat. Sie sind künstlich, denn auf der Erde gibt es keine natürlichen Einengungen, Grenzen und Schranken. Hätte es solche von der Natur aus gegeben, so hätte niemals der Handel entstehen können, niemals ein Handelsstand aufblühen können. Aus der freien Bewegungsmöglichkeit ist der Handel entstanden. Jetzt ihn, der so frei in Freiheit entstanden, einengen, hindern, hemmen, nicht wachsen lassen wollen heißt ihm nicht nur die Lebenskraft nehmen, sondern ihm überhaupt seine Existenzmöglichkeit entziehen. Natürlich gilt dieser Satz vor allem im engen Zusammenhang mit dem Allgemeinwohl und den Vaterlands- oder Staatsgedanken. Denn was ein Staat ohne Handelsstand wäre, wird vielleicht einleuchtender erscheinen, wenn man sich in die Anfänge

dieses Standes versenkt und seiner Entwicklung nachspürt, ebenso seine Existenzberechtigung sich klar macht.

Die Erde brachte hervor, der Mensch nahm die Früchte der Erde oder erlegte das Getier der Erde, — das Raubtier, um sich und das ihm nützliche Wild zu schützen, das Wild, um sich zu sättigen. Das Haustier machte er sich zahm, damit es ihm diene und helfe. Was geerntet oder erbeutet wurde, war lediglich zu dem Zwecke da, um zunächst den Mann selbst, danach auch seine Frau und seine Familie satt zu machen. Der Ackerbau wandelte dann das bewegliche Zelt in feste Hütten. Immer systematischer betrieben, wurde der Ertrag der Wirtschaft auch größer. Eine gute Ernte wurde zunächst aufgespeichert, um die Wirkungen einer späteren schlechten oder von Hungerjahren auszugleichen. Schließlich aber war, wenn man auch alles gewissenhaft aufteilte in Winterfutter, Lebensunterhalt, Saat, Abgaben usw., doch noch an einzelnen Stellen ein Überfluß vorhanden, den man gegen anderes in Tausch geben konnte. An Stelle des Tauschhandels trat später die Geldwirtschaft, indem Geld aus Edelmetall als Wertmesser und allgemeines Tauschmittel anerkannt wurde. — Das Getreide aber machte folgenden Gang: Das wasserarme Land hat seinen Überfluß auf die Anhöhe gebracht, wo die Naturkraft des Windes wehte und eine Windmühle sich drehte. Um die Windmühle herum sind Marktflecken entstanden, wo das Geld, das der Müller zahlte, umgesetzt werden konnte in Kolonialwaren, Kleidungsstücke, Schmucksachen. War der Überschuß der Umgegend für den Müller zu groß, so werden die Händler des Marktfleckens sich an dem Aufkauf beteiligt haben und Geld als eine Anweisung für später zu beziehende Waren dafür gegeben haben. War das Land wasserreich, von Flüssen durchzogen, so zog der Überschuß auf dem Wasserwege dahin, wo Wassermühlen waren, oder in die Provinzstadt, die sich da angesiedelt hatte, wo der Nebenfluß in den Hauptfluß mündete, oder in die Hafenstadt, die sich dort breitmachte, wo der Strom sich ins Meer ergoß. Die Freiheit der Wasserstraßen öffnete die Länder und verband die Weltteile.

Die Menschen nun, die sich mit dem Aufkauf und Verkauf der Waren beschäftigen, sind die Faktoren des menschlichen Lebens, die den Überfluß eines Landes gegen den Mangel eines anderen ausgleichen — oder den Überfluß einer Ernte bewerten, indem sie dem Bauer Geld als Zahlungsmittel geben, wofür bei eintretendem Bedarf das Notwendige wieder von ihm gedeckt werden kann. Diese Menschen nennt man Kaufleute. Sie sind im Grunde die Regulierungsapparate für die Ernten der Welt, und ihr Gewerbe entstand dadurch, daß sie mit allen Ländern der Welt in freien Verkehr des Austausches treten konnten, daß sie sich mit ihrer Ware überallhin frei bewegen konnten, Absatzgebiete sowohl wie Produktionsgebiete in gefahrvollen Reisen aufsuchen konnten und schließlich durch das allgemein im Tauschverkehr gültige Zahlungsmittel — Edelmetall, Silber, Gold, Kupfer — den Verkehr der Länder untereinander erleichterten. Und naturgemäß sind es die Hafenstädte,

die den Überfluß des Hinterlandes in sich auffaugen und denselben durch Segelschiffahrt auf die Welt verteilen, anderseits wieder das Hinterland mit dem versorgen, was es selbst nicht hervorbringen kann und doch bedarf.

In den Dienst des Handelsstandes traten dann die Dampfkraft mit Dampfschiff, Eisenbahn, Dampfmühlen, Dampfmaschinen usw., dann die elektrische Kraft mit Telegraph und Telephon. Der Handel machte sich zunächst diese Kräfte dienstbar. Diese Kräfte aber waren so mächtig, daß sie bald umgekehrt sich den Handel dienstbar machten und ihn mehr und mehr in andere Bahnen trieben. So ist es gekommen, daß die Macht und Bedeutung der Hafenstädte aufgehört hat. Die Binnenstädte, durch Eisenbahnnetze mit der ganzen Welt verbunden, bedürfen der Hafenstadt kaum mehr, höchstens noch als Speditions- und Umschlagsplatz. Telegraph und Telephon haben die Menschen fremder Nationen so nahe aneinander gerückt, daß es keine Entfernung mehr gibt, daß die Zeit nur noch nach Sekunden rechnet, daß Marktberichte und Börsenberichte und Ernteinformationen in kürzester Zeit überallhin verbreitet sind — und naturgemäß Verdienste heruntergedrückt werden. Spekulationen sind davon eine unausbleibliche Folge. Spekulationen sind zwar durchaus berechtigt und sogar wünschenswert, wenn es sich nur um Anhäufungen oder Aufkäufe tatsächlich bestehender Waren handelt. Sobald es sich nur um ein Spiel mit Marktpreisen handelt, bei welchem nur die jeweilige Differenz zur Auszahlung gelangt, hat es natürlich mit dem Handelsstande ebensowenig zu tun wie die dem Zufall gehorchende Kugel der Roulette. — In demselben Maße, wie die pekuniären Verdienste des Handelsstandes so beschränkt wurden, erleichterten aber die großen Fortschritte der Technik den Verkehr. Unausbleibliche Folgen des erleichterten Verkehrs sind die Vereinigungen zu Genossenschaften, Einkaufsgesellschaften, Beamtenversorgungszentralen usw., ebenso Konzentration des Kapitals in Großbanken. Eine weitere Folge hiervon ist die Teilung großer Banken in unzählige Filialen und Kreditgeben an kleinere Kundschaft. All dieses hat jedoch den Gang des Handels nicht so stark beeinflußt wie das Abschließen großer Staaten durch Schutzzölle. Die Handelswelt suchte einen Ersatz für die geringer werdenden Verdienste für das reine Umsatzgeschäft und fand diesen Ersatz in der Erschließung neuer Absatzgebiete und in der Schaffung von einheimischem Gewerbe und einheimischer Industrie. Aber es wurde Gewerbe und Industrie schwer gemacht, sich gegen die Konkurrenz des Auslandes zu behaupten. Da kam die Staatsorganisation ihnen mit dem Schutzzoll zu Hilfe. Ein Schutzzoll auf Produkte von Gewerbe und Industrie ist auch stets berechtigt, da diese beiden auf Funktionen der menschlichen Gehirne beruhen und infolgedessen Sache der Menschen, des Volkes, des Staates sind. Die Allgemeinheit der Kaufleute hat auch gerne mitgeholfen und Opfer gebracht und es mit Hilfe des Staates erreicht, daß die Konkurrenzfähigkeit hergestellt ist.

Nun das Ziel aber erreicht ist, muß es Aufgabe der Staatsleiter sein, die zur Fessel gewordene Wohltat zu modifizieren und namentlich die Schutzzölle auf Produkte der Erde einer Revision zu unterziehen.

Dampfkraft und elektrische Kraft fanden schon ein Gegengewicht in der Kraft des flüssigen Kapitals. Die Amerikaner haben durch die Bildung der Trusts dem Handel als solchem eine nicht zu unterschätzende Lehre gegeben, und die Zersplitterung, die man befürchten mußte, wird schadlos vorübergehen. Große Kapitalien, in Hafenstädten disponibel, vernünftigen kaufmännischen Händen anvertraut, können eine solche Macht gewinnen, daß sie Waren bei Überflußernten aufspeichern und sie ruhig halten bis zur Zeit des Bedarfs. Der Bedarf tritt immer einmal ein. Die Erde hat sich trotz aller intensiveren Ausnutzung nicht geändert, denn sie hat auch um so mehr Menschen und um so mehr Bedarf gezeugt.

Die Erfahrungen ferner, die der Handelsstand durch Durchfrachten bis in das Landinnere, durch Eingehen auf Lieferungsbedingungen, Ausleihen von Forderungen usw. (was alles früher nicht Sache der Hafenplätze war) gemacht hat, durch den überallhin erleichterten Verkehr gezwungen, sind so trübe gewesen, daß er lieber seine Ware in der Hafenstadt behält und abwartet, als eine Ernte unter allen Umständen schnell aufzuteilen und dadurch größere Preisschwankungen hervorzurufen. Diese Folge, die der Handel befürchten mußte, ist auch im Abnehmen begriffen mit der mehr und mehr zur Erkenntnis gelangten und gemeinsam verwendeten Kapitalkraft des Kaufmannsstandes der Hafenstädte (Aktiengesellschaften) und der Einsicht großer Bankinstitute, die ihre verfügbaren Kapitalien dem Handelsstand für wirklich vorhandene Waren zur Verfügung stellen.

Ebenso sind die befürchteten Folgen aller entstandenen Einkaufsgenossenschaften allmählich dadurch abgewendet, daß diese selbst einsahen, daß ihr Hauptsitz in einer Hafenstadt sein muß, wenn sie überhaupt etwas leisten wollen. Aus ihnen wurden also im letzten Grunde weiter nichts als einige Kaufleute mehr für solche, die starben oder ihre Geschäfte aufgaben. Und Telephon, Telegraph, Berichte und Dezimalsystem können keine Preise drücken oder Absatzgebiete stören, wenn der Überfluß in festen Händen ist, sondern können nur segensreich helfen, den eintretenden Mangel schnell kundzugeben und zu beheben. Schutzzölle auf Erdprodukte aber lähmen den Handelsstand in seiner freien Bewegung, erschweren den Verkehr der Völker, schaden dem Volke und damit dem Staate selbst, der sie gemacht hat. Wem sie nützen, darüber werden spätere Generationen zu Gericht sitzen. Wenn ein Volk Mangel und Hunger leidet — sind sie widersinnig. Wenn ein Volk eine übergroße Ernte vom unbewölkten Himmel erhielt — geben sie ihm die Nahrung um nichts billiger!

Die übertriebenen Zölle auf Erdprodukte verteuern dem Volke die Nahrung erschweren ihm die Möglichkeit der Arbeit und berauben es seiner Freiheit. Ein Staat also, der solche Zölle um sich errichtet, vergißt, daß der Staat das Volk ist, und lebt in dem Wahne, daß der Staat ein Stück Land ist, dessen Erträge

er schützen müsse. Wenn aber ein Staat einmal Zölle, die die schädliche Höhe erreicht hatten, abgeschafft hat (Englands Korngesetze), dann handelte er im Interesse seines Volkes, handelte naturgemäß und gab seinem Handelsstande das, was erst den Handelsstand gemacht hat, was ihm Lebensbedingung ist, wieder — Freiheit! Der freie Kaufmann kann in seiner Hand, gehoben durch den erleichterten Verkehr, begünstigt durch alle Hilfsmittel, die der menschliche Geist inzwischen der Natur abgerungen hat, so viele Möglichkeiten und Quellen der Arbeit vereinen, daß ein großes Volk dadurch findet, was es für sein Staatswesen und seine eigene Unterhaltung, Kräftigung und Vermehrung braucht — Arbeit!

Versicherungen für Arbeitslose braucht kein Staat! Er hat Hilfsmittel genug in der Hand, keine Arbeitslosen in seiner Mitte zu dulden. Haiden sind urbar zu machen, Wälder sind aufzuforsten, Kanäle sind zu bauen, Straßen sind anzulegen — Millionen Geldes können mit ruhiger Sicherheit aufgewendet werden, wenn die einengenden Zollschranken fallen, und der Handelsstand bringt dem Staate all diese Milliarden in rastloser Arbeit wieder ein.

Ein freier Handelsstand kann seine Geschäfte im Verkehre mit den Völkern der Welt so machen, daß er seinem Staate, der ihm mit seinem Ansehen die Ruhe, Ordnung und Sicherheit aufrecht erhalten soll, reichlich dafür Tribut zahlen kann — aber der Staat muß seine Geschäfte dann auch so machen, wie er es von seinen sorgfältigen Kaufleuten verlangt. Der Staat besitzt: Post, Eisenbahn, Heer, Flotte. Das sind vier mächtige Maschinen in seinem Betriebe. Wer sich aber eine Maschine für seinen Betrieb anschafft, muß diese Maschine auch so arbeiten lassen oder beschäftigen können, daß sie nicht nur sich selbst amortisiert, sondern auch dem Besitzer Verdienste einbringt. Ist das nicht der Fall, dann ist die Maschine ein Luxusartikel, die sich nur ein reicher Nabob leisten kann. Solche reichen Staaten gibt es nicht auf dieser Erde. Es muß Mittel und Wege geben, diese Maschinen so im Laufe zu haben, daß sie dem Staate Verdienste abwerfen. Oder ein Kaufmann, der ein garantiertes Absatzgebiet von essenden Menschenkörpern hat, wie das Heer, sollte nicht Dividenden zahlen können? Der Eisenbahnkönig, der die Kilometeranzahl der Schienenstränge des Deutschen Reiches sein eigen nennt, sollte nicht Milliardär werden? — Da liegt der Kernpunkt aller Finanzreformen! Die vier Maschinen, die so viel Feuerung verschlucken, laufen falsch. Die dürfen nichts kosten, die müssen verdienen, und zwar so viel verdienen, daß der Staat überhaupt keine Zölle braucht. Wären die Vier vier Aktiengesellschaften und zahlten keine Dividenden — das würden stürmische Generalversammlungen werden und doch würde man sie „sanieren".

Zu all dem ist aber erste und notwendige Voraussetzung: eine Revision und Herabsetzung der Zollschranken und ein Aufsuchen neuer Steuerquellen, die der modernen Entwicklung entsprechen.

Der Staat — oder die Leitung einer gemeinsamen Volksmasse — hat die moralische Verpflichtung, nur wenige Zollschranken oder Steuern aufrecht

zu erhalten. Das sind die Steuern, die Artikel betreffen, die die Volkskraft oder Volksgesundheit untergraben, sich selbst also schädigen: das ist zum Beispiel Tabak und Alkohol! — Ebenso wie ein vernünftig geleiteter Staat darauf bedacht ist, alles zu bestrafen, was eine Verminderung seiner Fortpflanzung bedingt: wie Verbrechen gegen keimendes Leben oder unsittlichen Verkehr gleicher Geschlechtsarten — ebenso muß er auch mit hohen Steuerstrafen die Gifte belegen, die allmählich seine Volkskraft untergraben. Tut er das nicht, so handelt er gegen sein eigenes Gewissen und gleicht einem Menschen, der sich wissentlich trotz der Verordnungen eines vernünftigen Arztes selbst ruiniert und über kurz oder lang sterben muß.

Der Staat hat aber auch unzweifelhaft das physische Recht, durch Erhebung von Abgaben selbst Kapitalien anzusammeln, die er zu einem festen Metallbestande vereinigen soll, der ihn dann gegen andere Nationen nicht nur kreditfähig, sondern auch unabhängig, furchtlos und gefürchtet macht. Er hat aber nicht das Recht, künstlich den Wert seines (zufällig von seinen Grenzpfählen umschlossenen) Stück Landes zu erhöhen oder sein Volk durch eine solche künstliche Erhöhung zu verleiten, Kapitalien und Ersparnisse darin zu investieren. Ebensowenig wie sich ein Roggenpreis von 300 Mark pro 1000 Kilo, wie bei einer Teuerung und Hungersnot, auf die Dauer halten kann, kann sich ein künstlich hinaufgeschraubter Bodenwert lange halten. Und der Kaufmann, der einen Unwissenden verführt, bei 300 Mark Roggenpreis sich ein Lager hinzulegen, handelt ebenso wie ein Staat, der durch seine gesetzgeberischen Maßnahmen sein Volk veranlaßt, in künstlich erhöhten Bodenwerten Kapitalien festzulegen.

Weil der Staat aber seinen Bürgern die Ruhe aufrecht erhält, den Frieden sichert, die Durchführung der moralischen Gesetze garantiert — muß er auch von den Bürgern dafür Entgelt fordern. Daher hat der Bürger dafür, daß er ruhig und ungestört seinem Gewerbe nachgehen kann und dadurch sich ein Einkommen vermöge seiner Arbeit sichern kann, eine Einkommensteuer zu zahlen. Daher muß er auch von dem Vermögen, das er sich hier von seinem Einkommen allmählich ruhig und gesichert sammeln konnte, eine Vermögenssteuer zahlen; und daher sollte er auch von dem Erbe, das er hinterläßt, zweifellos den Staat miterben lassen und eine Erbschaftssteuer zahlen.

Sollte es möglich sein, daß ein Staat von diesen Gesichtspunkten aus die Leitung seiner Geschäfte betreibt, so wird er ein glückliches Volk sein eigen nennen. Ja, er wird so viele Erwerbsquellen öffnen, daß auch wieder der junge Mann zu vernünftiger, naturgemäßer Zeit seine Jungfrau heiraten kann, wodurch nicht nur sittliche Werte geschaffen werden würden, sondern auch die ganze Frauenbewegung dann ein einfaches und natürliches Ende nehmen würde (ohne einzelne ausgezeichnete Verdienste, die sie mit sich brachte, in Vergessenheit versinken zu lassen). Er wird sein Land schließlich so bevölkert haben, daß er für Abfluß sorgen muß und Kolonien gründen muß. Und in dem Augenblicke muß der Staat als einsichtsvoller Familienvater von seinem eigenen Hause, von seiner

Familie gelernt haben, wie man mit Kindern, die einen eigenen Hausstand gründen, umgeht, um sie nicht zu verlieren. Vor allem muß er sie nicht als Kinder, sondern als erwachsene Menschen behandeln, die sie sind. An Stelle der Elternliebe tritt die Freundschaft gleichwertiger, denkender Menschen. Des Heimatlandes Post, Eisenbahn, Dampfer müssen nirgends andershin so billig den Verkehr aufrecht erhalten wie zu den eigenen Kolonien, so daß diese gar nicht in die Verlegenheit kommen, anderen Verkehr zu suchen. Sein Militär, seine Flotte muß sie schützen — und doch müssen sie selbständig sein und nichts dem Elternhause an Abgaben zu entrichten brauchen. Nicht einmal Dankbarkeit darf der vernünftige Vater fordern; er bekommt sie, wenn er nicht fordert. Aber was sie draußen auf ihrem Stück Land ernten, was sie draußen mit ihrer Hände und mit ihrer Gedanken Arbeit schaffen, muß im Mutterlande ihnen die besten Absatzquellen eröffnen; was ihnen draußen fehlt, müssen sie nirgends besser und billiger bekommen als im Heimatlande. Da ist der Handelsstand wieder an seinem Platze, und wenn er frei seine Flügel regen darf, die sein alter Schutzgott an Kopf und Füßen trägt, so weiß er auch den richtigen Flug zu nehmen und die richtigen Wege zu weisen.

Die hier niedergelegten Grundlinien von Staat und Handel, die sich so leicht im täglichen Auf und Ab der Welt verwischen, sind wie Runen in der Geschichte eingegraben, nicht in der Geschichte von Königsgeschlechtern, sondern in der Handelsgeschichte. — Der Staat ist das Volk, und eine lediglich agrarische Bedürfnisse berücksichtigende Gesetzgebung ist eine künstliche, unnatürliche Gesetzgebung, die ihre schweren Folgen wie eine schwere Krankheit über das Volk verbreiten muß, bis es zur Operation kommt. Henry Thomas Buckle sagt: „Man sollte sich erinnern, was eine Generation als eine Gunst verlangte, das fordert die nächste als ein Recht. Und wenn das Recht hartnäckig abgeschlagen wird, so ist immer eins von beiden eingetreten: entweder die Nation ist zurückgegangen oder das Volk hat sich empört."

Storms Märchen

Von W. Mühlner-Wimmelburg

ünf Märchen, eine dramatisierte Märchenszene und einige Gedichte: man ahnt nicht, daß hinter einer so geringen Ernte aus dem Märchenlande eine unaussprechlich tiefe Sehnsucht stand. Und doch lebte in Storm jahrzehntelang der heiße Wunsch, Märchen zu schreiben. Aus den Bekenntnissen seines Lebens erfahren wir, daß er an aller Märchendichtung der Vergangenheit und Gegenwart das lebhafteste Interesse hatte. Unter seinen Bücherschätzen besaß er eine auserlesene Anzahl von Märchenautoren, unter denen Volksmärchen, Romantiker, Hauff und Anderſen eine Hauptstelle einnahmen. In seiner Jugend war er selbst eifriger Märchen- und Sagensammler und legte mit Mommsen und Müllenhof den Grund zur großen Müllenhoffschen Sammlung „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg". Im Familienkreise las und erzählte er meisterhaft Märchen, und mancher Freund (Erich Schmidt, Fontane) durfte ihn in seiner unnachahmlichen Kunst bewundern, durch ein Märchen, vor allem eine Spukgeschichte, alle seine Zuhörer zu fesseln. Dabei hatte er ein feines Empfinden für das Echte im Märchenkunstwerk. Nur wenige Meister bestanden vor seinem Urteil, ja, er fand scharfe Worte, wo er Absicht und Stimmungsberechnung (wie bei Hackländer) witterte.

Seine eigenen Märchen sind nicht das Produkt eines willkürlichen Interesses. 1849 gelang ihm „Der kleine Häwelmann", zur Belustigung für seine eigenen Kinder, im nächsten Jahre „Hinzelmeier". Dann wartete er vierzehn Jahre lang vergeblich, bis plötzlich, als er schon die Hoffnung aufgegeben hatte, zum Märchen in ein näheres Verhältnis zu kommen, eine ganze Saat der schönsten Märchenmotive in ihm aufkeimte. Innerhalb von zwölf Tagen schrieb er in Heiligenstadt die „Regentrude" im Konzept und in der Reinschrift nieder. Nur zwei Märchen freilich außer diesem wurden noch fertig. Der Tod nahm ihm die geliebte Frau Konstanze; das Ereignis legte sich lähmend auf diese Lichtseite seiner Muse. Er hat später selbst in dem harten Schicksalsschlage den Grund für das Versiegen des Märchenquells gesehen. Ob mit Recht? Sicher ist, daß seine Dichtung durch den Verlust der teueren Lebensgefährtin beeinflußt wurde Waren aber für den vorzeitigen Abschluß seiner Märchentätigkeit nicht auch noch andere Ursachen wirksam?

Storm klagt im Vorwort zu seinen Märchen (Sämtliche Werke, Band 2. Verlag von George Westermann, Braunschweig): „Das Märchen hat seinen Kredit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das Wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wuste." Möricke rät gemütlich lächelnd einem kritischen Freunde:

Die Märchen sind halt Nürnberger War',
Wenn der Mond nachts in die Butiken scheint.
Drum nicht so strenge, lieber Freund!
Weihnachten ist nur einmal im Jahr.

Vor beiden steht in diesen Worten das Problem der Märchendichtung unserer Zeit. Sind Märchen in unseren Tagen noch möglich zu schreiben, und welche Bedingungen müssen in dem Märchendichter und für ihn vorhanden sein?

Trotz der Menge der Verfasser und des Interesses der Leser sind die meisten Märchendichtungen der Gegenwart Fabrikware. Zwischen Volksmärchen von einst und Kunstmärchen von jetzt geht ein tiefer Riß hindurch, den zu überwinden nur auserlesenen Persönlichkeiten gelingt. Das Volksmärchen war damals, als es entstand, eine ernste Dichtung, die Form aller Dichtung, für den Naturmenschen mit seiner einfachen Kultur der Ausdruck seiner Weltanschauung, ein Ausdruck seiner Gedanken, seiner Sehnsucht, seiner Wünsche. Dichter und Kunstwerk waren eine Einheit, die uns als das Ideal aller echten Kunst erscheint. Aus der Anschauung heraus, aus seinen sinnlichen Empfindungen schuf der Dichter dieser Urperiode. Daher stammt die wunderbare Plastik der geschauten Bilder, die Harmonie zwischen Inhalt und Darstellung. Waren die Kunstmittel auch einfach, so war ihre Kraft um so größer. Das Märchenbuch der Brüder Grimm, die selbst vom Geiste dieser Urdichter beseelt waren, gehört deshalb zu den klassischen, unvergänglichen Werken unserer Literatur.

Für den Dichter der Gegenwart ist vom umfassenden Wesen des Märchens wenig übrig geblieben: ein Spiel der Phantasie, eine einfache Form der Dichtung aus einem Seitenraume der Kunst. Zwischen Dichter und Werk gehen die Fäden nicht mehr mit Naturnotwendigkeit herüber und hinüber. Der Kulturmensch ist über die Kunst einer grauen Vorzeit weit hinausgewachsen. Welten trennen ihn von der Sphäre des einfachen Märchens. Sein Geistesleben ist umfassender, komplizierter, feinstimmiger geworden. Nicht mehr mit der elementaren Wucht des einfachen Charakters drängen ihn seine künstlerischen Interessen zum Märchen, sondern er muß eine glückliche Stunde abwarten, in der er Kind unter Kindern ist. Für ihn ist das Märchen bewußt das, was es vor Zeiten oder in primitiven Verhältnissen naturnotwendig war: naive Phantastik.

Es scheint, als habe unsere Welt nicht immer diesen Wesensbegriff klar vor Augen gehabt, als habe die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Märchendichtung den natürlichen Charakter der praktischen Betätigung vergessen lassen. In der künstlerischen Natur des Märchens liegt für den schaffenden Künstler der Neuzeit eine große Klippe, und diese Gefahr wird den meisten verhängnisvoll. Die Erzähler suchen das Naive durch die Mittel des Volksmärchens zu erzwingen. In der Regel wirken diese Mittel aber, so benutzt, wie abgegriffene Münzen. Die Riesen und Zwerge und Elfen und Kobolde können ihre Absicht nicht verleugnen und uns nicht erwärmen und froh machen. Will aber der Dichter die naive Stimmung durch andere Mittel herbeiziehen, dann mißglückt ihm die

Darstellung oft erst recht. Der Kunstmärchendichter geht haarscharf an der Grenze von Raffinement, Harmlosigkeit, läppischem Getändel entlang. Ohne Zweifel hat Andersen, der erfolgreichste Märchenerzähler des neunzehnten Jahrhunderts, die Grenze nicht immer scharf gesehen, sondern oft überschritten. Storm hat recht, wenn er über ihn urteilt: „Der Eindruck, den ich von Andersens Märchen behalten, ist der, daß seine Naivität im wesentlichen recht bewußt ist, als wenn jemand der Jugend in niedlicher Herablassung erzählt". Trotzdem schätzt er ihn: „Dessenungeachtet ist viel Hübsches darin." (Storm an Kuh, Stillfreitag 1875. Westermanns Monatshefte 67. Band.)

Storm selbst hat im „Hinzelmeier" eine „phantastisch-allegorische Dichtung geschrieben, wobei der Dichter nicht mit vollem Glauben seine Geschichte erzählt, sondern halb reflektierend daneben steht". (Storm an Kuh, 22. Dezember 1872. Ebenda.) Ich habe eben den „Hinzelmeier", der voll von Märchenschönheiten ist, den Märchen zugezählt, Storm aber spricht der Erzählung den reinen Märchencharakter ab. In einem Briefe an Eggers läßt er sich darüber näher aus: „Es ist gewiß ein Vorzug auch eines Märchens, wenn demselben ein bestimmter Gedanke und zwar ein solcher, dessen Gültigkeit über die in casu dargestellten facta hinausgeht, eine Idee, wie man zu sagen pflegt, zugrunde liegt, wie z. B. in dem Märchen vom Fischer und sine Fru, die im Pispott wohnen; ein Fehler, ein quantitativer Abfall vom Poetischen aber und mit ersterem nicht zu verwechseln (es ist eben ein Fehler in der Ausführung) ist es, wenn man einen Begriff, der poëtice immer nur szenisch dargestellt werden darf, durch eine Sache darstellen will, wie dies in meiner Geschichte durch die Rose und die Brille (und Rüben) geschehen. Daß jeder ohne weiteres veranlaßt wird, hinter diesen Dingen noch etwas anderes, als was sie sich geben, zu suchen, schwächt offenbar den poetischen Eindruck; denn es verkümmert das Interesse an dem unmittelbar Dargestellten. Dies zugegeben glaube ich allerdings die Sache ziemlich befleischt und einzelne Szenen, z. B. die auf dem Boden, in der Küche, die zwischen Kaspar und Hinzelmeier, den letzten Schlaf des Helden, in Blut und Leben dargestellt und namentlich im Kapitel ‚Krahirius' das Frühlingswerden bis zur ‚sinnlichen Mitempfindung' herausgekriegt zu haben." (Brief an Friedrich Eggers vom 16. Januar 1856. Berlin, Karl Curtius. 1911.) Der „Hinzelmeier" ist zu „nachdenklich". Das Geheimnis des Märchens liegt eben darin, daß der Dichter seinen reichen Anschauungskreis vergessen kann, daß er alles abzulegen imstande ist, was an seinen überlegeneren Verstand erinnert; er muß im Reiche des Wunderbaren zu Hause sein und aus dieser Welt frisch und fröhlich gestalten können, ohne den Stoff durch Reflexion abzuschwächen, ohne einen Zweck zu bedenken, ohne nach dem Leser oder Zuhörer zu fragen.

Hat nun Storm vom Borne der echten Märchendichtung getrunken?

Storm hat sich über keine andere Seite seines Wesens und seiner Dichtung bestimmter und interessierter ausgesprochen als über seine Märchen. Wir sehen

sie in seinen Briefen entstehen — nicht wachsen. Sie kamen urplötzlich, so daß er sich erst Rechenschaft geben konnte, als sie fertig für den Druck vor ihm lagen. Schon die Schneewittchenszene tauchte in seiner Bräutigamszeit 1844 blitzartig in ihm auf. Auch „Häwelmann", von Storm selbst ein Einfall genannt, ist aus einem Augenblicksbilde hervorgegangen. Storm saß am Abend am Bettchen seines Ältesten voller Vaterfreude:

Mein Häwelmann, mein Bursche klein,
Du bist des Hauses Sonnenschein,
Die Vögel singen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen.

(Sämtl. Werke, Bd. 8. S. 217.)

Aber die Augen des strampelnden Häwelmanns wollten sich nicht schließen. Mehr sollte der Vater erzählen, immer mehr, bis sich der Kleine plötzlich im Meere fand, in das ihn der Vater mit seinem „Mehr, mehr!" hatte hineinfahren lassen und aus dem er ihn nun herausholen mußte.

Die Stoffe der drei Hauptmärchen („Hinzelmeier" scheiden wir aus dem schon erwähnten Grunde aus) flogen dem Dichter 1863 zu. Zum Weihnachtsfeste dieses Jahres, des letzten in Heiligenstadt, hatte Storm seinen Kindern neben anderen Büchern (auch Hauffs Märchen) Hackländers Märchen gekauft, über die er urteilte: „Sie sind freilich schludrig gearbeitet, zum Teil aus Volksmärchen zusammengeflickt, aber es ist Stimmung darin." In den Weihnachtstagen las er den „Zauberkrug" vor. Und da mit einem Male standen sie vor ihm, Stoffe, die er lange gesucht und die nun ungesucht bei ihm anklopften. Und woher stammten sie? Nicht aus einem der literarischen Vorbilder. Hackländers Patenschaft hat nur den Anstoß gegeben, daß sich das schwebende Interesse Storms verdichtete. Über die „Regentrude" weiß er nichts zu berichten, als daß sie die Reihe einleitete und daß sie im Zusammenhange stand mit dem „Sinn und Geist der germanischen Mythologie". Wir aber wissen, daß sie der Ausfluß seiner Naturfreude war. Der Mann, der in so innigem Zusammenhange mit Natur und Heimat stand und nicht müde ward, in ihren Stimmungszauber immer und immer wieder hinabzutauchen, der mußte die Geister und geheimnisvollen Kräfte dieser Welt kennen und konnte ihnen näher ins Auge schauen. „Bulemanns Haus" ging auf ein Bilderbuch mit Schiefertafelbildern zurück, das 1851 in die Familie gekommen war. Die Blätter des Buches machten den Eindruck von Schiefertafeln, auf die Bilder mit dem Griffel gemalt waren. Unter den Bildern waren alte Volksreime und Kinderlieder zu lesen, darunter der Vers: „In Bulemanns Haus, in Bulemanns Haus, da gucken die Mäuse zum Fenster heraus." Im „Spiegel des Cyprianus" spielt bei dem Gespräch des Oberst Hager mit dem Kuno, ehe er ihn tötet, die Volksballade von der Gräfin von Orlamünde hinein, aus der auch der Name „Hager" benutzt ist. Im übrigen kristallisierte sich dieses Märchen um einen Vorgang, der zwölf Jahre zurücklag. Storm sah damals eines seiner Kinder sich in

einer dunkelbraunen polierten Kommode spiegeln, und das machte einen seltsamen Eindruck auf ihn.

Aus unmittelbarem geistigen Schauen also wuchsen die Märchen. Ein starkes inneres Gefühl trieb Storm zum Märchen, und seine ganze Natur kam diesem Gefühl entgegen. Wir sehen an anderer Stelle Storms Vorliebe zur romantischen Denk- und Anschauungsweise, seine Spuk- und Gespensterfreude, den Zusammenhang seines Innern mit den geistesfrischen Mächten des Lebens, der Natur, der Familie, dem Kindesleben, der Tradition, die Sinnlichkeit seines Wesens, die Unmittelbarkeit seiner Kunst, und alles dies, was Storm selbst so schön im großen Bekenntnisse an Kuh (Brief vom 13. und 21. August 1873) berührt, wird gemeinsam der Nährboden des Märchens. Der Dichter gehört zu den Persönlichkeiten, die Schiller als naiv bezeichnet. Seine Märchen sind das Werk eines Künstlers, der nicht zu tasten braucht und nicht grübeln muß nach Situationen, um Fleisch zu seinen Gedanken zu finden, eines Mannes, dem die Phantasie und das künstlerische Auge Führer sind und der im nüchternen Alltagsleben nach Wunder sieht.

Dazu besitzt er die feine Hand, diese Wunder, auch im Märchenreiche, zu formen. Er ist Meister seiner Motive. Das beweist der Ton, in dem seine Märchen geschrieben sind, neben den stofflichen Elementen das zweite Wesensmerkmal. „Ich glaube", urteilt er selbst gegen Kuh (22. Dezember 1872), „bei diesen Märchen meine Freiheit im Stil und Vortrag bewiesen zu haben; wie ich in der Vorrede der drei Märchen sagte, trägt der Cyprianus den vornehmeren Ton der Sage, während Bulemann auch eine seltsame Historie genannt werden könnte." Begeistert stimmten ihm die Freunde zu. Es gibt mehr als eine Stimme, die seine Märchenerzählungen zu seinen hervorragendsten Schöpfungen rechnen. Kuh antwortete ihm auf den Brief vom 22. Dezember 1872: „Die einzigen echt poetischen Märchen, die mir von Kunstdichtern bekannt geworden, sind Tiecks ‚Blonder Eckbert', ‚Liebeszauber', ‚Runenberg', Ihre ‚Regentrude' und der ‚Spiegel des Cyprianus'. Gegen Tieck haben Sie in dieser Form eine unbefangene Heiterkeit voraus . . . Vom Baum der Erkenntnis haben Sie wie Tieck gegessen. Meisterhaft ist in der ‚Regentrude' die Hitze anschaulich gemacht und hier auf die Regenszenerie gemalt." Man muß leuchtende Kinderaugen beim Vorlesen des „Hawelmann" gesehen haben und ist davon überzeugt, daß Storms Märchen wunderschön sind.

Storms Märchendichtung nimmt einen Ehrenplatz in der Märchenliteratur ein. Ihr Schöpfer kann mit Befriedigung von ihr sagen: „Ich lege einigen Wert auf diese Märchen, da nach meiner Ansicht das Märchen als poetische Kunstform in unserer Literatur äußerst schwach vertreten ist und überdies die drei Sachen so recht aus dem Vollen geschrieben sind; sie entsprangen alle drei fast zugleich in meiner Phantasie." (An Kuh 22. Dezember 1872.) Und im nächsten Briefe (24. Februar 1873), nachdem Kuh von einer stark entwickelten Symbolik in ihnen gesprochen hatte, schreibt er: „In puncto meiner Märchen

versichere ich Sie, daß ich nicht den leisesten Gedanken an ein Symbolisieren bei der Abfassung gehabt habe, ich habe an nichts dabei gedacht, als an Fixierung der Welt, die da vor mir aufstieg." Und an anderer Stelle sagt er: „Es ist kein einziges verbrauchtes Motiv darin, wenigstens in den drei ersten ist alles rein aus meiner Phantasie herausgewachsen." Es schmerzte ihn, wenn gerade diese seine Werke schief beurteilt und mit einem Maßstabe gemessen wurden, der ihnen nicht zukam. Dann schwieg er auch nicht, und einem solchen Umstande verdanken wir eine interessante Gesamtauslassung über seine Märchen. An Brinckmann schrieb er, als dieser eine einseitige Kritik der „Regentrude" veröffentlicht hatte: „Hör einmal, mit der Märchenkritik hast du mich wirklich geärgert. Wenn dir diese drei sämtlich aus unmittelbarster, naiver und hingebendster Anschauung entstandenen Dichtungen nicht die reinste Freude gemacht haben, so gebe ich es auf, noch etwas zu schreiben, was du für poetisch berechtigt halten könntest. Sie sind nicht allein das Beste, was ich geschrieben habe, sondern ungefähr das Beste, was in dieser Art in deutscher Zunge existiert. ‚Die Regentrude', dieses von Naturgefühl bis zur sinnlichen Empfindung getränkte und, wie Pietsch schrieb, von der holdseligsten Phantasie belebte Märchen ist von Männern, Weibern, Kindern, wer es gelesen, mit Entzücken gelesen, wenigstens so weit bis jetzt meine Erfahrung reicht. Wenn ein Einwand berechtigt, so wäre es vielleicht der, daß der Feuermann nicht so lebendig geworden wie die Trude. Auch das spricht wohl für meine Dichtung, das ich ganz instinktiv im Sinn und Geist der germanischen Mythologie geschrieben. Das in sich vollendetste ist wohl ‚Bulemanns Haus'. ‚Der Spiegel des Cyprianus' (ein jungfräulicher Hauch liegt auf diesem Spiegel des Cyprianus) ist mir das liebste, auch Constanze liebte diese Dichtung sehr. Jedes dieser drei Märchen hat den Ton, der aus dem Stoff erwächst. So wie in ‚Bulemanns Haus', wiederum so wie im ‚Spiegel des Cyprianus' habe ich noch nie geschrieben, und doch hätte niemand als Theodor Storm der Verfasser dieser Sachen sein können."

Hoch, sehr hoch müssen wir die Märchen Storms stellen. Aber trotz ihrer Vollendung dürfen wir in ihnen die Züge nicht übersehen, die den Märchenversuchen Storms ein Gepräge besonderer Art geben.

In der „Regentrude" führt uns Storm in plastischer Weise die Dürre des regenlosen Sommers und das Wiederaufblühen der verschmachteten Natur vor Augen. Eine wundervolle Naturschilderung ist das; aber es ist ein Kunstmittel, das dem innersten Wesen des Märchens aller Zeiten widerspricht, das deshalb keiner Steigerung fähig ist. Das Märchen will als naive Phantastik Tatsachen. Ein ausruhendes Verweilen beim Zuständlichen in der Natur verträgt sich mit dieser Wesensart nicht. Dem Volksmärchen ist es darum ganz fremd. Das Kunstmärchen, das die Märchenwelt unserer Zeit und unserer Märchenerzähler widerspiegelt, kann sich auf ihm aufbauen, wenn es in so formsicherer Weise geschieht wie in der „Regentrude". Doch ist dem Mittel eine enge Grenze gezogen. Das Märchen wird bei zu weit ausgeholter Stimmungsmalerei arm.

Gelangweilt wendet sich der Leser von ihm. Storm wußte Maß zu halten. Es ist bezeichnend, daß er als der feinsinnige Märchenkenner nicht die „Regentrude" als seinen Liebling bezeichnet, sondern den „Spiegel des Cyprianus", das Märchen, das dem Volksmärchen am nächsten kommt, weil in ihm Schilderung und Naturbild als Zweck fehlen.

Auf dem Naturbilde beruht in allen Werken Storms der Zauber seiner Persönlichkeit. Er weiß das Bild in einer Form zu geben, die das Zuständliche in reine Kunst auflöst. Wir nennen diese nicht wiederzugebende Seite seiner Poesie ihren Stimmungsgehalt. Sie ist bei Storm so intensiv, vor allem in seinen früheren Erzählungen, daß sie ihre Wirkung auf sinnige Gemüter nie verfehlt. Sie gibt seiner Dichtung den charakteristischen Ton. Storm schildert nicht nur das dürre Feld und die dürre Wiese in der „Regentrude"; Menschenleben, Naturszenerie, Verzagtheit, bange Erwartung, Hoffnungsseligkeit und seliges Glücksgefühl in der Erfüllung aller Wünsche geben zusammen ein Gemälde, über dem Schwüle und befreiendes Aufatmen von tiefem Drucke ruhen. In gleicher Vollendung ist das unheimliche Grauen der Umgebung des Herrn Bulemann gelungen, das noch am Hause in ungewisser Erinnerung hängt, lange danach, als die Zeit Bulemanns nach menschlichem Maße in die Vergangenheit versunken war.

Die Vergangenheit und die Erinnerung daran! Das ist ein anderer Zauber, der unlöslich mit Storms Schaffen verknüpft ist. Auch er ist in die Märchen übergegangen. Lebt Bulemann noch? Der Nachtwächter will ihn einmal in mondheller Nacht gesehen haben. Ein übermütiger Bursche hat einst den Türklopfer angeschlagen und das Springen großer Tiere gehört. Man weiß nichts Gewisses. Nur der Dichter ahnt alles. Ein alter Organist draußen in der Vorstadt, der nun auch schon längst tot ist, hat davon erzählt. Im „Spiegel des Cyprianus" taucht die Geschichte des unheilvollen und doch segenbringenden Spiegels in der Erzählung der alten Kammerfrau aus der Familiengeschichte des Schloßgeschlechtes auf, Erinnerungen auch in der gütigen Schloßfrau weckend und dadurch erst das volle Verständnis alles Geschehens erschließend.

Und nun noch die Form: Storm begnügt sich nicht damit, die Märchen zu erzählen. Allen dreien, „Regentrude", „Bulemanns Haus" und „Spiegel des Cyprianus", gibt er eine Einkleidung mit stark realistischen Zügen, vor allem der „Regentrude." Das Märchen steckt hier in einer vollständig ausgeführten Dorfgeschichte. In „Bulemanns Haus" ist der Kern das Bild eines Geizhalses inmitten seiner nicht auf ehrliche Weise erworbenen Schätze, der seine Schwester mit ihrem kranken Kinde roh von sich stößt. „Der Spiegel des Cyprianus" erzählt vom gütigen Walten der zweiten Frau des Schloßherrn, die durch ihre Liebe den todkranken Stiefsohn gesund pflegt. Selbstverständlich kann dem Dichter kein Vorwurf um dieser Züge selbst willen gemacht werden. Aber er unterläßt es — außer in „Bulemanns Haus", von Storm darum das in sich vollendetste genannt —, die Märchenwelt mit der Wirklichkeit unlöslich

zu verkitten. Die beiden Reihen gehen nebeneinander her, nicht ineinander über wie bei Tieck. Immer findet Storm den Anſchluß an die Wirklichkeit wieder. Das iſt das Ergebnis ſeiner Wirklichkeitstreue.

Nur ein Märchen iſt ganz frei von mitſchwingenden Momenten: der Einfall „Der kleine Häwelmann", das deshalb auch das beſte Kindermärchen der Schöpfungen Storms iſt.

Naturſchilderung, Stimmungsgehalt, Erinnerungszauber, novellenhafter Einſchlag, das ſind Züge grundſätzlicher Art in Storms Märchen. Sie wurzeln in ſeiner Perſönlichkeit, die die moderne Kultur in ſich aufgenommen hat, ſind alſo Kennzeichen des Kulturpoeten. Sie ſtempeln die Märchen zu Stormſchen Dichtungen. In keiner Weiſe beeinträchtigen ſie den Wert der vollendeten, eher heben ſie ihn, aber ſie zeigen die Grenze der Märchenkunſt Storms. „Niemand als Theodor Storm hätte der Verfaſſer dieſer Sachen ſein können", das Wort, das auf den erſten Blick überraſcht, iſt der Schlüſſel zur letzten Beurteilung des Märchendichters Storm.

Wäre es Storm möglich geweſen, tiefer in das Märchenland hineinzuſteigen? Das iſt eine müßige Frage. Storm war Märchendichter, aber Kulturperſönlichkeit, naiv in ſeiner künſtleriſchen Ausdrucksform, aber ſentimental in ſeiner Denk- und Gefühlsweiſe. Die Miſchung dieſer beiden Naturen ſchuf die Eigenart ſeiner Kunſt. Sie erklärt auch, warum er zum Märchen kommen mußte. „Trotz dieſer politiſchen Zeit" — die drei Hauptmärchen entſtanden 1864/65 —, „vielleicht gerade durch ſie, weil ſie ihr Gegengewicht verlangte, ward mir in dieſer Zeit, was ich mir ſeit zwanzig Jahren vergebens gewünſcht hatte, die Fähigkeit und der faſt dämoniſche Drang zur Märchendichtung." Und ſie läßt verſtehen, weshalb er ſich weiſe mit ſeiner Ausbeute begnügte.

Deutſche Leute auf braſiliſcher Scholle

Von Dr. Alfred Funke-Halle a. S.

Klirrend und polternd hält der Zug auf der einſamen Station des braſiliſchen Kamps. Braune Leute, ſonnenverbrannt und wetterhart, den breiten Filz über den dunklen Augen, ſchwere Sporen an den Hacken, im Otterfellgurt Meſſer und Piſtole, am Sattelknopf den gerollten Laſſo, warten auf uns. In der elenden Kneipe an der Halteſtelle wird der Imbiß genommen. Mit uns ſitzen Grundbeſitzer, Pflanzer, Kaufleute und Koloniſten am Tiſch und eſſen ſchwarze Bohnen, das Nationalgericht. Deutſch verſteht jeder dritte Mann. Unſere braunen Geleitsleute bringen die Reittiere, und in ſcharfem Trabe geht es über die Grasebene, die ſich in unendliche Fernen dehnt. Es iſt Vorſommer. Rotblühende Verbenen und Marienkraut lugen aus dem friſchen Grün; aus kleinen Lachen, von Binſen und

Röhricht gesäumt, fährt der Kiebitz mit gellendem Schrei. Das Rebhuhn surrt in kurzen Stößen, auf dem Pfahl der Viehweide hockt der kleine Stoßfalke mit blanken Lichtern, hoch im Ätherblau kreisen majestätisch die Geier. Vieh weidet in Trupps, Gebüsch ragt in Inseln aus dem Grasmeer. Wenn der Minuano im Winter pfeift und der Pampero eisigkalte Regenfluten peitscht, schlüpfen Stier und Hengst, die nie einen Stall sehen, in den schützenden Busch. In sengender Sonnenglut, wenn die Luft zitternd stillsteht, streckt der Reisende in seinem Schatten die matten Glieder, verfolgt mit müdem Blick die Wasserspinnen, Libellen und langbeinigen Käfer, die über den blanken Spiegel des kleinen Tümpels gleiten, horcht auf das Zirpen der Grillen und wehrt den lästigen Brummern. Eine feierliche Stille liegt über der Öde, in unendlicher Ferne ragen die dunstumlagerten Grate der Serra; alles schweigt, der große Pan schläft. Hinter dem Menschen versinkt die Kultur, und die Einsamkeit zaubert alte Bilder herauf. Braune Menschen jagten mit Lasso und Bolas über die Pampa, hoben die Speere zum tötlichen Stoß, von gespannter Sehne federte ihr Pfeil. Sie wichen wutschäumend zurück vor den Männern in Erz, die von Morgen kamen, Gier in den Blicken, blutige Klingen in der Faust, gelbes Gold und blankes Silber heischend, ohne Gnade, ohne Erbarmen. Und einer im härenen Gewande, geschoren und barhäuptig, hielt den Gefangenen zwei gekreuzte Holzstücke vor und sprach fremde Zaubersprüche, goß ihnen Wasser auf das blauschwarze Straffhaar, und die Klinge der Feinde sauste auf den braunen Schädel. Die anderen aber, die entkamen, fanden auf ihren Waldpfaden bunte Kleider, kostbare Dinge, wie sie die Weißen tragen, hüllten die nackten Glieder darein und kamen prahlend zu ihrem Stamm. Aber das höllische Feuer versengte sie im Prachtkleide und sprang auf die anderen im Stammesrat. Die Blattern fraßen, was das Schwert verschonte. „Auge um Auge!" wo Roter und Weißer sich sehen, bald Wild, bald Jäger!

Das Bild zerrinnt! Kein Roter sprengt mehr über den Kamp. Nur der Gaucho jagt in sausendem Galopp hinter dem Vieh, umkreist es wie ein wachsamer Hund, treibt es zu den Schlachthäusern der Städte, vertut da seine Silbertaler und kehrt heim auf den Kamp, wo er König ist. Carreteiros lagern mittags in der Einöde. Blau steigt der Rauch ihrer Feuer; ledig des schweren Joches grasen die Ochsen, die lange Lenkstange mit spitzem Stachel lehnt an den plumpen Karren, die Frachten zu den Stationen der Bahn schaffen, Tabak, Schmalz, Bohnen, Mais aus deutschen Bauernhöfen des Waldgebirges, dessen dunkle Höhen aus weiter Ferne grüßen, Häute und Dörrfleisch von den Fazendas brasilischer Viehzüchter, die den Pflug nicht kennen. Ein schwarzes Kreuz streckt die Balken am Wege, der Töpfervogel bessert sein Nest darauf, ein Mensch fiel dort heimlicher Rache oder schleichendem Mord. Viehgerippe bleicht am Pfade. Termiten wölben ihre Hügel, ärgerlich den eisernen Fuß der Telegraphenstangen meidend. In der Ferne leuchtet die weiße Front einer Fazenda, eines Herrensitzes, wo die Erben großer Herden und ungeheurer Weideflächen ein patriarchalisches Leben führen. Oder ein Rancho mit niedrigen Lehmwänden und grobem Grasdach hinter einer Hecke von Ananas und Aloe liegt mitten in der Stille, die den Menschen einsilbig macht und den Unstäten zur Rast lädt. Aimé Bonpland, Humboldts Begleiter, verstand ihren Ruf, als er wie ein Caboclo im einsamen Rancho auf dem Riograndenser Kamp blieb, der Ehren und Lorbeeren Frank-

reichs lachend. Hier fand er, was er vergeblich gesucht: das Genügen an sich selbst.

Im Gedächtnis der Kampleute aber lebt die Erinnerung an die Reduktionen der Jesuiten fort, die einst im heutigen Paraguay, der argentinischen Provinz Misiones und im brasilischen Rio Grande eine Kultur unter den Indios schufen, die in ihren Trümmern noch heute das Staunen der Reisenden weckt. Sie sammelten die von spanischen und portugiesischen Sklavenjägern gehetzten Wilden in ihren Freistätten, die kein Weißer betreten durfte. Aus den braunen Leuten machten sie Hirten und Ackerleute, Handwerker und Soldaten. Auf ihren Feldern reiften goldene Ernten, in prangenden Gärten grünten Orangen und Zitronen, Weinreben füllten die knarrende Kelter, Bananen und Granaten säumten die Beete, die Baumwolle, die heute in jenen Breiten unbekannt ist, wurde von ihnen gepflanzt. Die Spindeln der Weiber tanzten, die Webstühle klappten, Hunderttausende von Ellen Zeug gingen auf die Märkte. Blanke Silbertaler und Goldunzen kamen zurück. Ohne Lohn arbeiteten die braunen Untertanen, zufrieden mit Dach und täglichem Brot. Heute ragen mitten auf der Öde verwilderte Orangenhaine, und aus Ranken und Busch lugen riesige Quadern, schöne Kapitelle, geschwungene Fensterbogen, die Säulen der Portale und des hohen Chors — alles von den Händen der Braunen gemeißelt. Braune Bildschnitzer schufen Chorgestühl und Heilige, auf reichen Altären brannten die Kerzen in goldenen Leuchtern, aus goldenem Kelch trank der „Vater", dem Tausende gehorchten, den Meßwein, die ehernen Glocken dröhnten über Land und Strom, und alles, Bild, Leuchter, Kelch und Glocke, war von Indios hergestellt. Ja, sie fertigten auch Kanonen und Gewehre, Säbel und Partisanen, und eine wohlgeübte Truppe wußte die Waffen zu führen.

Heute sind die Dächer der stolzen Bauten zerfallen, keine Glocke ruft vom zerbröckelnden Turm, Geier hocken auf geborstenen Mauern. Wo der Hochaltar prangte, breitet ein wilder Feigenbaum sein Schirmdach, aus den Fugen der Wände sprießen grüne Bäume und Gestrüpp, Wurzeln umklammern die Knäufe gestürzter Säulen, und Ranken kriechen über zertrümmertes Bildwerk. Eidechsen sonnen sich, wo einst der Meißel klang und die Esse fauchte, wo fleißige Schmiede das Gitterwerk der Portale fügten, dessen Reste noch in rostigen Angeln hängen — eine versunkene Kultur grüßt uns mit wehem Lächeln.

Das war der erste Versuch, blühende Siedlungen in der Einsamkeit zu schaffen; die Habgier der Könige Kastiliens und Lusitaniens zerstörte sie.

Wieder rief ein Gekrönter fleißige Menschen ins Land, in dem sonst nur der Neger wie ein Vieh auf die Märkte für die Pflanzer kam. Einen freien Mittelstand wollte Dom Pedro der Erste schaffen, als er seine Domäne am Rio dos Sinos in Kolonieloſe teilte und deutsche Siedler werben ließ. Das war 1824, als die erste Kolonie S. Leopoldo erstand. Jahr um Jahr kamen neue Kolonisten. Von S. Leopoldo aus dehnten sich ihre Straßen, mit Gehöften besetzt, in die Seitentäler, die „Schneizen" entstanden. Was der Kaiser nicht vollendete, tat die Provinz Rio Grande do Sul: Santa Cruz, Mont' Alverne, Teutonia, Germania, die Kolonien am Cahy, Taquary, Rio Pardinho blühten auf. In Santa Catharina legte Dr. Blumenau den Grund zu weitzielender Arbeit, in Parana steckte man deutsche Bezirke ab, nicht zu gedenken der Kolonien, die dicht bei Rio gegründet

wurden — Petropolis und Neu-Freiburg — und der Bauerschaften in Espirito Santo. Was die beiden Kaiser schufen, durfte in den Augen der Republik natürlich nichts taugen. Flugs mengte man auf den neuen Kolonien alle Nationen Europas durcheinander, Polen und Italiener wurden zwischen die Deutschen gemischt, um alle zum Gebrauch der Landessprache zu zwingen. Und keine dieser politischen Mißgeburten ist gediehen. Nur wo Deutsche, Italiener oder Polen in geschlossenen Bezirken für sich sitzen, blüht das Leben. Der Kaffeestaat S. Paulo sucht ganz neuerdings unter dem Deckmantel der wirtschaftlichen Propaganda in Europa Ansiedler zu werben, die in Wahrheit nur Fronarbeiter der Kaffeebarone werden sollen. Unbegreiflich ist es, daß unsere Regierungen nicht gleich hinter das saubere Spiel dieser „Missionen" kamen, von denen auch in Berlin eine für die Kaffeeleute von S. Paulo tätig war. Aber Brasilien ist ein moderner Staat. Es stellt seine Offiziere in unsere Regimenter und holt deutsche Instruktoren, nachdem man nämlich in Frankreich, dessen Kammerpräsidenten Paul Doumer man für schweres Honorar nach Brasilien kommen ließ, nicht die Gegenliebe fand, auf die man in der Republik hoffte. So kam Marschall Hermes da Fonseca nach Berlin und versuchte es mit den Deutschen, die man sonst in Brasilien als eine Horde Barbaren mit guten Hinterladern und Kruppgeschützen und Schulmeistern betrachtet.

Brasilien ist ein moderner Staat, ohne Zweifel! Es hat seine Dreadnoughts, die ihre Gefährlichkeit für die Leute von Rio de Janeiro noch vor nicht langer Zeit bewiesen; es hatte 1900 seine Ausstellung, die nach dem Beispiele von St. Louis und Chicago das übliche Defizit lieferte; es hat die modernen Bauten der Avenida Central und der Avenida Beira-Mar, dazu den Monroepalast, der abends seine Lichtgarben über Rio strahlen läßt; es hat die Überschüsse seiner Kaffeefinanzen in den Bauten des Herrn Rodrigues Alves angelegt, und die Volksschule im Lande ist trotz alles Lobgetöns auf „Ordem und Progresso — Ordnung und Fortschritt", den Wappenspruch der Republik, immer noch ein holder Traum. Schon rüstet man sich in Rio aber zu einer neuen Revolution, die vielleicht den lange drohenden Zerfall des unnatürlichen Staatsgebildes bringt, das seit der Entthronung des zweiten Kaisers die schweren Wirren durchmachte, die in Südamerika Zweck aller Politik sind, da sie für die kundigen Thebaner die beste Gelegenheit bieten, den eigenen Beutel mit Staatsgut zu füllen. Als man diesem Lande der Kulisse, dessen Kultur sich nur auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt, nach dem Farbholz Pernambucos seinen Namen gab, beging man vorahnend eine blutige Ironie; es ist tatsächlich alles in der Politik und Kultur des Landes gefärbt, und die ungeheure Barbarei schaut überall durch. Das wichtigste Element, der gesunde Mittelstand, fehlt. Der kleinen Schar der Reichen und Mächtigen steht die ungeheure Masse der Farbigen entgegen, die ohne Halm, Ar und Sorge um den kommenden Tag in der lieben Sonne lungern und leicht finden, was der Augenblick verlangt. Das Negerblut in den Adern der Nation erschlafft die Tatkraft, und dieser Bestandteil, das farbige Proletariat seit der Sklavenbefreiung, wird stets Brasilien minderwertiger im Kampfe um die Vorherrschaft in Südamerika machen als Argentinien und Chile. Die Schaffung eines gesunden Mittelstandes als Grundlage einer vernünftigen Wirtschaft war das Ziel der Kaiser, als sie europäische Kolonisten ins Land riefen. Die Republik hat das angefangene gute Werk in lächerlicher Eifersucht auf alle Fremden verkommen lassen. Sie baute in

katonischer Einfachheit die millionenteuren Prunkstraßen in Rio, ließ durch ihre „Propagandamissionen" in Europa Millionen und aber Millionen ganz nutzlos verpulvern, und heute noch liegen die ungeheuren Landstrecken brach, auf denen bei vernünftiger Politik Millionen Menschen Arbeit und Nahrung finden könnten. Die Siedlungsarbeit des Kaiserreichs ist an der notorischen Unfähigkeit der demokratischen Parteikaziken gescheitert. Wie ein Rest schöner Träume ragen die deutschen Bauernstraßen, die Pikaden, in unsere Tage. Auch bei uns, wo alles wie fasziniert auf Afrika schaut, wird man es einst bedauern, daß man den Grundstock der deutschen Siedlung in Südbrasilien nicht planmäßig zum Ausbau benutzt hat, nämlich dann, wenn die Yankees dem deutschen Handel in Südamerika die Tür vor der Nase zumachen werden. Dann werden Diplomaten und Militärs nachholen müssen, was sich durch eine friedliche Lenkung unserer Auswanderung in ein gesundes und fruchtbares Land leicht hätte erreichen lassen.

Brot genug gibt es im Lande, auch für den, der nicht graben mag. Die Natur hat kaum ein Land der Welt reicher gemacht als Brasilien. Kein Wunder, wenn die fleißigen Tagelöhner aus Pommern, die arbeitgewohnten Leute vom Hunsrück, die westfälischen Jungen, die am Pflug und der Hacke Schwielen bekommen, auf den Kolonien im Tale des Rio dos Sinos, wohin Dom Pedro der Erste sie gerufen hatte, gefüllte Scheuern und blanke Unzen erzielten. Nicht alle waren mit sauberen Händen ins Land gekommen. Die Agenten des Kaisers brachten auch Kettensträflinge aus Dreibergen und Genossen des Schinderhannes ins wilde Land, manches deutsche Zuchthaus ließ seine Gäste über den Ozean ziehen. Tief in der Einsamkeit, in gemeinsamer Gefahr vor den schweifenden Wilden und in harter Arbeit, um aus wildem Wald urbares Land zu schaffen, wandelten sich böse Gesellen in tüchtige Kerle, die in Sonnenbrand und Wetter ihren Mann standen. Der Besitz eigener Scholle wirkte Wunder für den bürgerlichen Gemeinsinn. Aber mit Brot allein ist der Deutsche draußen nicht abgespeist. Ihm sitzt das Bedürfnis nach religiöser Betätigung tief im Blut, und wunderliche Spekulationen wuchern in seinem Schädel, wo es ihm an der gewohnten Leitung fehlt. Daran wurde ich erinnert, als ich zum ersten Male durch die deutsche Bauerschaft Leonerhof, von den Brasiliern Sapyranga genannt, ritt. Ein Jahr nach dem deutsch-französischen Kriege führten deutsche Bauern hier das Schauerspiel der Münsterschen Wiedertäufer auf in einer Wiedergabe, die an die blutrünstigsten Hintertreppenromane erinnert.

Der Aberglaube spielt in allen Kreisen eine gewaltige Rolle. Jeder Brasilier ist abergläubisch, nicht nur der farbige Mob. Auch unsere Landsleute haben sich ein hübsches Teil gerettet. Wenn die braunen Söhne des Kamps und der Serra an den „Lobishomem", den Werwolf, glauben und einander am Rastfeuer die wildesten Geschichten erzählen, so ist das kein Wunder. Der Naturmensch sieht überall unheimlichen Spuk. Aber ich habe vergeblich einem deutschen Kolonisten klarzumachen gesucht, daß sein Nachbar nicht um Mitternacht als Werwolf mit lechzender Zunge spuken gehe, sondern froh sei, wenn er die müden Glieder unter dem prallgestopften Federbett, das der Pommer auch unter 30 Grad Süd nicht missen will, strecken könne. Ich wurde mit hartnäckigem, aber überlegenem Schweigen abgetan, und der Verdächtigte verkaufte Haus und Land und wanderte in eine andere Kolonie, um der ewigen Anfeindungen ledig zu werden. Daß es kluge

Leute gibt, die durch Besprechung manche Gebresten des Leibes zu heilen vorgeben, ist keine Absonderlichkeit. Diese Zunft findet auch in deutschen Großstädten ihr Brot. Neu war für mich ein Spezialist, Herr Angelo Francisco Muniz, ein gelber Caboclo, der von seinen indianischen Ahnen noch das straffe Haar und die vorstehenden Backenknochen geerbt hatte. Der deutsche Bauer, der ihn sich verschrieben hatte, um eine Pflanzung von der Raupenplage zu befreien, war zwar etwas verlegen, als ich ihn auslachte, aber Herr Angelo wurde in Tätigkeit gesetzt. Freitags vor Sonnenaufgang stellte er sich an drei Ecken des Feldes auf, sprach die Bannformel und behauptete, das Ungeziefer müsse nun an der vierten ungebannten Ecke auswandern. Herr Angelo war ein Mann, der mit sich reden ließ, und da er in mir einen Oberkollegen von einer benachbarten Fakultät vermutete, so gab er mir sogar seinen Bannspruch, den ich der Nachwelt aufbewahrt habe. Hier ist er in der Übersetzung:

Guten Morgen, ihr Raupen!
Für jede Pflanze, die ihr zernagt und Gott nicht dafür dankt,
Seid verflucht!
Bei Sankt Peter und Sankt Paul und allen Heiligen des himmlischen Hofes
Verlaßt diesen Acker, der mir meine Speise trägt!
Die Blätter des wilden Waldes,
Sie seien euer Unterhalt!

Jede deutsche Bauerschaft ist ein Denkmal deutscher Zähigkeit, und wenn man unsere Landsleute drüben mit einem Wort charakterisieren will, so bezeichnet man sie am besten als Arbeitsfanatiker. Wald, wilder, starrer Urwald ohne Weg und Steg empfing die Ausgewanderten, einen rohen Pfad ließen die Landmesser hindurchschlagen, jede andere Anlage für den Verkehr war Sache der Kolonisten. Und heute? Frischgrüne Tabaksfelder, endlose Maisplantagen, schilfgrüne, leise wogende Zuckerrohrpflanzungen laufen an der Fahrstraße hin. Die weißen Hausfronten lugen aus dem Laub der Orangen und Pfirsiche, Araukarien breiten ihre Kronen über das deutsche Giebeldach. Der dunkle Wald an den Berghängen gibt den stimmungsvollen Hintergrund ab. Die schweren Frachtwagen rasseln auf diesen Straßen, gelenkt von wetterharten Fuhrleuten, die es mit Wind und Wetter, aber auch mit den bösen Löchern der Straßen aufnehmen, in die oft genug die Räder bis zur Nabe versinken. Sie bringen die Ernte an die Stapelplätze der Kolonie. Wohl gibt die Natur verschwenderisch der Arbeit Lohn; auf dem Urwaldboden steht der Mais in strotzender Fülle, aber nicht einen Tag darf der Bauer die Arme ruhen lassen im Kampf gegen Ameisen, Unkraut und allerlei Schädlinge. Wenn die Mittagsonne herniederprallt und die Burschen auf dem Felde die Stauden der schwarzen Bohnen ausreuten oder alt und jung in der drückenden Schwüle des Sommertages im Tabakfelde steht, so begreift man, was es heißt, im Schweiße des Angesichts das Brot essen. Wer nicht arbeitet, gilt in den Augen der Bauern als unnütze Last der Erde. Selbst der „Lehrer", der auf dem Recht seiner Ferien besteht, tut nach ihrer Ansicht unrecht; haben sie selbst vielleicht je Ferien? Dieser brasilische Waldschulmeister ist eine Figur von wahrhaft proteischer Wandlungsfähigkeit. Merkwürdig — für kirchliche Zwecke sind die Bauern zu haben; sie unterhalten seit Jahren sogar ein Waisenhaus, das in dieser Ausdehnung gar nicht notwendig war, aber es ist schwer, sie für Schulzwecke willig zu stimmen.

Einmal sehen sie in ihren Kindern wertvolle Hilfskräfte, und in der Tat ist bei dem System der Ernteteilung zwischen Eltern und erwachsenen Kindern der Bauer meist bald ein wohlhabender Mann, der viele Kinder hat, die den bezahlten Tagelöhner ausschalten. Nicht, daß der Bauer die Schule für überflüssig hielte! Sie ist ihm eine Pflegestätte deutscher Sprache, und an dieser hält er mit einer Zähigkeit fest, die vorbildlich ist. Aber er will seine Schule möglichst billig haben, und jener Schlaukopf ist mir noch in Erinnerung, der Zwillinge zur Schule sandte: Karlchen am Montag, Mittwoch und Freitag, Fritz an den anderen Tagen der Woche. Solchergestalt gedachte er, nur für einen Sprößling Schulgeld zu zahlen, und zeterte über Gewalt, als wir ihm einen Strich durch die Rechnung machten. Welche Fülle der Gesichte drängt sich mir auf, wenn ich an die Meister denke, die in den Pikaden die blonde Jugend lehrten! Der Bauer betrachtet sie als Zugvögel, die bei ihm Unterschlupf suchen, bis sie bessere Schnabelweide erspähen. Ein junger Offizier, zur Besserung nach drüben abgeschoben, war nicht der übelste, aber er richtete zu große Verheerungen in den Herzen der Pikadenschönen an; also mußte er weichen. Seinen Nachfolger sehe ich, der sich als Meister in der Beschränktheit erwies; er ließ seine Zöglinge jeden Tag ein paar Kapitel aus der Bibel lesen und abschreiben, hielt feierliche Predigten an die ABC-Schützen und Umzüge mit ihnen um das Schullokal. — Eine solche Schule ist ein eigenartiges Ding. Meist ein Lehmbau mit Schulraum und einem Verschlag als Lehrerwohnung; auf einen verheirateten Mann wird nicht gerechnet, höchstens von älteren Gemeinden. Der brasilische Staat kümmerte sich unter dem Kaiserreich nicht um die deutschen Schulen, die Republik aber erschwerte mancher alten deutschen Gemeinde den deutschen Unterricht, indem sie von den Lehrern ein Examen in der Landessprache forderte, was nur die wenigsten abzulegen imstande sind. Umgekehrt bestätigt die Behörde manchen Parteigenossen als Lehrer, dem die Wissenschaft ein total verhülltes Bild zu Sais ist. Die Indolenz und Parteiwirtschaft ist also ein Hemmnis, oft aber auch eine bequeme Hintertür. Ich besinne mich auf einen hübschen Fall. Nach den Gesetzen des Landes ist jede körperliche Züchtigung verboten und wird mit Gefängnis geahndet. Das bedachte ein Pfarrer nicht, der in der Konfirmandenstunde einem Jungen eine wohlverdiente Ohrfeige verabreichte. Flugs lief der Vater, ein richtiger Prozeßhansl, zum Kadi. Der Richter schätzte den Pastor, fand aber keinen Ausweg, ihn dem Gesetz zu entziehen. Da hellte sich seine Miene plötzlich auf. „Haben Sie in Ihrer Bibel nicht irgendeine Stelle, die eine Züchtigung erlaubt?" Der Pastor zitierte sogleich: Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn. Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn. — „Haben Sie eine portugiesische Bibel, damit ich den Text selbst lesen kann?" Die war bald herbeigeschafft. Also wurde das Protokoll aufgenommen: „Ich, der Richter X. Y., habe mich durch den Augenschein überzeugt, daß die Prügelstrafe eine religiöse Vorschrift der Protestanten ist. Als Beamter der Republik ist es nicht meines Amtes, mich in religiöse Dinge zu mischen. Kläger wird daher abgewiesen und zahlt die Kosten des Verfahrens."

In guter Ruh saß ich an einem Maiabend vor meiner Tür, als ein später Wanderer bei mir einsprach; das ist nichts Ungewöhnliches, und jeder übt die Gastfreundschaft als selbstverständliche Pflicht. Der Wanderer suchte eine Lehrerstelle, da er als guter Protestant von den Katholiken einer Pikade vertrieben war.

Er war ein artiger und bescheidener Mann, sauber gekleidet und wußte den verschämten Armen sehr wohl mit Würde zu spielen. Er war zudem Landsmann, Westfale, also war es nicht verwunderlich, daß ich ihn mit guten Wünschen und einem ansehnlichen Zehrpfennig entließ. Am Tage darauf wußte ich, daß dieser Brave bei den Jesuiten der Nachbarstadt bewegliche Klage meiner Unduldsamkeit wegen geführt und als guter Katholik einen stattlichen Zehrpfennig und Empfehlungen erwischt hatte. Diesen betriebsamen Meister der Schule habe ich durch etwa zwanzig Stationen, die er mit Erfolg brandschatzte, verfolgt, dann verschwand er. Dafür tauchte ein anderer auf, der von vornherein um Geld zu einem Nachtquartier bat, da er es aufgegeben habe, noch einen Versuch mit der Arbeit zu machen. Er war preußischer Referendar gewesen und beherrschte vier Sprachen, betrank sich aber täglich sinnlos. Trotzdem finden auch solche Elemente Unterkunft in entlegenen Waldschulen. Die älteren Gemeinden haben natürlich gute Schulen und lassen sich die Lehrer etwas kosten, besonders der Deutsche Hilfsverein zu Porto Alegre mit einer mustergültigen Schule.

Der brasilische Staat hat natürlich eine vollständig moderne Volksschule in jedem Wohnort, nach den bewährtesten Grundsätzen der Pädagogik geleitet, auf dem Papier nämlich. In Wahrheit bestehen nur an den größeren Plätzen Schulen, und die Lehrer sind froh, wenn die Besoldung gezahlt wird. Die Leistungen sind gleich Null. Jeder bessere Mann schickt sein Kind in eine Privatschule; schon die Verachtung aller farbigen Kinder, die ja die öffentliche Schule auch benutzen könnten, hält die weißen Zöglinge fern. Einen großen Einfluß auf das geistige Leben des Landes üben die Jesuiten durch ihre mustergültig eingerichteten Kollegien, in denen die Söhne der besten Familien untergebracht werden. Nach dem Gesetz ist jede Niederlassung der Väter verboten, aber bisher ist noch kein Kläger gegen den Orden aufgetreten, zumal der Staat kaum Ersatz für die Jesuitenkollegien schaffen würde.

Drollig ist in den Kreisen der echten Jakobiner, der Republikaner reinster Ausgabe, das Kokettieren mit dem philosophischen System des Augustin Comte. Benjamin Constant, Lehrer der Mathematik an der Kriegsschule zu Rio und einer der Väter der Republik, war Comtist, und seither nennt sich jeder gute Patriot „Comtist", wenn er auch nur eine unklare Vorstellung vom Wesen dieses Systems hat. Der Comtismus gehört eben zur Partei, also muß man Comtist sein.

Ein Vorstoß, weit gefährlicher als alle brasilische Propaganda, unter unseren Landsleuten ist im letzten Jahrzehnt von Nordamerika aus gemacht worden. Die Missourisynode sendet nämlich planmäßig deutschsprechende Amerikaner in die deutschen Kolonien, um die Pfarr- und Lehrstellen an sich zu reißen. Da sie keine Aufwendungen von den Gemeinden verlangen — natürlich nur, bis sie im Sattel sitzen —, so haben sie tatsächlich mehrere Siedlungen erobert, die früher von Deutschland aus mit Geistlichen und Lehrern versorgt wurden. Das bedeutet aber stets einen Schlag für unsere Stellung drüben, denn alle Nordamerikaner arbeiten, gleichviel ob Missourileute oder Hochkirchler, planmäßig an der Verdrängung der Führer in deutschen Pikaden, die den Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche aufrecht erhalten. Das liegt in ihrer Auffassung von der Monroedoktrin, die auch Brasilien als ein Gebiet ansieht, in dem nur der Yankee und kein anderer die Führung in geistigen Dingen zu übernehmen hat. Wir haben

Jahrzehnte verstreichen lassen, ehe wir uns auf die Stammesgenossen in Südbrasilien besannen. Noch sind sie durch der Väter Gewohnheit gute Deutsche, die auch für den deutschen Kaufmann zuverlässige Kunden sind. Aber die Minierarbeit der brasilischen Patrioten und der Yankeesendlinge, die nicht immer glückliche Auswahl deutscher Pfarrer und Lehrer für die alten Kolonien, echt deutsche Zänkerei und Parteiung haben schon manchen Stein des deutschen Baus auf fremder Erde abbröckeln lassen. Schon finden wir deutsche Namen unter den Offizieren der brasilischen Armee, was früher ein Unding gewesen wäre. Politiker mit deutschen Namen spielen ihre Rolle im Senat und Parlament, und wahrlich nicht zum Heil der Deutschen. Die Unternehmungen der letzten Jahrzehnte, mit deutschem Kapital neue Kolonien zu gründen, haben aus manchen Gründen zu keinem sonderlichen Erfolge geführt. Die Alten in den Pikaden sterben aus, und der Nachwuchs kennt die deutsche Heimat nicht mehr. Sein Stammesgefühl beruht nur noch auf der Überlieferung und dem Unterricht, das ist der springende Punkt. Es ist keine Schwarzseherei, wenn wir das südbrasilische Deutschtum, auf das wir so stolz sein durften, als verlorenen Posten ansehen, falls nicht ganz andere Aufwendungen, und zwar für den Schulunterricht, gemacht werden. Man komme nicht mit der Ausrede der Diplomaten, daß es nicht Sache des Reiches sei, sich für diese Ziele einzusetzen. Die nationale Empfindlichkeit der Brasilier müsse geschont werden. Die Italiener gehen ganz anders in ihren Siedlungen vor, sie geben weit bedeutendere Summen für ihre Schulen in Argentinien und Brasilien her, sie haben die Regierung in Buenos Aires sogar einmal gezwungen, das Italienische in allen Staatsschulen zum obligatorischen Lehrfach zu machen, sie setzen weit mehr durch als wir, weil sie nicht die Ängstlichkeit kennen, in der wir uns gefallen. Als die großmäulige Presse der Stadt Rio Grande do Sul einmal höhnisch dem Vizekonsul Englands die Frage vorlegte, ob er im Ernstfalle einen Dreadnought über die Sandbänke vor dem Hafen gehen lassen wolle, ging der Engländer auf das Bureau der Western Telegraph Company, und zwei Tage später flitzte der „Swallow", ein ganz flach gehendes Kanonenboot, zur Probe über die Barre, worauf die Höflichkeit der Behörden geradezu beängstigende Formen annahm. Die Engländer behandeln die Brasilier überhaupt schlecht. Ich sah an einem nationalen Feiertage alle Konsuln zum Rathaus gehen; die englische Kolonie ging zum Fußballspiel. Wir werden eher, als wir es glauben, vor die Frage gestellt werden, ob wir in den brasilischen Deutschen, die dort seit neunzig Jahren für uns Pionierarbeit getan haben, Stammesgenossen erblicken, deren wir uns zur Not auch amtlich annehmen, oder ob die Praxis, jeden Deutschen, der die Reichsangehörigkeit nicht besitzt, als national gleichgültig zu betrachten, bestehen bleibt. Sie hat allerdings die Autorität Bismarcks für sich, würde aber eine halbe Million Deutschredender für uns verloren gehen lassen. Das ist der Endzweck aller Yankeepolitik in Südamerika. Die Not wird unsere Volksgenossen dann vielleicht zu Renegaten machen. Und wer wollte es ihnen verdenken, wenn die Banden der Revolution wieder das Land mit brutaler Gewalt verheeren und das nackte Leben oft genug vom politischen Bekenntnis abhängt? Noch ist der Tag nicht vergessen, an dem Vicente Machado seine Gegner zu einer Besprechung nach Curitiba lud und sie auf der Fahrt in den Abgrund stürzen ließ.

Rudolf Bosselt

Von Dr. Paul Ferd. Schmidt-Magdeburg

Die menschlichen Eigenschaften der Künstler fesseln uns, und mit Recht. Es gibt Fälle, in denen man ihnen so weit vertrauen kann, Rückschlüsse von ihnen auf das Werk des Künstlers zu ziehen, und sie sind nicht die uninteressantesten. Solch ein Mann ist Rudolf Bosselt, ein Künstler von ganz moderner, ganz sachlicher Prägung. Nichts Phantastisches, Unsachliches hängt ihm an. Seine Rede ist klar und wohldurchdacht, seine Urteile sind voll Intelligenz: selten urteilte ein Künstler so objektiv und treffend über zeitgenössische Kunst wie er. Auch darin ist er der Typus des modernen Künstlers: er ist kein Fachmensch, seine Interessen reichen weit über den Kreis seiner Zunft hinaus, und er besitzt im wahren Sinne die Bildung seiner Zeit. Es kommt hinzu, daß seiner lebendigen Energie nicht die Ausübung seiner Kunst genügt. Der Eindruck des Organisators in seinem Gesicht täuscht nicht; seine starke Befähigung auf diesem Gebiet gestaltete sein Wirken für die Kunsttätigkeit Düsseldorfs ungemein fruchtbar und hat ihn schließlich auf einen entscheidenden Posten geführt: den des Direktors an der Magdeburger Kunstgewerbeschule, der deshalb so wichtig ist, weil er großen Einfluß auf die praktische Kunstübung nicht nur einer großen Industrie- und Handelsstadt, sondern eines bedeutenden Teiles der ganzen Provinz ausüben kann.

Ein Künstler, der solchergestalt mit seiner Zeit lebt und schafft, muß naturgemäß die Sehnsucht und die Entwicklung dieser Zeit auch in seinen Schöpfungen aufs lebhafteste widerspiegeln. Es ist deshalb nicht müßig, das Bild des Menschen Bosselt in knappestem Umriß an die Spitze der Würdigung seiner Kunst zu stellen. Man kann nicht durch ein positives oder negatives Schema die Frage lösen, ob der Künstler als Mensch von seinem Werk zu scheiden ist oder nicht. Es ist letzthin auch nur eine unverbindliche Annahme, wenn man aus vielfältigen Erfahrungen heraus zu dem Ausweg gelangt: es gibt eine Kunst, die aus ihrem Schöpfer redet wie der Geist aus dem Medium — es werden das vorzugsweise lyrische, stark mit Phantasie und Romantik durchsetzte Köpfe sein, leidenschaftliche Menschen und Träumer. Solche aber, deren starker Stilwille sich mit Herrschergebärde die Materie unterwirft, die strenges Maß halten und deren Schaffen objektiv genannt wird, bei denen scheint die Kunst aus den Tiefen der Menschenseele selber zu entspringen. Sie, die Architektonischen, die Epiker, sind mit ihrem Werk oft bis zu einem Grade verwachsen wie Goethe, der seine Dichtungen lebte. Zum mindesten aber lassen sich Charakter und Kunstart bei ihnen durch einander erklären. Es sind stets männliche und aktive Naturen.

Rudolf Bosselt hat sich seine Kunst selber mit fester Hand gebildet. Er behielt sie immer in sicherer Herrschaft. Das machte ihn zu allen Zeiten zu einem starken Stilisten und läßt ihn reif für seine Führertätigkeit erscheinen. In dem Willen zur Architektur, der ihm innewohnte und der schon seine frühen Medaillen mit eigenwilliger, sehr charaktervoller Form erfüllte, steckt der untrügliche Instinkt für die Forderungen der Zeit. Hier fließen die beiden Strömungen zusammen: die der Zeit, deren Stilschwankungen Bosselt folgte, ja als feuriger Bekenner dieser lebensvollen Zeit folgen mußte, und die seines eigenen Kunstwillens, der

innerlich stark und sicher das Ziel verspürte, darin beide Strömungen einmündeten — die Architektonik.

Wenn man die frühesten Arbeiten Bosselts, Plaketten von malerischer Prägung, mit seinen letzten Monumentalskulpturen und Bauwerken, vor allem dem Entwurf zum Bismarck-Nationaldenkmal, vergleicht, so erscheint diese Entwicklung von zehn Jahren ungemein stark. Sie wäre ungeheuer als Leistung eines einzelnen Mannes. Aber hier bewährt sich schon der stilbildende Gemeinwille unserer Zeit, den so mancher ableugnen möchte, weil er ihn nicht spürt. Bosselt konnte so weit gar nicht kommen ohne den Untergrund der ganzen großen Entwicklung in Deutschland, die ihn so gut wie Bruno Paul und Peter Behrens mit sich führte, halb tragend, halb selber von ihr und seinesgleichen fortgetragen und entwickelt. Kein Künstler allein kann einen Stil bilden, auch nicht eine Gruppe von Künstlern, die sich einen „neuen Stil" zu schaffen unterfangen. Aber die Zeit kann sich ihrer im Verein mit der breiten Basis hilfreicher Kräfte aus wirtschaftlichen und kulturellen Schichten bedienen, wenn sie reif dazu ist, eine vorher nicht geahnte Entwicklung in die Wege zu leiten. Eine solche Rolle spielt zweifellos in unserer heutigen deutschen Kunst die Architektur, auf die schließlich alle einzelnen sehr verschieden gearteten Bestrebungen nicht nur im Kunstgewerbe, sondern auch in Plastik, ja Malerei hinzielen. Noch sind wir nicht am Ziel, aber wir sind, wie es scheint, auf dem besten Wege dahin.

Bosselt hat noch im alten Sinne kunstgewerblich begonnen, als Ziseleur. Der Zwanzigjährige bezog 1891 die Kunstgewerbeschule in Frankfurt a. M., die ihm die soliden Grundlagen seiner Metalltechnik gab. 1897 ging er, ganz im Geiste seiner Zeit, nach Paris, und hier war es, wo der Zeitstil zum erstenmal Besitz von ihm ergriff. Es war die Epoche, in der durch Lichtwarks Bemühungen zum erstenmal die Aufmerksamkeit Deutschlands auf die zarten Schöpfungen der französischen Medailleure, der Chaplain, Dupuis, Yencesse, Roty, gelenkt wurde. Bosselt ergriff die neue Kunst mit der Begeisterung der Jugend. Er knüpfte enge Beziehungen zu den Künstlern und dem Kreis der Medaillenliebhaber in Frankreich und den Niederlanden an, die noch heute so innig sind wie einst. Aber trotz dieser persönlichen Sympathien ließ er sich in seiner Kunst nicht von den Franzosen überwältigen. Seine Medaillen und Plaketten sind vielleicht nicht gut denkbar ohne das französische Vorbild, aber in dem Sinne, wie wir in Deutschland überhaupt die Wiederbelebung dieses vornehmen Kunstzweiges unseren Nachbarn verdanken. Bosselts frühere Arbeiten sind aus einer ähnlich malerischen Reliefanschauung erwachsen, wie sie den Franzosen eigen ist, dafür ist z. B. die Medaille auf Patriz Huber ein treffliches Beispiel. Aber gerade sie zeigt in ihrer herben Wahrhaftigkeit das selbständige Gefühl des Deutschen, der sich nie an das fremde Vorbild verloren hat.

Im Jahre 1900 wurde Bosselt mit Behrens, Olbrich, P. Huber, Christiansen und andern jungen Künstlern von dem kunstsinnigen Großherzog Ernst Ludwig nach Darmstadt berufen, um in der berühmt gewordenen Künstlerkolonie auf der „Mathildenhöhe" den ersehnten „neuen Stil" schaffen zu helfen. In der Tat bildete sich hier, bei mannigfach entgegenstrebenden Tendenzen, so etwas wie ein gemeinsamer Stil heraus, eine eigentümliche Verzweigung des van de Veldeschen Konstruktionsstiles. Bosselt unternahm von seiner Seite die Anwendung des linearen

Prinzips auf Plakette und Plastik; die Werke der folgenden Jahre zeigen einen völligen Umschwung in der Form. An die Stelle der weichen fließenden Modellierung trat eine harte und kantige Umformung aller Objekte, die in dem Willen zum entschiedenen Ausdruck des Organischen wurzelte. Der stilbildende Wille des Künstlers tat der Natur Gewalt an, um den letzten Ausdruck ihrer bewegenden Kunst darzustellen. Es entstand daraus eine Art monumentaler Stilisierung, die sich nicht nur die „tote" Natur und die Tierwelt, sondern auch den Menschen unterwarf. Hand in Hand damit ging ein Symbolisieren klarer und bedeutender Art. Es entstanden so jene Werke, in denen, wie in dem Ehrenpreis der Stadt Essen, die industrielle Kraft durch einen nackten Mann dargestellt wird, der ein schweres Eisenrad rollt; oder die Rettungsmedaille der Stadt Hamburg, die einen Mann, im Kampf mit einem großen Polypen verstrickt, mit vollendeter Kunst in das Rund des Kreises komponiert; oder die Preisplakette der Kieler Regatta, die in einem Jüngling mit drei hinstürmenden Rossen die Pracht rasender Bewegung vor Augen führt. Solche Symbole gewinnen durch die herbe Straffheit ihrer Linien etwas Sieghaft-Überzeugendes; an ihnen offenbart sich eindrucksvoll die bildnerische Fähigkeit dieser Darmstädter Kunstepoche, die in jugendfrischem Sturm die Welt im Gerüst ihrer stählernen Linien umzuformen unternahm.

Etwas von jener Nachdrücklichkeit der Linie ist in allen Werken Bosselts verblieben. Ja, es ist zu sagen, daß er ebensowohl durch die plastische Schule der Franzosen wie die des Darmstädter Ornaments gehen mußte, um seine besten Kräfte zu wecken. Was ihm davon unverlierbar blieb, war der Sinn für das Monumentale. Denn der Künstler, der von der Plakette ausging und lange Zeit ihr ausschließlich seinen Ruf verdankte, ist längst nicht mehr bei ihr stehen geblieben. Als er 1903 an die Düsseldorfer Kunstgewerbeschule berufen wurde, hatte er schon begonnen, seine Tätigkeit nach allen Richtungen auszubreiten. Von kunstgewerblicher Kleinarbeit ging er mehr und mehr zur Monumentalplastik über, und hier fand er das eigenste Gebiet für seine Begabung. Es ist nicht möglich, auch nur einen knappen Überblick über sein Schaffen seit diesen Jahren zu geben. Porträtbüsten, Reliefs, Kleinbronzen und Tierskulpturen, Grabmalsfiguren, Freistatuen und Architekturplastik mannigfacher Art und verschiedensten Materials folgten einander in ununterbrochener Reihe. Denn wie Bosselt in seiner Jugend das Metall, vor allem die Bronze, gründlich kennen und bearbeiten gelernt hatte, so gewann er auch zu jedem andern Material sofort das richtige Verhältnis und die Fähigkeit, seine Form gerade diesem oder jenem bestimmten Stoffe anzupassen. Seine Behandlung weiß dem schimmernden durchscheinenden Marmor ebenso seine feinsten Oberflächenreize abzugewinnen wie dem grobkörnigen Muschelkalk oder dem Sandstein, dem kantigen Holz ebenso wie der dunklen Bronze. Damit ist nicht gesagt, daß er „seinen Stil aus dem Material gewinnt", wie manche Künstler, deren Phantasie zu arm ist für frei geschaffene Form. Er besitzt nur den für Bildhauer fast unentbehrlichen Instinkt für den Ausdruckswert jedes Materials, der ihn befähigt, seine Gebilde sofort den Flächeneigenschaften des gewählten Stoffes anzupassen.

Wie er aber den bedeutenden Schritt zu der strengen Stilisierung der Darmstädter Epoche mit Bewußtsein tat, so wandelte sich auch in ihm das künstlerische Zeitbewußtsein zu dem Ideale des Architektonischen um, das eine Klärung und

Sammlung aller schöpferischen Bestrebungen unter der zusammenfassenden Baukunst will. Alle irgendwie auf stilistische Abrundung hinzielenden Bildungen müssen endlich in den Anschluß an die Architektur einmünden, und unbewußt drängte auch von Anfang an die kunstgewerbliche Bewegung auf diesen Pfad hin. Das konstruktive Prinzip der Darmstädter Zeit war auch bei Bosselt wie eine Vorbereitung für seine monumentalen Absichten.

Mit Ausnahme einiger kleineren Grabmäler ist ihm ein bedeutender Auftrag noch nicht zuteil geworden. Daß er aber dazu imstande ist, Plastik und Architektur auf würdige Weise zu verbinden, zeigen jene Grabmäler, in denen etwa eine einzelne Relieffigur mit flacher Pilastergliederung verbunden ist, zeigen vor allem Entwürfe wie der eines schlichten Grabtempelchens von dorischer Strenge, in dessen Halbdunkel eine archaische weibliche Figur mit der Schale des Lebens steht, ein Werk von höchst einfacher Symbolik, dessen stille Melancholie und adlige Linienreinheit mehr ergreift, als die deutlichste Gebärde der Trauer es vermöchte. Aber ebenso sind auch Bosselts Freifiguren von architektonischen Gedanken erfüllt. Er bevorzugt weibliche Gestalten in Marmor oder Kalkstein, und ihr Aufbau ist von einer sprechenden Klarheit und Flächenhaftigkeit, die den Anschluß an Architektur geradezu fordert: so eine schlafend in sich Zusammengesunkene, die der Zusammenhang mit dem Steinblock in feste geschlossene Form bringt, so die „Erschauernde", ein kniendes junges Weib, das den Blick erwartungsvoll aufwärts richtet und mit beiden Händen in ihre weich herabfließenden Haare greift, und der stehend emporgereckte Knabe, der seine Hände hinter dem aufwärts gewendeten Haupt verschränkt. Diese Gestalt machte schon 1906 in Düsseldorf in Verbindung mit einer monumentalen Brunnenanlage einen so bedeutenden als gefälligen Eindruck*).

Es konnte nicht fehlen, daß Bosselt von hier direkt zur Baukunst gelangte und neben Entwürfen für umfangreiche Brunnen- und Grabmalsanlagen (die bisher leider noch nicht zur Ausführung kamen) einen Entwurf für das Bismarck-Nationaldenkmal schuf und sein eigenes Haus in Düsseldorf baute. Er hat es nicht mehr bezogen; noch bevor es fertig war, nahm er den Ruf als Direktor an die Magdeburger Kunstgewerbeschule an. Was dem Einfamilienhause vielleicht an seinem Charakter schadet, das gerade bedingt die Größe seines Bismarck-Entwurfes: die Strenge und kubische Einfachheit der Bauglieder. An einem Wohnhause mag dieser karge Dorismus unproportioniert erscheinen; an dem Entwurf zum Denkmal wirkt die große Einfachheit der gegliederten Massen durchaus großzügig und machtvoll. Über einen Umgang von schweren Pfeilern, der die Spitze der Elisenhöhe umkränzt, erhebt sich ein Tempel von ägyptisch-dorischer Massigkeit; das Innere mit zweigeschossigen Emporen birgt die Kolossalstatue Bismarcks. Die alte Sehnsucht der Deutschen nach der Reinheit klassischer Form hat sich hier einen neuen Ausdruck gesucht, dessen wuchtige Größe vielleicht als Frucht der Darmstädter Jahre zu erkennen ist. Sehr schade ist es, daß dies Werk nicht in die enge Wahl der Denkmalsjury gelangte.

*) Abbildungen von Werken Bosselts findet man in der Monatsschrift: Deutsche Kunst und Dekoration (Darmstadt, Verlag von Alexander Koch), Bd. 9, Heft 9 (Juni 1906); Kunst und Handwerk, Bd. 56, Heft 7 (Mai 1906); Der Ring, Heft 2. In Vorbereitung ist eine Veröffentlichung seiner späteren Arbeiten in der Dekorativen Kunst.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philoſophie

Natur und Sittlichkeit. Die Frage, wie ſich Natur und Sittlichkeit zueinander verhalten, iſt wohl allezeit verſchieden beantwortet worden und wird auch noch verſchieden beantwortet. Die Meinungen ſchwanken zwiſchen der Wertſchätzung der Natur als Vorbild der Sittlichkeit und der Forderung der Unterdrückung des Natürlichen zugunſten der Sittlichkeit. Beide Auffaſſungen ſind Übertreibungen; denn die menſchliche Geiſtesbetätigung läßt ſich ebenſowenig dauernd in den Grenzen deſſen, was wir Natur nennen, feſthalten, wie ſie ſich völlig loslöſen läßt von dieſem ihrem Lebensgrunde.

Die Schwierigkeit einer befriedigenden Beantwortung der Frage erwächſt vor allem daraus, daß ſie ſich auf kein konſtantes, ſondern auf ein durchaus veränderliches, fließendes Verhältnis bezieht. Wird auch die Natur als ein konſtanter Erkenntniswert in das Verhältnis eingeſetzt, was durch die Zunahme der Naturerkenntnis beſtreitbar wird, — ſo knüpft ſich doch die Sittlichkeit als Willensbeſtimmung an ein ſehr veränderliches Element.

Unter „Natur“ verſtehen wir die Geſamtheit der von den Sinnen und vom Verſtande ergreifbaren, vom Willen unabhängigen, gegebenen — unter „Sittlichkeit“ hingegen eine im Wollen erſt zu vollziehende Wirklichkeit; die Natur begreifen wir als ſeiende, die Sittlichkeit als ſein ſollende Wirklichkeit. Das, was bereits iſt, und das, was erſt werden ſoll, kann nicht identiſch ſein; Natur und Sittlichkeit werden niemals zuſammenfallen. Beide ſind indes eng miteinander verbunden im Wollen, die Natur als Quelle, die Sittlichkeit als Ziel desſelben. In dem Maße, als das Wollen Wirklichkeit der Natur iſt, wird der Wille von der Natur, ſoweit jedoch im Wollen die ſein ſollende Wirklichkeit zur Geltung kommt, wird der Wille von dieſer vorherrſchend beſtimmt werden.

Zunächſt kommt es zur Löſung der geſtellten Frage darauf an, das Weſen der Willensbeſtimmung zu erkennen.

Diejenige Form des Wollens, welche als Quelle des Willens bewußt wird und lediglich unter den Begriff der Natur fällt, nennen wir „Trieb“. Trieb und Wille werden im Bewußtſein unterſchieden. Im Triebe fehlt die deutliche Sonderung von Subjekt und Objekt; die Triebbeſtimmtheit haftet zu ſehr an innerer Erregung und Zuſtändlichkeit, um die Beziehung auf ein vorſtellbares Äußeres zu fordern. Im Triebe werden wir uns des Dranges nach Betätigung einer inneren Erregung deutlich bewußt, etwa als Unluſt oder Luſt, als Hunger oder Durſt, oder im Sinne des Ergreifens oder der Abwehr; aber es fehlt die Mitwirkung der die Betätigung auf ein beſtimmtes Objekt richtenden Sinne und des Verſtandes. Erſt durch deren Mitwirkung wird der Trieb zum Willen, und zwar zum „natürlichen Willen“, weil die Sinne und der Verſtand der gegebenen menſchlichen Natur angehören, die Willensbeſtimmung die Grenzen des natürlichen Seins und Geſchehens nicht überſchreitet. Hiermit iſt die Fähigkeit verbunden zur Sonderung und Zuſammenfaſſung der Vielheit und Verſchiedenheit der Bewußtſeinserregungen in Zeit und Raum zu Vorſtellungen und Begriffen, ſowie deren Verknüpfung zu urſächlichem Zuſammenhange. Das ermöglicht zugleich, die Mannigfaltigkeit und den Wechſel der Dinge und Vorgänge der Natur nach ihrer Bedeutung für das Subjekt zu bewerten und in die Willensbeſtimmung als deren Beweggründe einzuſetzen. Die Vielheit der Beweggründe ſchließt in die Willensbeſtimmung notwendig die Auswahl eines entſcheidenden Beweggrundes ein; indem dieſe Auswahl durch die Erkenntnis vollzogen wird, deren Ausgangspunkt zugleich Willensſubjekt, ein und dasſelbe Ich iſt, wird im

Bewußtsein die Willensbestimmung zu einer Funktion des Willenssubjekts.

Das Bewußtsein: „ich kann diesen Beweggrund bejahen oder verneinen, den einen dem anderen vorziehen, gleich oder später oder gar nicht, nicht hier, sondern dort handeln" erzeugt das Gefühl der Freiheit der Willensbestimmung, welches in der Trieberregung durchaus fehlt. Das scheint den natürlichen Willen aus der Natur herauszuheben; denn das natürliche Geschehen begreifen wir als durchgängig der Nötigung durch beharrende Gesetzlichkeit unterworfen. Die nähere Betrachtung jedoch ergibt: das Verstandesurteil der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit sowohl, wie die Gefühle der Neigung und Abneigung, welche die Willensentscheidung vollziehen, sind Ergebnis bezw. Ausdruck der gegebenen Eigenart der menschlichen Natur und ihrer unabänderlichen Bestimmtheit oder Gesetzlichkeit. Insofern unterliegt der natürliche Wille doch der Nötigung durch die Natur, sowohl als innere wie als äußere begriffen; beide schließen mindestens die Freiheit des natürlichen Willens in sehr enge Grenzen ein.

Indes auch dadurch bleibt der natürliche Wille mit der Natur eng und unlöslich verbunden, daß das in ihm zur Geltung kommende Wirkungsvermögen, die Willenskraft, nichts anderes ist als die im Triebe sich äußernde Energie; die hinzutretende Erkenntnis übt auf diese nur eine richtende, objektiv bestimmende Wirkung aus; der Trieb kann im natürlichen Willen nicht ausgeschaltet werden. Es kann z. B. an Stelle des Hungers der Trieb zur Abwehr schädlicher Einwirkung treten; damit wird jedoch die Trieberregung als solche nicht aufgehoben, bleibt vielmehr die natürliche subjektive Ursache; die Erkenntnis bestimmt lediglich deren Wirkung als Willenshandlung oder Unterlassung. Immer zugleich bleibt der natürliche Wille beschränkt auf die den Sinnen ergreifbare und dem Verstande begreifliche Natur.

Das geistige Wirkungsvermögen wird indes hierdurch nicht erschöpft, sondern strebt über diese durch die gegebene Sinnes- und Verstandesbestimmtheit durchgängig bedingte Wirklichkeit der Erfahrung unbegrenzt hinaus als das Streben nach Erkenntniswerten, welche, losgelöst von dieser Bedingtheit, die Bedeutung gewinnen, Ausdruck unbedingter Wirklichkeit zu sein. Diese höchste Entfaltungsstufe des menschlichen Erkenntnisvermögens begreifen wir als die Vernunft; sie kommt zur Geltung, sobald im Bewußtsein die Einsicht von den Grenzen, Täuschungen und Irrtümern der Sinnes- und Verstandestätigkeit lebendig wird. Der durch die Vernunft bestimmte Wille bedeutet die Entfaltung des natürlichen zum vernünftigen Willen.

Die Willensbestimmung beruht auf dem Zusammentreffen subjektiver, d. h. aus der inneren Bestimmtheit und Zuständlichkeit des wollenden Wesens entspringender, und objektiver, d. i. durch Erkenntnis der Umwelt gewonnener Faktoren oder Beweggründe; wobei sowohl auf der subjektiven wie auf der objektiven Seite meist ein Zusammenwirken vieler Einzelerregungen besteht, die sich auf einer Seite zu einheitlicher Wirkung und damit zum entscheidenden Beweggrunde verdichten müssen, soll eine Entschließung zustande kommen.

Indem im natürlichen Willen das aus dem inneren Trieblehen unmittelbar fließende Wollen vorherrscht, fällt die entscheidende Wirkung der im Ichbewußtsein zur Einheit verdichteten subjektiven Seite zu. Die hier einheitlich wirkende Vielheit innerer Beweggründe begreifen wir als den Charakter, dem auf der objektiven Seite die wechselnde Vielheit und Mannigfaltigkeit der den Willen erregenden Wahrnehmungen und Tatsachen der Entstehungswirklichkeit gegenüberstehen. Welcher von diesen äußeren Beweggründen in die Willensentschließung eintritt, das entscheidet der „Charakter".

Im vernünftigen Willen hingegen liegt der Schwerpunkt der Willensbestimmung auf der objektiven Seite, indem die Vernunft die wechselnde Mannigfaltigkeit der Erfahrungswirklichkeit zu einem einheitlichen Erkenntniswert von unbedingter Gültigkeit gestaltet, dem nunmehr das Ichbewußtsein als ein veränderlicher Faktor gegenübertritt, sofern in der Vielheit der inneren Beweggründe unter dem Einflusse der wechselnden Gemütslage bald der eine, bald der andere die Vorherrschaft gewinnt. Das Ichbewußtsein in dieser Gestalt ist die „Gesinnung".

Das bedeutet: Im natürlichen Willen fließt die Willenskraft, das Vermögen, die

Willenserregung in die Tat, bejahend oder verneinend, umzusetzen aus dem Charakter, d. i. der gegebenen inneren Bestimmtheit des individuellen Wirkungsvermögens als Quelle des Wollens, im vernünftigen Willen hingegen aus dem geistigen Wirkungsvermögen der Vernunft als Quelle der Erkenntnis.

Im Charakter erkennen wir das geistige Wirken gebunden an die Gesetzlichkeit der organischen Materie; leibliche und geistige Anlagen und Entwicklungen sind hier eng verknüpft zu einem konstanten Gebilde, dessen Einfluß auf die Willensbestimmung durch seine Unveränderlichkeit die Bedeutung der Nötigung besitzt. Unter Gesinnung hingegen verstehen wir das geistige Wirken, losgelöst von der Verknüpfung mit dem Leibe und von dessen beharrender Gesetzlichkeit befreit zu wechselnder Selbstbestimmung aus der Vernunft. Nötigung kann hier allein von der Vernunft ausgehen.

Ergebnis der Vernunfterkenntnis ist die Forderung unbedingter Wirklichkeit, die, weil sie als solche im durchgängig bedingten Bewußtsein niemals völlig erfüllt und verwirklicht werden kann, immer nur als noch zu vollendende und als sein sollende zu begreifen ist. Das ist die „Idee" der Wirklichkeit, welche sich für die praktische Geistesbetätigung in eine Vielheit gesonderter, auf gewisse Gruppen der Erfahrungswirklichkeit bezogener Ideen zerlegt.

Nun spricht die Erfahrung dafür, daß Ideen eine große Macht auf die Willensbestimmung auszuüben vermögen. Voraussetzung hierfür ist die volle Gewißheit der Notwendigkeit der betreffenden Vernunftforderung. Durch objektive Erkenntnis, aus der den Sinnen und dem Verstande ergreifbaren äußeren Wirklichkeit kann diese Gewißheit nicht gewonnen werden; die Idee schließt die Möglichkeit der Bestätigung durch Erfahrung aus. Jene Gewißheit ist nur als subjektiver Bestand möglich; sie muß im individuellen Geiste selbst entspringen, kann demzufolge nur dann eine Nötigung bedeuten, wenn sie als mit der Natur, mit der unveränderlichen Eigenart des menschlichen Wirkungsvermögens gegeben begriffen wird. Das ist jedoch für eine Betätigungsform der Vernunft nicht zulässig; als über alles Begrenzte und gesetzlich Bestimmte hinausstrebendes Wirken kann die Vernunftbetätigung nicht selbst in solche Grenzen und Gesetzlichkeit eingeschlossen sein. Die zwingende Gewalt der Idee wirkt nicht von außen, vom Objekt her auf das Innere, sondern im Inneren selbst, als subjektive Wirklichkeit. Es ist dies die Bewußtseinsbestimmtheit, die wir als „innerste Überzeugung" bezeichnen und als unser eigenstes Eigentum bewerten, weil wir es im eigenen Geiste verspüren und schöpfen.

Dieses Überzeugtsein ist wohl zu unterscheiden von der Gewißheit objektiver Erkenntnis; diese wird entweder durch Sinne und Verstand als Vermittler äußerer Wirklichkeit, oder aber durch die restlose Übereinstimmung der Erkenntnis mit dem Charakter, also entweder durch die äußere oder durch die innere Natur dem Bewußtsein aufgenötigt.

Die Möglichkeit der Loslösung der Willensbestimmung von aller Nötigung besteht sonach nur für den vernünftigen, durch Ideen bestimmten Willen, der zugleich den dem Menschen erreichbaren höchsten Grad der Befreiung von der Bedingtheit durch die überkommene eigene, sowie der Unabhängigkeit von der äußeren Natur darstellt.

Die Betrachtung des Wesens der Willensbestimmung ergibt:

Das menschliche Leben zeigt im Beginn nur Triebwirkungen, welche den Aufbau des Leibes und die Entwicklung seiner Organe und Glieder zu voller Leistungsfähigkeit begleiten und mit der fortschreitenden Differenzierung der organischen Tätigkeiten zunehmend mannigfaltige Wirkungsformen annehmen, dabei durchaus dem Zwange unterliegend, den die individuelle innere Gesetzlichkeit, auf der das Fürsichsein der Lebewesen beruht, auf alle Lebensbetätigung ausübt. Der Mensch ist soweit reines Naturwesen. Auch dann noch, wenn die Ausbildung der Sinnestätigkeit und des Verstandes allmählich wachsenden Einfluß auf die Trieberregungen gewinnt und sie zu bewußten Willensakten werden läßt, die wir als den natürlichen Willen begreifen, bleibt das menschliche Leben beherrscht durch die eigene innere und durch die umgebende, fremde Natur.

Mit der Entfaltung der Bewußtheit zum Selbstbewußtsein, mit der Gewißheit, in der Eigenart des Fürsichseins eine Quelle selb-

ständigen Wirkungsvermögens zu besitzen, erwächst zunächst die Fähigkeit der Willensbestimmung aus dieser Eigenart heraus, sowie das Streben, die Nötigung durch die äußere Natur einzuschränken und zu überwinden. Indem der Mensch sich von dieser immer deutlicher unterscheidet, wird er sich seiner Eigenart als nicht mehr allein durch die Naturgesetzlichkeit bestimmt bewußt und erkennt in sich ein von dieser unabhängiges, geistiges Wirkungsvermögen; indes erst die volle Entfaltung desselben zu der Geistestätigkeit, die wir als die Vernunft kennzeichnen, führt zu der von aller Nötigung durch die Naturgesetzlichkeit freien Selbstbestimmung des Willens aus der Vernunfterkenntnis. Hiermit bleibt der Wille nicht mehr auf die Natur als die gegebene, seiende, bedingte Wirklichkeit gerichtet, er richtet sich auf die sein sollende, als die jener zugrunde liegende unbedingte Wirklichkeit.

Diese Abwandlung der Lebensbetätigung aus der Triebartigkeit zum vernünftigen Willen läßt sich kurz kennzeichnen als die Abwandlung von dem „ich muß" durch das „ich will", zu dem „ich soll", im Einklang mit der fortschreitenden Entfaltung des geistigen Wirkungsvermögens.

Wie verhält sich nun die „Sittlichkeit" zu diesem Vorgang?

Der Begriff der Sittlichkeit ist inhaltlich sehr verschieden bestimmt worden und es dürfte nicht gelingen, volle Übereinstimmung hierüber zu erreichen. Schon dieser Umstand weist darauf hin, daß wir die Sittlichkeit nicht als unabhängig vom Willen gegebene, konstante, durch Erkenntnis und Willen zu ergreifende Wirklichkeit zu begreifen haben, daß sie nicht dem Begriffe der Natur einzuordnen ist. Tatsächlich findet der Begriff der Sittlichkeit auf die Natur keine Anwendung, auch da nicht, wo wir geneigt sind, Willensvorgänge in der außermenschlichen Natur zu erkennen.

Selbst den menschlichen Willen unterwerfen wir dem sittlichen Urteile da nicht, wo die Voraussetzung der Willensfreiheit nicht erfüllt, vielmehr der Wille noch der Nötigung durch eigene oder äußere Natur unterworfen scheint; sei es, daß diese Nötigung aus äußeren Umständen, wie Bedrohung mit Strafen oder sonstigen Schädigungen und Gefahren, oder aus geistiger Abhängigkeit infolge Erziehung, Überlieferung und sozialer Beeinflussung, sei es, daß sie aus inneren Ursachen erwächst, wie Geistes- und Willensschwäche, übergroße Reizbarkeit und andere krankhafte Zustände.

Willensfreiheit, als die Fähigkeit, so zu handeln, wie es die eigenste innerste Überzeugung bestimmt, muß als die eine Bedingung der Sittlichkeit erfüllt sein; aber sie bleibt als Ergebnis des Grades der Einsicht in das eigene Wesen und in die Welt, in der wir leben, begrenzt durch die eigene Erkenntnisfähigkeit und durch die ihre Ausbildung bedingenden Verhältnisse. Das ergibt durchaus individuelle Beurteilungswerte, welche der Willensbestimmung nur innerhalb enger Lebenskreise soziale Bedeutung verleihen können.

Das sittliche Urteil gilt allemal unmittelbar oder mittelbar der Beziehung des Menschen zum Menschen, als Subjekt und Objekt des Willens; seine Bedeutung liegt in seiner Allgemeingültigkeit und in der Dauer seiner Geltung. Das ist die andere Bedingung für die Anwendbarkeit des sittlichen Urteils auf die Willensbestimmung.

Die zu fordernde Allgemeingültigkeit und Unabhängigkeit von dem zeitlichen Wechsel der Lebensverhältnisse wird nur in dem Maße bestehen, als das sittliche Urteil einen von aller Bedingtheit in Zeit und Raum, von der inneren wie von der äußeren Natur unabhängigen, unbedingten Lebenswert einzusetzen, die Willensbestimmung mithin ebensowohl vom Charakter wie von der durch die Sinnes- und Verstandstätigkeit gegebenen Zweckmäßigkeit loszulösen, sie aus Gesinnung und Vernunft zu begründen vermag. Die menschliche Urteilskraft steht keineswegs von vornherein auf dieser Höhe; sie erreicht sie immer nur auf den Gipfeln der Geistesbetätigung und nähert sich ihr im übrigen, im einzelnen wie in der Gesamtheit in sehr verschiedenem Grade.

Die zu beantwortende Frage erfordert nicht das Eingehen auf die inhaltliche Bestimmung des Begriffes der Sittlichkeit; es genügt festzuhalten, daß die Sittlichkeit als sein sollende Willensbestimmtheit, nicht als vollendetes Sein, sondern als zu verwirklichende Idee zu verstehen ist, aus deren scheinbarer Verwirklichung immer wieder neue Vernunftforderung erwächst; sowie daß es sich bei dieser Verwirklichung weder um ein Müssen

oder Nichtdürfen, noch um ein Wollen oder Nichtwollen, sondern allemal um ein Sollen handelt, also um selbständige Willensentscheidung aus der Gesinnung durch die Vernunft.

Wie auch immer die Sittlichkeit inhaltlich bestimmt werden mag, es werden nachstehende Sätze für sie gelten:

Es gibt keine natürliche Sittlichkeit im Sinne einer dem Menschen als Naturwesen innewohnenden Willensbestimmtheit.

Es gibt keine vollendete und als solche objektiv ergreifbare Sittlichkeit; sie besteht allemal als Ergebnis eines geistigen Entfaltungsprozesses, welches je nach dem Stande der Erkenntnis und nach dem Umfange seiner Geltung sehr verschieden sein kann.

Auf jeder Erkenntnisstufe aber bedeutet die Sittlichkeit eine absolute Forderung, die den Wettbewerb mit der Zweckbestimmtheit des natürlichen Willens ausschließt; denn die Vernunft als die den sittlichen Willen bestimmende Geistesbetätigung richtet den Willen auf die unbedingte Wirklichkeit, in der alle natürliche Willensbestimmtheit, wie alle Natur, restlos aufgehen muß. Deshalb kann der sittlich bestimmte Wille sein Ziel auch nicht in der menschlichen Persönlichkeit suchen, denn diese gehört dem in Raum und Zeit begrenzten, also bedingten, natürlichen Sein an; er muß auf die menschliche Gemeinschaft gerichtet sein, und zwar auf deren geistige, nicht auf ihre Förderung als Naturwesen.

Indem jedoch die Willenshandlung sich nur im natürlichen Sein und Wirken vollziehen kann, darf sich das sittliche Urteil nicht auf die Handlung, die mit den Sinnen wahrnehmbare und mit dem Verstande ergreifbare Tat gründen, sondern auf die Gesinnung, aus der sie hervorgeht.

Weil endlich dem sittlichen Willen als Wille seine Kraft aus der Natur, aus dem gegebenen individuellen inneren Wirkungsvermögen erwächst, kann er nicht gegen diese Natur selbst gerichtet sein.

Wir erkennen die enge Verbindung der Entfaltung der Sittlichkeit mit der Entwicklung des vernünftigen aus dem natürlichen Willen. Dem Triebe gegenüber noch völlig versagend, tritt das sittliche Urteil auf den höheren Stufen der Entfaltung des natürlichen Willens schon deutlich hervor, sich neben dem hier zunächst allein herrschenden Urteil der Zweckmäßigkeit zunehmend Geltung erringend, um dieses im vernünftigen Willen schließlich ganz zugunsten des Urteils: „gut oder böse", „recht oder unrecht" zu verdrängen. Hand in Hand mit diesem Prozeß geht die Überwindung der Nötigung durch die innere und äußere Natur zugunsten der Freiheit der Willensbestimmung aus der Vernunft.

Wie aber der Wille, auch als vernünftiger Wille, sich nicht loslösen läßt vom Triebe, der natürlichen Quelle seiner Kraft und der ursprünglichen Form der Betätigung des individuellen Wirkungsvermögens überhaupt, so darf die Natur nicht völlig losgelöst von der Sittlichkeit, diese nicht als eine von jener unabhängige Wirklichkeit verstanden werden. Die Natur ist vielmehr der Grund und Boden, aus dem mit der Willensbestimmung aus der Vernunft auch die Sittlichkeit erwächst. Wie der vernünftige Wille als die Veredelung des Triebes, so erscheint die Sittlichkeit als die Veredelung der menschlichen Natur durch die Vernunft. O. Leo-Kassel

Bildungsfragen

Friedrich Paulsens Pädagogik (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).

Es konnte von Anfang an kein Zweifel sein, daß des verewigten Paulsen Pädagogik als Buch von einem weiten Leserkreise in ganz Deutschland und noch in manchen anderen Kulturländern freudig begrüßt werden würde, und die Hinterbliebenen haben sehr recht daran getan, diese Veröffentlichung herbeizuführen. In der Tat steht wenige Wochen nach der Ausgabe der ersten Exemplare bereits „2. und 3. Auflage" auf dem Titelblatt. Die vierstündige Wintervorlesung, welche Paulsen jahrzehntelang an der Berliner Universität gehalten hat, war bei den Studierenden in besonderem Maße beliebt, und die Gesamtzahl derer, die sie gehört haben, beträgt sicher mehrere Tausend. Nun haben auch Draußenstehende die Möglichkeit, sich mit seinen Gedankengängen bekanntzumachen. Daß diese von ihm im Lauf der Jahre immer wieder revidiert wurden, wird man nicht bezweifeln; zu neuen Erscheinungen im Erziehungswesen wurde selbstverständlich Beziehung genommen.

Wie sich hinsichtlich der sprachlichen Darstellung Paulsen allmählich zu immer vollerer Meisterschaft erhoben hat, so läßt auch das hier zugrunde liegende Manuskript keinen der Vorzüge seines Stiles vermissen: Einfachheit, Klarheit, Lebendigkeit, Maß, Kraft und mit alledem Schönheit, das ist der Eindruck, den man hier gewinnt. An nicht wenig Stellen erhebt sich die Sprache zu besonders wohlgeprägten und schlagenden Urteilen. Allerdings rührt eigentlich nur die erste Hälfte des gegenwärtigen Buches völlig aus der Feder des Verfassers her: er hat diesen wesentlich von der Bildung des Willens handelnden Text noch während seiner schleichenden Krankheit in unverminderter Geistesklarheit fertiggestellt; der als Unterrichtslehre bezeichnete zweite Hauptteil ist fast ganz von dem Paulsen persönlich besonders nahestehenden Herausgeber, dem Breslauer Privatdozenten Dr. Willy Kabitz, auf Grund der handschriftlichen Notizen hergestellt, eine nicht leichte Aufgabe, da es doch galt, hinter den Vorzügen von Paulsens Diktion nicht allzu fühlbar zurückzubleiben. Man muß sagen, daß der Ton recht befriedigend getroffen ist. In sachlicher Hinsicht würde allerdings der eigentliche Verfasser wohl an gewissen Punkten seine Notizen entsprechend der neueren Entwicklung der Dinge umgestaltet haben. So sind für das Zeichnen auf den Schulen Wünsche ausgesprochen, die tatsächlich bereits seit einer Reihe von Jahren Erfüllung gefunden haben, und bei einigen anderen Dingen steht es ähnlich. Aber derartiges verschwindet doch gegenüber dem Wert des Gebotenen.

Der Standpunkt Paulsens erweist sich, wie man nach der ganzen Persönlichkeit erwarten konnte, als ein solcher, der über den schroffen Gegensätzen der pädagogischen Zeitstimmungen liegt, nicht unempfänglich gegen schätzbare neue Tendenzen, durchaus nicht etwa von vornherein zufrieden mit allem Erreichten und Bestehenden, vielmehr bestimmt weiteren Verbesserungen oder auch Umwandlungen entgegensehend, aber doch im wesentlichen konservativ, niemals bereit, Überliefertes mit leichtem Herzen preiszugeben, kühnen Neuforderungen oder doch hochgehenden neuen Versprechungen mißtrauend. Besonders wird man es zu würdigen wissen, wie Paulsen sich zu einer Reihe schwebender Fragen stellt, seien es solche, die die denkenden Pädagogen oder die pädagogischen Eiferer beschäftigen. Hierher gehört das Verhältnis von Sozial- und Individualpädagogik, der Wert pädagogischer Theorie für die erzieherische Betätigung („Die Theorie lehrt sehen"), die Zukunft der höheren Mädchenschulen (wo völlige Gleichheit mit den Lehrplänen der Knaben durchaus abgelehnt wird), das moderne Evangelium der Ausschaltung jeglichen Zwanges aus der Jugenderziehung (was nur um so bestimmtere Abweisung findet), die Zukunft des Religionsunterrichts oder eines ihn vertretenden Moralunterrichts (wo Paulsen zwar den letzteren ausgebaut zu sehen wünscht, aber doch unter dauernder Wertschätzung von Bibel und biblischer Geschichte und nicht in Loslösung davon), und manches Sonstige. Wie Paulsen die Bedeutung des Gehorsams für die Willensbildung, der Ehrfurcht für die Gemütsbildung, ferner der Schamhaftigkeit, auch der zugemuteten geistigen Anstrengungen vertritt, das mag um so mehr interessieren, als der im allgemeinen so maßvolle Mann da gewissen modernen Stimmungen gegenüber auch zu sehr kräftigen Worten übergeht: so angesichts der jetzt zahlreichen Eltern, die sich selbst nichts mehr versagen und nichts zumuten mögen und dann auch ihren Kindern nichts versagen und nichts ihnen zugemutet wissen wollen. Im ganzen sind gerade die Betrachtungen, wie zu den wichtigsten einzelnen Werteigenschaften erzogen werden könne, also wie zur Tapferkeit, zur Beharrlichkeit, zur Wahrhaftigkeit, zur Besonnenheit, zu sozialen Tugenden, zur Heimats- und Vaterlandsliebe, sehr geeignet, über die berufsmäßigen Erzieher hinaus den weiten Kreis der natürlichen Erzieher zu fesseln und aufzuklären. Wäre nur der dies alles enthaltende erste Teil des Werkes veröffentlicht worden, so wäre das ein kleines Buch für alle irgend ernsteren und gebildeteren Familien weit und breit geworden. Eine allgemeinere „Pädagogik" scheint leicht nur für die „Pädagogen" bestimmt. Dennoch wird Paulsens Name auch dem Buche in dieser seiner vollständigeren Gestalt eine große Verbreitung sichern. Einer Empfehlung mit mehr Worten bedarf es also wirklich nicht. Wilh. Münch-Berlin

Reichsspiegel

(vom 31. Juli bis 6. August)

Auswärtige Politik

Schwierigkeiten in der Marokkofrage — Forderungen der Nationalisten — Unser Bevölkerungsüberschuß — Polonisierung Deutschlands durch die Alldeutschen — Agadir als Stützpunkt — Die freie Hand — Schürfrecht — Politischer Ausblick

Die Hauptschwierigkeit bei den Verhandlungen über eine weitere Gestaltung der Marokkofrage lagen bisher weniger in den seitens der verhandelnden Diplomaten gestellten Forderungen als in dem, was als Grundlage für die Verhandlungen angesehen werden sollte. Es ist in zahlreichen Artikeln, zuletzt in Nr. 31, der Grenzboten darauf hingewiesen worden, daß die französische Marokkopolitik in den Händen des französischen Generalstabs liege und daß es von dem Maß der Energie der nach Marokko abgesandten französischen Offiziere abhänge, wie weit die nicht französischen, besonders die deutschen Kaufleute und sonstigen Unternehmer sich einer gewissen Sicherheit ihrer Besitztitel erfreuen können. Wie ferner aus vielen Mitteilungen von verschiedenen Seiten hervorgeht, war infolge der Rücksichtslosigkeit der Franzosen die Lage der deutschen Gewerbetreibenden nachgerade unerträglich geworden, und das Aufatmen war um so tiefer, als die Entsendung der deutschen Kriegsschiffe nach Agadir Franzosen und Deutsche daran erinnerte, daß auch die Geduld der deutschen Regierung Grenzen finden könne. Für unsere Diplomatie war es äußerst schwierig, den geeigneten Zeitpunkt für die Aktion zu finden, es sei denn, daß sie sich dem Odium aussetzte, einen Krieg vom Zaune brechen zu wollen. Der Zeitpunkt war eingetreten, nachdem die Franzosen durch den Einmarsch in Fes offenkundig gegen die Bestimmungen der Algecirasakte verstoßen hatten. Aus den offiziösen Veröffentlichungen in Paris und Berlin scheint nun hervorzugehen, daß der innere Grund für das Erscheinen der deutschen Kriegsschiffe an den marokkanischen Küsten gegenstandslos geworden, mit anderen Worten, daß eine Basis gefunden ist, von der aus einerseits die vorhandenen wirtschaftlichen Interessen der Deutschen gesichert erscheinen und anderseits Garantien dafür genommen werden können, um den friedlichen Wettbewerb der Deutschen mit den Franzosen in Marokko auch in Zukunft zu gewährleisten. — Wenn es der deutschen Diplomatie tatsächlich gelungen sein sollte, die angedeutete Grundlage für die weiteren Verhandlungen zu gewinnen, und daran ist nach den offiziösen Veröffentlichungen kaum noch zu zweifeln, dann sollte man füglich nicht den Vorwurf gegen sie erheben, sie sei vor den Forderungen Frankreichs und den Drohungen Englands zurückgewichen. Der Vorwurf wäre aber um so weniger begründet, wenn es außerdem noch gelungen sein sollte, für den tatsächlichen Bruch der Algecirasakte von Frankreich die Aussicht auf eine Entschädigung zu erhalten.

Die Mehrheit der deutschen Presse und ein großer Teil geachteter nationaler Politiker hat sich auf einen anderen Standpunkt gestellt. Eine

unabläſſig und ſehr geſchickt geführte Propaganda der Gebrüder Mannesmann hat es verſtanden, die Meinung zu verbreiten, als ſei Marokko eine reife Frucht am afrikaniſchen Baume, die dem Deutſchen ſogleich als Kolonie in den Schoß fallen müſſe, wenn er nur daran rüttele; die Marokkaner ſeien enthuſiaſtiſche Freunde der Deutſchen, tief erbitterte Feinde der Franzoſen; der deutſche Kaufmann werde als Inbegriff aller Ehrlichkeit und Selbſtloſigkeit geachtet; die Konzeſſionen der Gebrüder Mannesmann ſicherten der deutſchen Induſtrie auf ewig den Zutritt zu unerſchöpflichen Eiſenerzadern. Aus dieſen aber nur unter gewiſſen Vorausſetzungen zutreffenden Tatſachen leiten nun die Alldeutſchen ihre Forderungen her: Südmarokko muß deutſche Kolonie, der Hafen von Agadir deutſcher Flottenſtützpunkt werden, und ſei es um den Preis eines Weltkrieges — wohlgemerkt, eines Weltkrieges —, eines Krieges Deutſchlands allein gegen Frankreich, England und Rußland. Denn, da Deutſchland bei der gerade vorhandenen Situation der Angreifer ſein müßte — England denkt nicht daran, zuerſt loszuſchlagen —, ſo wäre Rußland zur Mobilmachung gegen Deutſchland gezwungen, während Öſterreich und Italien ſich auf freundſchaftliche Neutralität beſchränken dürften. Ich glaube, allein dieſe kurze Überlegung ſollte es denen, die ſich als Führer der Nation gebärden, nahe legen, auf andere Mittel als den Krieg zu ſinnen. Aber ganz abgeſehen von der augenblicklichen Konſtellation der Weltmächte, die eine geſchickte Diplomatie oder auch eine Zufälligkeit über Nacht ändern könnte, ſcheint mir der ganze Marokkohandel um ſeiner ſelbſt willen einen Krieg nicht wert.

Welches ſind doch die wichtigſten Gründe, derentwegen wir nach Meinung eines Teils der nationalen Politiker Marokko haben „müſſen"?

Zunächſt heißt es: wir bedürfen für unſern Bevölkerungsüberſchuß eines Koloniſationsgebiets. Hunderttauſend Höfe deutſcher Bauern im fruchtbarſten Teil Marokkos machen das Land zu einem Neudeutſchland von ungeheurer politiſcher und wirtſchaftlicher Kraft! Sehr gut! Doch wo ſind die hunderttauſend Familien, die wir in abſehbarer Zeit abgeben könnten? Die Auswanderungsziffern Deutſchlands ſind auf ein ſolches Maß zurückgegangen, daß wir in fünfzig Jahren keine zehntauſend deutſche Familien nach Marokko abgeben könnten, geſchweige denn in abſehbarer Zeit hunderttauſend. Die preußiſche Regierung weiſt auf den Mangel deutſcher Bauern hin, um für ihre neuerliche Oſtmarkenpolitik einen Schein des Rechts zu gewinnen. Es handelt ſich hier alſo um ein Schlagwort, das ſehr ſchön klingt, aber im übrigen keinerlei Wert hat, es ſei denn den, zur Verwirrung der Gemüter beizutragen. Wenn freilich der Alldeutſche Verband dafür ſorgen wollte, daß die deutſchen Bauern ihr Land an den Großgrundbeſitz abtreten und daß dieſer das freigewordene Land durch polniſche und ruſſiſche Arbeiter beſtellen ließe, dann wäre vielleicht die Beſiedelung Marokkos in abſehbarer Zeit zu erreichen. Anders nicht. Was aber hätten wir, hätte das Deutſchtum, der deutſche Staat damit gewonnen? Im beſten Falle gelänge es uns unter ganz außerordentlichen

Opfern für das Kolonialheer und die Marine, eine deutsche Kolonie zu schaffen, die nach hundert Jahren ihre Unabhängigkeit von Deutschland erklärte, während im deutschen Reichstag die Polen mit Erfolg für die Einführung der polnischen Sprache als Amtssprache einträten. Denn — ganz abgesehen von den Landarbeitern — in dem Maße, wie sich die deutsche Industrie dank billiger Erze entwickeln sollte, in demselben Maße würde wieder der Zuzug slawischer Arbeiter wachsen. Somit ist die Behauptung, wir brauchten Marokko als Ausfuhrland für unsere Geburtenüberschüsse, nicht nur hinfällig, sondern sie bedeutet eine Gefahr. Wir könnten Marokko nur unter Preisgabe der engeren Heimat kolonisieren.

Doch dahin würde es auch dann nicht kommen, wenn sich die Regierung für die alldeutsche Utopie begeistern wollte. Wenn Frankreich Marokko okkupieren und festhalten kann, könnte es Deutschland auch dann nicht, wenn es eine der englischen gleichwertige Flotte besäße. Ein Blick auf die Karte lehrt es jeden Laien, daß gegen den Willen Frankreichs und Englands die Aufrechterhaltung einer Verbindung zwischen Wilhelmshafen und Agadir ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Das hat in einem lichten Augenblick selbst Herr Claas eingesehen und die Folgerung gezogen, Deutschland müsse eben das Departement Rhone in Besitz nehmen, um die direkte Verbindung zum Mittelmeer zu gewinnen. (Leider ist der Satz, der diesen schönen Vorschlag enthält, nicht mit in die Broschüre „Marokko deutsch“ gelangt.) Damit fällt aber auch der zweite Punkt der alldeutschen Forderungen in sich zusammen: Agadir als Stützpunkt der deutschen Flotte. Der Gedanke ist an sich nicht schlecht, und seine Durchführung wäre des Schweißes der Edlen wohl wert. Aber im gegenwärtigen Zeitpunkte ist er schlechterdings nicht zu diskutieren. Frankreich will Marokko in Besitz nehmen, und Deutschland hat keinen ausreichenden praktischen Grund, es daran zu hindern. Darum erscheint die Politik die klügere, die es Frankreich erleichtert, sein Ziel zu erreichen. Wollte Deutschland heute mit Ansprüchen auf den Hafen von Agadir hervortreten, dann würde es nur die Interessengemeinschaft zwischen Frankreich und England stärken und sich selbst den Boden für praktische Verhandlungen verderben. Frankreich müßte solchen Schritt in diesem Augenblick als gegen sich selbst gerichtet betrachten. Wozu aber unnötig Mißtrauen säen, wo es gilt, vorhandenes zu beseitigen, und wo möglicherweise der Augenblick einmal von selbst eintritt, in dem es sogar im Interesse Frankreichs liegen könnte, den Hafen von Agadir deutschen Kriegsschiffen zur Verfügung zu stellen? Die praktischen Verhandlungen haben sich somit einzig nnd allein auf den dritten Punkt der deutschen Forderungen zu konzentrieren: Sicherung der freien Hand für den deutschen Handel. Man kann gerade im Hinblick hierauf mit dem Dichter sagen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ In Marokko handelt es sich für uns, von den allgemeinen Gesichtspunkten abgesehen, in erster Linie um die Mutungsrechte auf Erz. Kenner des Landes sind der Meinung, das marokkanische Eisenerz sei ebenso wertvoll wie das schwedische und sei deshalb geeignet, dieses

zu ersetzen, wenn es in zwanzig bis dreißig Jahren verbraucht sein würde. Das ist ein ernsthaftes Argument, dem sich kein Diplomat und keine einigermaßen weitschauende Regierung verschließen dürfte. Den Abbau dieses Erzes gilt es somit ebenso sicher zu stellen wie seine ungehinderte Ausfuhr. Erst in zweiter Linie steht die Forderung, daß die Ausfuhr von deutschen Firmen zu besorgen ist. Sind deutsche Firmen konkurrenzfähig, dann werden sie das Geschäft an sich bringen; gibt es solche konkurrenzfähige Firmen nicht, dann wäre auch der günstigste Vertrag, ja dann wäre auch die Besitzergreifung Marokkos nicht imstande, den Deutschen das Geschäft zu erhalten. Von irgendwelcher Bedeutung für die Preisbildung auf Erz wäre es im übrigen nicht, wenn die Ausfuhr in deutschen Händen läge. Aus reinem Patriotismus hat Krupp die Preise für Panzerplatten nicht niedriger gesetzt, als es die Konkurrenz erforderte, und aus Patriotismus werden die Gebrüder Mannesmann ihr marokkanisches Erz an die Gute-Hoffnungshütte nicht billiger verkaufen wie an den Franzosen Schneider. Der Weltmarkt bestimmt den Preis, gleichgültig in wessen Händen die Ware liegt, und die Handels- und Tarifverträge der Staaten sichern vor Repressalien und sonstigen Übergriffen. Einen Vertrag mit Frankreich abzuschließen, der uns in dieser Beziehung Handels- und Handlungsfreiheit gewährleistet, das erscheint mir der Kernpunkt der Aufgabe, die unsere Diplomatie gegenwärtig in Marokko in wirtschaftlicher Beziehung zu lösen hat. Natürlich darf dies unter weitestgehender Berücksichtigung der Wünsche der bereits in Marokko eingesessenen Deutschen geschehen. Dabei wird man aber gut tun, sich stets zu vergegenwärtigen, daß wir politisch in Marokko nichts zu suchen haben. Mag Frankreich hundert Maurenbataillone in Marokko aufstellen, — sie werden die wirtschaftlichen Verträge ebensowenig gefährden, wie die französischen Armeekorps an unserer Westgrenze den Fortbestand des deutsch-französischen Handelsvertrages irgendwie beeinflussen. Wir leben nicht mehr im Zeitalter des Faustrechts, wo internationale Wirtschaftsverträge einseitig gebrochen werden können. Dazu ist Handel und Wandel viel zu international und viel zu abhängig von den Bedürfnissen sowie von der Kontrolle aller Staaten der Erde. Frankreich konnte, gestützt auf England und Spanien, die politische Algecirasakte durchlöchern, Frankreich könnte aber seinen Handelsvertrag mit uns nicht brechen, ohne dadurch den casus belli heraufzubeschwören, bei dem es Angreifer wird; ebenso wird es nach Abschluß des Marokkovertrages sein, und Frankreich wird sich alsdann hüten, sich wegen Marokko der Gefahr eines Krieges mit Deutsch land auszusetzen, in dem es auf die Mitwirkung Rußlands nicht rechnen dürfte. G. Cl.

Bank und Geld

Die Junibilanzen der Großbanken — Bankguthaben — Depositen und deren Verzinsung — Konkurrenz zwischen Banken, Genossenschaften und Sparkassen — Lösung des Kalikonfliktes — Kaufmännische Einrichtungen bei der Staatsverwaltung

Die Berliner Großbanken haben ihre Junibilanzen veröffentlicht. Nächst

den Dezemberabschlüssen beanspruchen diese die größte Bedeutung, da ja leider infolge des gewählten zweimonatigen Turnus die sogenannten schweren Termine, das Frühjahrs- und Herbstquartal, von den Veröffentlichungen nicht erfaßt werden. Der vorliegende Semestralausweis verdient aber von vornherein besondere Beachtung deshalb, weil es von großem Interesse ist, festzustellen, inwieweit sich die Eigentümlichkeiten der Geldmarktslage und die Restriktionsmaßregeln der Reichsbank in seinen Ziffern widerspiegeln.

Im allgemeinen darf man sagen, daß das Tempo der Geschäftserweiterung ein langsameres geworden ist. Die Überstürzung des Vorjahres hat einem etwas ruhigeren Arbeiten Platz gemacht. Das tritt deutlich in die Erscheinung, wenn man die Zunahme der Debitoren in den beiden ersten Halbjahrsabschnitten miteinander vergleicht: im vorigen Jahre 425 Millionen Zunahme, in diesem „nur" 192,5 Millionen. Gewiß noch immer eine recht stattliche Ziffer, aber doch weniger als die Hälfte der vorjährigen Mehrausleihungen. Und was wichtiger ist: gegen den Aprilstatus ist keine Zunahme, sondern ein Rückgang zu konstatieren. Die Kreditgewährungen sind also im Mai und Juni entschieden eingeschränkt worden, und man kann vielleicht, ohne optimistisch zu sein, in dieser Tatsache das Resultat einer etwas vorsichtigeren und bewußtermaßen zurückhaltenderen Geschäftspolitik erblicken. Eine solche ist aber auch durchaus am Platze. Denn betrachtet man das Verhältnis, in welchem die Verbindlichkeiten durch die flüssigsten Mittel, Kasse, Bankguthaben und Wechsel gedeckt werden, so ist dasselbe prozentual schlechter geworden, sowohl verglichen mit dem 30. April d. Js. als mit dem 31. Dezember 1910, ja sogar mit dem Durchschnitt des letzten Jahres, denn es stellt sich nur auf 37,64 Prozent. Freilich war dieses Deckungsverhältnis in dem Juniausweis des Vorjahres noch schlechter, da es sich nur auf 36,46 Prozent berechnete, aber diese kleine Besserung, die an sich nicht viel bedeuten will, läßt sich darum schon kaum in Rechnung stellen, weil unter jenen drei Kategorien die Bankguthaben mit einer beträchtlichen Vermehrung (seit dem 31. Dezember 1910 83 Millionen) figurieren. Diese Bankguthaben sind ein besonders undurchsichtiger Punkt in dem bisherigen Bilanzschema. Sie werden schlechtweg als erstklassige, greifbarste Anlage in Rechnung gestellt, gleich als ob es sich dabei um lauter Reichsbankguthaben handelte.

In Wahrheit sind diese Bankguthaben, wie jeder Eingeweihte weiß, zum großen Teil nichts anderes als Debitoren. Es sind Ausstände der Berliner Banken bei den mit ihnen in Verbindung stehenden oder affiliierten Provinzbanken, Ausstände, die sie nicht etwa freiwillig zur Anlegung flüssiger Mittel, sondern notgedrungen unterhalten, weil diese Banken, zum mindesten vorübergehend, Kredit in Anspruch nehmen. Daß solche Ausstände, auch wenn gegen ihre Bonität nichts einzuwenden sein mag, doch das Bilanzbild verschieben, wenn sie einfach wie bare Kasse betrachtet werden, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wie es aber oft in Wirklichkeit mit diesen greifbaren Bankguthaben

bestellt ist, lehrt der Zusammenbruch des Märkischen Bankvereins in Gevelsberg. Hier ist nicht wie in früheren Fällen, wo kleinere Provinzialbanken Schiffbruch erlitten, ein isoliert stehendes Institut, sondern eines, das zu anderen Banken, nämlich der Mittelrheinischen Bank in Koblenz und der Rheinischen Bank, in engen Beziehungen stand, und das durch diese ersteren zum Konzern der Dresdner Bank gehörte, ein Opfer übermäßiger Kreditgewährung und unvorsichtiger, wenn nicht untreuer Geschäftsführung geworden. Auch der Märkische Bankverein dürfte mit erheblichen Summen als Schuldner in den Büchern der genannten Banken figurieren; muß es nicht irreführen, wenn solche Kredite als „Bankguthaben" bezeichnet werden?

Im übrigen ist der bemerkenswerteste Posten des Ausweises die abermalige starke Zunahme von Kreditoren und Depositen. Diese haben sich seit dem letzten Halbjahresausweis zusammen um 354,5 Millionen vermehrt. Allerdings weist die Juni- gegen die Aprilbilanz einen Rückgang von 116 Millionen auf; diese Verminderung ist indessen natürlich, da wir wissen, daß er an allen Quartalsterminen einzutreten und sich in kurzer Zeit wieder auszugleichen pflegt. Für die Vergleichung des konstanten Wachstums bieten daher die Jahresdurchschnittsziffern eine weit bessere Grundlage. Während nun aber der Durchschnittsbetrag der fremden Gelder im Jahre 1910 um etwa 800 Millionen Mark größer war als im Jahre 1909, scheint im laufenden Jahre eine solche Zunahme nicht erzielt zu werden; auch hier ist also eine Verlangsamung des Tempos eingetreten, das zweifelsohne in einem inneren Zusammenhang mit der Beschränkung der Kreditgewährung steht. Denn es liegt auf der Hand, daß, sobald die Banken ihre Unternehmungslust im aktiven Geschäft zügeln, gewisse Regressivmaßregeln im Passivgeschäft die Folge sein müssen. Es wäre sehr erfreulich, wenn der Übereifer im Zusammentreiben fremder Gelder, der von den konkurrierenden Depositenkassen und Filialen der Banken entfaltet wird, auf diese Weise etwas gedämpft würde. Es ist durchaus kein volkswirtschaftlicher Gewinn, wenn die Auffammlung dieser fremden Gelder unter Anwendung forcierter Maßregeln, insbesondere die Gewährung zu hoher Zinsen, betrieben wird. Die Banken geraten hierbei, je mehr sie kleine und kleinste Plätze aufsuchen, in den Geschäftsbereich der Sparkassen und Kreditgenossenschaften, die ihre zu ganz andern Zwecken bestimmten Betriebskapitalien als „Spargelder" oder „Depositen" gegen Gewährung einer höheren als der bankmäßigen Zinsvergütung zu gewinnen suchen. Mit diesen Instituten in Konkurrenz zu treten, sollten die Banken vermeiden. Denn es würden empfindliche Nachteile für diese letzteren entstehen müssen, sei es nun, daß ihnen infolge des Wettbewerbs Kapital entzogen wird, sei es, daß sie unter dem Druck der Konkurrenz auch ihr Zinsangebot in unwirtschaftlicher Weise steigern. Von allen Seiten ertönen Klagen über diesen ungezügelten Wettbewerb: ein sicheres Zeichen dafür, daß auf allen Seiten gesündigt wird. Aufgabe der Banken aber wäre es, hier Zurückhaltung zu üben; denn sie sind es, die durch den Ausbau ihrer Organi-

sation jene lokalen Kreditinstitute schädigen und in ihrem natürlichen Wirkungsbereich bedrängen. Man sollte glauben, daß eine Abgrenzung der Interessensphäre schon durch die Verschiedenheit der Aufgaben sich von selbst ergeben müßte. Gleichwohl aber beschweren sich nicht nur die Kreditgenossenschaften über die Banken und die Sparkassen, weil letztere ihren Betrieb bankmäßig auszugestalten suchen, sondern umgekehrt auch die Sparkassen über die Kreditgenossenschaften, weil sie die Bezeichnung „Sparkassengelder" als eine ihnen ausschließlich zukommende in Anspruch nehmen möchten. Der zurzeit in Stettin versammelte Allgemeine deutsche Genossenschaftstag beschäftigt sich daher, wie schon bei früheren Tagungen, auch diesmal wieder mit dieser Frage. Eine größere Klärung werden die Verhandlungen kaum bringen. Doch wird sich hoffentlich allen Beteiligten nach und nach die Einsicht aufdrängen, daß zwischen Instituten mit gänzlich verschiedenen wirtschaftlichen Aufgaben, von denen überdies Kreditgenossenschaften wie Sparkassen keine Erwerbsinstitute sind, eine Konkurrenz nicht bestehen kann, weder hinsichtlich der Aufgaben selbst, noch hinsichtlich der Beschaffung der Mittel, die diesen angepaßt sein müssen.

Der Streit im Kaligewerbe darf als beendigt gelten. Wenigstens stehen nunmehr die Grundlinien fest, auf denen es zu einer Einigung zwischen den Kaliwerken Aschersleben, dem Kalisyndikat und dem abtrünnigen amerikanischen Vertragsgegner kommen wird. Dieses Abkommen wird kaum anders lauten, als es von Ursprung an vorausgesagt wurde. Aschersleben erhält für die Aufgabe der Kontrakte eine erhebliche Entschädigung durch die Amerikaner und erwirbt Sollstedt zurück, zugleich werden ihm bei seinem Beitritt zum Syndikat gewisse Sondervorteile zugestanden. Das Kalisyndikat, welches den so gefährlichen Außenseiter nunmehr beseitigt hat, wird zu der ihm so erwünschten Lösung zweifelsohne erhebliche Beisteuern zahlen, in welcher Form und in welcher Höhe ist einstweilen nicht bekannt, für die Öffentlichkeit aber auch im ganzen gleichgültig. Wichtig ist nur, daß jetzt das Kalisyndikat in seiner Preispolitik unbeschränkt freie Hand hat. Der von Aschersleben unter Schmidtmanns Einfluß unternommene Versuch, den Absatz von Kali durch billige Preise zu fördern und den hochentwickelten Werken Gelegenheit zu vermehrtem Absatz zu geben, durch das niedrige Preisniveau zugleich auf eine Unterdrückung der schwachen Werke und auf eine verminderte Neugründung hinzuwirken, ist endgültig gescheitert. Nunmehr hat die Kaliindustrie ihr Heil nur in der Syndikatspolitik zu suchen. Ganz im Gegensatz zu den Schmidtmannschen Absichten ist infolge des Kaligesetzes eine Periode der Massengründungen eingetreten. Nun gilt es, Ausdehnung des Absatzes mit hohen Preisen Hand in Hand gehen zu lassen. Eine schwierige Aufgabe! Ohne eine sehr schnelle und kräftige Entwicklung des Kaliabsatzes wird das bei der gesetzlichen Regelung beabsichtigte Ziel, die Kaliindustrie vor einer verhängnisvollen Produktionskrisis zu bewahren, sich nicht erreichen lassen. Schon macht sich selbst im Inlande eine Konkurrenz in künstlichen Düngemitteln geltend

(sog. „Phonolith"), die dem Syndikat so gefährlich zu sein scheint, daß es gegen dieselbe Boykottmaßregeln anwendet, die man nicht ohne Einschränkungen gutheißen kann. Der Vorfall mag für das Kalisyndikat ohne große Bedeutung sein; er zeigt aber, wie groß die Hindernisse sind, die einer wirkungsvollen Propaganda bei hohen Preisen im Wege stehen.

Der preußische Eisenbahnminister hatte vor geraumer Zeit eine besondere Kommission zur Prüfung der Frage berufen, inwieweit die Einrichtungen kaufmännischer Privatbetriebe sich zur Nachahmung im Geschäftsbereich der Eisenbahnverwaltung empfählen. Hierbei stand an erster Stelle wohl zur Erwägung, ob der umständliche bureaukratische Apparat sich vereinfachen und verbilligen lasse, und sodann die vielumstrittene Frage, ob es ratsam und zweckmäßig sei, die doppelte Buchführung an Stelle oder neben der kameralistischen zu adoptieren. Die Kommission ist höchst bezeichnenderweise zu einem negativen Resultat gekommen. Sie erachtet, von Nebensächlichem abgesehen, den Privatbetrieb weder für einfacher noch für billiger und den Vorteil der doppelten Buchführung für imaginär. Daran ist jedenfalls so viel richtig, daß unsere großen Privatbetriebe genau so bureaukratisch organisiert sind und verwaltet werden wie irgendein Staatsbetrieb. Das läßt sich nicht vermeiden, wenn in einem großen Betrieb Ordnung herrschen soll. Dann stellt sich von selbst der schriftliche, formularmäßige Verkehr von Bureau zu Bureau, das Reglementieren und Verordnen ein. Die Verhältnisse der Beamten in bezug auf Gehalt, Subordination, Leistung werden denen der Staatsbeamten außerordentlich ähnlich, und nur in der Verwaltungs- und Geschäftstätigkeit der obersten Leitung finden sich starke Unterschiede gegen den staatlichen Betrieb. Ein solches Privatunternehmen großen Stils, sei es nun ein Fabrikations-, ein Betriebs- oder ein Bankunternehmen, arbeitet selbstverständlich teurer als der Staat; es zahlt höhere Gehälter und hat auch sonst keine Oberrechnungskammer zur Revision seiner Ausgaben über sich. Weniger begründet aber will das abfällige Urteil der Kommission über den Wert der doppelten Buchführung erscheinen. Der Hauptvorteil der letzteren, daß sie eine sichere Gewinnberechnung ermöglicht, scheint doch nicht gebührend gewürdigt zu sein. Hierauf wird man noch einmal näher einzugehen haben; es ist ja wohl noch in Erinnerung, daß gerade die Gewinnberechnung der Eisenbahnverwaltung im Parlament von kaufmännischer Seite absprechend beurteilt worden ist.

Spectator

Bücherliste

Poincare, Henri: Die neue Mechanik. Leipzig, B. G. Teubner. M. 0.60.

Grättel, Else: Mitten im Leben. Hamburg, C. Boysen.

Herder, J. G.: Ideen zur Kulturphilosophie. Ausgewählt und herausgegeben von Otto und Nora Braun. Leipzig, Insel-Verlag. 1911. Preis M. 2.—.

Der vorliegende Band enthält eine Auswahl Herderscher Gedanken, die um ihrer aktuellen Bedeutung willen geeignet sind, weiteren Kreisen näher gebracht zu werden. Außer einer gediegenen Einleitung aus der Feder der Herausgeber, die Herders philosophische Wesensart, die Ziele seiner Arbeit und einige seiner Grundanschauungen darlegt, werden das „Journal meiner Reise im Jahre 1769", „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" und Teile des fünften und neunten Buches der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" geboten. Die Herausgeber rechtfertigen diese Wahl damit, daß die grundlegenden schöpferischen Gedanken Herders in seinen älteren, ziemlich vergessenen Schriften in viel ursprünglicherer Weise zutage treten als in seinem Hauptwerk. Überdies ist letzteres für einen teilweisen Neudruck nicht geeignet. Dem Text liegt die Suphansche Ausgabe zugrunde, um die Bearbeitung der beigegebenen Anmerkungen hat sich Nora Braun verdient gemacht. — Herder hat die Philosophie der Weltgeschichte als seine Lebensaufgabe betrachtet, dabei lag ihm das Systematisieren und Kritisieren fern, seine Gedanken erwuchsen aus der wirklichen Welt und haben den Reiz der Unmittelbarkeit. Deshalb werden gewiß viele Leser an dem vorliegenden Buche ihre Freude finden. Die ihm vom Inselverlag gegebene Ausstattung ist durchaus zu loben. Es handelt sich hier um die dritte philosophische Veröffentlichung in der Zwei-Mark-Bände-Sammlung des Verlags. Die Ausgabe von Fichtes „Reden an die deutsche Nation" ist von Rudolf Eucken besorgt worden, die „Kant-Aussprüche" hat Raoul Richter herausgegeben; somit erfreut sich der Verlag der besten fachmännischen Unterstützung. **

Grothe, Hugo: Orientalisches Archiv. Heft 3. Leipzig, Karl W. Hiersemann. M. 7.50.

v. Bülow, Dr. jur. J.: Künstlerelend und Proletariat. Berlin W., Maritima, Verlagsgesellschaft. M. 1.25.

Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Dr. S. Singer und Dr. Harry Maync. Heft 1: Die altdeutschen Fragmente von König Tirol und Friedebrant. Von Prof. Dr. Harry Maync. M. 4.—. Heft 2: Mittelalter und Renaissance. — Die Wiedergeburt des Epos und die Entstehung des neuen Romans. Zwei Vorträge von Prof. Dr. S. Singer. M. 1.80. Heft 3: Giosue Carducci und die deutsche Literatur von Margherita Azzolini. M. 3.—. Heft 4: The source of Wolfram's Willeholm by S. A. Bacon. M. 5.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Petzoldt, Joseph: Die Einwände gegen Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Leipzig, B. G. Teubner. M. 0.80.

Cohn, Emil: Physikalisches über Raum und Zeit. Leipzig, B. G. Teubner. M. 0.60.

Aus Natur und Geisteswelt: Das Aquarium. Von E. W. Schmidt. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Sadee, Dr. L.: Vom deutschen Plutarch. Wiesbaden, J. F. Bergmann. M. 2.60.

Schellenberg, Ernst Ludwig: Französische Lyrik. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 1.50.

Schellenberg, Ernst Ludwig: Emile Verhaeren. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Aristoteles Nikomachische Ethik. Übersetzt von Dr. Eug. Rolfs. (Philosophische Bibliothek Band 5.) Leipzig, Felix Meiner. M. 3.20.

Hegel, Georg Wilh. Friedr.: Grundlinien der Philosophie des Rechts. (Philos. Bibliothek 124. Band. Neu herausgeg. von Georg Lasson.) Leipzig, Felix Meiner. M. 5.40.

Graebner, Prof. Dr. Paul: Taschenbuch zum Pflanzenbestimmen. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandl. M. 3.80.

Kirschners Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe. Neu bearbeitet von Dr. Carl Michaelis. (Philosoph. Bibliothek, Band 67.) Leipzig, Felix Meiner. M. 12.50.

Rupp, Julius: Gesammelte Werke. Band IV: Christliche Predigten. Leipzig, Fritz Eckardt Verlag, G. m. b. H.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber **George Cleinow-Schöneberg**, für den literarischen Teil und die Redaktion **Heinz Amelung-Friedenau**. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

514. **Hauslehrer** (cand. phil.) f. 9jähr. Knaben, 1. 10., Mecklbg.

515. **Hauslehrer** f. Untertertianer (Frz. u. Engl.), 1. 10. bis Ostern 12, Pommern.

516. **Hauslehrer** f. 2 Knaben (Quartaner u. Sextaner), 1. 11., Ostpr.

B. Für Damen.

517. **Erzieherin**, ev. gepr., ält., f. 2 Knaben, 1. 10., Pommern.

518. **Erzieherin** f. 2 Mädchen (gut empfohlene), 1. 10., Pommern.

519. **Lehrerin**, staatl. gepr., f. 1 Mädch. (Klavierunterr.), 15. 10., Schleswig.

520. **Lehrerin**, staatl. gepr., f. 12 Mädch., 1. 10., Meckl.

521. **Lehrerin**, gepr. anspruchslose, f. 2 Mädchen (600 M.), Holstein.

522. **Erzieherin**, ev., musik. erf., f. 3 Kinder, 1. 10. Rügen.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

England

Von Major Ernſt Fiſcher-Hannover

Im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert legte England den Grund zu ſeiner maritimen und kolonialen Weltſtellung, hatte aber ſchließlich, nachdem zuvor Spanien und Holland aus ihrer Stellung als führende Seemächte verdrängt waren, noch in Frankreich einen nicht zu unterſchätzenden Konkurrenten. Ihn niederzuzwingen bedurfte es erſt der ſchweren Kämpfe, die zuletzt faſt ganz Europa gegen Napoleon den Erſten führte, ein gigantiſches Ringen, das, wenn auch nicht in erſter, ſo doch in zweiter Linie zu Nutz und Frommen Britanniens erfolgte. Hatte auf dem Wiener Kongreß ſchon Frankreich gut abgeſchnitten, ſo gelang es England noch beſſer. Die während der napoleoniſchen Feldzüge beſetzten fremden Kolonien wurden ihm im weſentlichen belaſſen und damit auch die gewonnenen Stützpunkte im Mittelmeer — Gibraltar (ſchon früher beſetzt), Malta und die Joniſchen Inſeln, letztere ſpäter an Griechenland abgegeben — und die den Weg nach Indien deckenden Etappen im Atlantic und Indiſchen Ozean. Vor allem aber: „Es gab auf dem weiten Erdenrund keine Flotten mehr, welche engliſche Küſten und Schiffe bedrohen konnten.“ Die engliſche Weltmachtſtellung ſchien für ein Jahrhundert geſichert. Frankreich hatte indirekt ſeine Schuldigkeit getan und zu den erzielten Reſultaten das meiſte beigetragen. Faſt zwanzig Jahre hindurch hatte zur Zeit der vorletzten Jahrhundertswende der Schlachtendonner in Europa gegrollt und die Länder des Kontinents waren ärmer geworden, mit Ausnahme von Frankreich, deſſen Wohlſtand Napoleon der Erſte trotz unaufhörlicher Feldzüge außerordentlich gehoben, und welchem die Verbündeten nur mäßige Kriegsſteuern auferlegt hatten, Handel und Induſtrie waren geſchwunden oder wenigſtens in der Entwicklung aufgehalten und nur von einzelnen Nationen ſchwacher Kolonialbeſitz gerettet worden. Da die Vereinigten Staaten von Amerika als Groß- und Weltmacht noch nicht in Frage kamen, Rußlands Grenzen von Indien damals noch weit entfernt lagen, konnte England ſich zunächſt der erreichten Erfolge in Ruhe erfreuen, unter dieſen Umſtänden auch weiter als Stütze

des ihm so vorteilhaften Freihandels auftreten und damit seiner durch die Kontinentalsperre auf das empfindlichste betroffen gewesenen Industrie und seinem Handel das Weltmonopol sichern. Die politische und wirtschaftliche Kirchhofsruhe, welche aus der Erschöpfung und den für die innere Entwicklung der Völker so wenig erfreulichen Ergebnissen des Wiener Kongresses und der sich daran anschließenden Politik der „Heiligen Allianz" hervorgegangen war, schwand erst als sich die kontinentalen Staaten langsam erholten. Die hierdurch frei werdenden Kräfte wurden indessen, durch die sich allenthalben entspinnenden Verfassungskämpfe und das Streben nach Bildung von Nationalstaaten geraume Zeit in Anspruch genommen. Während dieser Zeit hatte England Muße, sein Welthandelsmonopol auszubreiten. Zum reinen Industriestaat geworden, war es genötigt, dafür zu sorgen, daß seinen Waren die weitesten Absatzgebiete erschlossen wurden. England plünderte aber seine Kolonien, z. B. Indien, nicht aus, wie es einst Spanien getan hatte. Es begnügte sich, mit sanftem Zwange die weiten Gebiete mit seinen Waren anzufüllen und hierdurch zu seinen Gunsten die eigene industrielle Entwicklung der Kolonien möglichst aufzuhalten. In diese bis ungefähr zum deutsch-französischen Kriege reichende Zwischenzeit, während welcher Englands Weltmachtstellung noch ungefährdet erschien, fällt die erste Festsetzung Frankreichs in Nordafrika — Algier —. Sie wurde von England nicht gestört, da die hierdurch bewirkte Unterdrückung der von den Barbareskenstaaten geübten Piraterie auch ihm nützlich schien und die vorhandenen Stützpunkte im Mittelmeer — an den Suezkanal war noch nicht zu denken — einstweilen genügten. Der mit Napoleon dem Dritten gemeinsam unternommene Krimkrieg, welcher keineswegs im französischen Interesse lag, endete zugunsten Englands mit Schließung des Schwarzen Meeres für europäische Kriegsschiffe. Mit Ausnahme dieses Krieges kam es einstweilen nicht zur Anwendung der altenglischen und durch die Schwäche seiner Landstreitkräfte noch heute bedingten Politik, etwa nötige Kämpfe mit großen Militärmächten in der Hauptsache durch fremde Staaten auskämpfen zu lassen, da eine die englischen Interessen bedrohende Veranlassung nicht vorlag. Das Inselreich begnügte sich zunächst damit, fremden Nationen als Hort politischer Freiheit zu gelten, im Gegensatz zu Rußland, das als stärkstes Bollwerk gegen revolutionäre Umtriebe angesehen wurde, und förderte dadurch außerordentlich seine Handelsinteressen.

Bei Ausbruch des Krieges 1870/71 stand England mit seinen Sympathien anfangs auf deutscher Seite, weil es Frankreich für stärker hielt und seine Schwächung wünschte. Nach Sedan wechselte es seine Gunst und unterstützte die französische Republik nach Kräften mit Geld und Kriegsbedarf. Das 1871 entstandene neue Deutsche Reich gefiel England erheblich weniger als der ihm ganz ungefährlich gewesene alte Deutsche Bund oder das erst aufstrebende Preußen, welches bis Waterloo in seinen Kämpfen gegen Frankreich stets für England gekämpft hatte; aber immerhin, das Reich besaß weder eine nennenswerte Flotte, noch Kolonien, und von der Regierung Kaiser Friedrichs des Dritten —

ob mit Recht oder Unrecht, ist zu erörtern müßig — ließ sich vielleicht eine wärmere Unterstützung britischer Interessen erhoffen. In den letzten beiden Jahrzehnten des verflossenen und in dem ersten des laufenden Jahrhunderts traten aber auf politischem und wirtschaftlichem, selbst technischem Gebiet Erscheinungen auf, welche Englands Lage in anderem Licht erscheinen ließen. Die schon früher erfolgte Eröffnung des Suezkanals führte im Hinblick auf die Verteidigung Indiens zu veränderter Stellungnahme im Orient. Das Deutsche Reich trat in die Reihe der Kolonialmächte ein und schuf sich die gegenwärtig fast zweitstärkste Flotte Europas. Frankreich besetzte im Laufe der Zeit fast das gesamte nordwestliche Afrika, im Süden bis an den Kongo, Umbangi und Uelle reichend, außerdem Obock, Madagaskar und in Hinterindien Anam. Stanley gründete für Leopold den Zweiten von Belgien den Kongostaat, der heute belgische Kolonie ist. Die nordamerikanische Union erhebt seit ihrem siegreichen Kriege gegen Spanien unter Aufrechterhaltung der Monroedoktrin und im Besitz von Hawai, Guam und den Philippinen Anspruch auf eine Vormachtstellung im Stillen Ozean und rüstet sich zur Eröffnung des Panamakanals. Durch seine Eröffnung wird voraussichtlich die gesamte politische und wirtschaftliche Weltlage eine Änderung erfahren. In dem vorläufig noch verbündeten Japan ist im fernen Osten ein neuer Konkurrent entstanden. Anderseits hat seitdem England Ägypten und den östlichen Sudan genommen, sich die Burenrepubliken einverleibt und ist bestrebt, im östlichen und südlichen Afrika ein neues Kolonialreich zu gründen. Was aber England am unangenehmsten berührt, ist der Umstand, daß die fortschreitende Entwicklung von Handel und Industrie in den verschiedenen Ländern, vorzugsweise in der Union und in Deutschland, aber auch bei den meisten übrigen Völkern den Bau von Kriegsflotten bedingte. „Eine Kriegsflotte schafft nach Makam noch keinen Handel, wohl aber erzeugt der Handel eine Kriegsflotte, die stark genug ist, ihn zu schützen, oder er geht in die Hände von Kaufleuten über, welche solchen Schutz genießen. Jedenfalls kann eine schwache Kriegsflotte Veranlassung geben, daß der bestehende Handel auf eine andere fremde Flagge übergeht."

Alle diese Erscheinungen, welche nicht gleichzeitig, aber doch in verhältnismäßig schneller Folge sich entwickelten, bewirkten, daß England nach Erkenntnis der ihm aus der veränderten Lage möglicherweise drohenden Gefahren mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln bestrebt ist, die beiden wichtigsten Grundlagen seiner Stellung, „die Oberherrschaft auf den Meeren und den Besitz von Indien", mehr als bisher zu schützen, da beide bedroht scheinen.

Das Bestreben Englands, die herrschende Vormacht auf den Meeren zu bleiben, ist nach seiner Vergangenheit wohl begreiflich, bei längerem Frieden angesichts des Wachstums der anderen Marinen aber auf die Dauer nicht mehr durchführbar. Welchen Wert England auf die unbedingte Seegeltung legen muß, wird erst verständlich, wenn man im Auge behält, daß nur durch ihre Aufrechthaltung die Ernährung des Inselreichs gesichert ist. Zum reinen Industrie-

staat geworden, bringt England auf seinen Inseln so gut wie nichts zur Ernährung seiner Bevölkerung hervor und ist derart auf die ungehinderte Zufuhr von allen Lebensmitteln angewiesen, daß eine Unterbindung der Zufuhren es innerhalb von vier Wochen auf die Knie zwingen würde. Heute sichert die englische Flotte wohl die ungestörte Ernährung der Inseln, aber auf wie lange noch? Inzwischen erklingt, von England ausgehend, der Sirenensang, die maritimen Rüstungen allseitig einzuschränken. Abgesehen davon, daß hieraus lediglich England Nutzen ziehen würde, ist jeder Versuch hierzu aussichtslos, denn zwei Seemächte können hierauf nicht eingehen und werden es auch nicht tun: die Union und Japan; beide rüsten, um die Vorherrschaft im Stillen Ozean zu erringen. Da diese beiden Mächte sich von allen solchen Plänen ausschließen, kann auch England, trotz seines Schiedsvertrags mit den Vereinigten Staaten und trotz seines überdies schon bedenklich durchlöcherten Bündnisses mit Japan, in seinen Rüstungen gleichfalls nicht innehalten und damit fällt der gesamte Plan. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß die von England befolgte Politik des Baues von Dreadnoughts anscheinend ihm nicht den erhofften, nicht mehr einzuholenden Vorsprung vor den übrigen Nationen verschafft, sondern im Gegenteil einen stetig zunehmenden Ausgleich zwischen den Flottenstärken der Seenationen herbeiführt.

Um allen sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten zum Trotz dennoch das angestrebte Ziel zu erreichen, verstärkt England nach Möglichkeit die in der Hauptsache in den heimischen Gewässern konzentrierte Schlachtflotte und benutzt, wenigstens in Europa, die zwischen einzelnen Mächten vorhandenen Reibungsflächen, um tunlichst die eine Macht durch die andere in Schach zu halten, unter Umständen zur See zu schwächen oder zu vernichten.

Betrachtet man die englische Politik nach Beendigung des Burenkrieges, so läßt sich dieser Gedanke in seiner europäischen Politik als leitendes Motiv überall verfolgen. 1905 erhofften die Engländer nicht die gänzliche Vernichtung des baltischen Geschwaders, sondern lediglich ausreichende Schwächung beider Parteien zur See. In ihrem Eifer für Japan und vielleicht in Überschätzung der russischen Flotte gingen sie zu weit, als sie so lange diplomatisch auf Frankreich drückten, bis dieses den Schiffen der verbündeten Nation nicht genügend Zeit zur Retablierung nach langem Reisemarsch an Anams Küsten gewährte. Sie förderten hierdurch ungemein den völligen Untergang der russischen Flotte. Das Endresultat war in diesem Falle für England nicht sehr günstig; die Andreasflagge schwand zwar für einen längeren Zeitraum aus den nordeuropäischen Gewässern, aber hierdurch wuchs ein neuer Konkurrent in Ostasien heran.

Die Ausnutzung des deutsch-französischen Gegensatzes fällt noch mehr in die Augen. Im Jahre 1905 bot König Eduard Delcassé englische Unterstützung zu Lande und zu Wasser im Kriegsfalle gegen das Deutsche Reich an, und viel fehlte damals nicht am Ausbruch eines Krieges, der vom englischen Standpunkt aus in erster Linie dazu bestimmt war, daß sich die deutschen und fran-

zösischen Panzer gegenseitig vernichteten. Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen war, begann der englische Herrscher seine Einkreisungspolitik Deutschlands, zu welchem Zweck er zunächst in dem von ihm noch vor seinem Tode angebahnten russisch-japanischen Abkommen Rußland im fernen Osten frei machte, damit es eventuell im nahen Osten eingreifen könnte. Über die Ziele dieser Einkreisung ist direkt nichts Zuverlässiges in die Öffentlichkeit gedrungen, doch dürfte es sich in der Hauptsache um eine von England angestrebte Verständigung über die zu gelegener Zeit vorzunehmende Teilung der Türkei unter die europäischen Großmächte unter Ausschluß des Deutschen Reichs gehandelt haben. Der Plan scheiterte an der Bündnistreue Österreich-Ungarns. Ohne Sprengung des deutsch-österreichischen Bündnisses war er unausführbar. Im übrigen zeigte auch die Türkei nach der Entthronung Abdul-Hamids eine größere Lebenskraft, als wohl ursprünglich angenommen war. Neben dem hierbei noch heute verfolgten Ziele englischer Orientpolitik, die weiter unten behandelt werden wird, war das nicht aus dem Auge verlorene Nebenziel, in dem dann unvermeidlich gewesenen europäischen Kriege die deutsche Flotte, welche ihrer Nachbarschaft wegen besonders unerwünscht ist, wenn tunlich mit geringster Einsetzung der eigenen Flotte zu zerstören. Die Stellungnahme Englands zu den gegenwärtig zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich geführten Verhandlungen anläßlich der Entsendung des Kanonenbootes „Panther" nach Agadir wird durch das gleiche Motiv bestimmt. Bei einem zwischen beiden Mächten dieserhalb ausbrechenden Kriege erhofft England, selbst wenn es nicht sofort aktiv eingreift, die erhebliche Schwächung beider Flotten. Jedenfalls würde Frankreich mehr für England, als für seine eigenen Interessen kämpfen und, wie auch der Ausgang des Krieges sich gestalten würde, an England die größten Kompensationen bewilligen müssen. Noch ungünstiger als in europäischen, afrikanischen oder Gewässern des Indischen Ozeans liegt die Frage der Seegeltung für England gegenüber der nordamerikanischen Union trotz des mit ihr abgeschlossenen Schiedsgerichtsvertrages, dessen Wert in Fragen, welche vitale Interessen — Monroedoktrin usw. — der abschließenden Parteien berühren, sich erst im Ernstfalle beweisen muß. Dem Zwange, in einem kommenden Konflikt der Union mit Japan letzterem eventuell beispringen zu müssen, ist England ja glücklich enthoben, da das englisch-japanische Bündnis entsprechend modifiziert ist. Was aber kein Schiedsvertrag aus der Welt schaffen kann, ist die natürliche und immer mehr wachsende Rivalität der Union in Ostasien und ihr Dominieren auf den Pazifischen Inseln, unbekümmert darum, daß Australien eine solche Monopolisierung für sich beansprucht. Günstigstenfalls kann England für sich und Australien auf dem Stillen Ozean nur gleiches Recht unter völliger Aufgabe der Ansprüche einer besonderen Seegeltung durchsetzen. Die wachsende Stärke der amerikanischen Flotte würde angesichts der Lage Englands in Europa jede englische Forderung nach Suprematie zur See Amerika gegenüber zu einer sehr zu überlegenden machen. Welche Konsequenzen für England die bevorstehende

Eröffnung des Panamakanals, welcher nicht, wie seinerzeit der Suezkanal, in englischen Besitz oder unter seinen Einfluß zu bringen ist, haben wird, ist bei der vom amerikanischen Standpunkt aus selbstverständlichen Auslegung und Weiterentwicklung der Monroedoktrin nicht zweifelhaft. Es wäre für die Union politisch und militärisch ein Unding, wenn sie nicht bei passender Gelegenheit die Forderung erheben würde, daß die europäischen Staaten, welche noch Besitzungen am Rande oder in unmittelbarer Nähe des Golfs von Mexiko und des Karibenmeeres haben, dort ihre Flaggen niederholen möchten. Kanada bleibt gleichfalls eine offene Reibungsfläche zwischen der Union und England, wenngleich letzteres alles tut, um irgend mögliche Konflikte an dieser Stelle zu vermeiden.

Die nächste große Sorge Englands gilt der Erhaltung des dauernden Besitzes Indiens, das noch immer sein wertvollstes Absatzgebiet darstellt, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß es sich als solches in letzter Zeit erheblich geschmälert hat, einmal durch langsame Bildung einheimischer Manufakturen, dann aber auch durch den Boykott englischer Waren in Eingeborenenkreisen. Als möglicher Angreifer Indiens von außen her kommt auch für die Zukunft in erster Linie Rußland in Frage. Der Gedanke, Indien durch einen russischen Angriff zu verlieren, ist England stets deshalb so gefährlich erschienen, weil es sich hierbei um eine nur auf dem Lande, in Asien selbst, zu erkämpfende Entscheidung handelt. Die englischen Streitkräfte in Indien sind, wie nicht anders möglich, an Zahl erheblich geringer, als die des Angreifers, und müssen sich daher lediglich auf die Defensive beschränken. Eine Einwirkung der Flotte, etwa ein Vorgehen in der Ostsee, selbst wenn es durch nichts behindert würde, kann Rußland keinen ernsthaften Schaden zufügen und etwa hierdurch eine Entscheidung in Indien beeinflussen. Nur des besseren Schutzes Indiens wegen war deshalb England im vergangenen Jahrhundert bestrebt gewesen, den bis vor kurzem anscheinend nahe bevorstehenden Zerfall der Türkei aufzuhalten. Das russische Kreuz auf der Haga Sophia und die Andreasflagge in Kleinasien und Syrien wären in Verbindung mit dem ja in der Tat erfolgten Vormarsch der russischen Heere durch die turanischen Khanate eine zu gefährliche Bedrohung Indiens gewesen. Nach Eröffnung des Suezkanals setzte sich England zunächst auf Cypern fest und nahm, wenn auch unter scheinbarer Wahrung der Suzeränitätsrechte des Sultans, Ägypten in tatsächlichen Besitz, um den näheren Seeweg nach Indien militärisch zu sichern. Im weiteren Verlauf seiner indisch-ägyptischen Politik besetzte es als englisch-ägyptisches Kondominium den östlichen Sudan, baute die Bahn südwärts über Khartum hinaus und verband sie mit der Mombassabahn in Ostafrika, um für alle Fälle auch einen gesicherten Landweg für Truppentransporte an das Gestade des Indischen Ozeans zur Verfügung zu haben. Die Besetzung Afghanistans erwies sich als zu schwierig und es wurde daher versucht, den Emir dieses Landes als Puffer gegen Rußland zu verwenden. Daß der Afghanenfürst gleichzeitig von Rußland umworben wird, ist selbstverständlich.

Nachdem endlich Japan, auch im Interesse Englands, die russischen Heere siegreich bis hinter Mukden zurückgedrängt und die russische Flotte bei Tsuschima versenkt oder genommen hatte, schloß England ein engeres Bündnis mit ihm, das den Besitz von Indien verbürgen sollte. In weiterer Folge dieses Bündnisses räumte England die nördliche Hälfte des Stillen Ozeans und gab Weihaiwei an China zurück, um einstweilen es Japan und der Union zu überlassen, in diesen Gewässern um die Vorherrschaft zu streiten. Singapore bildet jetzt Englands vorgeschobenstes maritimes Bollwerk gegen die Nordhälfte des Stillen Weltmeeres. Gleichzeitig wurde die Verteidigung der indischen Nordwestgrenze neu organisiert. Der Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses muß als ein in seinen Folgen sehr zweischneidiges Mittel englischer Politik angesehen werden, da durch ihn das Prestige Japans in ganz Asien und darüber hinaus als erstes Volk, das ununterbrochen siegreich gegen die sonst überall überlegene weiße Rasse gefochten hatte, mehr als nötig gehoben wurde. Der Nimbus der weißen Rasse hat durch die Siege Japans und das erwähnte Bündnis fraglos einen Stoß erlitten, sowohl in Asien, als auch in Afrika, und die Folgen könnten in erster Linie England in Indien und in Ägypten, woselbst nationale, der englischen Herrschaft feindliche Strömungen neuerdings bedenklich auftreten, im Falle seines möglichen Engagements an europäischen Verwicklungen treffen. Ob Japan nach der bereits erwähnten Modifizierung des Bündnisses mit England noch fernerhin als eine zuverlässige Stütze einer Verteidigung Indiens angesehen werden kann, ist einigermaßen zweifelhaft, wenn auch die japanischen Diplomaten solchen Anschein erwecken.

Die indische Nordwestgrenze, vom Pamir bis Persien reichend, weist eine Zone wildzerklüfteter Gebirgsstöcke und tief eingeschnittener Flußtäler auf. Wo ein Zugang zur Indusebene führt, sind die Pässe in englischem Besitz und befestigt und zwei Drittel der anglo-indischen Armee, durch Lord Kitchener neu organisiert, an dieser Front aufgestellt. Die zeitweise in Indien stehenden englischen Truppenteile haben sich dort bislang im Felde gut bewährt und die Eingeborenen-Regimenter sind bei ihrer geschickten Zusammensetzung aus den tüchtigsten und miteinander rivalisierenden Stämmen unter der Führung englischer Offiziere in Asien ein sehr brauchbares Soldatenmaterial, wenngleich nach früheren Vorgängen ihre unbedingte Zuverlässigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben und auf religiöse Sitten und Gebräuche jedenfalls peinlichste Rücksicht genommen werden muß. Was den eventuellen Angreifer betrifft, so ist Rußlands Offensivkraft in Zentralasien durch den japanischen Krieg nicht sonderlich geschwächt worden, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß es gegenwärtig finanziell noch stark unter den Nachwehen des Mandschureifeldzuges und unter den Folgen der Revolution von 1905 leidet. Ein Angriff Rußlands auf Indien ist daher zurzeit nicht sehr wahrscheinlich und wäre für einen langen Zeitraum ausgeschlossen, wenn es britischer Politik gelänge, Rußland an einem europäischen Kriege zu beteiligen. Rußland würde hierdurch für lange Zeit, freilich nicht für immer in seiner asiatischen Politik lahmgelegt.

Schon seit geraumer Zeit schweben zwischen England und Rußland Verhandlungen über die Abgrenzung von Einflußzonen in Persien oder, deutlicher gesagt, über eine Aufteilung dieses Staates, Verhandlungen, die auf beiden Seiten von Einmischungen in die inneren Wirren Persiens begleitet sind. Zu einem beide Teile befriedigenden Abkommen dürften diese Verhandlungen sobald nicht führen, da England ganz Südpersien zur besseren Verteidigung Indiens und als Sprungbrett zum Vorgehen gegen das türkische Mesopotamien benutzen möchte, während Rußland letzten Endes einen Zugang zum Persischen Meer haben will. Bei der gegenwärtigen politischen Weltlage wird die persische Frage zunächst wohl offen bleiben; sie dürfte erst akut werden, wenn England sich anderweitig ernstlich engagieren sollte. Rußland hat jedenfalls Zeit und kann warten. Während früher die Erhaltung der Türkei England unbedingt notwendig erschien, hat sich in den letzten Jahren trotz aller offiziösen Dementis eine völlige Umkehrung der britischen Politik vorbereitet. Die Sorge um Aufrechterhaltung der Dardanellensperre ist in den Hintergrund getreten, seitdem Österreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel festen Fuß gefaßt und sich die Balkanstaaten, namentlich Rumänien, nicht mehr so unbedingt abhängig von Rußland fühlen wie früher, das Deutsche Reich ferner sowohl zu dem entthronten Sultan Abdul Hamid, als auch zu dem jungtürkischen Regiment freundschaftliche Beziehungen unterhält. Während früher der jeweilige Sultan englischer Unterstützung gegen einen russischen Angriff auf Konstantinopel sicher sein konnte und als stillschweigende Gegenleistung trotz aller territorialen Verluste, welche das türkische Reich im vergangenen Jahrhundert erlitten hatte, von seiner politischen Macht als Kalif aller Gläubigen keinen Gebrauch gemacht und damit dem englischen Weltreich, welches über Millionen von Moslems herrschte, wertvolle Dienste geleistet hatte, änderte sich in London anscheinend die Ansicht über diese Interessengemeinschaft, nachdem Ägypten besetzt und allerdings Abdul Hamid auch nicht ohne Erfolg eine panislamitische Bewegung hervorgerufen hatte.

Englische Staatskunst sieht seitdem die latente Abneigung der arabischen Provinzen der Türkei — Syrien, Mesopotamien, die arabischen Randländer, nominell Ägypten und Tripolis — gegen die herrschenden Osmanen nicht ungern. Einen Abfall dieser Provinzen von der Türkei und damit den Übergang des Kalifats auf den Khedive von Ägypten oder den Großscherif von Mekka wird England mit allen Mitteln unterstützen, um einmal diese Länder, deren politische Unabhängigkeit ausgeschlossen ist, unter sein Protektorat zu nehmen, dann aber auch einen lediglich von England abhängigen Kalifen zu gewinnen.

Diese Bestrebungen sind angesichts des Reformen des Islams nicht unzugänglichen jungtürkischen Regiments nicht ganz hoffnungslos. Der zum großen Teil mit deutschem Kapital durchzuführende Bau der Bagdadbahn und die noch nicht völlig fertiggestellte Mekkabahn drohen noch ein Hindernis für solche Pläne zu werden, da die militärische Leistungsfähigkeit der Türkei auch in diesen Ländern dadurch erheblich gestärkt wird (s. Grenzboten Nr. 19 von 1911).

Der gegenwärtige Aufstand in Arabien ist selbstverständlich nicht vom Londoner Kabinett veranlaßt, aber englische Pfunde und Waffen haben von Aden aus ihren Weg zu den Aufständischen gefunden. Von Interesse ist auch der englische Gegenzug gegen die Bagdadbahn. Dringend begehrt England die Konzession zum Bau einer Bahn von Koweit nach Bagdad, und zwar sollte die Bahn alsbald, jedenfalls früher gebaut werden, als der von Nordwest kommende Schienenstrang Bagdad erreichte. Zum Schutze dieses Bahnbaus gegen räuberische Beduinen, denen die Türken vor Fertigstellung der Bahn bis Bagdad schwer beikommen können, mußte England Truppen im unteren Mesopotamien landen und dürfte aus der so gewonnenen Stellung, welche das Einfallstor in die Länder des Zweistromlandes bilden würde, später schwerlich wieder herausgehen.

Um es kurz zusammenzufassen: „England will Indien gegen einen etwaigen russischen Angriff nicht nur an der Nordwestgrenze verteidigen, sondern es erstrebt auch die Verbindung Ägyptens mit Indien durch die arabischen Provinzen der Türkei." Ein russischer Angriff auf Indien würde dann durch Flankenstöße erschwert, jedenfalls würden dem Angreifer erhebliche Hindernisse bereitet. Außerdem würde dann der Indische Ozean zu einem englischen Binnenmeer. Ob England diese Pläne noch durchführen kann, ist eine andere Frage. Der scheinbar unersättliche Hunger nach fortgesetzter neuer Kolonialausdehnung, welcher die englische Politik kennzeichnet, findet neben den im Obigen auseinandergesetzten politischen Erwägungen seine Erklärung auch darin, daß die bereits vorhandenen größeren Kolonien Kanada, Australien, Südafrika als Absatzgebiete für die englische Industrie immer mehr verloren gehen. Diese Kolonien, denen England bereits früher das Recht der eigenen Zollgesetzgebung zugestanden hat, streben bei aller Loyalität ökonomische Unabhängigkeit an. England hat sich eben in diesen Kolonien die eigenen Wirtschaftskonkurrenten großgezogen und ist hierdurch gezwungen, auf den Erwerb neuer Absatzgebiete zu sinnen, die geeignet sind, Ersatz für verloren gehendes Terrain zu gewähren. Im übrigen macht sich schon seit Jahren in England eine immer stärker werdende Strömung — Imperialismus — bemerkbar, das Mutterland und seine hauptsächlichsten Kolonien zu einem Einheitsstaat mit gemeinsamem Wirtschaftsgebiet und gemeinsamer Reichsverteidigung zu vereinigen. Der Gedanke eines gemeinsamen Wirtschaftsgebietes leuchtet dem kaufmännisch gebildeten Engländer viel zu sehr ein, um nicht allmählich durchzudringen, zumal in Amerika sich eine gleiche Strömung zur Schaffung eines ganz Amerika umfassenden Wirtschaftsgebiets zeigt. Die noch entgegenstehenden Hindernisse, vor allem das bereits erwähnte Recht eigener Zollgesetzgebung in einzelnen Kolonien, dürften zwar schwer zu überwinden, aber nicht unüberwindlich sein. Schwieriger steht es mit der Schaffung einer einheitlichen Reichswehr zu Wasser und zu Lande.

Der Flotte ist bereits gedacht. Ob einzelne Kolonien einige Schiffe dazu beisteuern oder mit solchen immerhin nur geringen Seestreitkräften bei einem Weltkriege lokale Verteidigungen übernehmen, kommt bei einem Weltkriege nicht

sonderlich in Frage. Daß England seine oder seiner Kolonien Landmacht in absehbarer Zeit so reorganisieren wird, daß sie sich bei europäischen oder Weltkonflikten mit Aussicht auf eine entscheidende Mitwirkung beteiligen könnten, muß bezweifelt werden. Es wäre schon viel erreicht, wenn die Kolonien Kontingente aufstellen und unterhalten könnten, welche notdürftig den allernotwendigsten eigenen Schutz ausüben, oder das Mutterland im Bedarfsfalle in Indien in etwas zu unterstützen imstande wären.

Nach seiner ganzen Vergangenheit ist der Engländer, der für die Person sonst alle wünschenswerten militärischen Eigenschaften besitzt, nicht an den Gedanken zu gewöhnen, die allgemeine Wehrpflicht in gleichem Umfange wie die europäischen Militärstaaten einzuführen. Alles andere aber ist und bleibt unter den heutigen Verhältnissen Stückwerk. Hierin und in dem nicht aufzuhaltenden Wachsen der nichtenglischen Kriegsflotten liegt der wunde Punkt des Weltreichs. In der in den letzten Jahren vorgenommenen Erhöhung der Effektivstärke auf 800000 Mann, einschließlich der indischen Armee und mit Zuhilfenahme beurlaubter Reserven und aktivierter Teile der Miliz, steckt große Selbsttäuschung. Mehr als 150000 Mann könnte England schwerlich auf den Kontinent werfen.

Wenn England auch noch zum Teil die Meere und die Fahrstraßen zu seinen englischen Besitzungen beherrscht, so ist eine wenn auch nur vorübergehende Schwächung seiner Seestreitkräfte nicht ausgeschlossen und die großen Entscheidungskämpfe werden schließlich doch zu Lande mit straff organisierten, in höchster Vollendung ausgebildeten und gut geführten Heeren ausgefochten.

Schon über die Lasten des Burenkrieges murrte der englische Steuerzahler und fürchtet unter den fortgesetzten Rüstungen zu ersticken, und doch ist dies nur ein Vorgeschmack zu dem, was ein neuer Meutereikrieg in Indien, ein Aufstand in Ägypten oder ein Krieg mit einem europäischen Großstaat kosten würde.

Es muß zweifelhaft erscheinen, ob das heutige England eine siegreiche Verteidigung seines gesamten Weltreiches finanziell ertragen könnte, namentlich da von einer so absoluten Seebeherrschung wie zu Nelsons Zeiten nicht mehr die Rede ist. Bis jetzt hat England, was an eigener Kraft ihm fehlte, durch geschicktes Ausnutzen fremder Völker und Ausspielen der einzelnen Nationen gegeneinander erreicht. Wird dieses Spiel auf die Dauer ausreichen? Nach allen Lehren der Geschichte muß es verneint werden. Eines Tages versagt dieses Spiel, und die dann hereinbrechende Katastrophe wird vielleicht die größte, welche je ein Volk auf dem Höhepunkt der Macht erreicht hat.

Über Wilhelm Ostwalds Kulturphilosophie

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt

Grundlagen

er moderne Individualismus sieht sein Ziel nicht mehr wie derjenige früherer Zeiten in der harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit, sondern er läuft, genauer betrachtet, — wenigstens in vielen Fällen — darauf hinaus, die angeborenen und anerzogenen Einseitigkeiten des menschlichen Wesens zu betonen und durchsetzen zu helfen. Diese Einseitigkeiten sind natürlich zum Teil qualitative, indem gewisse Zweige der menschlichen Naturanlage in besonderer Art, nach besonderer Richtung entwickelt sind. Aber sie sind ebenso oft auch quantitative, denn die Stärke der einzelnen Zweige ist verschieden, sie können anormal stark oder anormal schwach sein, ja ganze Gruppen können auch völlig fehlen. Der Sinn für Kunst oder spezieller der für Musik kann die Dominante des ganzen Wesens sein, oder er kann so schwach sein, daß er im Zusammenklang aller Wesenseigentümlichkeiten nicht gehört wird. Der Intellekt kann alles andere beherrschen und die Gefühlsseite ganz zur Seite drängen; oder die Phantasie kann wuchernd emporschießen und die schwächeren Seiten des inneren Wesens, Verstand und Gefühl, ganz ersticken. Es hat große Maler gegeben, die im gewöhnlichen Leben extreme Dummköpfe waren, und große Gelehrte, denen für die Kunst jedes Organ versagt war; es hat Geschäftsleute von weltumspannender Bedeutung gegeben, die weder zur Kunst noch zur Wissenschaft irgendein Verhältnis gewinnen konnten, und selbst philosophisch-spekulative Köpfe, die nur auf engem Gebiete Bedeutsames leisteten. Oft finden wir, daß der einzelne einseitig Begabte außerstande ist, die ihm mangelnden Wesensseiten bei anderen zu begreifen, geschweige zu würdigen, ihr Fehlen als einen Mangel zu empfinden. Im Gegenteil, er neigt oft in diesem Falle zur Intoleranz. Was er nicht münzt, das, meint er, gelte nicht.

Der Individualismus von heute läßt auch die Einseitigen gelten, ja er bevorzugt die Einseitigkeit, weil er in ihr ein Zeichen der Originalität sieht. Gefährlich aber wird die Einseitigkeit, wenn sie mit dem Anspruch auftritt, Allseitigkeit zu sein, und diesen Anspruch mit Geschick und Ansehen zu vertreten weiß.

Diese Gedanken werden wohl manchem sich aufdrängen, der die neuen Ostwaldschen Bücher liest. Der Verfasser, als verdienter Forscher auf dem Gebiete der Chemie und ihrer Grenzwissenschaften längst bekannt, neuerdings auch als Führer des Monistenbundes mehrfach genannt, versucht es in ihnen, die auf dem Gebiete der Naturwissenschaft gewonnenen höchsten Prinzipien zu einer allgemeinen Kulturphilosophie auszubauen und aus dieser wiederum praktische Folgerungen auf den verschiedensten Gebieten zu ziehen. Die Art seines Auftretens, die Entschiedenheit seines Urteilens wirkt fortreißend und suggestiv, und insofern ist Ostwald in der Tat geeignet, das Haupt und der Prophet eines Bundes zu werden, zu dessen Absichten es gehört, die Menschen in einer Weltanschauung zu einen, ihnen hierin einen Ersatz der angeblich überwundenen kirchlichen Religionen zu bieten. Es paßt zu diesem Bilde, daß Ostwald neuerdings auch monistische Sonntagspredigten veröffentlicht.

Wir haben es hier mit drei Büchern zu tun, die Ostwald seit seinem Scheiden aus dem Leipziger akademischen Lehramt veröffentlicht hat. Im Jahre 1909 erschienen die „Großen Männer" (Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft m. b. H., 3. u. 4. Aufl. 1910) und die „Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft" (Philos.-soziol. Bücherei Bd. 16, Leipzig, W. Klinkhardt), 1910 „Die Forderung des Tages" (Leipzig, Akad. Verlagsges., 2. Aufl. 1911). Von ihnen geben die „Energetischen Grundlagen" einen zusammenfassenden Überblick, die „Forderung des Tages", aus vielen Einzelabhandlungen, Reden usw. bestehend, einen vielseitigen Ausdruck der Denkweise des Verfassers, während die „Großen Männer" ein besonders wichtiges Kapitel seiner wissenschaftlich-praktischen Bestrebungen behandeln. Wer den „ganzen Ostwald" kennen lernen will, wird zur „Forderung des Tages" greifen; zu den verschiedensten Gelegenheiten, wie sie der Tag brachte, sind die Artikel verfaßt, die er hier zusammenstellt; verschiedenartig nach Inhalt und Form zeigen sie ein Bild seiner Gedankenwelt.

Die Grundlage von Ostwalds Naturauffassung ist der Begriff der Energie: „Energien sind unzerstörbare, wandelbare, imponderable Objekte." Mit Hilfe dieses Begriffes versucht er den Begriff der Materie, der bisher im Mittelpunkt alles natürlichen Geschehens gestanden hat, zu entthronen. Denn auch die Materie, „soweit ein solcher Begriff sich überhaupt als zweckmäßig erweisen sollte", ist nach ihm auf energetischer Grundlage zu definieren. Die Ausnutzung der in der Welt vorhandenen Rohenergie, auf deren Umgestaltungen sich alle Vorgänge der Außenwelt zurückführen lassen, und das Bestreben, bei der Umwandlung einer Energieform in die andere das Güteverhältnis möglichst günstig zu gestalten, d. h. den Verlust an nutzbarer Energie möglichst gering werden zu lassen, sind die Grundideen Ostwaldscher Denkweise, die er von der Technik auf die Gebiete der Kultur überträgt.

Inwieweit der energetischen Theorie auf dem Gebiete der Naturwissenschaft selbst als Ersatz der materialistischen Mechanistik die Bedeutung zukommt, die ihr Ostwald zuschreibt, kann hier unerörtert bleiben; die Fachleute sind noch sehr geteilter Meinung darüber. Aber es kann uns nicht einerlei sein, ob die Ausdeutung der energetischen Lehre auf andere Gebiete als die der Naturwissenschaft, nämlich auf die psychischen, auf die einzelmenschlichen und sozialen, auf die des kulturellen und historischen Lebens als stichhaltig und fruchtbringend erkannt wird. Denn das würde in der Tat eine weittragende Bedeutung für die Betrachtung und Beurteilung menschlichen Handelns, mithin für den wichtigsten Teil der Weltanschauung haben.

Da müssen wir denn zunächst feststellen, daß Ostwald in der Anwendung der in der physischen Welt gültigen energetischen Gesetze auf die Einzelpsyche sehr vorsichtig verfährt. Er wagt es — noch? — nicht, eine solche Anwendbarkeit als allgemein gültig auszusprechen, wenn er auch mit seiner persönlichen Ansicht nicht hinter dem Berge hält. Hiernach wäre der Energiebegriff allerdings anwendbar auch auf die Vorgänge des Innenlebens. Nur auf diese Weise kann ja auch der monistische Gedanke gerettet werden; mit dem — erstrebten — Wegfall des Begriffes Materie wäre auch die Auffassung beseitigt, wonach der Geist eine Funktion der Materie ist. Ostwald malt sich die Auflösung des alten Dualismus Körper und Geist in den höheren Begriff der Energie sehr verlockend aus, indem er die materielle

und die psychische Energie nur als Energiearten hinstellt, wie etwa die chemische und die elektrische Energie, deren Zusammenhänge und Umwandlungen über kurz oder lang ebensogut erforscht werden können, wie die der letztgenannten Energiearten. Aber freilich, er bringt auch nicht den Schatten eines Beweises bei, der uns ihre grundsätzliche Gleichartigkeit begreifbar machen könnte; sondern die energetische Betrachtungsweise erscheint hier nur als ein Mittel, ein Denkprinzip, das uns eine Analogie ermöglicht, über das Wesen der beiderseits tätigen Kräfte aber schlechterdings nichts aussagt und natürlich von einer Überführung der physischen Energie in die der bewußten Geistesarbeit nichts zu sagen weiß. Das eine aber hat Ostwald durch seine Ausführungen bewiesen, daß die Analogie als solche fruchtbar werden kann.

Zunächst führt ihn der Satz von der andauernden Dissipation der freien Energie und der zunehmenden Entropie (Umsetzung der rohen Energie in Nutzenergie unter stetem Verlust von Nutzenergie) dahin, die Bedingung alles Geschehens, auch des menschlichen Tuns, hierin zu sehen. Ist so das Ziel gegeben, wohin die Entwicklung läuft, so können auch die Möglichkeiten erkannt werden, wodurch sich die Lebewesen lebens- und entwicklungsfähig erhalten. Es gilt dann nur noch die Methoden zu finden und anzuwenden, um die Rohenergie der Natur mit immer verbessertem Güteverhältnis zur Erzeugung der hierfür erforderlichen Werte auszunutzen. Mit anderen Worten: Ziel und Mittel eines sicheren Fortschritts stehen fest.

Ich muß gestehen, daß mir der erwähnte physikalische Grundsatz nicht unanfechtbar, mindestens noch nicht allseitig genug nachgeprüft erscheint. Aber selbst wenn er feststeht, so bedarf seine Anwendbarkeit auf das menschliche Geschehen doch noch eines Beweises. Gewiß ist auch das Menschengeschehen Naturgeschehen, aber doch nur insoweit, als die dabei betätigte Energie von derselben Art ist wie die in der Natur betätigte. Dies ist aber nur für die menschliche Betätigung in der physischen Welt der Fall. Für die Tätigkeit des menschlichen Innenlebens kann die energetische Betrachtung als neue Methode, wie erwähnt, neue Seiten erschließen, aber ein logischer Zwang zur Anwendung der aus der physischen Welt gewonnenen Gesetze auf das menschliche Innere liegt nicht vor, selbst wenn die Analogie noch einleuchtender wäre.

Aber auch zur analogischen Betrachtung an Hand der Energetik eignet sich von den wirksamen Kräften der menschlichen Psyche nur der Intellekt. Nur bei ihm scheint die Logik des Geschehens in Kraft und Auswirkung vorzuliegen, die einen Vergleich mit der naturgesetzlichen Folgerichtigkeit zuläßt. Das erkennt auch Ostwald. Ihm steht demgemäß der Verstand an erster Stelle; er hält dafür, daß z. B. der Autofahrer um so viel mehr zum „eigentlichen Menschen" entwickelt sei, als ihm sein ganzer Verstand in jedem Augenblicke in höherem Maße zu Gebote stehen muß als dem Pferdekutscher. Das Zurücktreten des Gemüts bei dem modernen Menschen ist für Ostwald ein Zeichen des Fortschritts; der Mensch hat gelernt, zwischen Reiz und Reaktion die Beurteilung der Folgen einzuschalten; die Gefühlsstärken sind hierdurch vermindert, Voraussicht und Vorausgestaltung künftiger Ereignisse in höherem Maße ermöglicht. Nach Ostwalds Ansicht, die er selbstbewußt und suggestiv als die „moderne Auffassung" einführt, wird der Fortschritt des Menschen dahin gehen, daß durch die Entwicklung der Verstandeskräfte der Herrschaft des Gefühls ein Gebiet nach dem anderen entrissen und der

geregelten Verwaltung des Verstandes unterworfen wird. Diese Wertung der menschlichen Seelenkräfte ist bezeichnend für Ostwalds ganze Weltanschauung. Daß sie eine Einseitigkeit ist, braucht nicht bewiesen zu werden.

Aber ihr entspricht Ostwalds Stellung zu allen Kulturproblemen. Kultur unterscheidet, nach ihm, den Menschen vom Tier. Daß es auch kulturlose und kulturunfähige Menschen gibt, beachtet er nicht, da ihm — wie nachher zu zeigen — die Menschheit ein Ganzes bildet, und da er unter Kultur etwas anderes versteht, als was gemeinhin dafür gilt. Kultur ist nach Ostwalds Meinung die Beherrschung der Umgebung, Kulturgeschichte mithin die Geschichte der zunehmenden Beherrschung der Energie durch den Menschen, Maßstab der Kultur der Nutzeffekt bei der Umgestaltung der rohen Energien für menschliche Zwecke. Die Anfänge der Kultur liegen also in der Benutzung des einfachsten Werkzeuges durch den Urmenschen, der Höhepunkt ist bisher die Gegenwart, da sie in bezug auf die Ausnutzung natürlicher Energien alle Zeiten der Vergangenheit übertrifft. Ein unbeschränktes Ansteigen der Kultur sieht Ostwald in der Zukunft. Ihre Trägerin ist die stets fortschreitende Naturwissenschaft.

Diese Perspektive hat etwas Blendendes. Aber ist es denn wirklich Kultur im tiefsten Sinne, was Ostwald so nennt? Ich meine nein! Kultur kann nicht, wie Ostwald es darstellt, ein äußerlich Erworbenes sein, ein Erlernbares, bloß verstandesmäßig Begreifbares, sondern sie muß aus dem inneren Wesen des einzelnen erwachsen, als das Feinste und Eigenste seines Wesens; sie muß der ganzen Nation das Bewußtsein ihres einzigartigen Wertes geben, indem sie ihre tiefste Eigenart in tausend Blüten erschließt. Das kann Ostwalds technische „Kultur", die noch nicht einmal Zivilisation ist und es auch durch die Anwendung der Energetik auf die Soziologie nur in gewissem Grade werden muß, natürlich nicht. Und während also die wahre Kultur aus jedem einzelnen die ihm eigenen Kräfte aufweckt und jedes Volk gerade in seinen Unterschieden gegenüber den Nachbarvölkern aufzeigt, hat Ostwalds „Kultur" die Eigenschaft, „die Unterschiede zwischen Beschaffenheit und dem Zustand der einzelnen Menschen zu vermindern", ja sogar die natürlichen Unterschiede des Geschlechts und Alters auszugleichen. Mit einem Worte: während Kultur in Wahrheit machtvoll individualisiert, läßt sie Ostwald nivellierend wirken; während jede Kultur nur auf nationalem Grunde ruhen kann, strebt sie bei Ostwald über das Internationale zur „Menschheit". Einer Diffusion aller Menschenrassen sieht er mit Freuden entgegen, ein allgemeiner Menschheitsbrei scheint ihm der Gipfel des Fortschritts. Und doch ist ihm wieder nicht wohl bei dem Treiben der großen Städte von halb internationalem Charakter. Ganz richtig erinnern ihn da manche Erscheinungen an die römische Kaiserzeit. Aber er denkt nicht daran, daß gerade diese Entdeckung eine Warnung für ihn sein könnte; hatte doch gerade die Rassenvermischung ein gutes Teil der Schuld an jenem Zerfall!

Es wurde erwähnt, daß bei Ostwald die Blüte der Kultur in der Naturwissenschaft und Technik zu suchen ist. Einigermaßen gespannt durfte man hiernach auf seine Stellung zur Kunst sein, zumal er selbst gelegentlich als ausübender Künstler — Maler — sich betätigt hat; die Malerei hat ihm Erholung von der wissenschaftlichen Arbeit geboten. Kunst und Wissenschaft erklärt er gelegentlich nebeneinander für die höchsten Blüten der Kultur und führt dann ihre Entstehung auf die bei entsprechender körperlicher Organisation vorhandene Menge freier

Energie zurück. Als Beleg dafür erinnert er an den alternden Goethe, bei dem sich auch abnehmende Produktivität bemerkbar gemacht habe; aber dann fährt er fort: „Wie alles Geschehen, reduziert sich also (!) auch die höchste Leistung des Genius auf eine Energietransformation." Ostwald hat hier bewiesen, was niemand bestreitet, nämlich daß zur schöpferischen Tätigkeit in Kunst und Wissenschaft geistige Kraft, Energie nötig ist. Daß sich aber die Kraft gerade nach dieser Richtung betätigt, daß die vorhandene Triebkraft gerade für diese Höchstleistung verbraucht wird, hat er nicht erklärt; und wenn er seine Zuflucht dazu nimmt, hier eine Energie von größter Seltenheit und entsprechendem Werte anzusetzen, so ist das doch nur ein Notbehelf. Was den Menschen dazu treibt, seine geistige Energie gerade zu gewaltigen Taten auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft zu verwenden und nicht zur Überlistung seiner Mitmenschen als Hochstapler, das liegt weit hinter der Energie im innersten Wesen des Menschen. Die Energie ist dem Menschen nur das Werkzeug, das die Ausführung ermöglicht. Kurz, hier bringt die Anwendung der Energetik auf das Wesen des Menschen eine Analogie, aber keine Aufklärung über die Auswirkung der psychischen Tätigkeit nach einer bestimmten Richtung. Und wie Ostwald hier am Äußeren haftet, so ist es auch nur das Äußerlich-Technische, das Ostwald im Auge hat, wenn er von der fördernden Einwirkung der Wissenschaft auf die Kunst redet. Niemand wird die Bedeutung des Technischen, des Erlernbaren in der Kunst unterschätzen dürfen, aber wer möchte doch der Kenntnis der „Gesetze" einen solchen bestimmenden Wert bei der Entstehung des Kunstwerkes zuweisen, zumal doch in vielen großen vorhandenen Kunstwerken diese Gesetze vom Künstler unbewußt befolgt worden sind und somit gezeigt worden ist, daß es auch ohne ihre Kenntnis geht?

Da nach ihm alles in der Welt nur Wert hat, insofern es einem Zwecke dient, so hat auch die Kunst einen Zweck zu erfüllen: „Sie soll uns in den Stand setzen, willkürlich erwünschte Gefühle hervorzurufen". Jetzt wissen die Künstler, was und wozu sie eigentlich schaffen: sie fabrizieren ein Narkotikum. Was die Kunst soll, läßt sich aber in dieser utilitaristischen Form doch nicht aussprechen.

Noch absonderlicher ist, was Ostwald über die Wahl dichterischer Stoffe und Vorstellungskreise zu sagen weiß. Es hat den Anschein, als ob ihm die ganze neuere Dichtung mit ihren tausend aus der Zeit geborenen Fragen und Drängen unbekannt geblieben wäre, wenn er die Dichter mahnt, sich ihrer Aufgabe bewußt zu werden, für den neuen Wein, den die Entwicklung unserer Zeit hervorgebracht hat, neue Schläuche zu nähen und so unser modernes Leben dichterisch zu gestalten.

Einen Zweck muß alles haben, oder es soll nicht sein; so erklärt Ostwald unermüdlich immer wieder, auch die Wissenschaft habe einen Zweck, und das sei — daß sie Prophezeien lehrt. Der Ausspruch kommt uns überraschend vor, aber er ist nicht neu. Offenbar hat das „savoir pour prévoir" des August Comte hier Pate gestanden, vielleicht durch Vermittlung der Lehre von Ernst Mach. Auf den Positivismus ist überhaupt ein beträchtlicher Teil von Ostwalds Gedankenwelt zurückzuführen. Die Ablehnung des Metaphysischen als eines überwundenen Stadiums menschlicher Vorstellungen, die Selbstbeschränkung auf das sinnlich oder verstandesmäßig Erkennbare, der Versuch, alle Erscheinungen auf möglichst wenig Gesetze zurückzuführen, alles schon Elemente Comteschen Denkweise, tauchen bei Ostwald ebenfalls auf. Auch der Versuch Comtes, ein System der Wissenschaften

aufzustellen, ausgehend von der allgemeinsten und niedersten und endigend mit der speziellsten und höchsten Wissenschaft, in der die Begriffe aller vorausgehenden aufgenommen sind, ist von Ostwald wieder vorgenommen und umgeändert worden. Wo Comte die physique sociale als Spitze der wissenschaftlichen Pyramide ansieht, erweitert Ostwald diesen Begriff zu dem der „Kulturwissenschaft", für die er den Namen „Kulturologie" oder „Anthropik" einzuführen bestrebt ist.

Man wird auf dem Gebiete der Wissenschaft eher, als bei der Kunst, geneigt sein, einem Zweckprinzip zuzustimmen. Aber mit der Beschränkung auf die bloße Voraussicht des Künftigen würde man doch der Wissenschaft Gewalt antun. Paßt dieser Zweck doch nicht einmal auf alle Zweige der Naturwissenschaft. Im menschlichen Wesen liegt nicht nur der Wunsch, Künftiges vorauszuwissen, sondern auch das Bestreben, das erfahrungsmäßig Aufgenommene, ganz abgesehen von seiner künftigen Verwertung, in Beziehungen zu setzen, aus ihm einen Kosmos zu schaffen, ein harmonisches Ganzes herzustellen. Hierzu reicht aber die Empirie nicht aus, sondern die fehlenden Glieder des ganzen Systems müssen ergänzt werden. Und hier liegt eine Wurzel des metaphysischen Bedürfnisses im Menschen. Ostwald kennt ein solches Bedürfnis nicht. Er schaltet alle Fragen aus, die sich nicht mittels der naturwissenschaftlichen Methoden beantworten lassen; sie sind ihm keine Fragen, über die sich verlohnte nachzudenken, denn „ihre Lösung würde an unserer Auffassung tatsächlicher Verhältnisse nichts ändern".

Daß nach dem Erwähnten die gegenwärtig als Geisteswissenschaften zusammengefaßten Gebiete für Ostwald gar keine Bedeutung haben, ist verständlich. Für ihn ist Wissenschaft gleich Naturwissenschaft. Diejenigen bisherigen Wissenschaften aber, die sich nicht oder nicht vorwiegend mit Schlüssen auf die Zukunft beschäftigen, sondern die Erforschung, Betrachtung und Analyse des Gegebenen bezwecken, z. B. Geschichte, Sprachwissenschaft u. a., sind keine Wissenschaften. Eine Geschichtswissenschaft im Ostwaldschen Sinne wäre eine solche, die sich ausschließlich der naturwissenschaftlich experimentellen (!) Methode bedienen würde, um Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen, also „angewandte Geschichte" im höchsten Grad der Steigerung; und eine Sprachwissenschaft, die etwas auf sich hielte, müßte nicht nur die künftige Entwicklung der Sprachen vorhersehen, sondern selbst neue Sprachen schaffen können. Daß hierbei auch die beschreibenden Naturwissenschaften mit in die Verdammnis geraten, beachtet Ostwald scheinbar nicht.

Aber daß ihn sein Eifer etwas über das Ziel hinausgeführt hat, entgeht Ostwald doch nicht ganz. Es kommt ihm zum Bewußtsein, daß unendlich viel wissenschaftliche Arbeit geleistet wird, von der eine Anwendbarkeit noch gar nicht abzusehen ist. Es ist das natürlich diejenige, die das Erkennen als solches zum Ziel hat, die auf die Vollständigkeit des Weltbildes hinausläuft, ohne utilitaristische Hintergedanken. Ostwald macht hier das Zugeständnis der „reinen" neben der „angewandten" Wissenschaft. Die erstere hat den Zweck, „auf Lager" zu arbeiten, d. h. Wissen zu schaffen, das in dem Augenblicke, wo das Bedürfnis diese Kenntnisse fordert, bereit zur Anwendung liegt. Hiermit wird, wie mir scheint, der größte Teil der vorher ausgeschlossenen Wissenschaften zur Hintertür wieder hereingelassen, denn wer kann wissen, wann und wozu ein augenblicklich „nutzloses" Wissen später dienlich sein kann?

Westfälisches Volksfest

Von Margarete Windthorst

Stauben und Stampfen auf der Chaussee,
Diener in glänzender Livree,
Equipagen, Kutschen, Karossen,
Leitergefährt mit bekränzten Sprossen,
Ländliche Fuhren und plumpe Treiber,
Hausväter, Kinder, Bürgerweiber,
Sieben im Fond und vier auf dem Bock,
Und der Kutscher im Sonntagsrock.
Etwas gemächlicher als die Pferde
Kommt das Fußvolk, ebener Erde.
Viele drunter, denen die Kraft
Eigenen Fußes Vergnügen schafft;
Viele, die lieber im Wagen sitzen,
Vornehm zu schwatzen, als hier zu schwitzen,
Die es darum den andern mißgönnen,
Weil sie es selbst nicht bezahlen können.
Aber allesamt, sondergleichen,
Müssen manchmal zur Seite weichen,
Fluchen die Kutscher, die Pferde erschrecken,
Hustet ein Fräulein in die Decken:
Kommt ein gefährliches Ungeheuer,
Schnaubt und wütet wie Frevel und Feuer,
Und ein Junge, just wie es tutet,
Springt zur Seite und fällt und blutet.
Aber alle im Wissensdrange
Schauen hinüber und staunen lange.
Manche sagen: „Hui, wie das blinkt!“
Manche sagen: „Pfui, wie das stinkt!“

Wo auf dem Festplatz die Fahnen ragen,
Hat man die Zelte aufgeschlagen.

Das erste für die Honoratioren
Und Ehrengäste, meist hochgeboren;
Die Wände geschmückt zu frohem Gelüste,
Zu preußischen Fähnchen die Kaiserbüste.
Das zweite mit dem Ausblick in dieses,
Ein Hinterhof des Paradieses,
Wird eingenommen von solchen Leuten,
Die auch noch etwas an Rang bedeuten,
Doch immerhin, trotz Ringen und Ruhm
Und löblichen Standes, vom Bürgertum.
Das dritte für — mit einem Worte
Die sogenannte zweite Sorte,
Wie denn der Kreis in Dorf und Stadt
Manch wohlgeborenen Bürger hat.
Und endlich draußen im Volksgewimmel,
Bei frischer Luft unter freiem Himmel,
Bei himmlischer Sonne und Sommerfrische
Eine Reihe Bänke und breite Tische,
Für alle die beinah vergessnen
Meist ländlichen Kreiseingesessnen.

Ein graubärtiger Krieger
Sitzt auf dem Festplatz vornan,
Mit einem Walzerwieger
Lockt er die Leute an.

Achtzehnhundertundsiebzig
Gab ihm den harten Stoß;
Aber die Menge schiebt sich
Meistenteils mitleidlos.

So einen Drehorgelwalzer,
Wie er denn grade modern,
Grüßen mit einem Schnalzer
Tanzbelustigte Herr'n.

Also durch den Ehrenbogen
Kommt die Schar hereingezogen:
Männer mit ganz klarem Kopf noch,
Eintrittskarten in dem Knopfloch;
Frauen, ganz in Toilette,
Bauernmädchen im Korsette;
Kinder in gestärkten Röckchen,

Roter Schärpe, halben Söckchen —
Voran die Familienväter
Und die Mütter etwas später;
Sorglich unterm Mantel hüten
Sie versteckt die Kuchentüten.

Nah bei der Musiktribüne,
Mitten in dem Volksgedränge,
Blickt das hochbekränzte, kühne
Rednerpodium in die Menge.
Auf des Handschuhs feine Randnaht
Schaut mit ernstem Blick der Landrat.
Und er sucht und sagt sein Bestes
Von der Feier dieses Festes.
Manchmal, daß er schön betont,
Manchmal, daß er leise leiert,
Von dem Platze, da er thront,
Kündet er, warum man feiert,
Und er heißt, die teilgenommen,
Zu dem Feste froh willkommen.
Vorne lauscht man seinen Sätzen,
Hinten fängt man an zu schwätzen,
Bringt auf Seine Majestät
Laut ein Hoch und klatscht und geht.

Nun kommen die Schulen aufmarschiert,
In Reihe und Glied, ist alles studiert.
Die Lehrer mäkeln und meistern — endlich
Beginnt man ein Lied, zwar unverständlich;
Doch ist das frische, freie Getön
Der Kinderstimmen wirklich sehr schön.
Abtretend wieder marschiert die Parade
Zu Semmel und Himbeerlimonade.
Und dann die Männergesangvereine,
Bringt jeder heute sein Stückchen ins reine,
Ein Lied von der Freiheit, ein Hymnengesang,
Oft kriechend, oft kregel, oft etwas lang.

Doch die Schlauen unterdessen
Sind schon hingesessen,
Jeder brav in seinem Zelt,
Froh in seiner Welt.

Hier ein Schelten, ein Krakehlen,
Tisch belegen, Stühle stehlen,
Hier die einen, dort die andern,
Und die Zelte wippen vom Wandern.
Kaffee dann und Kuchenteller —
Hungrig haut man ein,
Die Bedienung könnte schneller
Und der Kaffee besser sein.
Nur der Ehrengäste Mienen
Liest man, hurtig zu bedienen;
An gedeckter Tafel sitzen
Elegant des Kreises Spitzen,
Orden, die sich vornehm brüsten,
Fahnen, Kränze, Kaiserbüsten.

Draußen, wie das Gewoge sich füllt,
Hat sich ein heiteres Bild enthüllt:
Alle die Ersten, alle die Letzten,
Alle die Hohen und Untersetzten
Gehen, als ob es immer so wär,
Friedlich nebeneinander her.
Zeigen sich gar köstliche Freuden
Rings in den offenen Budengebäuden,
Bunte Vasen und Ansichtskarten,
Ein verlockender Kindergarten,
Puppen darinnen, ein Schüppchen, ein Bürstchen.
Honigkuchen und warme Würstchen.
Auf dem Festplatz ein Karussell,
Manchen schwindelt's, manchen erfreut's —
Von der Aufschlagbude tönt grell
Weithin das langgezogene „Krrreuz!"
Backfische mit kokettem Hütchen
Halten ein rosa Schok'ladentütchen,
Äugen umher und schlecken und schlickern,
Stecken die Köpfe zusammen und gnickern.
Vor der Schieß- oder Krempelbude
Steht ein kleiner, bildhübscher Jude,
Knüpft ein lockeres Liebesfädchen
Mit einem Schießbudenchristenmädchen.
Auch ein ganz junger Offizier
Steht mit dem hohen Adel hier,
Kam auf seiner fuchsbraunen Stute

Eigens herüber vom Nachbargute,
Und man flicht in schnarrendem Ton
Unverständliche Konversation.
Schnelläufer mit ihren schnellen
Bloßen Füßen und klappernden Schellen.
Kinderspiele in lärmendem Chor,
Blindekuh und Letztespaarvor —
Unterdessen die Photographen
Dieses und jenes prachtvoll trafen;
Und dazwischen, ein ganzes Stündchen,
Irrt ein kleines, verlorenes Hündchen.

Hoch auf dem Leierkasten
Sitzt der Drehorgelmann,
Und mit Ruhen und Rasten
Schaut er die Leute an.

Mit dem gefüllten Glase
Spornt er sein altes Blut,
Und es färbt sich die Nase
Wie sein Kupfer im Hut.

Ja, in so einer Leier
Lullt man das Leid wohl mal ein,
Um bei so einer Feier
Selber mal selig zu sein.

Manchmal ein lautes, manchmal ein leises
Wörtchen spricht der Landrat des Kreises
Hier zu einem und dort zu einem,
Wo er es schuldet, vergißt er es keinem.
Vor seinem Adel, vor seiner Jugend
Beugt sich manch alte, ehrsame Tugend,
Und mit seinem leutseligen Schmunzeln
Scheucht er der Langeweile Runzeln.

Der Herr Kommerzienrat mit Muße
Dankt jedem höflich gegebenen Gruße.
Er hat mit den Honoratioren getischt
Und fühlt sich nun ausgezeichnet erfrischt,
Doch ist es ihm ratsam, den Sommerdüften
Ein wenig die Kopfbedeckung zu lüften.
Zwar waren die Speisen ihm ganz verträglich,
Der goldene Wein ihm grau und alltäglich,

Doch fordert des Festes frohe Gestaltung
Am Ehrentische die Unterhaltung.
Drum wurde ihm etwas heiß im Gehirn,
Drum steht er und schweigt und befreit die Stirn,
Und gegen alle, die auf ihn glotzen,
Beliebt er mit seiner Haltung zu protzen.

Gemessenen Schrittes geht ein Magister,
Die Hand auf dem Rücken, wie ein Tornister;
Hier knixt man mit flüchtigem Augenklappen,
Und dort zieht man flugs die bunten Kappen.
Doch eben ein väterlich-vornehmer Rat
Den jungen Herrn um ein Wörtchen bat.
Mag wohl ein freundlich Gespräch sich lohnen,
Das runde Gesäß seiner Buben zu schonen.

Ein hübscher Schlanker promeniert
Am liebsten allein, weil etwas blasiert,
Schon lichtet sich sein Haar um den Schädel,
Hat irgendwo in der Stadt sein Mädel,
Verreist des Sonntags, und in der Woche
Fügt er sich schweigend dem Kleinstadtjoche.
Sein Name ist fast unaussprechlich.
Großstädtisch und auch sehr nebensächlich;
Ist vielen nicht einmal bekannt,
Wird immer nur „der Assessor" genannt.

Die Damen haben sich viel zu erzählen,
Man spricht von allen, die heute fehlen,
Man spricht von allen, die heute da,
An denen man etwas Besonderes sah;
Ein neues Geschichtchen, ein Kochrezept,
Man wandelt und wispert, man rauscht und schleppt —
Und jede fühlt sich in ihrem Kleide.
Die Bürgersfrauen sind ganz in Seide,
Mit strotzenden Röcken und Atlasblusen,
Ein Goldgehänge auf hohem Busen.

Die großen Töchter sind ungelogen
Im ganzen Kreise sehr wohlerzogen,
Sie kommen keinem zu nah ins Gehege
Und finden schon ganz ihre eigenen Wege.

Man spricht mit den Herr'n und manche strahlen,
Und manche leiden furchtbare Qualen
Und haben furchtbare Liebesnot
Und werden bleich und dann wieder rot.
Die zweite Sorte ist mitten dazwischen
Will heute auch das Ihre erwischen —
Sie ist zu zierlichen Knixen gedrillt,
Indessen der Arm aus dem Ärmel quillt.

Zwei freche, blutjunge Dachse stehen,
Die nichts beachten und alles sehen.
Man spricht von der Toilette — und leider
Erwähnt man dabei auch die Unterkleider.
Man spricht von den Bürgermeistersgeschwistern,
Von eckigen Hüften und langen Registern,
Man sagt sich, das jüngste Bäckermädchen
Wär' wirklich doch immer ein lecker Mädchen.

Zwei vornehme Damen mit riesigem Chic
Verschwinden für einen Augenblick,
Verzehren mit wuchtigem Magenrollen
Die mitgenommenen Butterstollen.

Bei Kreti und Pleti, den beiden großen
Familien, beliebt man schon anzustoßen.
Man zankt und streitet, man wird versöhnlich,
Man lacht und lärmt, man wird gewöhnlich;
Denn gar zu flüssig an solchem Tage
Sind seitwärts die vollen Biergelage.
Ein Becher, ein Faß mit fleißigem Krahne,
Und festlich flattert die farbige Fahne. —

Ob bei Fasten oder Festen,
Jeder Tag neigt sich gen Westen.
Über Lied und Heiterkeiten
Legt die Nacht ihr Flügelbreiten.
Trommelmarsch. Lustig dann
Tritt die Polonäse an,
Und es sucht sich jeder Graf
In dem Volk ein Bürgerschaf.
Bauerndirnen, wollbekleidet,
Gürtel nur und Hals umseidet,

Grobgewichtig, etwas warm,
Umschlagtücher überm Arm,
Aus den Wegen überall
Strömen sie zum Abendball.
Etwas riechen sie nach Motten-
Pulver, etwas nach dem Kotten.
Und die Burschen, die schon da sind,
Bald den jungen Dirnen nah sind;
Sehen heiter aus und tragen
Hochgestärkte Wäschekragen —
Manchem werden sie schon reichlich
Unbequem und etwas weichlich.

Bei des Abends kühler Feuchtung
Kommt die Feuerwerkbeleuchtung,
Rote Räder, die sich drehten,
Langezogene Raketen,
Die mit einem leisen Knallen
Oben goldne Kugeln ballen,
Leuchten und herniederfallen.
Staunend ruft man: „Ah! Uh! Ei!"
Und dann ist auch dies vorbei.

Noch zum Schluß mit einemmal
Wird man preußisch, national;
Die Musik ist etwas vor,
Und die Menge schleppt im Chor.
Für die Bessern ists ein Zeichen,
Jetzt dem Trubel zu entweichen.
Man verteilt den letzten Kuchen
Und dann kommt das große Suchen —
Kinder schreien, Mütter rufen,
Eilig nimmt man noch den Zucker;
Equipagen, Pferdehufen.
Hinterher die armen Schlucker.

Um die Taille mit den Dirnen,
Wang' an Wange, Stirn an Stirnen,
Melodie und heitres Ganze
Führt der Bub die Magd zum Tanze.
Mancher stößt sie mit dem Knie,
Manche wieder treten sie.

Heißes Herz, verwirrtes Härchen,
Heimlich schleicht ein Liebespärchen,
Küßt und kost und schreitet sacht
In die Felder, in die Nacht.

Noch zuletzt die Polizei,
Eine wüste Schlägerei;
Und, so will es das Verhängnis,
Für den nächsten Tag Gefängnis.

Andern Tages ein Verstummen,
Müdes Schleichen, Köpfebrummen,
Nur der Wirt zählt seine Summen.

Auf dem Festplatz öde Flächen,
Männer, die ein Zelt abbrechen,
Und die Budenfrauen tragen
Alles in die grünen Wagen.

Fetzen schmutziges Papier,
Krüge, halbgefüllt mit Bier,
Scherben von zerbroch'nen Gläsern,
Sterben in zertret'nen Gräsern.
Wolken, die den Himmel decken,
Stunden, die sich still verstecken.
Hier ein Blättchen, dort ein Blümchen,
Manch ein Schleifchen sieht man liegen,
Kirschenkerne, Kuchenkrümchen,
Für die Wespen, für die Fliegen.

Unterdes im stillen Städtchen
Schreibt ein Schreiber für den Lohn,
Und das nächste Wochenblättchen
Bringt des Festes Rezension.

Die Bayreuther Festspiele 1911

Von Prof. Dr. R. Freiherr von Lichtenberg-Südende

Weißt du, was du sahst?
Parsifal 1.
Heut hast du's erlebt.
Walküre 2.

Diese beiden Aussprüche aus Werken Richard Wagners drängen sich wohl jedem Empfindenden unmittelbar immer wieder in die Erinnerung, so oft er vom Festspielhügel herabsteigt. Sie drücken die Gemütsstimmung aus, die den das Festspiel mit Ernst Genießenden gefangen nimmt, ihm jedes weitere Wort zunächst unmöglich macht, bis er zu weiterem Nachdenken über das Geschaute und Erlebte gelangt, nachdem sich die gewaltige Spannung gelöst hat. Ein altes Wort sagt, die Bibel sei so einfach, daß sie auch der Einfältigste verstehen müsse, aber auch so tief, daß sie dennoch der Weiseste nie ganz ausdenken könne. Dasselbe läßt sich wohl auch von dem Werke zu Bayreuth sagen. Wer sich liebevoll in das Werk vertieft, wird bei jeder Bayreuther Aufführung neue tiefere Gedankengänge und wunderbare Beziehungen entdecken, die es ihm im Geiste und Gemüte immer wieder näher bringen, so daß schließlich das Gesamtwirken Wagners für viele auch zu einem Führer im persönlichen Leben werden kann.

Seit langem ist es in Bayreuth feststehender Brauch, in jedem Festspieljahr „Der Ring des Nibelungen" und „Parsifal" zur Darstellung zu bringen und dazu noch eins der anderen Werke auszuwählen. In diesem Jahre sind es „Die Meistersinger von Nürnberg", die sich in den Rahmen dieses künstlerischen Kulturbildes einfügen. Der diesjährige Zyklus führt uns von den germanischen Urzeiten, also gleichsam von der Entstehung unseres Weltbildes an, durch die Welt der altgermanischen Götter bis in jene Zeiten, da die gereiften ethischen Anschauungen in die germanischen Formen des Christentums übergehen. — Wird uns dies im Ring und Parsifal in überirdischer Gestalt, gleichsam symbolisch als Abglanz des innersten Kernes deutschen Wesens und Empfindens vor Augen geführt, so erkennen wir in den Meistersingern, wie sich eben dies selbe Wesen und Empfinden im Leben unseres deutschen Volkes immer wieder offenbart und bis in unsere Tage schaffend und kulturbildend am Werke ist.

Im „Rheingolde" sehen wir die Welt zunächst noch im Urzustande völliger Unschuld. Wohl gibt es neben den Göttern auch schon dämonische Wesen wie die Riesen und die Nibelungenzwerge, aber der Egoismus und mit ihm die verderblichen Leidenschaften sind noch nicht geweckt. Das Gold des Rheinstromes ruht auf dem Grunde zum unschuldigen Spiele und Ergötzen der Rheintöchter; die ihm seit je innewohnende Kraft, Sucht nach Reichtum und Macht zu erregen, schlummert noch unerkannt. Aber als Alberich von den Rheintöchtern in seiner Liebe verschmäht wird und von ihnen den geheimen Zauber des Goldes erfährt, flucht er der Liebe, gewinnt das Gold und bringt so den Egoismus in seinen beiden furchtbarsten Formen, der Lieblosigkeit gegen andere und der unersättlichen Habgier, die Macht verleihen soll, in die Welt.

Eine andere Art des Strebens nach Macht lernen wir in der zweiten Szene an Wotan erkennen. Auch er wünscht höchste Macht, aber zu anderen Zwecken, um die göttliche Weltordnung auf Erden aufrecht zu erhalten. Darum läßt er sich Walhall von den Riesen erbauen, um von hier aus zu herrschen. Doch hierbei verstrickt auch er sich in ein Unrecht, indem er Verträge eingeht, die ihm unbequem werden und denen er sich später zu entziehen sucht. Verträge aber sind dazu da, um den Egoismus der vertragschließenden Parteien zu beschränken und doch jedem Teile möglichst die Erreichung seiner Wünsche zu sichern. Dagegen hat Wotan, der Schirmer der Verträge, verstoßen und wird dadurch immer mehr in ihre Fesseln verstrickt, aus denen er sich selbst nicht mehr lösen kann. Um die Riesen zu befriedigen, gibt er ihnen wohl den Nibelungenhort, den er auf Loges Rat Alberich raubt, aber der wenn auch nur vorübergehende Besitz des Ringes läßt auch sein Machtgelüste furchtbar erstarken. So ist die einst so unschuldsvoll reine Welt durch den hereinbrechenden Egoismus in zwiefacher Weise getrübt.

Hieraus sich und die Welt zu befreien, sinnt Wotan auf ein Mittel und findet es in der dem germanischen Wesen entsprechendsten Form. Mit Entsetzen sieht er, wie rasch sich Alberichs Verfluchung des Ringes an Fasolt erfüllt und wie Fafner habgierig den Hort zusammenrafft. Dabei findet Fafner im Horte ein Schwert. Der plumpe Riese vermag es seinem wahren Werte nach nicht zu schätzen und wirft es verächtlich beiseite. Bei dem Anblick dieses Schwertes entwächst dem Sinnen Wotans das Heldentum; er ergreift das Schwert und hält es begeistert hoch, als sich die Götter unter den Klängen des Schwertmotives nach der Burg begeben. Damit ist nun der Macht des Egoismus gegenüber eine neue, reinere Macht entstanden, mit deren Hilfe Wotan die Erlösung aus der Schuld, der er und die Welt verfallen, zu erringen hofft.

Das von Wotan herbeigesehnte Heldentum wird nun in den folgenden Werken des Ringes, in der „Walküre" bis zur „Götterdämmerung", geschildert. Doch Wotan selbst bleibt an die Verträge gebunden, darum darf er den Ring, den er Fafner als Sold bezahlte, diesem nicht wieder entreißen. Nützt auch Fafner selbst nicht seine Macht, so bleibt doch stets die Gefahr, daß Alberich wieder in den Besitz des Ringes gelange und damit die von den Göttern geschaffene edlere Weltordnung vernichtet werde. Um das zu verhindern, braucht Wotan den freien Helden. Er erzeugt sich als Wälse den Siegmund, stößt für ihn das Schwert in die Esche und bereitet ihm die Not und Gefahren, die Siegmund schließlich zum Besitz des Schwertes führen. Damit aber bereitet sich Wotan nur innere Schwierigkeiten; denn wenn Siegmund auch nicht weiß, daß Wotan sein Vater ist, und er ohne Wissen vom Göttergesetz aufwuchs, sind alle seine Schicksale und Taten doch von Wotan gewollt und bestimmt, so daß auch Siegmund nicht der freie Held sein kann, der für Wotan die Tat der Ringgewinnung vollbringen dürfte, weil eben durch die Abhängigkeit von Wotans Willen auch die Tat Siegmunds im letzten Grunde nur die von Wotan selbst wäre. Von Fricka über den Selbsttrug aufgeklärt, gibt Wotan Siegmund preis, beschließt seinen Tod, hofft aber weiter auf den freiesten Helden. Daß er aber dabei trotz seines Wütens gegen die Wälsungen doch an den Sproß Siegmunds und Sieglindes denkt, wird schon in der „Walküre" deutlich, wenn er die Worte: „Wer meines Speeres Spitze fürchtet, durch-

schreite das Feuer nie", in Siegfrieds Wälsungenmotiv singt. So muß Wotan einsehen, daß auch Siegfried nicht der freie, d. h. von den Göttern unabhängige Held sein kann, da doch auch bei ihm Wotan selbst immer als Lenker und Leiter der Ereignisse, wenn auch von Siegfried unerkannt, eintreten muß. Darum wünscht er nun selbst das Ende, nämlich den Untergang der auf Verträge begründeten egoistischen Weltordnung. Er weiß sehr wohl, daß dies auch den Untergang der den Verträgen untertan gewordenen Götter bedeutet. Daher reizt er Siegfried selbst, ihm den Speer, in den die Verträge eingeschnitten, zu zerschlagen und auf diese Weise den Eintritt einer neuen Weltordnung, die weder auf Egoismus noch auf Verträgen aufgebaut sein würde, zu ermöglichen.

Diesen moralischen Selbstverzicht Wotans und seinen Wunsch nach dem Untergange der in Schuld verstrickten Götterwelt brachte Wagner in geistreicher, tief durchdachter und dramatisch fein begründeter Weise mit den altgermanischen Anschauungen von der Götterdämmerung in Verbindung. In diesem gewaltigen Drama des Ringes ist die ganze ethische und moralische Weltanschauung der alten Germanen, ihre Erkenntnis des Bösen, ihr Streben nach einer erhabenen, moralischen Weltordnung geschildert. Fassen wir also den Ring als den Ausdruck urgermanischen Geistes- und Gemütslebens auf, oder, wie es mit Recht schon geschehen*), als die Vollendung, die erhabenste Erscheinung uralt arisch-mystischen Empfindens, so bildet „Parsifal" seinem Inhalte nach die Fortsetzung. Die altheidnische Götterwelt ist in der Götterdämmerung zugrunde gegangen, auf sie soll eine reinere Weltordnung folgen, die sich aber ebenfalls auf altgermanischem Denken und Empfinden aufbaut. Diese neue Welt wurde durch das Christentum, wie es im germanischen Wesen seinen reinsten ethischen Ausdruck findet, geschaffen und fand in Wagners „Parsifal" einen erhabenen Ausdruck.

Auch im „Parsifal" ist das Heldentum verherrlicht. Dies Heldentum ist aber hier vertiefter, verinnerlichter. Handelte es sich im Ringe um Helden, die in der Überwindung und Besiegung äußerer Feinde schon Unglaubliches leisteten, so zeigt sich Parsifal als Held, indem er durch einen Sieg über sich selbst zur höchsten Erkenntnis gelangt und so auch für die Außenwelt zum wahren Erlöser wird, wie ihn Wotan bereits ersehnte.

Den germanischen Urgedanken des Heldentums, das die ethischen Werte des Menschen bestimmt, erkennen wir also auch im Parsifal als die eigentlich treibende Seele des Dramas. Wie aber dieses Heldentum nunmehr ein bedeutend vertieftes wird, das ist die eigene künstlerische Tat des Meisters von Bayreuth. Denn diese Vertiefung, die erst die geistige Verbindung zwischen Ring und „Parsifal" ergibt, hat Wagner in den überlieferten Mythen, die er dramatisch behandelte, noch nicht mit vorgefunden, sie ist sein eigenes Werk. Und solche poetischen Vertiefungen eines gegebenen Motivs, die eben dieses Motiv auf eine vorher ungeahnte poetische Höhe erheben, finden sich noch zahlreich sowohl im „Parsifal" als in den anderen Werken. Es sei mir gestattet, hier nur auf einige andere Beispiele hinzuweisen.

Die Gestalt der Kundry tritt als Kondwiramur auch schon bei Wolfram von Eschenbach und bei Chretien de Troys auf. Bei beiden ist sie aber nur die

*) L. v. Schröder: „Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth." Das Werk wird demnächst in diesen Blättern besprochen werden.

rätselhafte Gralsbotin, deren Geheimnis zu lösen vor Wagner noch kein Dichter unternahm. Wagner aber verband sie mit zwei älteren mythischen und legendarischen Zügen. Einmal dachte er Kundry als weibliches Gegenstück zu Ahasver, dem ewigen Juden, und dann als die Herodias des Neuen Testamentes, die nach einer Legende von dem abgeschlagenen Haupte Johannes des Täufers angeblasen wurde und seitdem ruhelos auf Erden wandern muß. Aus ihrem Erlösungsbedürfnisse heraus stellt sie sich in den Dienst des heiligen Grals, bis Parsifal mit seiner großen Erlösungstat auch sie mit erlöst.*)

Das Erlösungsbedürfnis fanden wir schon im Ringe bei Wotan, wie überhaupt die Sehnsucht nach Erlösung und das Mitleid in allen Werken Wagners die stärksten dichterischen Motive bilden. Jeder, der das Bühnenweihefestspiel „Parsifal" erlebte, weiß, welch ungeheure Macht gerade dem Mitleid in diesem Werke zukommt. Doch auch dieses Motiv finden wir bereits im Ringe vorbereitet. Zum ersten Male tritt es auf bei der Todesverkündigung an Siegmund. Obwohl es ihr Kummer und Trauer bereitet und sie wähnt, daß Wotan gegen sich selbst wüte, ist Brünhilde bereit, Siegmund im Kampfe zu fällen. Erst als beim Anblick der schlafenden Brünhilde und des um sie so tiefbesorgten Siegmund das Mitleid ihr Herz berührt, entschließt sie sich Siegmund zu retten. Freilich vergeblich. Und Brünhilde ist es, die in der Götterdämmerung durch ihren freiwilligen Feuertod und den dadurch bedingten, von Wotan aber bereits gewünschten Untergang Walhalls bewirkt und dadurch, daß durch ihren Tod der unheilstiftende Ring an die Rheintöchter zurückkehrt, die erste Erlösungstat vollbringt. So greift in dem gesamten Wirken Wagners durch alle Werke hindurch immer ein Motiv wunderbar in das andere.

Es sei noch ein Beispiel sinnvoller Vertiefung eines überlieferten Motives in einem Werke Wagners angeführt, das dieses Jahr in Bayreuth nicht zur Darstellung gelangt. Es ist dies der Liebestrank in „Tristan und Isolde". Bei Gottfried von Straßburg ist er ein einfaches, wirkliches Zaubermittel. Wohl greift Brangäne auch nach dem Liebestranke, die Wirkung erklärt sich aber psychologisch ganz anders. Isolde verlangte von Brangäne den Todestrank. Sie und Tristan, die sich bereits lange uneingestanden lieben, vermeinen diesen Todestrank zu trinken und sich nun angesichts des Todes ihre Liebe endlich gestehen zu dürfen. Von Zauberei in früherem Sinne ist also keine Spur zu finden, sondern durch diese Auffassung werden alle folgenden Ereignisse in wunderbar deutlicher Weise natürlich psychologisch begründet.

Ein anderer Zug germanischen Wesens, der im „Parsifal" und im „Ring" großartig zum Ausdrucke kommt, ist die den Germanen tief eingewurzelte Liebe

*) Dieses Jahr erscheint der sogenannte „Rote Führer durch Bayreuth" von Friedr. Mild, in dem eine angebliche Erläuterung des Ringes steht. Die Auffassung des ganzen Werkes ist eine durch und durch moderne, grob materialistische, die von deutschem Idealismus und deutschem Mythos fern abliegt. Dementsprechend werden auch die gewagtesten Behauptungen aufgestellt, die mit dem wahren Inhalte des Werkes nichts zu tun haben. So hat nach diesem Führer (?) Siegmund seine Schwester roh vergewaltigt, und ein Notenbeispiel soll sogar ihren Entsetzensschrei vorführen! Ich möchte hiermit jeden warnen, sich durch Lesen dieser Schrift den Eindruck der Festspiele in widerlicher Weise beeinträchtigen zu lassen.

Frhr. v. Lichtenberg

zur Natur und zu den Tieren. Im „Parsifal" brauche ich nur an des Gurnemanz Strafpredigt vor dem erschossenen Schwan und an den Karfreitagszauber zu erinnern, im „Ring" an Siegfrieds Selbstgespräch unter dem Baume vor Neidhöhle, an das Waldvöglein und an die Liebe, die sowohl Brünhilde als Siegfried dem Rosse Grane entgegenbringen, oder für die Naturliebe auch an Siegfrieds erste Worte auf dem Brünhildensteine:

„Selige Öde
Auf sonniger Höh'!"

Haben wir so rein germanisches Wesen und auch das seiner Widersacher in „Ring" und „Parsifal" gleichsam in übermenschlicher Gestalt kennen gelernt, so sehen wir in den „Meistersingern", wie dieses Wesen im täglichen Leben der Menschen wieder zu erkennen ist. Wie bei den Griechen nach einer Reihe schwerster, tiefsinniger Tragödien das doch den gleichen idealen Geist atmende Satyrspiel folgte, so schließen sich die „Meistersinger" an die besprochenen großartigen Werke an.

Den Sinn der „Meistersinger" kann man in dreifacher Weise deuten. Erstens ganz allgemein als ein vortrefflich gelungenes Bild deutschen Kulturlebens im sechzehnten Jahrhundert. Zweitens als eine Selbstschilderung des Entwicklungsganges Wagners und seiner Freundschaft zu Franz Liszt, der ihm in schweren Zeiten stets hilfreich zur Seite stand, wie Hans Sachs dem Ritter Walter Stolzing. Es wäre lohnend, allen den zahlreichen Zügen, die sich in dem Werk auf dieses persönliche Verhältnis beziehen lassen, einmal gründlich nachzugehen, denn daß sie darin enthalten sind, ist nicht nur an vielen Stellen bei aufmerksamem Lesen deutlich zu erkennen, sondern geht in dem zweiten Entwurfe des Werkes auch aus der Namensgebung des Gegners Walther Stolzings deutlich hervor*).

Für unsere Zwecke sind aber die Beziehungen zu den anderen Werken am wichtigsten. Walther Stolzing ist die nach dem Ideale strebende Heldenfigur; auch hier finden wir eine Art Erlösungstat wieder, indem Stolzing durch sein Auftreten den bereits im Laufe der Zeiten verknöcherten Kunstregeln der „Meistersinger" ein neues frisches Leben einflößt. Den liebevoll führenden und leitenden Freund, der als Gurnemanz den Parsifal zu seiner Erlösungstat führt, finden wir in Hans Sachs wieder. In gewissem Sinne könnte man ihn auch mit Wotan vergleichen, denn nur durch dessen Führung und stets wachsames Eingreifen in die Ereignisse wird schließlich nach Siegfrieds Tode auch Brünhildes Erlösungswerk möglich. — Die dem Ideale feindlichen Mächte haben wir im „Ringe" als die Nibelungen und Riesen erkannt, im „Parsifal" ist es Klingsor, der in seinem feindlichen Streben nach dem Grale ebenso eine Tat des Liebesfluches beging, wie Alberich der Liebe flucht, um das Gold und die Macht zu erlangen. Diese dem Edlen feindliche Macht ist in den „Meistersingern" Beckmesser, und in seinem egoistischen Streben, Eva gegen ihren Willen zur Frau zu gewinnen und den reichen Pogner zu beerben, begeht auch er eine Tat gegen die wahre Liebe.

So sehen wir in allen Werken dieses Zyklus den schließlich doch siegreichen Kampf des germanischen Ideals gegen die fremden, also feindlichen Mächte. Darum bleibt das Werk Wagners stets bis in alle feinsten Fäden hinein der vollendete,

*) Vgl. Rich. Wagner: „Entwürfe zu: Die Meistersinger von Nürnberg, Tristan und Isolde, Parsifal" (Leipzig, Siegel 1907) S. 69 ff.

erhabene Ausdruck des germanischen Wesens. Um diese Werke aber wirklich in sich aufzunehmen und zu erkennen, ist es notwendig, sie in Bayreuth selbst, in der hier allein möglichen vollendetsten Darstellung zu erleben, denn hier allein ist es möglich, aus Gründen, die sogleich näher erörtert werden sollen, die Werke in allen ihren feinsten Gedankengängen klar und deutlich wiederzugeben.

Der Besucher der Festspiele ist schon dadurch, daß er in dem idyllisch gelegenen Städtchen fernab vom Trubel des Alltages nur zu dem Zwecke, die Werke zu genießen, weilt, und diese Werke kurz nacheinander wirklich als einen Zyklus, ein Ganzes, erleben kann, mehr in der seelischen Verfassung und Sammlung, alle Beziehungen und Gedankentiefen auf sich wirken zu lassen, als wenn er an seinem Wohnorte nach den mancherlei Mühen und Sorgen des täglichen Lebens abends in das Theater geht. Ferner kann ein täglich spielendes Theater aus rein technischen Gründen nicht auf die Ausarbeitung jeder Einzelheit so viel Sorgfalt verwenden, als dies in Bayreuth der Fall ist.

So kommt, um ein Beispiel zu nennen, der Augenblick, da Wotan im „Rheingold" das Schwert ergreift und ihm der Gedanke des Heldentums erwacht, an täglich spielenden Bühnen gar nicht oder nicht so deutlich zum Ausdruck, während er in Bayreuth ebenso wie jeder andere einzelne Zug, sei er in der Dichtung oder in der Musik angedeutet, oder mag er sich aus der Situation ergeben, mit liebevollem Verständnis herausgearbeitet und in jeder Beziehung deutlich und verständlich zur Anschauung gebracht wird. Um diese volle Anschaulichkeit und Klarheit der Aufführung zu erzielen, dazu gehört aber zweierlei: ein tiefes Verständnis und ernstes Eindringen in den Geist des Werkes und eine große Begabung für Regie und Inszenierung. Beide Gaben sind in dem Sohne Richard Wagners, in Siegfried Wagner, großartig vereint, so daß wir mit Ruhe und Zuversicht auch dem weiteren und hoffentlich alle Zeitgenossen noch lange überdauernden Bestehen der Festspiele entgegenblicken können.

Darum sei es mir gestattet, auch einiges von der Arbeit von Bayreuth zu erzählen. Auch in den festspiellosen Jahren rastet und ruht die Festspielleitung nie. Beständig werden an allen Bühnen die Künstler beobachtet, sorgfältig ausgewählt, und dann jeder an den richtigen Platz gestellt, wo die in seiner persönlichen Art beruhende künstlerische und darstellerische Begabung am besten in den Dienst des Werkes gestellt werden kann. So ist jede Gestalt des Dramas immer mit der gerade dafür geeignetsten Persönlichkeit besetzt. Darsteller, die bereits in früheren Jahren mitgewirkt haben, wie Soomer (Wotan), Breuer (Mime), Frau Reuß-Belce (Fricka), Frau Schumann-Heink (Erda), Frau Gulbranson (Brünhilde), Frau Mildenburg (Kundry), wachsen mit jedem Male mehr in ihre Rolle hinein. Wenn von den bewährten älteren Darstellern, wie es der verstorbene Dr. Briesemeister für den Loge, der unglückliche Friedrichs für den Alberich und Beckmesser gewesen, einer nicht wieder auftreten kann, so werden junge Künstler herangezogen, von denen man erwarten kann, daß sie sich am besten in die Rolle einleben werden, und die dann, wenn die Festspielzeit herankommt, sich wieder in der schönsten Weise dem Ganzen einfügen. Dabei werden aber auch persönliche, von dem früheren Darsteller in einzelnen Punkten abweichende Auffassungen, wie sie uns dieses Jahr Habich als Alberich, Hensel als Loge und Schultz als Beckmesser boten, sofern sie dem einheitlichen Gesamtausdruck des Werkes dienstbar bleiben,

gern geduldet. Ein hervorragender Darsteller und Sänger des Siegfried ist dieses Jahr Alfred v. Bary, der schon vor zwei Jahren den Lohengrin sang.

Aber mit der Auswahl der besten Kräfte, die jeder für sich Hervorragendes leisten, ist in Bayreuth durchaus nicht alles getan. Nun gilt es die vortrefflichen Einzelleistungen zu der von Wagner gewünschten und zum klaren Ausdrucke des Werkes notwendigen Gesamtwirkung zu vereinigen. Viele Wochen vor den Festspielen befindet sich die ganze Künstlerschar bereits in Bayreuth, um hier losgelöst vom Alltagsgetriebe ganz und gar nur für die Kunst und in der Kunst zu leben. In dieser Zeit finden nicht nur Gesamtproben statt, sondern jede Rolle, jede Szene wird auf das gründlichste für sich besonders durchdacht, studiert und geprobt, bis jede Einzelheit sorgfältig herausgearbeitet ist und sich sinngemäß dem großen Ganzen eingliedert. Ja, wo es nötig ist, um bestimmte Stellen in voller Deutlichkeit zur Anschauung zu bringen oder kleine in der menschlichen Natur begründete Ungleichheiten auszugleichen, finden Proben einzelner Szenen oder Stellen einzelner Rollen oft noch am Tage der Aufführung selbst statt.

Alle diese gewaltige Arbeit ruht zum größten Teile auf den Schultern Siegfried Wagners, wobei er von einem bewährten Stabe von Kapellmeistern und Solo-Repetitoren unterstützt wird. Die kräftigste dieser Stützen, Julius Kniese, wurde Bayreuth leider bereits 1905 durch den Tod entrissen. Er hatte in jeder Beziehung, besonders aber in der Ausarbeitung fein abgewogener Deklamation, viele Jahre lang segensreich für Bayreuth gewirkt. Der durch regelmäßigen Besuch der Festspiele Eingeweihte verspürt noch heute vielfach den Einfluß Knieses, und er lebt in der dankbaren Erinnerung aller jener, die ihn kannten, sowohl der mitwirkenden Künstler als begeisterter Festspielgäste, noch lange fort.

So kommt in Bayreuth nach wochenlanger angestrengter Arbeit, die man an täglich spielenden Bühnen nicht jedem einzelnen Werke widmen kann, jeder einzelne Zug zu deutlichem plastischen Ausdrucke, wodurch wieder der Genuß und das Verständnis des ganzen Werkes bedeutend gefördert wird. Dies gibt uns auch die sichere Gewähr, daß auch nach dem Jahre 1913, in dem auch für „Parsifal" die gesetzliche Schutzfrist abläuft, die Festspiele zu Bayreuth ihren sicheren Fortgang nehmen werden. Wie tief diese Überzeugung auch im Publikum Platz gegriffen, zeigt der Umstand, daß, obwohl die Zahl der Wagner-Aufführungen an anderen Bühnen jährlich zunimmt, doch der Andrang nach Bayreuth mit jedem Jahre wächst, so daß viele Wünsche schon lange vor der Festspielzeit nicht mehr berücksichtigt werden können. Und noch eins. Die Ausländer stellen nicht mehr die größere Anzahl von Besuchern dar, das deutsche Volk erkennt nun auch immer mehr den idealen Wert Bayreuths, so daß in diesem Jahre die Zahl der deutschen Festspielbesucher auf 88 Prozent angewachsen ist. Freuen wir uns dieser Tatsache und erwarten mit hoffnungsvoller Spannung das nächste Festspieljahr, indem es hoffentlich auch uns wieder vergönnt sein wird, beim ersten Fanfarenrufe, der vor dem Festspielhause die Gäste zum Eintritt lädt, in bewegtem Herzen die Mahnung des Gurnemanz mitzuempfinden:

„Hört ihr den Ruf? Nun danket Gott,
Daß ihr berufen, ihn zu hören!"

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geſchichte

Im Schatten Bismarcks. Wenn ein Mann wie Oberſtudienrat Gottlob Egelhaaf, der bekannte württembergiſche Geſchichtsforſcher, ſich entſchließt, die biographiſche Literatur über den Fürſten Bismarck um eine eigene Darſtellung zu bereichern, ſo wird man das Buch — „Bismarck. Sein Leben und ſein Werk.“ (Stuttgart, Carl Krabbe Verlag; 1911) — mit einiger Erwartung aufſchlagen. Dieſe aber muß ſich begreiflicherweiſe am meiſten gegenüber den Abſchnitten geltend machen, die Egelhaaf als Politiker miterlebt, in deren Verlauf er ſelbſt Anſichten und Meinungen verfochten hat. Nähert ſich alſo das neue Bismarckbuch in der zweiten Hälfte bisweilen dem Begriffe des Zeitdokuments, ſo tritt bei Nachprüfung des Geſamteindrucks die Frage heran, inwiefern unſer heutiges Bedürfnis nach Aufklärung getroffen worden iſt. Der Verfaſſer beginnt mit dem Geſtändnis, ſeine Arbeit ſei, beſonders in Einzelteilen mit ſeinem Herzblut geſchrieben. Über die Hyperbel darf man billigerweiſe hinwegſehen; ſie ſteht nicht iſoliert, und ſchließlich iſt uns nachgerade auf wiſſenſchaftlichem Felde der Autor von Temperament lieber geworden als ſein ewig hölzerner Kollege.

Ohne Umſchweife darf ausgeſprochen werden, daß Egelhaafs „Bismarck“ ſich in die Reihe der Werke bewundernden Aufblicks zu der vielfältigen Größe des eiſernen Kanzlers fügt, und daß es dort einen hervorragenden Platz einnimmt. Stets erfreut es den Deutſchen, wieder eine Stimme aus dem Süden des Reiches zu vernehmen, die vom vollkommenen und begeiſterten Verſtändnis der Miſſion Bismarcks zeugt. Der ſchwäbiſche Hiſtoriker aber hat mehr als nur das getan: er würdigt zugleich, und in einer für den Aufbau ſeiner Schilderung grundlegenden Weiſe, die Bedeutung Preußens, des Staates wie des Volkes, für Deutſchlands Aufſtieg, und er wartet nicht damit bis zu dem Moment, da Bismarck ſelbſt die Leitung der Politik übernimmt. Ehrt die Auffaſſungsweiſe, die im Werke herrſcht, den Verfaſſer hoch, iſt ſeine künſtleriſche Begabung zugleich umfaſſend genug, um den Leſer oft mitzureißen, ſo kommt doch die notwendige Begleitung hierzu manchmal ins Gedränge. Wo Egelhaaf ſich veranlaßt ſieht, die hiſtoriſche Kritik anzuwenden, neigt er zur dialektiſchen Erledigung der Fälle, und man fühlt jedesmal mit den inneren Schwierigkeiten auch ſeine Unruhe wachſen. Da fällt denn nicht ſelten die Entſcheidung in einer Weiſe, die Leſer mit Vorkenntniſſen als Machtſpruch empfinden müſſen. Den Gegenſatz dazu bilden ſonderbare Verhohlenheiten. Es wird richtig wiedergegeben, wie der nachmalige erſte Deutſche Kaiſer am 4. März 1854 Bismarcks politiſche Anſichten beurteilt hat, — mit dem Zuſatz: „Welch eine Auffaſſung!“ Faſt derſelbe Ausdruck wird ſpäter gegen den Großherzog von Baden angewendet, bei Darſtellung von Bismarcks Abſchied 1890. Daß dadurch nichts gewonnen wird, iſt klar. Vielmehr geht ein Stück Geneigtheit verloren. Wo Widerſpruch oder Widerlegung zu erwarten war, läßt man ihn ſich auch dann noch gefallen, wenn er ſachlich mißlingt; nur durch Abſprechen wird das Zutrauen verdorben. — Im ganzen ſind die Kapitel, die Bismarcks letzte acht Lebensjahre behandeln, vom Druck der Gegenſätze abhängig geblieben und daher unfrei geraten. Das beruht natürlich zum erheblichen Teil auf noch fortwirkenden Umſtänden und anderſeits auf den Mängeln einer vorläufig zu friſchen, d. h. lückenhaften und ad hoc ergänzten Überlieferung. Wer vorweg Partei genommen hat, ſei es auch aus den beſten und männ-

lichsten Motiven, gelangt dann eben nicht weiter als zum Plädoyer. Und er wird immer das glauben, was ihm behagt.

Für den Inhalt des Schlußkapitels aber (Zusammenfassung. Bismarck als Mensch. Seine Stellung in unserer Geschichte) fällt die Erklärung leicht. Es steht wunderbar wenig darin, und das muß seine Ursachen haben. Die eine davon wird vermutlich technischer Natur sein: Egelhaaf schrieb dieses vermeintliche Summar wirklich zuletzt, nachdem er überall schon gesagt hatte, was er dachte. Vorsichtige Stilisten, die diese Gefahr kennen, pflegen ihren geistigen Schwung bei Beginn größerer Darstellungen weise auszunutzen, indem sie das Schlußkapitel sofort niederschreiben und es später, nach Maßgabe der Fortschritte ihrer Anschauungen während der Arbeit, sinngemäß nachredigieren. Erst dann ist die Gewalt des Ausklangs sichergestellt. Hier jedoch kam als zweite Ursache hinzu, daß der Verfasser, im Schatten des Riesen schaffend, nicht mehr aus dieser breiten Zone hinaussand. Schön und kräftig ist an vielen Stellen gesagt worden, was Bismarck für uns tat, und doch hat die Fülle der Geschehnisse bei Egelhaaf etwas bewirkt, was der Kanzler in seinem lieben Platt „verbiestern" genannt hätte. Die Geschichte des Schöpfers erfüllt sich nur durch das Zeugnis seiner Schöpfung. Es heißt heute mit feinerem historischen Sinn abwägen, wo die praktischen Wertunterschiede einer so kolossalen Hinterlassenschaft anfangen. Deutschland steht veränderten Realitäten gegenüber. Blicken wir dankbar zu Bismarck empor, halten wir treue Fühlung mit seinem Geiste, so wird uns gerade diese Gesinnung davor bewahren, unter seinen Worten nach Zaubersprüchen für irgendeine Situation oder einen Entschluß zu suchen. Bismarcks Werk fortsetzen bedeutet nicht, ihn freiwillig kopieren wollen, sondern den Mut zur gebotenen Einsicht wachzuerhalten und dann frischauf danach zu handeln. Sein Beispiel ist das Licht, seine Formulierungen bilden den Schatten dazu: eine eigene Welt für uns vermochte er nicht zu schaffen, sondern nur uns mitten hinein an den Platz zu bringen, den dauernd innezubehalten die Aufgabe neuer Arbeit mit neuen Kräften ist. C. N.

Heeresfragen

Die Einrichtung der „Deckoffiziere" entspricht durchaus den Verhältnissen und Anforderungen der Marine, die aus der Eigenart des Wesens der Marine und aus der durch ihre Kampfesweise bedingten Friedensausbildung und Vorbereitung hervorgehen. Die kleinste taktische Einheit der Marine, das einzelne Schiff ist mit den technischen Errungenschaften des Dampfes und der Elektrizität zu einem so komplizierten Mechanismus geworden, daß die Offiziere, denen die Führung dieser Kriegsmaschine im ganzen und in den einzelnen Teilen obliegt, der tatkräftigen Unterstützung durch technisch besonders vorgebildetes Unterpersonal nicht entbehren können. Diese technische Vorbildung muß sich zum Teil auf Gebiete erstrecken, die neben einer ausreichenden Schulbildung auch eine besondere Befähigung verlangen. Zum Beispiel bezüglich der Steuerleute — wohl die wichtigste Kategorie der Deckoffiziere — muß sich die Vorbildung auf astronomische, physikalische und mathematische Kenntnisse ausdehnen, wie sie für Zwecke des Landheeres überhaupt nie in Betracht kommen. Wir haben also in den Deckoffizieren einen nach Vorbildung und nach Verwendung eigenartigen Berufsstand innerhalb der Marine zu erblicken.

Eine solche Einrichtung auf das Landheer zu übertragen, könnte ich nicht billigen, weil die Voraussetzungen für ihre Verwendung in dem organischen Aufbau der niederen Truppenführung zu Lande fehlen. Soweit zu Lande eine besondere Vorbildung technischer Art usw. und dementsprechende Verwendung in Frage kommt, haben wir jetzt schon den Unteroffizieren die Möglichkeit gegeben, eine höhere Stellung als Feuerwerks- und Zeugoffiziere, Festungsbauoffiziere zu erringen. Auch würde nichts dagegen einzuwenden sein, wenn noch einzelnen anderen Unteroffizierskategorien eine solche Hebung ihres Standes zuteil werden könnte. Zum Beispiel Ausbildung befähigter Unteroffiziere als Turn- und Fechtlehrer auf der Militärturnanstalt, bei der Kavallerie als Reitlehrer u. a. m. Diesen Unteroffizieren, die nach Ausbildung und Verwendung eine besondere aus dem Rahmen der übrigen Frontunteroffiziere heraustretende Stellung mit lang-

jähriger Dienstzeit einnehmen würden, hätte man auch eine besondere Charge nebst Titel zu gewähren. Im übrigen aber sollen wir uns sehr davor hüten, zwischen den erprobten Unteroffiziersstand, wie er sich bei der Armee entwickelt hat, und den Offiziersstand eine Vorgesetztenkategorie einzuschieben, die sowohl nach Vorbildung wie nach Verwendungsart nicht in den Führungsorganismus hineinpaßt. — Nun will ich gerne zugeben, daß zum Beispiel mancher Kompagniechef, der lediglich die Ausbildung seiner Kompagnie für die nächste Besichtigung im Auge hat, lieber mit altgedienten Feldwebelleutnants arbeiten würde als mit jungen Offizieren, weil er der schwierigeren Aufgabe, die jungen Offiziere zu erziehen und als Führer heranzubilden, sich nicht gewachsen fühlt. Für unsere kriegerische Betätigung und eine wirklich kriegsmäßige Ausbildung kann der junge, frische, wagemutige Offizier mit seinem hinreißenden Einfluß auf die Mannschaft niemals durch ältere Unteroffiziere, nenne man sie wie man wolle, ersetzt werden. Wir haben eben beim Landheer nicht Kriegsmaschinen, die bewegt, geführt und zur Wirkung gebracht werden müssen, sondern Menschen mit starken und schwachen Herzen, wo den psychologischen Imponderabilien eine ganz andere Bedeutung zukommt, als bei dem einzelnen Manne der Besatzung eines Kriegsschiffs. Hier ist die durch eisernen Zwang erreichte und unter dem Druck völliger Abgeschlossenheit auf dem Meere zusammengehaltene Disziplin das beste und — man kann wohl sagen — einzige Mittel der Erziehung des Mannes zur Pflicht. Beim Landheer, wo bei Infanterie, Kavallerie im Feuergefecht der zerstreuten Ordnung jeder einzelne Musketier und Dragoner selbsttätiger, auf sich selbst angewiesener Kämpfer ist, müssen wir mehr verlangen als die Disziplin. Jedem Musketier muß der Siegeswille im Herzen sitzen, vorwärts zu gehen an den Feind heran, für sich allein entschlossen, während beim Kampf zur See der einzelne Mann an seiner Maschine steht, vom Schiffspanzer und dem Panzer der Disziplin umschlossen, die auf elektrischem oder anderem Wege übermittelten Befehle seiner Vorgesetzten ausführt, nach dem Willen des Kapitäns, solange das Steuer gehorcht, hier- oder dorthin geführt wird, wohin weiß er nicht; nur eines weiß er, daß er für seine einzelne Person willenlos dem Geschicke des Schiffes zu folgen hat und daß das Meer dem einzelnen kein Entrinnen bietet.

Um die Selbsttätigkeit des Kämpfers zu Lande zu wecken und heranzubilden, bedürfen wir einer Führerorganisation, wie sie sich historisch beim Landheer herausgebildet hat. Dem jungen Offizier fallen dabei ganz andere Aufgaben zu als dem jungen Seeoffizier, ebenso wie das Wesen der Marine, ihre Kampfweise und Organisation grundverschieden sind vom Landheer, so daß wir nicht berechtigt sind, Einrichtungen der Marine für das Landheer zu empfehlen, nur weil sie sich dort bewährt haben. Z. B. spielt die Gleichartigkeit des Offizierkorps der Truppenteile des Landheeres eine so wichtige und für die Führererziehung geradezu entscheidende Rolle, daß es unmöglich wäre, den Offiziersersatz wie bei der Marine zu regeln, ohne die innere Kraft des Heeres schwer zu schädigen.

Ich weiß nicht, ob ich in meinen Ausführungen verständlich genug war. Was ich meine, ist, daß ich in einer Art „Deckoffizieren" für das Landheer kein Heil erblicken kann, weil es ein fremdes Reis ist, das dem Boden des Heeres nicht entsproßt. Freilich dürfen wir in der Armee die soziale Entwicklung der Nation nicht negieren. Für unsere Unteroffiziere von heute sorgen wir in dieser Richtung am besten und entsprechen damit auch den Bedürfnissen des Heeres, wenn wir sie, besonders mit zunehmenden Dienstjahren, pekuniär besser stellen und ihre Zivilversorgung nach längerer Dienstzeit bessern. Diese beiden Punkte bleiben die Hauptsache; alle anderen Mittel nützen wenig und sind vielleicht manchmal geeignet, der Armee mehr zu schaden als den Unteroffizieren zu nützen. G.

Reichsspiegel

(Vom 6. bis 13. August)

Innere Politik

Die Katholikenversammlung in Mainz — Der Festzug — Zersetzung aller sittlicher Werte — Zersetzung der Kaisermacht — Die Konservativen und das Zentrum — Ein neuer Römerzug

Der Festzug der Katholikenversammlung in Mainz war die glänzendste äußerliche Machtkundgebung, die Deutschland seit Menschengedenken erlebt hat. Wohlgeordnet und sichtlich von einem stolzen Machtgefühl getragen, bewegten sich die Menschenwogen durch die ehrwürdig alte Stadt am Rhein, die von ihrer Geburt an die Kämpfe zwischen den Germanen und Römern sah und die heute wieder die Zeugin des unerloschenen Kampfes und der ungebrochenen römischen Macht geworden ist. Es ist, als ob Rom, nachdem es die Heereszüge der deutschen Kaiser ertragen mußte, dem neuen Deutschen Reiche heute in stauender Rückflut die Massen zurücksenden wollte. In dem Festzug der Katholikenversammlungen lebt alljährlich die ganze Tragik der deutschen Geschichte wieder auf, und niemals hat sich der fortwuchernde Zwiespalt zwischen der politischen Macht der Kirche und den politischen Rechten des Staates so fühlbar gemacht als auf dem Mainzer Katholikentage.

Äußerlich dem Andenken an einen kraftvollen Bischof und der Verherrlichung seiner sozialpolitischen Wirksamkeit gewidmet, wurde er zu einer Huldigung für die Machtbestrebungen und die Politik der Kirchenregierung umgemünzt. Denn anders kann man die Reden der Bischöfe Kirstein und Faulhaber nicht auffassen, die in den Bischöfen die Führer des Volkes auch in weltlichen Dingen sehen und die Ehelosigkeit des Priestertums als den „Ritterschlag der Todesbereitschaft" feierten. Dieser Gedankeninhalt springt nahezu ein Jahrtausend zurück und er knüpft an die Wende der deutschen Geschichte an, als die Oberhoheit der Kaiser über die Päpste erlosch und die Oberhoheit der Päpste über die weltlichen Staaten begann. Leider mußte es ein Deutscher sein, der ehemalige Mönch Hildebrandt und spätere Papst Gregor VII., der das Papsttum mit seiner die Jahrhunderte überdauernden Machtfülle ausstattete. Er riß das Priestertum von allen Banden der bürgerlichen Gemeinschaft los, er schuf jene geweihte Todesbereitschaft, und er gab mit seinem Kampf gegen die Belehnungsformel der geistlichen Fürsten als Reichsvasallen das Zeichen zum Angriff gegen die staatlichen Rechte überhaupt.

Seitdem ist in der Verwaltung der römischen Kirche der religiöse Inhalt immer weiter zurückgetreten. Die bischöfliche Gewalt wurde durch die Beschränkung der Papstwahlen auf die kleine Schar der Kardinäle beseitigt. So erloschen die Nationalkirchen und über ihnen stieg die Papstherrschaft empor; die Entrechtung und Entwertung der Bischofsgewalt wurde fortgesetzt, bis sie unter dem neunten Pius auch in der Ausschaltung aus der Lehre durch die Lehramtsdiktatur des unfehlbaren Papstes ihren Abschluß fand. Die Bischöfe von heute tragen zwar noch die Zeichen ihrer Macht, aber sie sind nur willenlose Werkzeuge. Nach

oben hin sind sie nicht mehr als der geringste Laienbruder, der für seinen Orden betteln geht.

Seit jenen acht Jahrhunderten, als die Kaisermacht der Papstgewalt unterlag, setzt sich in der Verwaltung der katholischen Kirche und in ihrer ganzen öffentlichen Wirksamkeit der geist- und sinnverwirrende Dualismus der religiösen und politischen Begriffe fort, der schon an der Schwelle dieser neuen Zeit seinen Ausdruck in dem beschämenden Bußgang eines bedauernswerten, zu größeren Aufgaben fähigen und berufenen deutschen Kaisers fand. Er mußte sich beugen nach den Formen, die von der Kirche über Sünder, über die Frevler gegen sittliche Gebote verhängt wurden; aber er büßte für politische Handlungen. So wie jener für ein politisches Ziel verhängte Kirchenbann ein Mißbrauch der kirchlichen Amtsgewalt war, so ist in dem katholischen Kirchenregiment bis heute das Mittel der religiösen Macht über die Gläubigen, über die Völker immer wieder für weltliche Ziele wirksam gemacht worden, und die willenlose Unterwerfung großer katholischer Massen in Deutschland unter die Autorität der entrechteten Bischöfe spricht auch jenen unglücklichen Kaiser noch von dem Vorwurf der Charakterschwäche frei.

Der sonst kampfgewohnte Mann war ungefeit gegen den Geist der Unwahrhaftigkeit und den Mißbrauch sittlicher Machtmittel für selbstische Zwecke. Aber jener geschichtliche Vorgang, der durch die Jahrhunderte wie ein Fanal in unsere Zeit hineinleuchtet, ist mehr als ein bloßes Symbol; in seinem Gegensatz zu den heutigen Zeiten ist er ein untrüglicher Beweis für die seit acht Jahrhunderten angestiftete Verwirrung der Begriffe. Der gebannte König fand seine treuesten Anhänger in den Bischöfen seiner Zeit — nur fünf hielten zum Papst — und in der Bürgerschaft der Städte. Das waren andere Bischöfe und das war ein anderes Volk. Das Streben mächtiger deutscher Fürsten, die Lehensrechte des Reiches zugunsten eines juristisch auf dem sachenrechtlichen Standpunkte aufgebauten unabhängigen dynastischen Besitzes zu schaffen, lockerte in Deutschland die Macht des Kaisertums und des staatlichen Oberlehensrechts. Diese Bewegung benutzte der Papst, um mit Hilfe der deutschen Fürsten und durch Aneignung dieser auflehnenden Rechtsauffassung für die geistlichen Fürstentümer in der Vernichtung der Kaisergewalt den ganzen Staat unter die päpstliche Herrschaft zu zwingen. Der Investiturstreit mißbrauchte eine äußerliche Form für einen materiellen Angriff. Rechtlich war die Übergabe von Ring und Stab an die geistlichen Fürsten genau dasselbe wie die Investitur der weltlichen Fürsten mit dem Schwert; die verschiedenen äußeren Zeichen waren nur Zufallsmerkmale für die Inhaber, deren Träger in den Zeichen ihrer kirchlichen Würde nicht mit den Ämtern, sondern mit den Ländern belehnt wurden. Gerade aber die Diener der Kirche, die Bischöfe, und mit ihnen das freie Bürgertum der Städte widersetzten sich dieser Übertragung einer kirchlichen Herrschaft auf das weltliche Gebiet in der Vorahnung der jetzt geschichtlich als Tatsache bestätigten Befürchtung, daß eine geistliche Macht über die Völker in ihrem Anspruch auf weltliche Herrschaft keine Grenze finde. Die heutigen Bischöfe, die das Laienapostolat fordern, sind selber nur Laien, denn sie haben keinen Anteil mehr am Lehramt, geschweige denn an der Verwaltung der Kirche, und sie sind neuerdings unter dem zehnten Pius sogar in ihrem Disziplinarrecht über ihren eigenen Diözesenklerus zugunsten der Zentralgewalt noch weiter beschränkt worden. Einem solchen Episkopat ohne

Mark und Knochen, ohne die Kraft und den Willen nationaler Ziele kann kein Staat der Welt einen über das Gebiet der sittlichen Volkserziehung hinausgehenden Einfluß gestatten, weil er sonst im eigenen Herzen eine zweite Staatsautorität für das landfremde Papsttum aufrichten würde.

Wir ersehen aus der Geschichte der mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaisermacht und Papstherrschaft, wie die schwimmenden Rechtsbegriffe und die Verquickung kirchlicher Machtmittel mit weltlichen Zielen den Siegeszug der römischen Cäsaren im Priestergewande kennzeichnen. Dieser Dualismus der Begriffe lebt in den Katholikentagen fort. Sie erheben den Anspruch, als Versammlungen der religiösen Gemeinschaft anerkannt zu werden. Aber wo ist die religiöse und kirchliche Verwaltungsfrage, über die gesprochen wird oder auch nur gesprochen werden dürfte. Nur staatliche und bürgerliche Interessen bilden den Inhalt der Verhandlungen, bei denen alle Einrichtungen der Kirche vom Pontifikalamte bis zum Rosenkranze zur Anwendung kommen und bei der in dem sinnverwirrenden Weihrauchdampf der religiösen Formen die Macht der Kirche über den Staat immer neu und immer kräftiger befestigt wird. Nur leise flackert da und dort das Verständnis für die logische Unhaltbarkeit der ineinander geschobenen Interessen auf; so in dem Widerspruch gegen die Resolution, daß „im Namen der Nächstenliebe" die mittelständischen Erwerbszweige unterstützt werden sollen. Die praktische Folge dieses Beschlusses müßte dazu führen, daß mit Weihwedel und Wasserkessel der Eintritt zu den Warenhäusern verwehrt würde. Aber auf Kosten der inneren Wahrheit und der Logik wurde diese Resolution doch angenommen.

Wären die Katholikentage das, was sie scheinen wollen, Versammlungen der religiösen Gemeinschaft, so würden selbst die Andersgläubigen ihnen mit der Achtung begegnen, die eine Einzelpersönlichkeit und auch eine Gesamtpersönlichkeit beanspruchen können. Aber weil sie es nicht sind, sondern Römerzüge gegen den Staat und sein Recht, so erheben den lautesten Widerspruch gegen diese sinnverwirrende und unwahrhaftige Verklitterung der Begriffe gerade diejenigen Katholiken, die in der Kirche die Pflanz- und Pflegestätte sittlicher Anschauungen und eines geläuterten Lebens erblicken, wie jene Bischöfe des Mittelalters, die treuesten Stützen des erlöschenden fränkischen Kaiserhauses. Der Weg zur Macht des Papsttums ist gekennzeichnet durch die Verachtung sittlicher Werte wie der Männertreue und selbst der kindlichen Liebe in Heinrich dem Fünften, der zu seines Vaters Lebzeiten auf päpstliches Gebot gegen ihn kämpfte und ihn nach seinem Tode noch neun Jahre in Speier über der Erde verwesen ließ, bis der Papst den Bann von ihm löste und seinem Gebein endlich die wohltätige Ruhe des Grabes zuteil wurde. Ein unheiliger Geist hielt seinen Einzug in die Kirche und sein Siegeslauf ist gekennzeichnet durch die Unterwerfung der Staaten und die völlige Willenslosigkeit der Massen einschließlich aller Grade der kirchlichen Würdenträger. Die Fähigkeit, aus dieser Fessel anders als durch Katastrophen frei zu werden, ist erloschen, weil das Prinzip der Entwicklung durch die Diktatur des Papstes als oberster Herr und als höchster Lehrer der Kirche völlig beseitigt ist. Nur auf politischem Gebiete haben diese zusammengepreßten Massen das Recht der Bewegungsfreiheit und nur auf diesem Gebiete verlangen auch die Schattenbischöfe der Gegenwart ein Bestimmungsrecht über ihre Herde, das ihnen die Verwaltung der eigenen Kirche versagt.

Der Sieg der doppelwährigen Politik der Päpste, die mit dem Truggold religiöser Wirksamkeit politische Macht einhandelt, ist in Deutschland in höchster Vollendung erreicht worden, nachdem sich auch Andersgläubige aus politischen Machtbestrebungen seinem Gedankeninhalt angepaßt haben. Denn ist es nicht der höchste Triumph des Papsttums und zugleich die erschütterndste Tragik des deutschen Volkes, daß die in den konservativen Reihen vereinigten Mitglieder der evangelischen Kirche, obgleich aus dem Geiste des Lutherschen Kampfes für die Wiederherstellung der organischen Entwicklung auch in den religiösen Gemeinschaften geboren, ihre geistige Verwandtschaft mit dem religiös und kirchlich unfruchtbaren, aber politisch furchtbaren Zentrum betonen und im politischen Leben auch wirksam gemacht haben. Die Führer der Katholikentage erkennen viel besser das Wesen dieses politisch organisierten Katholizismus als die im politischen Kampf erblindeten Nachkömmlinge des Protestantismus, jener großartigsten Bewegung für die Geistesfreiheit. Graf Galen hat ausdrücklich einen größeren Einfluß auf politischem Gebiet verlangt und Abgeordneter Marx forderte mit Dringlichkeit die Abschaffung der ohnehin eng genug begrenzten Simultanschulen, weil sie die Macht der Kirche zur Willensunterdrückung in Glaubenssachen nicht mitmachen. Das alles sind politische Forderungen, nirgends ist ein Anhauch religiöser oder sittlicher Bestrebungen, und dieses Ziel wird von den Kämpfern für das religiöse Prinzip der Entwicklung aus äußerlichen Berührungsmerkmalen noch gefördert. Will man den Geist und die Wirkung der Katholikentage, den unheilvollen Einfluß einer landfremden Comorra auf unser nationales Staatsleben in seinem tiefsten Inhalt erfassen, so muß man seinen Blick durch die geschichtlichen Erfahrungen schärfen und die Entwicklungsreihe der Machtkämpfe durch und für das Papsttum von der Schwelle an durch die Jahrhunderte verfolgen, dann gewinnt man auch ein Verständnis dafür, daß der Festzug in der ehrwürdig alten Stadt am Rhein nichts anderes war als — ein neuer Römerzug.

Heinrich Flach-Berlin

Freihandel oder Schutzzoll — Wandel der Meinungen — Notwendigkeit freiheitlicher Entwicklung — Bueck über den Bund der Landwirte — Stellung der Konservativen — Die deutsche Industrie am Scheidewege

Zu den am häufigsten gehörten Klagen über den Charakter des deutschen Volkes gehört die, daß der einzelne trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins viel zu viel von der Einwirkung des Staates erwartet und daß als erster Ruf in allen Nöten und Sorgen des öffentlichen und des wirtschaftlichen Lebens gewöhnlich der nach dem Eingreifen der Gesetzgebung ertönt. Das Gefühl der Gemeinsamkeit und die Überzeugung, daß das Organ der Allgemeinheit, der Staat, überall fördernd und schützend in Tätigkeit zu treten habe, ist eben so ziemlich Gemeingut aller Bevölkerungsschichten geworden. Darauf beruht die ganze Sozialpolitik und ihr fortgesetzter Ausbau, darauf beruht auch die seit Jahren von einer immer größeren Wählerschar getragene Politik des Schutzes der nationalen Arbeit gegen ausländische Konkurrenz. Als Deutschland noch in unzählige Vaterländer geteilt war und kein einheitliches, geschlossenes machtvolles Wirtschaftsgebiet vorhanden war,

als also die Notwendigkeit vorlag, partikularistische Schranken niederzureißen und Vorurteile zu beseitigen, als ferner neue wirtschaftliche Formen sich allmählich zur Geltung durchrangen, da hatte das deutsche Volk, besonders in seinen aufstrebenden Wirtschaftsgliedern, mit Recht die Forderung nach Beseitigung nicht mehr zeitgemäßer wirtschaftlicher Grundsätze erhoben und die Freiheit der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung verlangt. Das vollzog sich in stark doktrinärer Form, die ja unter ähnlichen Umständen auch in der Entwicklung anderer Völker zu beobachten ist, dem deutschen Volk aber als besonders eigentümlich nachgesagt wird. In dem Parlament des eben geeinten Reiches konnte deshalb Herr v. Behr-Schmeldow die Aufhebung der Eisenzölle mit der Begründung beantragen: „Axiome, meine Herren, beweist man nicht! Ich meine aber, daß der Satz: ‚Das Eisen muß zollfrei sein!', mir und auch den weitesten Kreisen des Vaterlandes ein Axiom geworden ist." Denn neben der Erkenntnis von den Interessen der Landwirtschaft lebte damals wirklich in den Köpfen der Kreise des Herrn v. Behr und darüber hinaus der Glaube an das Dogma oder Axiom des Freihandels.

Aber welcher gründliche Wandel ist nicht in dieser Hinsicht eingetreten! Das Hinauswachsen Deutschlands auf den Weltmarkt, die immer mehr zunehmende Vielgestaltigkeit seiner Industrie, die Ausdehnung seines Innen- und Außenhandels, die Blüte der deutschen Landwirtschaft, die gewaltigen Verkehrserleichterungen und -verbesserungen und nicht zuletzt die gesteigerte allgemeine Bildung haben eine so gründliche Beschäftigung mit den wirtschaftlichen Problemen herbeigeführt, daß in den Reihen der Praktiker Schutzzoll und Freihandel längst keine Axiome mehr sind, sondern nur noch reine Interessenfragen, die auf der allgemeinen anerkannten Grundlage ausgekämpft werden, daß der Staat seinen Angehörigen jeden möglichen mit dem Gedeihen der deutschen Volkswirtschaft verträglichen Schutz gegen Konkurrenz von außen und jede zulässige aktive Förderung angedeihen lassen muß. Auf dem Standpunkt, daß der Staat in wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Fragen die Hände in den Schoß legen soll, steht heute überhaupt keine bürgerliche Partei mehr. Grundsätzlich teilt auch die Sozialdemokratie diese Ansicht, leider wird sie durch eine reine Klassenpolitik des Industriearbeitertums und dann durch gänzlich außerhalb der wirtschaftspolitischen Fragen liegende Momente theoretisch und praktisch zu falschen Schlüssen getrieben. Als feststehend darf betrachtet werden, daß heut in Deutschland sowohl das Prinzip der Sozialpolitik wie das des Schutzes der nationalen Arbeit allgemein anerkannt sind. Strittig ist nur, wie weit im einzelnen der Schutz zu gehen hat, und ob einzelne Erwerbszweige als für den Staat besonders wertvoll einen gesteigerten Schutz auch dann noch erhalten sollen, wenn etwa andere Erwerbszweige dadurch stark beeinträchtigt oder gar in ihrem weiteren Gedeihen völlig gefährdet werden.

Von diesem Streit sind wir schon jetzt, mehrere Jahre vor der Neuregelung unseres Zolltarifes, vollständig erfaßt. Mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit und unter ungeheurem Kraftaufwand ist der Bund der Landwirte bestrebt, das System des Schutzes der landwirtschaftlichen Produktion gegen ausländischen und auch gegen inländischen Wettbewerb auszubauen. Der Bund der Landwirte oder wenigstens seine Führer werden dabei von dem Gedanken geleitet, daß die Landwirtschaft der vornehmste und wertvollste Produktionszweig sei, und deshalb Rücksicht zu beanspruchen habe, ob andere Produktionszweige darunter zu leiden haben oder nicht.

Er hat sich dabei in eine rabiate Feindschaft gegen die großen Städte und gegen den Handel, gegen den modernen Verkehr und auch gegen die Industrie, die ihm nach seiner Ansicht die Arbeiter wegnimmt und zur Rücksicht auf den Weltmarkt und die internationalen Zusammenhänge zwingt, hineinverirrt. Aus dem ursprünglichen Wahrer und Verfechter der wirtschaftlichen Interessen der landwirtschaftlichen Produktion ist er der Träger eines ganzen politischen Systems und einer eigenen agrarisch-tellurischen Weltanschauung und Kultur geworden. Von der unvermeidlichen Weiterentwicklung der neuen Wirtschaftsformen fürchtet er die schwerste Benachteiligung, ja den Untergang unseres Volkes und stemmt sich deshalb bewußt und absichtlich gegen die moderne Entwicklung. Von den auf dem Boden der gegenwärtigen Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung stehenden Schichten unseres Volkes ist sonach der Bund der Landwirte mit seinen überzeugten Anhängern der einzige grundsätzliche Gegner des modernen, auf Industrie, Handel und Verkehr basierenden Wirtschaftssystems. Alle anderen bürgerlichen Parteien, soweit ihre Anhänger eben nicht überzeugte Jünger des Bundes der Landwirte sind, bemühen sich, den Ansprüchen des neuen Deutschlands gerecht zu werden, zwar auf verschiedenen Wegen, aber an dem ehrlichen Willen ist nicht zu zweifeln.

Dieses ist die augenblickliche Lage, mit der Industrie, Handel und Gewerbe in Deutschland zu rechnen haben. Auf ihre Gestaltung haben sie daher so einzuwirken, daß einerseits die allgemeine Grundlage für ihr Gedeihen, d. h. die notwendige freiheitliche Entwicklung ihnen gesichert, ferner ihnen derjenige Schutz gewährt wird, den sie gegenüber einer unter besseren Bedingungen und unter geringerer Belastung arbeitenden Auslandskonkurrenz nötig haben. Dabei ist zu berücksichtigen, daß alle Zweige des deutschen Erwerbslebens, also sowohl die Landwirtschaft wie das Gewerbe in engerem Sinne, wie die einzelnen Zweige der Industrie auf das engste in ihrem Gedeihen miteinander verknüpft und aufeinander angewiesen sind, und daß natürlich das Gewerbe nicht in denselben Fehler der Einseitigkeit verfallen darf, in den der Bund der Landwirte leider verfallen ist.

Die Bestrebungen, eine solche maßvolle, alle Bedürfnisse gerecht abwägende Wirtschaftspolitik zu führen, sind alt. Sie haben wiederholt zu Gründungen von Schutzorganisationen geführt, aber niemals einen vollen Erfolg gehabt, weil einerseits die Einsicht in die wirtschaftlichen Zusammenhänge noch nicht tief genug, anderseits der wirtschaftliche Egoismus des einzelnen Erwerbszweiges zu mächtig war, um dauernd in eine stoßkräftige Organisation eingeordnet werden zu können. Das jüngste und bedeutendste Unternehmen auf dem Gebiete, eine Organisation des auf das neue Deutschland angewiesenen gesamten Gewerbestandes zu schaffen, ist der Hansabund. Ihm gelang es gleich in den ersten Monaten seines Bestehens, eine starke, über das ganze Reich ausgedehnte, bis in die letzte Zweigorganisation mit eigenem Leben erfüllte Organisation zu schaffen und darin die gesamte Industrie, den Groß- und Kleinhandel, die Verkehrsgewerbe und das Handwerk zusammenzufassen.

Nach dem Vorhergesagten ist es ohne weiteres erklärlich, daß der Bund der Landwirte mit seiner agrarisch-tellurischen Weltanschauung vom ersten Tage ab ein heftiger und entschiedener Gegner des Hansabundes war und geblieben ist. Denn gerade die agrarisch-tellurische Weltanschauung kann die Oberhand nicht

behalten, wenn der deutsche Gewerbestand seinen Einfluß in einer ebenso großen und machtvollen Organisation geltend macht, wie die des Bundes der Landwirte ist. Nun liegt es in der Natur der Dinge, daß das einseitige Agrariertum dauernd die Oberhand nicht behalten kann, denn die wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes geht nach der entgegengesetzten Seite. Aber die Führer des Bundes der Landwirte suchen die innere Schwäche durch eine geschickte Taktik auszugleichen, indem sie den deutschen Gewerbestand zu zersplittern und einzelne Teile zu sich herüberzuziehen versuchen. Unter Anführung aller möglichen Erwägungen sowohl wirtschaftspolitischer wie allgemeinpolitischer Natur ist ihnen das auch vielfach gelungen. Aber sie haben ihre Erfolge in dieser Hinsicht niemals benutzt, um bessere Grundlagen für die Entwicklung von Gewerbe, Handel und Industrie im Inland wie im Ausland zu schaffen, sondern nur, um das agrarische System immer lückenloser auszubauen, und zwar mit großen wie mit kleinen Mitteln. Nur durch die Größe ihrer Erfolge für das agrarische System erklärt sich die Größe der Reaktion dagegen und das überraschend kräftige und schnelle Emporwachsen des Hansabundes.

Nach unablässiger und unbedenklich mit allen Mitteln betriebener Agitation ist es dem Bunde der Landwirte auch in der neuesten Entwicklungsphase unter geschickter Ausnutzung persönlicher Beziehungen gelungen, einen Teil der schweren Industrie von der großen Organisation des deutschen Gewerbestandes, dem Hansabunde, abzusplittern. Einige namhafte Industriekapitäne sind wankend gemacht und schließlich zu den früheren Mitkämpfern wieder zurückgezogen worden. Die Hoffnung allerdings, daß damit der Hansabund zusammenbrechen würde, oder wenigstens der größte Teil der Industrie zum Dienst an der agrarischen Weltanschauung zurückkehren würde, ist nicht in Erfüllung gegangen. Aber die Absicht geht dahin, die an der modernen Entwicklung interessierten Stände auseinander zu treiben und so ihren Einfluß in Gesetzgebung und Verwaltung nicht aufkommen zu lassen. Darüber kann doch niemand im unklaren sein, der die Geschichte des neuen Deutschen Reiches aufmerksam studiert.

Unser Volk ist danach in den Entscheidungskampf eingetreten, ob der modernen Entwicklung bewußt und in förderlicher Absicht der Weg freigemacht oder ob sie gehemmt werden soll, damit der Landwirtschaft die wirtschaftliche Vormachtstellung und dem rücksichtslosen Agrariertum der überragende politische und gesellschaftliche Einfluß erhalten bleibt. Die Industrie kann doch eigentlich gar nicht zweifelhaft sein, wohin sie in diesem auf dem Boden einer nationalen Gesinnung auszufechtenden Kampfe gehört. Es muß ihr doch daran gelegen sein, theoretisch und praktisch die volle Gleichberechtigung mit der Landwirtschaft zu erringen. Kein noch so dringendes Einzelinteresse kann so wertvoll sein, daß es diesen Gesichtspunkt verdunkeln dürfte.

Wenn nun trotzdem ein Teil des Zentralverbandes deutscher Industrieller die Schwenkung zum Landbunde hin vollzogen hat, so ist das um so erstaunlicher, als die Veranlasser dieser Schwenkung ja selbst das Wesen des Bundes der Landwirte in seiner heutigen Gestalt richtig erkannt zu haben scheinen. Herr Bueck, der frühere Generalsekretär des Zentralverbandes deutscher Industrieller, sagt in seiner Broschüre, die er zur Verteidigung der Schwenkung seiner Freunde geschrieben hat, auf Seite 18 von dem Bunde der Landwirte, dieser habe „mit

seiner demagogischen Agitation und den Übertreibungen einiger seiner Führer so wesentlich zur Erschwerung der politischen Verhältnisse in unserem Vaterlande beigetragen". Ferner, er habe „alle, die für langfristige Handelsverträge eingetreten waren, als Feinde der agrarischen Bewegung angesehen und behandelt". Auf Seite 22 weist Herr Bueck darauf hin, daß der Zentralverband mehrfach genötigt gewesen sei, die „übertrieben hohen vom Bunde der Landwirte für andere Lebensmittel und selbst für Rohstoffe der Industrie verlangten Zölle entschieden zurückzuweisen".

Auf Seite 30 sagt Herr Bueck wörtlich:

„Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß der Bund der Landwirte mit seinen Anschauungen über Wirtschafts- und Handelspolitik maßgebend für den allergrößten Teil der Konservativen ist, und daß der Bund mit dem von ihm für notwendig erachteten Schutz der Landwirtschaft die von den Interessen des Gemeinwohles gezogenen Grenzen mehrfach überschritten hat."

Dazu kommt, daß Herr v. Heydebrand am 22. November 1910 in Herford folgendes Eingeständnis gemacht hat:

„Die Industrie bedarf einer Freiheitlichkeit der Entwicklung, zu der wir Konservative uns bei allem Wunsch einer freiheitlichen und fortschrittlichen Entwicklung, die wir brauchen in unserer Zeit, doch im vollen Maße kaum aufschwingen können. Wir werden von unserem konservativen Standpunkt kaum dazu gelangen, uns mit diesen Auffassungen ganz zu identifizieren."

In anderer, positiver Form äußert Herr Bueck auf Seite 29 seiner Broschüre den gleichen Gedanken, indem er seinen Glauben ausdrückt, daß „von der übergroßen Mehrheit der Industriellen der gemäßigt liberale Gedanke nach Maßgabe der Entwicklung, die unsere gesamten Verhältnisse und Beziehungen nicht zum Besseren genommen haben, als die zu deren Gesundung führende politische Richtung anerkannt wird".

Dennoch fordert Herr Bueck die Industrie auf, entschlossen mit den unter Führung des Bundes der Landwirte stehenden Konservativen zusammenzugehen, denn diese allein seien feste Stützen der bisherigen Wirtschaftspolitik.

Welche Wirtschaftspolitik ist nach Ansicht des Herrn Bueck nun gefährdet? Aus dem Vorhergesagten ergibt sich, daß der Grundsatz des ausreichenden Schutzes der nationalen Arbeit von keiner bürgerlichen Partei ernstlich bedroht ist. In Frage steht vielmehr nur, in welchen Portionen gleichsam der Schutz auf die einzelnen Erwerbszweige zu verteilen sei, ohne daß die Existenz anderer erschüttert wird oder das Ganze Not leidet. Bekämpft wird von dem ganzen im Hansabund zusammengeschlossenen Gewerbe nur eine einseitige, einen oder wenige Produktionszweige bevorzugende Schutzpolitik. Wenn jetzt Herr Bueck und seine Freunde sich von diesen Vertretern eines maßvollen, gerecht abwägenden Schutzes der nationalen Arbeit trennen und zu dem Bund der Landwirte oder den unter seinem „maßgebenden" Einfluß stehenden Konservativen zurückkehren, so können sie damit doch nur bezwecken, die vom Bund der Landwirte betriebene Wirtschaftspolitik im Gegensatz zu dem anderen deutschen Gewerbe fortführen zu helfen. Sie geben die grundsätzliche und liebevolle Förderung der Industrie- und Gewerbepolitik preis, um die von Herrn Bueck als „demagogisch" und „übertrieben" empfundene Schutzzollpolitik des Bundes der Landwirte zu unterstützen.

Wir glauben nicht, daß die Herren bei der sonstigen allgemeinen Weltanschauung des Bundes der Landwirte und der ihm nahestehenden Konservativen dabei wirklich auf ihre Kosten kommen und ihre Sonderzollinteressen voll befriedigen können. Ganz sicher erscheint uns aber, daß die gesamte andere Industrie, die nicht zu dem Kreise der Herren Bueck, Rötger, Kirdorf, Tille usw. gehört, sich selbst auf das schlimmste schädigen würde, wollte sie sich der Führung der genannten Herren auch jetzt noch anschließen. Deutschland braucht ein blühendes Gewerbeleben, um seine zunehmende Bevölkerung ernähren zu können. Es braucht jene freiheitliche Anschauungsweise, zu der Herr v. Heydebrand und seine Freunde sich nach eigenem Eingeständnis niemals aufschwingen können. Es gebraucht die Exportmöglichkeit und es muß Nahrungsmittelpreise fordern, die für die arbeitenden Klassen, wie Staats- und Kommunalbeamte sowie Arbeiter erschwinglich bleiben und eine Steigerung ihrer Lebenshaltung bei angemessenen Löhnen ermöglichen. Da jährlich neunhunderttausend Menschen in das Gewerbe neu hineinströmen, so braucht es nicht nur den inneren Markt, sondern auch die Expansion nach außen. Wer diesen Forderungen nicht Genüge leisten will, ist kein Freund der Industrie und des Gewerbestandes. Die gesamte Industrie aber hat ein Interesse daran, daß die Grundanschauungen aller bürgerlichen Parteien sich entsprechend umformen und daß das bewußte Eintreten für die moderne Entwicklung ein ebenso unerläßliches Kennzeichen einer gerechten und gesunden Wirtschaftspolitik wird wie die Pflege der Landwirtschaft.

So wenig die Zugehörigkeit zu einer liberalen Partei das Bekenntnis zum Freihandelsdogma in sich schließt, so wenig erfordert konservative Gesinnung das Bekenntnis zu einem agrarischen Hochschutzzoll. Die Konservativen haben nicht immer unter dem Einfluß des Bundes der Landwirte gestanden, und dieser Zustand kann zurückgeführt werden. Die konservativ gerichteten Mitglieder des Zentralverbandes täten besser, den verhängnisvollen Einfluß des Bundes der Landwirte auf die Konservativen zu brechen, als aus der gemeinsamen Kampfreihe des deutschen Gewerbestandes auszuscheiden. So wie die Dinge jetzt liegen, gerät ja doch der Zentralverband, ob er will oder nicht, ebenso unter die Diktatur des Bundes der Landwirte, wie es mit dem überwiegenden Teil der Konservativen leider schon seit langem der Fall ist.

Auf diesem Wege kann die andere deutsche Industrie unmöglich folgen, wenigstens soweit sie sich nur von Erwägungen der eigenen wirtschaftlichen und staatsbürgerlichen Interessen leiten läßt. Die Stellungnahme des Zentralverbandes Deutscher Industrieller hat die gesamte deutsche Industrie vor die Entscheidungsfrage gestellt. Entschlußunsicherheit und unklare Haltung können diese Entscheidung nicht verzögern, sondern nur zuungunsten der modernen Entwicklung verschieben. Es ist deshalb Pflicht der Industrie gegen den Staat und gegen sich selbst, klare Stellung zu nehmen und entschlossen und unerbittlich die Gleichberechtigung mit der Landwirtschaft und die Zurückdrängung des einer rückschrittlichen Weltanschauung huldigenden Überagrariertums durchzusetzen, sonst muß das Vaterland und auch die deutsche Industrie Schaden erleiden. Bei der Wahl zwischen Zentralverband und Hansabund kann es deshalb nur heißen: Hie Hansabund!

Dr. Oestreich

Bank und Geld

Situation der Börse — New-Yorker Deroute — Metallarbeiterstreik — Anlagen von Sparkassenkapitalien in Staatspapieren — Yorkshire Penny Bank — Preußisch-süddeutsche Lotteriegemeinschaft

Die Börse hat während der sommerlichen Stille recht unbehagliche Tage zu überstehen. Kaum ist der Marokkoschrecken für das erste überwunden, so wird ihre Widerstandskraft durch Ereignisse anderer Art aufs neue der schärfsten Probe unterzogen. Vor allem übte der Preissturz an der New-Yorker Börse, der mit den kürzlich so geflissentlich betonten günstigen Konjunkturnachrichten in auffälligem Widerspruch stand, naturgemäß eine starke Rückwirkung. Die Vorgänge in Wallstreet sind wie so oft in Dunkel gehüllt. Angeblich soll der Bericht des Ackerbauministeriums, welcher die Ernteaussichten etwas schlechter klassifizierte, den Anstoß zu dem Ausfall gegeben haben. Dies scheint aber nur ein Vorwand. In Wahrheit ist die Ernte, wenn auch die anfangs so vorzüglichen Aussichten, genau wie bei uns, sich infolge von Hitze und Trockenheit etwas vermindert haben, eine den Durchschnitt noch weit überragende; die Situation der Industrie ist, wie der Auftragsbestand des Steel-Trust ausweist, in entschiedenem Aufschwung begriffen, das Geld ist billig — woher also diese plötzliche Börsenderoute? Man wird kaum fehlgehen, wenn man hier wieder die allmächtige Hand der Finanzmagnaten zu erkennen glaubt, die aus ganz bestimmten Gründen eine Börsendemonstration ins Werk zu setzen wünschten. Und auch über diese Gründe wird man nicht im Unklaren sein, wenn man sich erinnert, daß die Regierung augenblicklich wieder eine besondere Rührigkeit beim Vorgehen gegen die Trusts entfaltet. Sind doch seitens des Kongresses nicht weniger als vierundzwanzig Enqueten wegen Verfehlungen gegen das Verbot des zwischenstaatlichen Handels beschlossen worden! Solche Maßnahmen beunruhigen die Finanzkreise um so mehr, als sich auch im weiteren Verlauf der bisherigen Aktion der Regierung Schwierigkeiten ergeben haben, welche die Trustgewaltigen nicht vorausgesehen hatten. Die durch Urteil verfügte Auflösung der Standard Oil Co. wickelt sich nicht so einfach ab, wie man es damals glaubhaft machen wollte, als man das Aufsehen erregende Urteil zur Inszenierung einer Börsenhausse verwandte. Die Shares der Standard Oil haben schon vor dem augenblicklichen allgemeinen Preisfall einen Rückgang von über 60 Dollar erfahren, der offenbar eine Folge der mit der Liquidation verbundenen Maßregeln und insbesondere der Aufteilung der Aktien der Untergesellschaften war. Die Bewegung an der New-Yorker Börse ist also höchstwahrscheinlich in der Tat nur ein demonstratives Manöver, wie man deren schon so manche erlebt hat. Damit sinkt ihre Bedeutung für unsere inländischen Märkte erheblich herab und es ist anzunehmen, daß sie sich durch dieselbe kaum in so hohem Maße hätten beeinflussen lassen, wenn nicht noch andere ungünstige Momente auf sie eingewirkt hätten. Solche lagen aber in der Tat vor. Zu dem Riesenausstand der Londoner Dockarbeiter, welcher eine Zeitlang die Verproviantierung der Siebenmillionenstadt zu unterbinden drohte, gesellte sich eine Arbeiterbewegung im Inlande, die für unser Wirtschaftsleben nicht minder bedrohliche Aussichten bot: die Aussperrung im Metallgewerbe. Unter den Arbeitern des Metallgewerbes, welche eine der stärksten und wichtigsten Arbeiterorganisationen darstellen, gärt es seit

geraumer Zeit. Noch ist kein Jahr darüber hingegangen, seit die Streitigkeiten in der Werftindustrie, welche zu einer Aussperrung von sechzig Prozent aller Metallarbeiter zu führen drohten, mit Mühe und Not durch einen Vergleich beigelegt wurden, und schon wieder flackert die Flamme der Unzufriedenheit und des Streits zwischen Metallindustriellen und Arbeitern empor. Diesmal ist das Binnenland der Ausgangspunkt der Bewegung: die sächsisch-thüringische, so hoch entwickelte und auf dem Gebiete der Spezialmaschinenfabrikation augenblicklich stark und lohnend beschäftigte Metallindustrie hat die Aussperrung von 60 Prozent ihrer Arbeiter verfügt, und wenn es bisher auch weder zu Sympathiestreiks noch zu einer kooperativen Aussperrung in anderen Gebieten gekommen ist, so ist doch die Gefahr, daß die Bewegung weitergreift, keine geringe. Gerade die Metallindustriellen sind, wie frühere Beispiele gezeigt haben, einem solidarischen Vorgehen sehr geneigt, weil sie auf diese Weise die Unzufriedenheit am raschesten zu unterdrücken hoffen. Handelt es sich doch um rund 600 000 Arbeiter, deren auch nur notdürftige Unterstützung die Streikkassen im Nu leeren müßte. Auf der anderen Seite aber umfaßt die Metallindustrie mit die wichtigsten Zweige der gewerblichen Organisation: Elektrizitätsunternehmungen, Maschinenfabriken, Eisengießereien und ähnliche Betriebe, so daß eine auch nur vorübergehende Lahmlegung derselben mit den schwersten wirtschaftlichen Schäden verbunden wäre. Hoffentlich ist das Bewußtsein von der Verderblichkeit eines solchen wirtschaftlichen Krieges auf beiden Seiten groß genug, um zu verhüten, daß zur Entscheidung einer bloßen Machtfrage ein so gefahrvolles Spiel getrieben wird. Man darf dies um so eher erwarten, als die sächsischen Fabrikanten in sachlicher Hinsicht zu Zugeständnissen geneigt sind. Lohnaufbesserung und Verkürzung der Arbeitsdauer sind aber schließlich doch von solcher Bedeutung für die Arbeiter, daß eine Befriedigung dieser Ansprüche wohl auch eine Zurückstellung anderer als Machtfragen zu betrachtender Forderungen als möglich erscheinen läßt.

Die preußische Regierung wird anscheinend den vor einigen Jahren im Abgeordnetenhaus gescheiterten Gesetzentwurf über die Anlage der Sparkassenkapitalien in Staatspapieren in der nächsten Session in veränderter Form wieder einbringen. Wenigstens sind bereits den Sparkassen durch Vermittlung der Oberpräsidenten zwei Vorentwürfe zur gutachtlichen Äußerung zugegangen. Nach dem einen wird der Mindestbetrag des in Staatsanleihen anzulegenden Kapitals auf 20 Prozent, nach dem anderen auf 25 Prozent der Einlagebestände festgesetzt; im ersteren Fall soll der Oberpräsident zu einer im Verwaltungsweg anzuordnenden Erhöhung, im anderen Fall zu einer Ermäßigung um je 5 Prozent befugt sein.

Bekanntlich erstrebt die Regierung mit dieser gesetzlichen Regelung, die vor kurzem in ähnlicher Weise auch in Papieren stattgefunden hat, eine Einwirkung auf den Markt und den Kursstand unserer Staatsanleihen. Die Einlagebestände unserer Sparkassen stellen bedeutende Summen dar, in Preußen etwa 9, im Reich etwa 16 Milliarden. 20 Prozent dieser Summe und der jährlichen Zugänge von etwa 500 bis 600 Millionen würden freilich für den Markt einen ständigen Abfluß von solcher Höhe bedeuten, daß dadurch das schwimmende Material vollständig absorbiert werden müßte. Diese dauernde Reinigung des Marktes könnte alsdann, wenn nicht Störungen anderer Natur eintreten, die Basis für eine Aufwärts-

bewegung unserer Staatspapiere abgeben. Es fragt sich aber, ob diesen Vorteilen nicht Nachteile für die Sparkassen selbst zur Seite stehen. An sich ist natürlich kein Bedenken dagegen zu erheben, wenn die Sparkassen in mäßigen Beträgen Staatsfonds zur Anlage ihrer Kapitalien verwenden. Mehr als es gut ist, haben sie sich der Anlage in Hypotheken und zwar in steigendem Maße in städtischen Hypotheken zugewandt. Das hat üble Folgen sowohl für die Liquidität der Kassen, wie für die Organisation des Realkredits. Einer Verschiebung in der Art und Weise dieser Anlagen könnte man also wohl das Wort reden. Daß aber auch hier Grenzen beobachtet werden müssen, lehrt in eindringlicher Weise der Fall der Yorkshire Penny Bank, welche dem Konkurs verfallen gewesen wäre, wenn nicht die gesamte englische Finanz eine Sanierungsaktion eingeleitet hätte. Genau wie die vor einigen Monaten zusammengebrochene Birbeck Bank, hat auch dieses Institut, — wie schon der Name besagt, eine Sparanstalt kleiner Leute — fast seine gesamten Einlagebestände in erstklassigen Wertpapieren, namentlich Konsols, angelegt. Dieser Wertpapierstand belief sich auf nicht weniger als 15 Mill. Pfund, auf den das Institut infolge der Kursrückgänge einen Verlust von 600000 Pfund, also über 12 Mill. Mark erlitt. In beiden Fällen war also die ausschließliche Bevorzugung der Wertpapieranlage, trotz erstklassiger Qualität derselben, der unmittelbare Grund des Zusammenbruches. Aus diesen Vorgängen sollte man mindestens soviel lernen, den Sparkassen eine Wertpapieranlage nicht vorzuschreiben, ohne die Einrichtung eines Reservefonds für Kursverluste obligatorisch zu machen. Ferner aber gibt die Kursbewegung der englischen Staatsfonds, welche jenen Sparkassen solche Riesenverluste auferlegte, doch auch insofern zu denken, als daraus ersichtlich ist, daß selbst ein Standardpapier wie die englischen Consols nicht vor schweren Rückgängen geschützt ist, obwohl die Organisation des Marktes die denkbar beste ist. Für die Kursbewegung der Staatspapiere sind freilich auch die Marktverhältnisse, in erster Linie aber doch Gründe anderer Natur entscheidend, politische sowohl wie wirtschaftliche. Und aus der parallelen Bewegung der deutschen und englischen Fonds kann man entnehmen, daß hier wirtschaftliche Ursachen — da politische nicht in Frage kommen — diesseits wie jenseits des Kanals in erster Linie ausschlaggebend gewesen sind. Diese allgemein wirtschaftlichen Ursachen sind in dem starken Kapitalsbedürfnis von Handel und Industrie und dem dadurch bedingten Steigen des Zinsfußes zu suchen. Man darf daher auch nicht erwarten, daß die Käufe der Sparkassen einen dauernden Einfluß auf den Kursstand unserer Staatsfonds ausüben werden, soweit dieser eben nicht als ein Produkt der Marktverhältnisse anzusehen ist.

Nur mit gemischten Gefühlen wird man die Nachrichten von dem Abschluß der preußisch-süddeutschen Lotteriegemeinschaft aufnehmen können. Diese Klassenlotterie ist und bleibt ein bedauerlicher Fehler unserer Finanzwirtschaft, dessen Beseitigung aus Gründen der öffentlichen Moral unablässig gefordert werden muß, mag auch die heutige Auffassung solchen „Sentimentalitäten" skeptisch lächelnd gegenüberstehen. Früher, und zwar noch zur Zeit der Gründung des Reichs war das Urteil über die Stellung des Staates zum Glücksspiel ein anderes, ein würdigeres. Man verbot die Prämienlotterien, man hob die Spielbanken auf, indem man von der Auffassung ausging, daß es sich nicht mit den Aufgaben der öffentlichen Gewalt vertrage, durch staatlich zugelassene Veranstaltungen zu anderen als zu Wohlfahrtszwecken die Spielsucht zu fördern und anzureizen. Es ist be-

dauerlich, daß nunmehr auch die süddeutschen Staaten, welche sich bisher von der Seuche des Lotteriespiels frei gehalten haben, der Verlockung erlegen sind, die in der Gewährung einer ganz kostenlosen Rente liegt. Spektator

Bücherliste

Aus Natur und Geisteswelt: Experimentelle Biologie. Von Dr. C. Thesing. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Aus Natur und Geisteswelt: Die fleischfressenden Pflanzen. Von A. Wagner. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Jäch, Dr. Ernst: Der aufsteigende Halbmond. Beiträge zur türkischen Renaissance. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". M. 5.—.

Kauffmann, Oscar: Aus Indiens Dschungeln. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 2 Bände geb. M. 20.—.

Verworn, Max: Die Erforschung des Lebens. Jena, Gustav Fischer. M. 0.80.

Kroepelin, Hermann: Harte Ehen. Berlin, S. Fischer. M. 4.—.

Wygodzinski, Prof. Dr. W.: Das Genossenschaftswesen in Deutschland. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—.

Voß, Richard: Erdenschönheit. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. M. 2.50.

Poincare, Henri: Der Wert der Wissenschaft. Deutsch von E. und H. Weber. II. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.60.

Kemmerich, Dr. Max: Prophezeiungen. Alter, Aberglaube oder neue Wahrheit. München, Albert Langen. M. 5.—.

v. d. Pfordten, Th.: Der dienstliche Verkehr und die Amtssprache. 3. Aufl. München, J. Schweizer Verlag. M. 2.70.

v. Kralik, Richard: Homeros. Ravensburg, Friedr. Alber. M. 5.50.

Shaw, Bernard: Dramatische Werke. 3 Bände. Berlin, S. Fischer. M. 10.—.

Goethe: Faust. Berlin, Fritz Heyder.

Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. (1823—1832). Berlin, Fritz Heyder.

Homer: Die Irrfahrten des Odysseus. Berlin, Fritz Heyder.

Arnold, Ernst: Der Malefizschenk und seine Jauner. Stuttgart, Frankhsche Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Henne am Rhyn, Dr. Otto: Illustrierte Religions- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 8.—.

Elster, Prof. Dr. Ludwig: Wörterbuch der Volkswirtschaft. In 2 Bänden. Lief. 8. Jena, Gustav Fischer. M. 2.50.

Rausch, Albert H.: Die Gedichte des Grafen August von Platen. Frankfurt a. M., Schirmacher & Mahlau. M. 4.—.

Holzer, Marie: Im Schattenreich der Seele. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 1.50.

Hebbel, Friedrich. Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe von R. M. Werner 1. Band. Berlin-Zehlendorf. B. Behrs Verlag. M. 2.50.

Eisenmann, Alexander: Elementartechnik des musikalischen Vortrages. Stuttgart, Albert Auers Musik-Verlag. M. 1.20.

Steiner, Dr. Paul: Kanten-Sammlung des Niederrheinischen Altertums-Vereins. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber **George Cleinow-Schöneberg,** für den literarischen Teil und die Redaktion **Heinz Amelung-Friedenau.** — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

514. **Hauslehrer** (cand. phil.) f. 9jähr. Knaben, 1. 10., Mecklbg.

515. **Hauslehrer** f. Untertertianer (Frz. u. Engl.), 1. 10. bis Ostern 12, Pommern.

516. **Hauslehrer** f. 2 Knaben (Quartaner u. Sextaner), 1. 11., Ostpr.

528. **Oberlehrer** f. Realschule, Berlin, 1. 4. 12 (Mathematik und Naturw.)

529. **Oberlehrer** f. Realgym., Berlin, 1. 4 12 (Volle Lehrbefähig. im Frz., Engl., Deutsch. u. Latein).

B. Für Damen.

517. **Erzieherin,** ev. gepr., ält., f. 2 Knaben, 1. 10., Pommern.

518. **Erzieherin** f. 2 Mädchen (gut empfohlene), 1. 10., Pommern.

519. **Lehrerin,** staatl. gepr., f. 1 Mädch. (Klavierunterr.), 15. 10., Schleswig.

520. **Lehrerin,** staatl. gepr., f. 12 Mädch., 1. 10., Meckl.

521. **Lehrerin,** gepr. anspruchlose, f. 2 Mädchen (600 M.), Holstein.

522. **Erzieherin,** ev., musf. erf., f. 3 Kinder, 1. 10. Rügen.

523. **Erzieherin,** ält., erf., f. 2 Mädchen (Klavier) 1. 10., Westpr.

524. **Erzieherin,** erf., energ., f. Quint. u. Quart., 1. 10., Westpr.

525. **Erzieherin,** evang., musf., f. 12jähr. Mädch., 1. 10., Pommern.

527. **Erzieherin,** ev., f. 3 Kinder (Franz. u. Engl.), 1. 10., Brandenburg.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Politik und die Künſtler

Von Kurt Walter Goldſchmidt-Berlin

Die ſchöne, aber noch etwas jugendſtolze Zeit liegt hinter uns, da Nietzſche es unter die Gebote des „freien Geiſtes“ einreihte, ſich nicht um Politik zu kümmern, und uns damit ſo recht aus der Seele ſprach. Das iſt ja der übliche Lauf der Dinge, daß alles Kühne, Revolutionäre eines Tages ſelbſtverſtändlich wird, ſeinen verruchten und prickelnden Schauder verliert und nicht nur gegen den guten Ton der Mode, ſondern ein wenig auch gegen den guten Geſchmack geht. Um unſere eigenen jugendlichen Weltverbeſſerungspläne ſtand es nicht viel anders: eines ſchönen Tages ſahen wir ſie in Rauch aufgehen, und nun wollten wir mutlos überhaupt nichts mehr von dergleichen wiſſen — bis wir inne wurden, daß es trotz alledem und alledem an der freilich nur ſehr allmählichen Beſſerung der Zuſtände mitzuarbeiten galt und der „Widerſtand der ſtumpfen Welt“ Schritt für Schritt bekämpft und überwunden werden mußte. Schließlich ſträubt ſich die fließende Beweglichkeit des Geiſtes überhaupt gegen Dogmen und Verallgemeinerungen. Je perſönlicher die Menſchen werden, deſto weniger ſind abſtrakte Regeln und Vorſchriften auf ſie anwendbar. Was für einen, was für viele jener „freien Geiſter“ das Rechte ſein mochte, brauchte es noch nicht für alle zu ſein. — Zugegeben, daß die Politik auf ein geiſtig und ſittlich niedrigeres Niveau herabgeglitten, daß ſie vielfach Intereſſenſpiel und Kuhhandel geworden iſt, daß in ihrer Sphäre nur ſelten große und lautere Charaktere gedeihen — alles dies entbindet die Beſſeren nicht von der Pflicht, ruft ſie vielmehr gerade dazu auf, ihrerſeits das Niveau erhöhen zu helfen, das öde Getriebe perſönlich zu durchgeiſtigen und die Sprödigkeit unbeſtechlicher Charaktere der allgemeinen Zerbröckelung entgegenzuſtemmen. Die Geiſtesmenſchen, Kulturträger und vor allem die Künſtler bedürfen der „Politik“, wenn ſie nicht völlig welt- und zeitfremd werden wollen; die Politik aber bedarf noch viel, viel mehr der Kultur und des Künſtlertums, wenn ſie nicht in banauſiſche Barbarei verſinken und die großen Probleme des öffentlichen Lebens nur aus der Froſchperſpektive

des Tages und des Parteiinteresses sehen will. Es können also nur beide Teile gewinnen, wenn sie sich, soweit möglich, auf halbem Wege entgegenzukommen suchen, und den Denkern und Künstlern mag der Schritt leichter werden, wenn sie sich immer gegenwärtig halten, daß sie eigentlich weit mehr die Entbehrten, Gesuchten, Gebenden als die Empfangenden sind. Die Kluft, die jetzt zwischen den verächtlich und verständnislos einander gegenüberstehenden Gruppen gähnt, wird sich natürlich nicht von heut zu morgen schließen, wenn sich auch einzelne Hände herüber und hinüber strecken, aber unser Volk ist noch jung, hat noch alle Fehler der Jugend, alle verworrene, tastende Unreife und Unsicherheit des Geschmacks vor allem — aber auch alle Vorzüge und Hoffnungen der Jugend, alle tausend Entwicklungsmöglichkeiten, die gerade heut, wenn auch noch in ersten schüchternen Lenztrieben, merkbar zum Lichte ringen.

Die materialistische Geschichtsauffassung, die richtiger die ökonomistische hieße, schießt schon darin übers Ziel hinaus, daß sie so gut wie gar nicht die doch oft so bedeutungs- und entscheidungsvollen „Imponderabilien" geistiger und seelischer Art in Rechnung stellt. Das ist z. B. eine oft wiederholte, aber darum nicht minder zutreffende Wahrheit, daß die Ungleichheit der Bildung, die Ausgeschlossenheit der Armen von den Mitteln und Werten der höheren Kultur oft weit mehr als materielle Not verbitternd wirkt. Auch die ungenügende Durchtränkung der Öffentlichkeit mit ästhetischer Kultur ist unserem nationalen Gesamtleben keineswegs zuträglich. Das Wohlgefühl, das Heimatbewußtsein der kleinen Kulturelite wird zunächst dadurch empfindlich herabgedrückt — nun, um diese feinen und innerlichen Schmerzen pflegt sich die Mehrzahl nicht eben sonderlich zu kümmern und zu grämen — aber solche Teilnahmlosigkeit rächt sich auf die Dauer; ein Volk tut im eigensten Interesse wohl daran, seinen Denkern und Künstlern eine gastliche, warme Stätte zu bereiten, denn es schmückt damit sein eigenes Haus, macht es festlich, unter den Mitvölkern kenntlich und ausgezeichnet, den Nachlebenden verehrungswert. Vor allem aber schafft es dadurch eine gesunde Einheitlichkeit des völkischen Geistesklimas, gleicht die bedrohlichen Unebenheiten der Kultur zwischen hoch und niedrig teilweise aus und schmiedet aus fremden und mißgünstigen Heerlagern wirklich erst ein Volk. Der Hochmut der Gebildeten, mehr aber noch der gesellschaftliche Dünkel der oft nur sehr zweifelhaft gebildeten höheren Schichten unterschätzt doch wohl ganz beträchtlich die im Volke schlummernden Strebsamkeiten und Triebkräfte. Wir vermögen tatsächlich noch gar nicht recht zu sagen, wie eng oder weit dem Volke die geistigen Grenzen gesteckt sind; denn dem Mittellosen ist noch heut der Aufstieg unendlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Es ist ein ganz besonders aufreizender und vergiftender Gedanke, daß unser Geistesleben so durchweg plutokratisch organisiert ist und daß gerade dort, wo nur der reine Wille und das starke Können gelten sollte, zuletzt doch auch der gemeine Mammon den Ausschlag gibt. Ein gut Teil moderner Barbarei ist gerade hierin begründet, und Kapital, Gesellschaftsdruck und Unkultur sind ein schlimmer Dreibund. An verheißungsvollen, nur eben wegen der Dürftigkeit der Mittel nur allzu bescheidenen Ansätzen zum Besseren fehlt es ja nicht; es bedarf wirklich gar keines „Herabsteigens", keines Popularisierens im üblen Sinne, sondern nur einer anschaulichen und herzenswarmen Art, um Interesse, Eifer und Verständnis auch in schlichteren Menschen zu erwecken.

Es ist an der Zeit, daß die Denker und Künstler einen ihrer Bedeutung für die Gesamtheit entsprechenden Anteil an der Gesellschaft erhalten; es ist aber auch an der Zeit, daß sie selbst auf unreifen und unfruchtbaren Hochmut verzichten und sich, wenn auch noch so gut wie ungeliebt und unverstanden, ihrer Aufgabe für das große Ganze bewußt werden. Denn eine Aufgabe harrt ihrer hier allerdings; aber um als Erzieher wirken zu können, müssen sie zunächst erst Selbsterzieher werden und sich zu ihren neuen Zwecken umbilden, ja in bestimmtem Sinne sogar zurückbilden lernen. Denn von jenem überentwickelten und überfeinerten Künstlertypus, der in Wüsten flieht, weil ihm nicht alle Blütenträume reiften, mehr noch von dem süßlich verlogenen und sich seiner Überlegenheit kokett bewußten modernen Snob führt keine Brücke zur Mitwelt und zu fruchtbar kräftiger Wirksamkeit im Ganzen und fürs Ganze. Nicht in feigen und unkünstlerischen Zugeständnissen, nicht im Umbuhlen der Massengunst liegt das Heil; die Größten sind immer mehr oder minder einsam gewesen, haben sich schwer und langsam durchgerungen und eine kleine Gemeinde von Verstehenden um sich gesammelt, und vollends in einer amerikanisierten Zeit ist die Flucht in die Einsamkeit oft nur die notgedrungene Selbsthilfe der Künstler; auch bleibt sie immerhin einer würdelosen und kunstverderblichen Anpassung vorzuziehen. Kulturwerte lassen sich schließlich auch in der Einsamkeit, ja in ihr vor allem, schaffen und kommen nachträglich doch der Gesamtheit zugute. Ja, die Entwicklung aller Kultur ruht zuletzt doch auf den Schultern solch weniger einzelner, die den Mut zu sich selbst und damit, wenn es sein muß, auch zum Gegensatz gegen das Geltende und zur Einsamkeit haben. Nur sollen die Pedanten, die Hochmutsnarren und die Dekadenten aus dieser Zerklüftung keine Alltagsregel machen und eine in all ihren schöpferischen Notwendigkeiten tragische Erscheinung nicht dünkelhaft-leichtherzig verewigen wollen. Das Gesunde und Wünschenswerte ist doch jedenfalls, daß sich Bürger und Künstler bis zu einem gewissen Grade zu verstehen suchen, daß sich die allzu straffen Kulturspannungen mildern und die Masse mit der Kunst, die Künstler mit der Öffentlichkeit Fühlung gewinnen. Für Absonderungen und Gipfelungen, auch für Verkennungen, Kämpfe und Tragödien wird trotz alledem immer noch Raum bleiben, und im höchsten Sinne ist es auch gut so; denn die glatte Ebene ist ein landschaftlich trauriger Anblick, und die kampflose Behaglichkeit ist für das Gedeihen großer Naturen und Talente kein günstiges Klima — auch das Gegenteil freilich nicht unbedingt: denn wieviel zarte, reiche Naturen sind untergegangen, weil sie ein zu rauher Wind anblies und ihnen zu schwere Hindernisse entgegengetürmt wurden!

Darum sollte man eben auch nicht nur den Künstlern, sondern ebensosehr der Zeit und den Massen ins Gewissen reden. Mag man sich viel oder wenig davon versprechen: einmal fällt doch ein Samenkorn auf fruchtbaren Boden. Dem in glücklicheren Zeiten schon annähernd verwirklichten Ideal, daß die Kultur zugleich ein Lebensinteresse der Gesamtheit bedeutet, muß immer wieder zugestrebt werden. Die Künstler müssen begreifen lernen, daß in der Politik trotz aller Taggebundenheit und Kleinlichkeit der Gesichtspunkte, trotz aller Allzumenschlichkeit ihrer Antriebe dennoch zugleich um ihre eigenste Sache, die Befreiung und Erhöhung der modernen Persönlichkeit innerhalb eines festgefügten gesellschaftlichen Kulturorganismus, gekämpft wird; aber sie sollten sich dann auch nicht wie heut als Außenstehende, Enterbte,

Deklassierte und unter dem Proletariat Rangierende, sondern als erwünschte und geschätzte Volkszugehörige fühlen dürfen. Der Beamten- und Militärstaat, also der Staat par excellence, wittert naturgemäß im Denker und Künstler das anarchische, individualistische Element. Das soziale Ansehen und die materielle Lage der Intellektuellen sind bei uns wohl überhaupt vielfach niedriger als in den romanischen Ländern. Dichter- und Künstlerstipendien, wie etwa in Norwegen, kennt man bei uns nicht oder nur in beschränktem Maße. Sensation, Vergangenheitskultur, Philisterium sind Trumpf. — Gebt dem Künstler Liebe zu dem Hause, in dem er mitzuwohnen gezwungen ist, und er wird es euch lohnen; denn:

Gibst du dem Genius ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.

Die Bedeutung großer Armeemanöver

Von Major a. D. M. v. Schreibershofen-Berlin

Die Kunst der Truppenführung ist in gewisser Hinsicht eine angeborene Gabe, ein besonderes Talent. Wer dazu nicht besondere Fähigkeiten besitzt, wird nie etwas Hervorragendes auf diesem Gebiete leisten. Es gehört dazu ein eigenes taktisches Gefühl und Verständnis, das sich nicht erlernen läßt. Die richtige Beurteilung des Gegners und der eigenen Lage ist bis zu einem gewissen Grade Gefühlssache. Aus den oftmals sich widersprechenden Meldungen, aus der Ungewißheit der Situation das Wahre und Richtige zu erkennen, gewissermaßen blitzesartig den richtigen Entschluß zu fassen, das ist eben die Eigenschaft des angeborenen Feldherrngenies. Daneben ist aber auch eine gewisse Übung und Routine erforderlich, ohne die auch das Talent nichts Hervorragendes leisten kann. Es geht der Kriegführung wie jeder anderen Kunst, daß sie ausgebildet werden muß. Das Handwerksmäßige, das mit der Ausübung jeder Kunst verbunden ist, muß gelernt und geübt werden. Der Führer muß sein Instrument, mit dem er den Gegner vernichten will, nach allen Seiten hin gründlich kennen und beherrschen. Andernfalls wird es versagen. Nur wer es versteht, das Instrument unter Benutzung seiner charakteristischen Eigenschaften richtig anzusetzen und zu verwenden, wird große Resultate damit erzielen. Daraus ergibt sich für alle Truppenführer die Notwendigkeit, sich in der Führung ihrer Truppe fortgesetzt zu üben.

Nun kommen im Frieden die höheren Führer sehr selten in die Lage, den Truppenverband, der ihnen im Kriege anvertraut ist und mit dem sie ihre Siege erringen sollen, in Wirklichkeit zu führen, und zwar um so seltener, je

höher der Dienstgrad und die Stellung ist, die sie einnehmen. Ein Kompagniechef hat im Sommer fast täglich Gelegenheit, seine Kompagnie zu exerzieren und zu führen. Beim Regimentskommandeur ist das schon sehr viel seltener der Fall. Für den Brigadekommandeur sind noch regelmäßig Brigadeübungen auf dem Truppenübungsplatz vorgesehen. Für den Divisionskommandeur ist dies schon nicht mehr der Fall. Nur während des Korpsmanövers wird ihm an zwei, höchstens drei Tagen die Möglichkeit gegeben, seine Division unter annähernd kriegsmäßigen Verhältnissen zu führen. Die ganze übrige Zeit des Jahres hat er die Truppen seiner Division niemals beisammen. Der kommandierende General führt unter gewöhnlichen Verhältnissen sein Armeekorps überhaupt nicht mehr im Manöver, denn das gelegentlich eintägige Manöver gegen einen markierten Feind kann als vollgültige Übung nicht betrachtet werden. Einen Armeeverband besitzen wir nicht. Manöver, bei denen Korps gegen Korps, oder gar Armee gegen Armee kämpfen, finden nicht regelmäßig bei allen Truppen statt.

Nun sind die Heere aller Staaten im Laufe der Zeiten bedeutend gewachsen. Mit Recht sprechen wir von Millionenheeren. Wir wissen, daß bei einem Kriegsausbruch das ganze deutsche Heer, durch eine große Zahl von Reservedivisionen verstärkt, die unter Umständen zu Reservekorps zusammengefaßt werden können, an die bedrohte Grenze geworfen wird. Beim Aufmarsch wird sich ein Korps dicht neben dem andern befinden, in engster Fühlung miteinander. Straßenmangel wird unter Umständen dazu zwingen, mehrere Korps auf dieselbe Straße hintereinander zu setzen. Das ganze Heer ist in mehrere Armeen gegliedert, die ihre Direktiven vom großen Hauptquartier erhalten. In dieser engen Versammlung muß, wenn eine Offensive beabsichtigt ist, der Vormarsch angetreten werden. In dieser massierten Form wird das Heer auf den Gegner stoßen, sei es, daß dieser sich hinter einem günstigen Geländeabschnitt defensiv verhält oder ebenfalls in ähnlicher Formation die Offensive ergriffen hat. Auf diese Weise kommt es zur großen rangierten Schlacht, bei der alle Verbände, bis zu den Korps hinauf, mit beiderseitiger Anlehnung ihrer Flügel in eng begrenztem Geländestreifen kämpfen müssen. Das wird das Bild des ersten großen Zusammentreffens sein, das ausschlaggebend für den ganzen Verlauf des Feldzuges sein kann. Da wir Truppe und Führer für den Kriegsfall ausbilden, müßten auch logischerweise unsere Übungen so angelegt sein, daß sie diesem Bilde möglichst entsprechen würden.

In Wirklichkeit ist dies aber nicht der Fall. Die größten Übungen, die wir bei den Manövern abhalten, sind die sogenannten Korpsmanöver, bei denen eine Division gegen die andere übt. Die Divisionen sind dabei aber in der Regel selbständig operierende Truppenkörper, ohne unmittelbare Anlehnung an Nachbartruppen, ohne sich im Korps- oder Armeeverbande zu befinden. Sie haben infolge dessen auch freien Bewegungs- und Entwicklungsraum nach allen Seiten. Gerade die Schwierigkeiten, die in der großen rangierten Schlacht

auftreten: die vorhandenen Kräfte in beschränktem Geländestreifen unter Rücksichtnahme auf die benachbarten Truppen zur vollsten Kraft und Entwicklung zu bringen, kommen also nicht zur Darstellung. Die Führer haben keine Gelegenheit, sich in der Überwindung dieser großen Schwierigkeiten zu üben. Es wird ein Fall geübt (Auftreten einer selbständig operierenden Division), der im Ernstfalle zu den größten Seltenheiten und Ausnahmefällen gehört. Es soll dabei nicht verkannt werden, daß durch die jetzt übliche Art der Manöverführung (Detachementskrieg) die Entschlußfähigkeit, die richtige taktische Beurteilung einer Lage besonders ausgebildet wird. Dies ist aber immer nur eine Seite der Kriegführung. Die andere, welche das gemeinsame Arbeiten und Zusammenwirken im höheren Verbande bezweckt, kommt bei unseren jetzigen Herbstübungen für die höheren Einheiten von der Brigade an aufwärts nicht in genügender Weise zum Ausdruck.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß unsere ganze Ausbildung zwei Mängel hat. Die höheren Führer haben entweder zu geringe oder gar keine Gelegenheit, Truppenverbände zu führen, wie sie ihnen im Ernstfalle zugewiesen werden, und die Übungen der größeren Verbände, soweit sie überhaupt stattfinden, berücksichtigen nicht genügend die Verwendung im großen Rahmen. Diese Mängel sind naturgemäß auch von unserer Militärverwaltung und obersten Heeresleitung längst erkannt. Würden im Staatswesen nur rein militärische Interessen vorwiegen und maßgebend sein, so dürfte ihre Beseitigung keine Schwierigkeiten bereiten. Es wäre bloß notwendig, alljährlich alle Korps zu besonderen mehrtägigen Armeemanövern zusammenzuziehen, die unter Leitung der Armeeinspekteure abgehalten werden könnten. Diese Forderung ist bisher lediglich an der Kostenfrage gescheitert. Diese würden so hoch sein, daß auf die Bereitstellung der dafür erforderlichen Mittel bislang nicht gerechnet werden konnte, da dies nicht im Einklang mit unserer ganzen finanziellen Lage gestanden hätte.

Ist es somit nicht möglich gewesen, für die ganze Armee derartig große Übungen anzulegen, so wünschenswert dies auch an und für sich sein würde, so hat man sie doch wenigstens jährlich für einen Teil eingeführt, und wechselt mit den dazu verwendeten Truppen nach einem bestimmten Turnus. Auf diesem Wege wird wenigstens einem Teil der höheren Offiziere Gelegenheit geboten, ihre Truppen unter möglichst kriegsgemäßen Verhältnissen im großen Rahmen, der dem des Ernstfalles entspricht, zu führen. Dies sind die Kaisermanöver.

Es ist schon gesagt, daß das Heer in Armeen gegliedert ist, an deren Spitze je ein Armeeoberkommando steht. Es müßten also bei den Kaisermanövern jedesmal auf jeder Seite zwei bis drei Armeekorps mit einer Kavalleriedivision zusammengezogen und dafür ein besonderes Armeeoberkommando aufgestellt werden. Aber auch dies war bisher für unsere Finanzen schon zu weitgehend. Derartige große Manöver finden nur alle zwei bis drei Jahre statt, in den dazwischen liegenden Jahren begnügt man sich mit geringeren Truppenstärken.

Es steht aber zu hoffen, daß die Überzeugung von der Notwendigkeit der großen Armeemanöver sich immer mehr Bahn brechen wird, so daß sie in jedem Jahre stattfinden werden. Die dafür aufgewendeten Mittel werden sich durch die bessere Ausbildung der höheren Führer wohl rechtfertigen lassen.

Wir haben bisher die Bedeutung der großen Manöver lediglich für die Ausbildung der höheren Führer festgestellt. Von ebensolcher Wichtigkeit sind sie aber für die Stäbe, namentlich für die Generalstabsoffiziere und Adjutanten.

Spät erst treffen bei den verschiedenen Kommandostellen die Meldungen der vorgeschickten Kavalleriepatrouillen und die Ergebnisse der sonst angeordneten Erkundungsmaßnahmen ein, ebenso spät die Befehle der vorgesetzten Stellen und die Mitteilungen der Nachbarabteilungen. Alles dies bildet aber die Grundlage für die zu erlassenden Befehle. Diese werden deshalb auch erst verhältnismäßig spät ausgefertigt werden können, und entsprechend spät kommen die einzelnen Anordnungen zu den teilweise entfernt liegenden Truppen. Alle diese Schwierigkeiten wachsen, je größer der zur Verwendung kommende Truppenverband, je bedeutender infolgedessen die Ausdehnungen nach Breite und Tiefe sind. Erst dann treten alle die Hemmungen und Reibungen auf, welche einen so wesentlichen Faktor im Kriege darstellen. Bei kleinen Verhältnissen fallen sie entweder ganz weg oder sind so gering, daß ihre Beseitigung und Überwindung keine Schwierigkeiten bereitet. Die richtige Bewertung von Zeit und Raum muß gelernt werden, damit den Truppen nicht Dinge zugemutet werden, die sie nicht ausführen können. Die Truppe wiederum muß sich an diese schwierigen Verhältnisse: Unsicherheit der Lage, spät eintreffende Befehle, plötzlich abändernde Anordnungen, gewöhnen lernen und die Einrichtungen treffen, welche trotz alledem das richtige Funktionieren des ganzen Apparates gewährleisten und dabei die Kräfte der Truppe nach jeder Richtung hin schonen, damit sie gegebenenfalls zu außerordentlichen Leistungen befähigt ist.

Ein Stab besteht aus einer ganzen Reihe von Offizieren, deren jeder eine besondere Aufgabe zu erfüllen hat. Je höher der Stab ist, desto zahlreicher sind seine Mitglieder, weil die Arbeit im Verhältnis zu der Größe der unterstellten Truppen zunimmt. Die Zahl der Einheiten, an welche Befehle erlassen werden müssen, wächst. Es sind nicht die Truppen allein, an die gedacht werden muß, sondern auch deren Verpflegung, Führung der Trains und Kolonnen, Verbindung mit den Kavalleriedivisionen, Herstellung der technischen Verbindungsmittel, Verwendung etwa zugeteilter Spezialtruppen. Alles Dinge, die bei kleinen Verhältnissen gänzlich wegfallen. Damit der ganze Befehlsmechanismus richtig arbeitet, müssen sich die einzelnen Offiziere des Stabes gründlich einarbeiten und sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Nun wird das alles zwar auf den Generalstabsreisen gelehrt und geübt. Dies kann aber doch nur als eine Vorübung und Vorarbeit betrachtet werden. Es ist eben eine ganz andere Sache, ob man nur auf dem Papier und auf der Karte mit angenommenen Truppen und in aller Ruhe und Bequemlichkeit arbeitet, wo es nicht so sehr darauf

ankommt, ob der Befehl schneller oder langsamer erlassen wird, wo Zeit zum Überlegen ist und wo ein Versehen oder Fehler höchstens eine Rüge oder Belehrung zur Folge hat, oder ob wirkliche Truppen vorhanden sind, die mit Ungeduld auf die Befehle warten, wo ein Versehen sich häufig überhaupt nicht wieder gutmachen läßt. Die wirkliche Verantwortung, welche Führer und Stäbe bei derartigen Übungen zu tragen haben, ersetzen wenigstens einigermaßen die Aufregungen und die nervenaufreibende Tätigkeit des Ernstfalles. Die zweckmäßige Organisation des gesamten Stabsdienstes, der praktische Aufbau des Befehlsmechanismus, die Ordnung der inneren Verhältnisse eines größeren Stabes lassen sich nur an der Hand der Praxis erlernen. Es ist daher dringend erwünscht, daß jeder Generalstabsoffizier und Adjutant wenigstens einmal in seiner Laufbahn Gelegenheit gehabt hat, am Kaisermanöver in einem größeren Stabe teilzunehmen. Die Erfahrungen, die er hierbei gemacht hat, werden ihm zugute kommen, auch wenn er selbst später als Chef des Stabes oder als Oberquartiermeister einen solchen Stab zu organisieren hat oder selbst in die Reihen der höheren Führer getreten ist.

Mit der Größe der Truppenverbände, die im Kriege zur Verwendung kommen, sind auch alle räumlichen Verhältnisse gewachsen. Die einzelnen Kommandostellen sind so weit voneinander entfernt, daß die Verbindung zwischen ihnen nicht mehr durch Reiter aufrecht erhalten werden kann. Es bedarf hierzu besonderer technischer Verbindungs- und Nachrichtenmittel. Dies gilt in derselben Weise von der Verbindung mit der vorgeschickten Kavallerie. In früheren Zeiten konnte der Feldherr sein verhältnismäßig kleines Heer, das noch dazu auf engem Raum in dichten Massen zusammenstand und sich ebenso bewegte, durch Adjutanten und Ordonnanzoffiziere leiten. Dies ist jetzt ausgeschlossen. Früher konnte er von einem hochgelegenen, günstig gewählten Punkte aus die feindliche Stellung und die eigene Heeresfront übersehen. Auch dies ist nicht mehr möglich. Ist hierdurch die Kunst der Truppenführung unzweifelhaft schwieriger geworden, so hat doch die im Frieden hoch entwickelte Technik dem Führer vielfache Mittel an die Hand gegeben, um diese Schwierigkeiten zu überwinden, die Meldungen der vorgehenden Patrouillen rechtzeitig zu erhalten und seinen Führerwillen auch bei den entfernten Truppen zum Ausdruck zu bringen. Telegraph, Telephon, Radiotelegraphie, optische Signale, Luftschiffe, Flugzeuge, Selbstfahrer, Motorfahrräder stehen ihm hierzu zur Verfügung. Alle derartigen technischen Hilfsmittel müssen aber unter kriegsgemäßen Verhältnissen schon im Frieden ausprobiert und angewendet werden. Sie müssen zunächst ihre Kriegsbrauchbarkeit beweisen, ehe sie in der Armee allgemein eingeführt werden. Ist dies der Fall und ist ihre Verwendung für den Kriegsfall in Aussicht genommen, so müssen Führer und Truppe sich auch an das neue Kriegsmittel gewöhnen und sich schon im Frieden mit seiner Anwendung vertraut machen, einerseits um den möglichst großen Nutzen daraus zu ziehen, anderseits um keine Erwartungen zu hegen und Forderungen zu erheben, welche

sich nicht erfüllen lassen. Alle diese technischen Mittel haben aber das eine gemeinsam, daß sie ihre Überlegenheit über andere Beförderungsmittel erst auf großen räumlichen Entfernungen zeigen. Ist ein Befehl nur auf wenige Kilometer zu überbringen, so kommt ein Reiter auf gutem Pferde mit einem mündlichen Befehl schneller an das Ziel, als ein Telegramm auf dieselbe Entfernung, das erst aufgeschrieben, umständlich Buchstabe für Buchstabe telegraphiert und am Bestimmungsort wieder niedergeschrieben werden muß. Dies dauert länger, als der Reiter mit seinem Pferde zum Zurücklegen derselben Entfernung braucht. Ganz anders liegen aber die Verhältnisse, wenn die Übermittelung durch einen Reiter Stunden beanspruchen würde, während sich die Zeit bei einem Telegramm auf Minuten berechnet. Ebenso können die verschiedenen Führer sich bei kurzer Entfernung schnell gegenseitig zu mündlicher Rücksprache treffen. Es bedarf dazu nicht der umständlichen Legung eines Telephons. Erst wenn bei großer Entfernung eine Zusammenkunft ausgeschlossen ist, empfiehlt sich die Benutzung des Fernsprechers, der dann allerdings den mündlichen Gedankenaustausch in vollendeter Form ersetzen kann. Also nur wenn die Truppen auf entsprechend großen Räumen verteilt sind, tritt die Überlegenheit der technischen Verbindungsmittel zutage, ergibt sich die Notwendigkeit ihres Vorhandenseins und die Gelegenheit für Truppe und Führer, die neuen Kriegsmittel kennen zu lernen. Nun werden wohl auch besondere Übungen auf dem Gebiete des militärischen Verkehrswesens angesetzt, bei denen keine wirklichen Truppen vorhanden sind, wo nur mit angenommenen Truppen gearbeitet wird, wo nur die Befehlsstellen durch einzelne Offiziere besetzt sind. Höchstens werden die Spitzen der angenommenen Truppenkolonnen durch wenige Leute mit Flaggen dargestellt. Gewiß ist der Wert derartiger rein technischer Übungen hoch anzuschlagen, sie sind unentbehrlich für die technischen Truppen, um sich im Bau, in der zweckmäßigen Anlage und im Betrieb dieser verschiedenen Verbindungsmittel zu üben. Es lassen sich auch wertvolle Erfahrungssätze für ihre Verwendung und ihre Leistungsfähigkeit herleiten, das Ineinandergreifen und Zusammenarbeiten der verschiedenen Mittel kommt zur Darstellung. Bei aller Anerkennung dieser großen Vorteile können sie aber doch nicht die wirklichen Truppenübungen ersetzen, weil nur bei ihnen die vielen Friktionen und Zufälle auftreten, mit denen die Truppenführung eben rechnen muß. Es ist z. B. etwas anderes, ob eine Telegraphenleitung auf oder unmittelbar neben einer Chaussee gelegt wird, wenn diese leer ist, so daß sich die Telegraphentruppe mit ihren Wagen und Apparaten ungehemmt auf ihr bewegen kann, in ihrer Arbeit durch nichts gestört wird, oder ob lange Truppenkolonnen auf ihr marschieren, die die größte Breite der Straße einnehmen, ob daneben Ordonnanzen und berittene Offiziere hin und her sprengen, die den verfügbaren Raum noch mehr beschränken. Unter solchen Verhältnissen muß, da die Truppe stets den Vorrang hat, die Arbeit verzögert und erschwert werden. Die normale Leistungsfähigkeit wird dann selten erreicht. Gerade aber solche Verhältnisse müssen berücksichtigt werden,

weil sie im Kriege eben täglich vorkommen. Ihre Kenntnis, die sich nur durch praktische Erfahrung gewinnen läßt, wird allein den Führer verhüten, nicht erfüllbare Forderungen zu stellen und seine Zeit und Raumberechnungen auf einer Grundlage aufzubauen, die unzutreffend ist.

Wie wichtig es ist, daß solche neuen technischen Mittel fortlaufend benutzt werden, damit sie auch zweckmäßig und richtig verwendet werden, hat sich z. B. bei der Einführung des Feldfernsprechers gezeigt. Bekanntlich sind die Generalkommandos und die Infanteriedivisionen mit je einer solchen Abteilung ausgerüstet. Sie dienen hauptsächlich dazu, die erwähnten Kommandostellen im Gefecht miteinander zu verbinden. Für den Zustand der Ruhe, den Vorpostendienst, für die gewöhnliche Befehlsausgabe abends oder in der Nacht waren sie nicht bestimmt. Es war aber verführerisch, sie auch dazu zu verwenden, weil infolge der leichten Wagenkonstruktion, der besonders sinnreich gebauten Apparate, der ausschließlichen Verwendung von Kabel, das sich im Notfalle ohne weiteres auf den Erdboden legen ließ, die Herstellung der Verbindungen schnell vonstatten ging. Bei den ersten Übungen, wo diese neuen Abteilungen auftraten, wurden sie auch in dieser falschen Weise benutzt, bis es sich zeigte, daß eine derartige Verwendung als Ausnahmefall wohl möglich war, bei längerer Zeit aber die Kräfte des Personals und Materials derart in Anspruch nahm, daß sie bald ganz versagten und schließlich auch nicht mehr für ihren eigentlichen Zweck verfügbar waren und den Führer gerade in den wichtigsten Momenten im Stiche ließen. Es bedurfte solcher harten und bitteren Erfahrungen, bis die Führer sich an einen praktischen Gebrauch gewöhnten und sich selbst gewissermaßen in der Benutzung Einschränkungen auferlegten, um sie gebrauchsfähig zu erhalten.

Der Feldfernsprecher bietet den großen Vorteil, daß sich mit seiner Hilfe die einzelnen Führer bezw. deren Generalstabsoffiziere und Chefs der Stäbe unmittelbar miteinander unterhalten können. Gewiß ein unleugbarer Vorteil! Was hätte Napoleon dafür gegeben, wenn er sich von Dresden aus so mit dem auf Berlin entsendeten Marschall Ney hätte in Verbindung setzen können. Es liegt aber in dieser Möglichkeit einer beinahe unbegrenzten persönlichen Unterredung auch wieder eine große Gefahr, die nicht übersehen werden darf. Energische Persönlichkeiten, die alles gern selbst anordnen, die ihrem Willen überall Ausdruck geben wollen, werden häufig Befehle geben und in den Befehlsbereich ihrer Unterführer eingreifen, wo dies früher durch die räumliche Ausdehnung gänzlich ausgeschlossen war. Umgekehrt werden schwächere, unselbständige Naturen — und deren gibt es überall mehr, als man denkt — sich schwieriger und seltener zu einem selbständigen Entschluß aufraffen, sondern häufig erst bei der vorgesetzten Stelle anfragen und um Verhaltungsmaßregeln bitten. Mit Hilfe des Fernsprechers ist dies ja leicht. Es steht also zu befürchten, daß die Selbständigkeit und Entschlußfreudigkeit der Unterführer dadurch Einbuße erleidet. Nun verdanken wir aber gerade dieser Initiative der Führer, bis zu den untersten Graden hinab, unsere großen Erfolge in den früheren siegreichen Feldzügen.

Sie ist eine der Grundpfeiler, die die Kriegführung stützen. Daraufhin erziehen wir unsere Offiziere in ganz bewußter Weise selbst auf die Gefahr hin, daß einmal dadurch die Tätigkeit der Truppen in Bahnen gelenkt wird, welche den eigentlichen Absichten der höheren Führung nicht entspricht. Wir betrachten dies als den geringeren Nachteil gegenüber mangelnder Entschluß- und Verantwortungsfreudigkeit. Eine übertriebene Anwendung des Fernsprechers, der jetzt alle höheren Stellen auch im Gefechte verbindet, kann aber leicht zu einer Verminderung der Initiative führen. Dieser Nachteil hat sich auch tatsächlich im Anfange herausgestellt. Es bedurfte nun umfangreicher praktischer Anwendung, um auch hier seine Anwendung auf das richtige Maß zurückzuführen. Es ist auch ohne weiteres einleuchtend, daß diese Erfahrungen nicht bei rein technischen Übungen, sondern nur gelegentlich wirklicher Truppenübungen gemacht werden können, bei denen auch tatsächlich die höheren Kommandostellen mit ihren Stäben zur Aufstellung gelangen. Ähnliches gilt auch von allen anderen Änderungen auf dem Gebiete des Heerwesens. Alle Neuerungen müssen erst an der Hand größerer Truppenübungen ausprobiert sein und ihre praktische Verwendbarkeit und Kriegsbrauchbarkeit gezeigt haben, ehe sie allgemein in der Armee eingeführt werden. Nichts ist schädlicher als das Vertrauen auf Kriegsmittel, die im Ernstfalle dann nicht das leisten, was man von ihnen erwartete und erhoffte. Es ist deshalb in den meisten Fällen ratsamer, mit der Einführung von Neuerungen etwas langsamer vorzugehen, selbst auf die Gefahr hin, als rückständig betrachtet und dargestellt zu werden, als übereilte Neuerungen zu bringen, die sich noch nicht genügend bewährt haben. Damit soll nun keineswegs einer bureaukratischen Langsamkeit und dem übertriebenen Hängen am Alten das Wort geredet werden. Gerade auf dem Gebiete des Militärwesens gilt das alte Wort: Wer rastet, der rostet. Es soll nur vor einer unzweckmäßigen Hast gewarnt werden. Bei uns werden alle wichtigen Neuerungen gelegentlich der Kaisermanöver ausprobiert, weil sich allein hier annähernd kriegsgemäße Verhältnisse darbieten.

Dies alles gilt aber nicht allein von technischen Neuerungen, wie z. B. der Einführung neuer Geschütze und Munition, der fahrbaren Feldküchen, der Beobachtungswagen mit der Leiter bei den Batterien der Feldartillerie, der Verwendung der leichten Armeelastzüge zur Beförderung der Verpflegungsmittel, der Benutzung eines neuen Scherenfernrohres, der Einführung neuer Uniformen und Ausrüstungsgegenstände, eines neuen Sattels, einer neuen Trageweise des Gepäcks, der Entlastung des Infanteristen und vieler ähnlicher Dinge, sondern auch von neuen taktischen Formen und von der Änderung der Führungsgrundsätze.

Um nur einiges auf diesem Gebiete anzuführen, sei auf die Verwendung der schweren Artillerie des Feldheeres hingewiesen.

Als man damit rechnen mußte, daß der Gegner, der sich zur Annahme der Defensive entschlossen hatte, mit allen Mitteln danach streben würde, die gewählte Stellung zu verstärken und sich durch Schrapnellwehren, durch ein-

geschnittene Schützengräben und Unterstände aller Arten gegen die Wirkung des feindlichen Feuers zu schützen, zeigte es sich, daß die Feldartillerie nicht mehr imstande war, derartige Stellungen sturmreif zu machen und der vorgehenden Infanterie den Weg zum Siege zu bahnen. Es lag der Gedanke nahe, dies durch Verwendung schwererer Geschütze zu erreichen. Voraussetzung dazu aber war, daß sie in bezug auf ihre Organisation, Beweglichkeit, Munitionsersatz alle den Forderungen entsprachen, die man an eine Waffe stellen muß, welche die Feldarmee auf ihrem Vormarsch begleiten will und gleich der Feldartillerie in offener Feldschlacht verwendet werden soll. Daneben mußte Entscheidung darüber getroffen werden, in welcher Weise das Zusammenwirken von Feld- und schwerer Artillerie zu sichern sei, wer den gemeinsamen Befehl über beide Waffen zu führen habe, wie der notwendige Einfluß des eigentlichen Truppenführers bezüglich Wahl des Zieles und der Feuereröffnung zu sichern sei. Ferner war zu bestimmen, welchem Verbande die neue Waffe zuzuteilen sei, ob sie unter dem Befehle des Armeeführers bleiben oder auf die Armeekorps oder gar die Divisionen verteilt werden sollte. Auch über ihren Platz auf dem Marsche mußten Bestimmungen erlassen werden. Häufig traten dabei einander widersprechende Ansichten zutage. Die verschiedenen Interessen waren nur schwer zu vereinigen. So wollte die Fußartillerie, die lange Zeit nur im verborgenen geblüht und ein ruhiges Leben hinter den Festungswällen geführt hatte, jetzt, nachdem sie wie Dornröschen durch den Kuß des Prinzen zu neuem Leben und Taten erweckt war, gleich dieselbe Stellung und Beachtung erlangen, welche der Feldartillerie schon lange zuteil geworden war. Sie befürchtete, im Kampfe zu spät zu kommen, und erstrebte einen Platz möglichst weit vorn in der Marschkolonne. Wenn die Truppenführung auch jedes neue Kriegsmittel mit Freuden begrüßte, daß die Chancen des Sieges erhöhte und die Niederwerfung des Gegners erleichterte, so mußte sie doch darauf achten, daß nicht die anderen Waffen in ihrer Tätigkeit beeinträchtigt wurden.

Alle diese Fragen konnten wohl theoretisch vorher erwogen und durchgearbeitet werden, auch Kriegsspiele und Generalstabsreisen gaben Gelegenheit zu eingehender Prüfung aller dieser Fragen, aber dies konnte immer nur als eine Vorbereitung für die endgültige Lösung gelten. Es war ferner zu berücksichtigen, daß einem kleinen Truppenverbande keine schwere Artillerie des Feldheeres mitgegeben wird. Einem solchen fallen keine Aufgaben zu, die die Verwendung dieser Waffe erfordern. Deshalb sind auch bei uns die schweren Feldhaubitzen planmäßig dem Armeekorps zugeteilt. Sollte also die kriegsgemäße Verwendung der schweren Artillerie zur Darstellung kommen mit dem ganzen schwierigen Apparat der Erkundung, der Schußbeobachtung, des Munitionsersatzes, so mußte auf der Partei, der diese neue Waffe zugeteilt war, mindestens ein Armeekorps vorhanden sein. Hätte man nur einen Teil davon durch Volltruppen, den Rest durch Flaggentruppen darstellen wollen, so hätte man wohl die Ausdehnungen nach Breite und Tiefe angeben können, aber niemals ein

wirklich kriegsgemäßes Bild mit allen den vielen, nicht zu berechnenden Reibungen und Hemmnissen schaffen können. Bei vorliegendem Beispiele mußten noch besondere Vorkehrungen getroffen werden, um auch über die voraussichtliche Wirkung der neuen Waffe ein zutreffendes Bild zu erhalten. Zwar waren Schießübungen verschiedenster Art mit scharfer Munition auf den Schießplätzen abgehalten worden, sie gaben aber kein ganz einwandfreies Ergebnis. Sie mußten in unbekanntes Gelände verlegt und in Verbindung mit Truppenübungen gebracht werden. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, welche Vorkehrungen zur Vermeidung von Unglücksfällen, kann hier im einzelnen nicht geschildert werden, da es den Rahmen dieser Arbeit weit übersteigen würde.

So hat in ähnlicher Weise der letzte russisch-japanische Krieg auf die große Bedeutung nächtlicher Unternehmungen hingewiesen. In einer gut ausgesuchten und vorbereiteten Stellung ist die Waffenwirkung, namentlich unter Verwendung großer Munitionsmengen, so bedeutend, daß das Vorgehen dagegen über die deckungslose Ebene sehr bald zum Halten kommen wird. Die Verluste häufen sich so, daß den vorgehenden Linien die Kraft zur weiteren Durchführung des Angriffes fehlt. Wenn es der eigenen Artillerie nicht gelingt, den Verteidiger zu erschüttern, kann das weitere Vorgehen nur unter dem Schutze der Dunkelheit erfolgen. Man sucht dann so nahe wie möglich an die feindliche Stellung heranzugehen, gräbt sich ein und eröffnet aus dieser Stellung mit Morgengrauen das Infanteriefeuer auf nächste und wirksamste Entfernung. Dieses Vorgehen bei Nacht ist, namentlich in unbekanntem Gelände, außerordentlich schwierig. Es muß im Frieden geübt sein.

Truppe und Führer müssen die verschiedenen Formen und Hilfsmittel kennen und beherrschen, die seine Ausführung ermöglichen. Die Schwierigkeiten stellen sich aber erst bei großen Verbänden heraus. Da muß vermieden werden, daß die Richtung verloren geht und daß nicht die einzelnen Truppenverbände durcheinander kommen; die in der Nacht ausgehobene Stellung muß die richtige Lage im Gelände und zum Feinde haben, damit morgens ein wirkungsvolles Feuer daraus abgegeben werden kann. Der Verteidiger seinerseits wird durch Beleuchtung des Vorfeldes, durch Scheinwerfer, Leuchtpistolen und dergleichen das Vorgehen rechtzeitig zu erkennen versuchen, um sein Feuer dagegen zu richten.

Wir haben im vorhergehenden nur einige Beispiele herausgegriffen, um zu zeigen, daß die Einführung neuer Kriegsmittel und die Anwendung neuer Kampfformen der praktischen Erprobung durch größere Truppenübungen bedarf. Diese Beispiele ließen sich mit Leichtigkeit vermehren, würden aber alle dasselbe Resultat ergeben.

Wenn bisher diese Notwendigkeit vom Standpunkte der Ausbildung der höheren Führer und von dem der Militärverwaltung bezüglich Prüfung neuer Einrichtungen und technischer Erfindungen dargelegt ist, so gilt dies doch auch nicht weniger vom Standpunkt der Truppe selbst.

Bei den kleineren Manövern entspricht die Zusammensetzung der Parteien häufig nicht den wirklichen Verhältnissen, so z. B. ist in der Regel ein Überfluß an Kavallerie vorhanden. Die fünften Schwadronen, die bei der Mobilmachung als Ersatzeskadrons zurückbleiben, nehmen an den Übungen teil; Kavalleriedivisionen werden nur in geringer Zahl aufgestellt. Die im Kriege zu diesen Formationen tretenden Regimenter werden bei den Manövern wie die Divisionskavallerie verwendet. Während nach der Kriegsgliederung die Infanteriedivision nur über ein Regiment zu vier Eskadrons verfügt, stehen demselben Truppenverband im Manöver in der Regel eine Brigade zu zehn Eskadrons zur Verfügung, also mehr als das Doppelte. Dieser Überfluß an Kavallerie hat für den Führer zwar den großen Vorteil, daß er über eine reiche Anzahl von Offizieren verfügt und in der Lage ist, sehr viele Patrouillen zu entsenden, durch die er naturgemäß auch entsprechend viele und gute Meldungen erhält. Dies bedeutet eine Verwöhnung für den Führer, weil er im Ernstfalle niemals in der Lage sein würde, dies in annähernd gleicher Weise zu tun. Er lernt es nicht, mit seinen Kräften hauszuhalten: eine schwere Gefahr für die Wirklichkeit. Aber auch die Truppe selbst wird verwöhnt. Es ist klar, daß bei zahlreichen Patrouillen die Tätigkeit jeder einzelnen nur entsprechend geringer zu sein braucht, als wenn in demselben Geländeabschnitt nur wenige entsendet werden. Bei zahlreicher Kavallerie kann auch die Patrouille selbst stärker gemacht werden. Es stehen deshalb immer genügende Ordonanzen und Meldereiter zum Zurückbringen der Meldungen zur Verfügung, was in Wirklichkeit nicht der Fall sein wird. Der einzelne Patrouillenführer braucht sich deshalb auch nicht so ängstlich zu überlegen, ob wirklich die Entsendung eines Meldereiters durch die Lage gerechtfertigt und wirklich notwendig ist. Im Kaisermanöver werden regelmäßig Kavalleriedivisionen aufgestellt und die Infanteriedivisionen nur mit derjenigen Kavallerie ausgerüstet, die ihr auch im Ernstfalle zustehen würde. Also nur hier herrschen kriegsgemäße Verhältnisse, welche auch für die Verwendung und Ausbildung des einzelnen Mannes und Unteroffiziers, sowie des Subalternoffiziers von Bedeutung sind.

Dieser Gesichtspunkt läßt sich aber auch noch nach einer anderen Richtung hin konstatieren. Die Kavalleriepatrouillen, die auf die Spitzen der feindlichen Truppen gestoßen sind, werden in der Regel ihren Weg nicht fortsetzen können. Sie haben ihre Aufgabe mit der Feststellung des Gegners erfüllt. Wir müssen uns darüber klar sein, daß es den Patrouillen nur in Ausnahmefällen gelingen wird, sich zwischen die feindlichen Marschkolonnen zu klemmen und von der Seite aus Einblick in die Verhältnisse hinter der Spitze zu gewinnen. Und selbst wenn ihnen dies geglückt sein sollte, würde es ihnen gewöhnlich unmöglich sein, das Beobachtete zurückzumelden. Wie sieht es nun mit der Aufklärung bei den Manövern der kleinen Truppenverbände aus? Da diese ihrer geringen Stärke wegen fast ausnahmslos in einer Kolonne marschieren, sie rechts und links neben sich keine andere Truppen haben, kann jede Patrouille, welche auf

die feindliche Spitze trifft, ohne weiteres ausbiegen und erhält von der Flanke aus den vollen gewünschten Einblick. Die Feststellung des Feindes, und zwar nicht nur seiner vorderen Abteilungen, sondern auch der hinteren Staffeln, deren Verhalten, Abbiegen, Entwicklung usw. kann unschwer festgestellt werden. Die eigentlichen Schwierigkeiten der Erkundung kommen hierbei gar nicht zum Ausdruck. Die schlimmen Folgen davon zeigen sich nach zwei Richtungen hin: der Führer erhält zahlreiche und sehr genaue Meldungen, wie sie ihm im Ernstfalle niemals zugehen würden, der Patrouillenführer und der einzelne Reiter machen sich ein falsches Bild von ihrer Tätigkeit im Kriege und kommen nicht in die Lage, die Überwindung der ihnen dann entgegentretenden Schwierigkeiten im Frieden zu üben. In diesem Sinne kann eine wirkliche kriegsgemäße Erkundung nur stattfinden, wenn die eine Partei so stark ist, daß sie in mehreren Kolonnen nebeneinander vormarschiert.

Für die Feldartillerie besteht große Schwierigkeit, eine geeignete Stellung zu finden, von der aus sie gute Wirkung nach allen Seiten hin hat, ihr Feuer gut beobachten kann, die den nötigen Entwicklungsraum besitzt und das Vorgehen der eigenen Infanterie nicht stört. Derartige Stellungen, welche allen diesen Anforderungen in gleicher Weise entsprechen, sind selten. Man wird in der Regel solche wählen müssen, die nach der einen oder nach der anderen Seite Mängel aufweisen. Die Kunst der Führung und der Feuerleitung besteht dann eben darin, sich mit diesen Schwierigkeiten in der besten Weise abzufinden und sie unter Verwendung aller zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmittel zu überwinden. Dies wird aber in keiner Weise dadurch erreicht, daß man sich über Gebühr nach der Breite ausdehnt oder gar mit der Wahl der Stellung seitlich herausgeht. Bei kleinerem Truppenverbande ist dies aber ohne weiteres möglich. Wir sehen auch, daß von diesem Hilfsmittel häufig Gebrauch gemacht wird, so unkriegsgemäß es auch ist. In großem Verbande, wo rechts und links Anlehnung an die anderen Truppen vorhanden ist, verbietet sich dies von selbst. Der Artillerieführer jeden Grades ist dann gezwungen, mit dem seiner Truppe im großen Rahmen zufallenden Raume auszukommen. Auf die Schwierigkeiten, welche die Feuerleitung großer Verbände verursacht, bezüglich Zielverteilung, Beobachtung der Wirkung, Munitionsersatz, Wechsel der Feuerstellung sei hier nur andeutungsweise hingewiesen.

Die bisherigen Darlegungen werden die Notwendigkeit und den Nutzen großer Truppenübungen wohl einwandsfrei erwiesen haben. Daß diese Gesichtspunkte nicht bloß von uns, sondern auch von den anderen Militärstaaten als richtig anerkannt sind, geht aus der Tatsache hervor, daß sie alle derartige große Übungen in stets steigendem Umfange abhalten, und daß ganz besondere Umstände vorliegen müssen, wenn sie in einem Jahr ausfallen.

Nach den bei uns geltenden Bestimmungen schließen die Herbstübungen im allgemeinen mit dem Korpsmanöver, bei dem zwei Divisionen zwei bis drei Tage gegeneinander üben. Nur bei dem Kaisermanöver werden größere Truppen-

verbände zusammengezogen, deren Stärke jedes Jahr wechselt. Es fragt sich, ob diese Übungen genügen und in welchem Umfange die Kaisermanöver zweckmäßig abzuhalten sein würden. Nach den vorhergehenden Darlegungen kann die Beantwortung des ersten Punktes nicht zweifelhaft sein, sie muß in negativem Sinne ausfallen. Es wäre dringend erwünscht, daß alljährlich der kommandierende General die Möglichkeit hätte, während mehrerer Tage sich in der Führung seines Korps zu üben, und daß dieser Truppenverband in kriegsgemäßer Zusammensetzung wenigstens einige Tage aufgestellt und zu gemeinsamer Tätigkeit vereinigt würde. Es müßten also bei allen Korps sogenannte Armeemanöver stattfinden, unter Leitung der betreffenden Armeeinspekteure. Die Möglichkeit dazu ist auch jetzt schon nach der Manöverordnung gegeben. Die Abhaltung ist aber in das Ermessen der beteiligten Stellen gestellt und zudem in jedem einzelnen Falle von der Kostenbewilligung durch das Kriegsministerium abhängig. Wer nur einigermaßen die militärischen Verhältnisse kennt, wird sich darüber klar sein, daß die Abhaltung dieser Übungen damit ein frommer Wunsch bleibt. Sie sind auch in den letzten Jahren nur in Ausnahmefällen abgehalten worden. Damit ist aber der Sache nicht gedient. Sie müssen obligatorisch eingeführt werden. Technische Schwierigkeiten bezw. Anlagen, Vorbereitung, Leitung und Durchführung der Übungen werden sich sicher ergeben, sie sind aber nicht unüberwindlich. Abgesehen von allen anderen Vorteilen würde sich damit auch eine angemessene Tätigkeit und ein Wirkungskreis für die Armeeinspekteure ergeben, die jetzt bei uns ziemlich ausgeschaltet sind und deren Stellung im allgemeinen eine reine Sinekure ist. Sind sie aber, wie es scheint, für den Kriegsfall als Armeeführer in Aussicht genommen, so kann es nur wünschenswert sein, daß ihnen auch im Frieden ein entsprechender Wirkungskreis geboten wird, und daß sie in engere dienstliche Beziehungen zu den Armeekorps treten, deren Führung und Verwendung ihnen im Kriege anvertraut ist.

Man scheut sich, an eine derartige neue Einrichtung heranzugehen, auch mit aus dem Grunde, um nicht an der in Preußen bestehenden und historisch gewordenen Unabhängigkeit und selbständigen Stellung der kommandierenden Generale zu rütteln. Es fragt sich aber, ob diese den jetzigen Verhältnissen in der vorhandenen Form noch entspricht. Die Grundlage der Kriegsgliederung ist die Armee. Mit ihnen rechnet das große Hauptquartier. Sie erhalten die allgemeinen Direktiven, auf Grund deren die Befehle an die unterstellten Korps erlassen werden. Nur selten wird sich die oberste Heeresleitung unmittelbar an die Korps wenden, ebenso selten wird im Zukunftskrieg den Korps eine große Freiheit und ein weiter Spielraum gelassen werden können. Die Verhältnisse haben sich gegen früher durch das Anwachsen der Heere eben wesentlich geändert. Es ist dies eine Folgerung aus den Millionenheeren, mit denen wir in Zukunft rechnen müssen. Für den Kriegsfall haben wir daraus auch alle notwendigen Folgerungen gezogen. Es scheint aber, daß ihre konsequente Durchführung auf die Friedensverhältnisse nicht überall erfolgt ist.

Daraus ergibt sich auch sofort die Beantwortung der zweiten Frage nach dem wünschenswerten Umfange der Kaisermanöver. Bei ihnen muß auf jeder Seite eine Armee aufgestellt werden, also mindestens drei bis vier Armeekorps mit einer oder mehreren Kavalleriedivisionen unter einem besonderen Armeeoberkommando. Auf diesen Umfang weist auch die Tatsache hin, daß gerade die wichtigsten technischen Einrichtungen, sowie der ganze Verpflegungs- und Nachschubdienst auf die Armee zugeschnitten sind und daß die Armeeoberkommandos die grundlegenden Bestimmungen in dieser Hinsicht zu erlassen haben. Nur wenn wenigstens einmal im Jahre Gelegenheit gegeben ist, alle diese Dienstzweige in wirklich kriegsmäßiger Weise zu üben, wird man die durchaus notwendigen Erfahrungen sammeln und Führer, Stäbe und Truppen in Hinsicht auf den bevorstehenden „großen Krieg der Neuzeit" wirklich ausbilden. Es ist dies eine Forderung, der man sich auf die Dauer nicht wird verschließen können.

Über Wilhelm Ostwalds Kulturphilosophie

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt

Staat und Menschheit

Wenn Ostwald die Nützlichkeit der Zukunftsvorhersage veranschaulichen will, gerät er in flach utilitaristische Sphären. Er betont, wieviel sicherer und besser das Leben gestaltet werden kann, wenn wir in der Lage sind, die naturwissenschaftlich erreichbaren, z. B. meteorologischen Vorhersagungen zu machen usw., ja wieviel leichter die äußeren Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins doch schon heute zu gewinnen sind als noch vor einem Jahrhundert, kurz wieviel leichter die Menschen heute glücklich werden können als in alten Zeiten. Die zerstörenden Gewalten der Natur sind durch des Menschen Hand gebändigt, Seuchen und Pest haben ihre Schrecken verloren, das Behagen am Leben (?!) und die Lebensdauer werden gesteigert, kurz die Naturkräfte, von denen noch Goethe behauptet hat, daß wir nach ihren ewigen, ehernen, großen Gesetzen unseres Daseins Kreise vollenden müssen, sind heute nichts mehr als unsere Haustiere, die für den Menschen arbeiten. — Ja freilich, wie herrlich weit haben wir es doch gebracht! Und wie reuevoll würde Goethe heute sein Unrecht einsehen!

Nun, nicht immer läßt Ostwald die Menschheit sich in diesem selbstgefällig phrasenhaften Tone ein gutes Zeugnis ausstellen. An anderen Stellen spricht er mit ernstem Optimismus vom Weltenfortschritt. Ihm bedeutet die Entwicklung des Menschengeschlechtes „nichts anderes als zunehmende Anpassung an seine Existenzbedingungen, daher beständig zunehmendes Behagen des Einzelwesens an seinem Dasein". Zum zweiten Teile dieses Satzes müssen wir allerdings ein Fragezeichen machen, denn das Behagen hängt doch nicht nur von den äußeren Bedingungen ab. Und wenn wir Ostwalds Aufsatz „Theorie des Glücks" lesen,

finden wir, daß er selbst sich mit dieser Lösung nicht begnügt, sondern die inneren Bedingungen des „Behagens" in der Individualität sucht.

Dieser Aufsatz — einer der merkwürdigsten in der ganzen Sammlung — unternimmt es, das Glücksempfinden mit der Energiebetätigung (Energie hier wie sonst im physikalischen Sinne genommen, also = Kraftauswirkung) in unmittelbare Verbindung zu bringen. Das Glück (G) ist aber insbesondere davon abhängig, daß einerseits die willensgemäß betätigte Energie (E) groß, anderseits die widerwillig betätigte Energie (W) klein ist, und hiernach stellt Ostwald die Formel auf:

$$G = (E + W)\,(E - W) = E^2 - W^2.$$

Man muß die Erörterung dieser Formel bei Ostwald selbst lesen, um zu verstehen, wie bestechend ein solcher Versuch auf den Leser wirken kann, wenn er geistreich und mit Geschick durchgeführt wird. Besonders die typischen Grenzfälle („Heldenglück", „Philisterglück") sind in dem erwähnten und einem späteren Aufsatz gut herausgearbeitet und die energetische Betrachtung des Pessimismus ist trefflich gelungen. Auch auf den Alkoholismus und gewisse religiöse Erscheinungen (Erweckung) fällt aus diesen Zusammenhängen neues Licht; es handelt sich hierbei — ohne daß dadurch alle Fragen dieser Zustände gelöst würden — doch ganz gewiß, wie Ostwald betont, um Befreiung des Menschen von Widerstandsgefühlen, mithin um das Herabsinken des Wertes für W in der Gleichung.

Ostwald hat allerdings an anderer Stelle desselben Buches die Aufstellung solcher Gleichungen, in denen unmeßbare Größen auftreten, ausdrücklich als wertlos erklärt, aber er hat einen anregenden Gedanken in die Diskussion geworfen, dem nachzugehen verlohnt, und er hat, wie er selbst versichert, in ernsten Lebenslagen sich die Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten durch Anwendung der Formel erleichtert. Nur enthält die Formel nicht alle für das Glücksempfinden in Betracht kommenden Faktoren. Die Willensseite ist doch zu ausschließlich betont, und weder das Glück des begegnenden Zufalls noch auch namentlich das Glück der völlig auf sich ruhenden inneren Harmonie lassen die Anwendung dieser Formel zu. Aber innerhalb der von Ostwald berücksichtigten Seelenzustände sind seine Aufstellungen zweifellos richtig. Auch die damit zusammenhängende Erklärung der konservativen und der fortschrittlichen Seele mit ihrer verschiedenen Form des Glückes ist — wenn man nicht sowohl die Wesensgrundlage als den Mechanismus betrachtet — einleuchtend genug; sie weist aber zugleich darauf hin, daß es jene Grenzfälle kaum gibt, sondern daß wir empirisch fast nur Mischungen finden, und zwar solche, deren Verhältnis auch noch zeitlichem Wechsel unterworfen ist. Schließlich ist das Ganze wohl mit dem auch sonst (z. B. von Theodor Lindner in seiner Geschichtsphilosophie) betonten, die einzelnen wie die Massen durchwaltenden Gegensatz von Beharrung (Kontinuität) und Veränderung (Variation) identisch zu setzen.

Wenn wir nach dieser kleinen Abschweifung nach dem ethischen Ziel aller menschlichen in energetischen Formen verlaufenden Betätigung fragen, wenn wir wissen wollen, wem denn die Verbesserung des „Güteverhältnisses" zugute kommen soll, so erhalten wir die Antwort: der Menschheit. Das Ziel ist Entlastung der Menschheit von ihren Leiden und Erhöhung ihrer Freuden.

Einer Auflösung aller nationalen und staatlichen Grenzen geht ja die Entwicklung zu. Denn was ist der Staat? Eine einstweilige Zusammenfassung von

Menschen zur zweckmäßigeren Verwendung der verfügbaren Energien. Warum liegt uns z. B. etwas an der Gründung des Deutschen Reiches? Sein ganzer Wert beruht, wenn wir Ostwald glauben wollen, darauf, „daß es uns ermöglicht, unsere menschlichen Aufgaben mit einem besseren ökonomischen Koeffizienten auszuführen. Wäre etwas wie unsere Unfall- und Invaliditätsversicherung ausführbar gewesen, solange die deutsche Kleinstaaterei bestand? ... Eine entsprechende Organisation war im kleinen Kreise unausführbar. Es ist also nur (!) die rationelle Zusammenfassung der vorher getrennt gewesenen Energien, worin der Wert der großen Gesamtorganisation besteht, und ebenso wie ein Großbetrieb irgendwelche Waren billiger und besser liefern kann als der in seinen technischen Mitteln beschränkte Kleinbetrieb, so bringt der politische Großbetrieb Leistungen fertig, an deren Ausführung der Kleinbetrieb überhaupt nicht gehen kann." Ob sie, die unsere staatliche Einheit schufen, wohl gewußt haben, daß sie es nur um des ökonomischen Großbetriebes willen taten? Und für dieses nationale Warenhaus die Sehnsucht von Jahrzehnten, die Begeisterung der großen Kriege, soviel Blut und Eisen!

Die Auffassung Ostwalds vom Staate führt zu weiteren Konsequenzen. Zur Erreichung seiner Zwecke muß der Staat alle großen Energiekonzentrationen in seiner Hand vereinigen und darf sie nicht in Privathänden lassen. Eine solche Zusammenfassung von Kräften, die der Staat zum Besten seiner Angehörigen einzusetzen hat, war das Heer. Aber der Krieg ist nur noch ein Ingenieurproblem, meint Ostwald, und wird überhaupt in absehbarer Zeit durch eine internationale Organisation unterdrückt werden, „nachdem man einmal begriffen hat, daß diese Form der Erledigung der Schwierigkeiten zwischen Völkern von allen möglichen die unzweckmäßigste, weil energiezerstörendste ist". Die moderne Form der Energieanhäufung ist das Kapital. Ostwald rät daher den Staaten, seine Zusammenfassung in wenigen Händen so wenig zu dulden wie das Halten einer stehenden Armee durch einen Privatmann. Eingriffe ins Privateigentum sollte daher der Staat nicht scheuen. — Die Überschätzung des ökonomischen Gesichtspunktes neben den imponderablen Werten geht bei Ostwald so weit, daß er auch die bedenklichen Seiten einer kommerziellen Organisation der wissenschaftlichen Arbeit (Anstellung wissenschaftlicher Arbeiter zur kommerziellen Ausbeutung ihrer Erfindungen) noch als Kulturfortschritt ansieht, ja daß er das Duell bei Offizieren auch deshalb verwirft, weil jeder ausgebildete Offizier ein Kapital darstellt, das beim Duell gefährdet wird!

Aber der Staat ist eigentlich auch schon ein überwundener Standpunkt. Das Bewußtsein, daß die Menschheit ein Ganzes, ein zusammenhängendes Lebewesen sei, ist für Ostwald die wertvollste aller sozialen Empfindungen. Es läge nahe, die Wurzeln dieses Menschheits- und des Humanitätsbegriffes wie des ganzen Positivismus im Aufklärungszeitalter zu suchen. Denn es ist gerade der für uns national rückgratschwache Deutsche so gefährliche Kosmopolitismus jener Zeit, den Ostwald vertritt, nicht der berechtigte Internationalismus, der in der gegenseitigen Auswirkung der nationalen Individualitäten besteht*). Jedenfalls wirkt Ostwalds

*) Ein Beurteiler, der gewiß den berechtigten Internationalismus zu schätzen weiß, hat über den Unterschied zwischen kosmopolitisch und international neuerdings gute Ausführungen gemacht, nämlich der amerikanische Austauschprofessor H. Münsterberg bei der Eröffnung des Internationalen Studentenvereins in Berlin. Vgl. Internat. Wochenschrift vom 1. April 1911.

Auftreten in dieser Hinsicht für die heutige Zeit des wachsenden Nationalempfindens wie ein Anachronismus, um so erstaunlicher bei einem Naturforscher, dem doch die Verschiedenwertigkeit — auch die energetische — der Rassen und Völker nicht fremd sein kann. Wenn wir selbst die von Ostwald behauptete vererbbare Vervollkommnung (Gegenstück zur erblichen Belastung) annehmen wollten, so würde sie doch nur den auf gleicher Kulturstufe stehenden Nachkommen und nicht denen der Zulukaffern und Papuas und sonstigen kulturunfähigen Menschheitsgenossen zugute kommen, wäre also nicht als Fortschritt der Menschheit zu betrachten. Und eine solche vage Form der Unsterblichkeit würde auch wenig befriedigen.

Ostwald kann gelegentlich in einer Versammlung betonen, daß die Pflichten gegen das Vaterland — Deutschland ist gemeint — mit denen gegen die Menschheit nie in Widerspruch geraten können. „Denn jedes Land, das sich in einem solchen Widerspruch entwickeln wollte, würde den Gegendruck seiner ganzen Umgebung hervorrufen und als einer gegen alle von ihr unterdrückt werden." Hiermit spricht unser Philosoph seinem Einzelvolke das Recht zu nationaler Entwicklung ohne Rücksicht auf etwaige „Menschheitsinteressen" ganz ab und ruft sogar die internationale Polizei gegen die Selbstbestimmung Deutschlands auf. Wäre ein solcher Gedanke in einem anderen Volke wohl möglich gewesen? Und dabei befürwortet Ostwald auch noch stärkere Einwirkung der Professoren auf die Studenten auf dem Gebiete der Politik!

In der Politik sieht Ostwald zwar richtig die Anwendung der Geschichte, kann die letztere aber nur soweit als Wissenschaft anerkennen, als sie Gesetze aus ihren Beobachtungen ableitet und auf die Zukunft anwendet. Die historischen Gesetze sind solche der Kollektivpsychologie (Lamprecht!), und mit experimenteller (!) Methode geht man an die geschichtlichen Dinge heran.

Ohne Zweifel hat Ostwald recht mit der Behauptung, daß die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf die Geschichte in neuerer Zeit vorschreitet. Dies hat ganz gewiß viele Dinge in eine neue Beleuchtung gerückt und fruchtbare Erkenntnisse vermittelt, dem vorwiegend antiquarischen und ästhetischen Interesse an geschichtlichen Dingen neue Gesichtspunkte an die Seite gestellt. Aber sehr optimistisch ist doch die Meinung, daß nun aus der Anwendung der neuen Methode sich alsbald Gesetze ergeben würden, die sich bei der Gestaltung der Zukunft in größerem Maße anwenden lassen. Ostwald unterschätzt die Schwierigkeit der zu bewältigenden Aufgaben; eine experimentelle Methode ist nach der Beschaffenheit des Stoffes ausgeschlossen, und die Schlüsse aus der Überlieferung sind oft weder sicher noch eindeutig. Dazu kommt das unberechenbare Auftreten der Einzelpersönlichkeit, die unter Umständen alle kollektivpsychologischen Schlüsse umwirft. Ostwald freilich hält die Sache für so einfach, daß ihm nicht einmal die Gesamtheit des historischen Materials zur Erzielung der erforderlichen Resultate nötig erscheint. Aus einer gewissen Abneigung gegen das Studium der Antike und mangelhafter Vertrautheit mit dem geschichtlichen Stoff resultiert wohl seine Behauptung, daß man das klassische Altertum nicht zu studieren brauche, da jedes andere geschichtliche Gebiet die allgemeinen geschichtlichen Gesetze ebensogut wie diese Periode liefern könne.

Im Hasse gegen den Historismus begegnet sich Ostwald mit Nietzsche; aber es sieht fast so aus, als ob er die Geschichte, sowohl die Wissenschaft vom Geschehenen

als das Geschehene selbst und die davon übriggebliebenen Reste, aus der Welt entfernt wünschte. Nicht das Geschehene, sondern nur seine Wirkung scheint ihm von Wert zu sein. Zur Beurteilung des Verständnisses, das Ostwald historischen Erscheinungen entgegenbringt, möchte ich auf zwei Äußerungen von ihm hinweisen. In den „Großen Männern" spricht er von der Überschätzung der Einzelerscheinung, die in den historischen Wissenschaften üblich sei. Wenn z. B. ein altes Bild vernichtet werde, so spreche man von einem unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft, und ein Stück eines Raffaelschen Bildes zu opfern, um eine chemische Untersuchung über Technik und Material anzustellen, gelte für Barbarei. „Es muß bereits Kopfschütteln erregen, was das für eine Wissenschaft sein soll, in die etwa die zufällige Unachtsamkeit eines Hausdieners, durch welche ein Brand entsteht, eine nie zu ergänzende Lücke soll reißen können." Es zeige sich hier, daß diese Wissenschaft noch in den Anfängen stehe, in einem Stadium, wo noch jede Einzelheit gesammelt werden müsse, weil man noch nicht einsehen könne, welche Bedeutung sie habe. „Je weiter dann die geistige Bewältigung des Gebietes vorgeschritten ist, um so leichter kann irgendein individuelles Spezimen entbehrt werden. Denn für die Wissenschaft ist nicht das wichtig, wodurch sich der Einzelfall von allen anderen unterscheidet, sondern umgekehrt das, was er mit möglichst vielen anderen gemein hat"... Verschwindet ein Kunstwerk vom Erdboden, so verschwindet doch nicht der Einfluß, den es einst auf die Kunstentwicklung geübt hat. „Daraus folgt, daß gerade die größten anerkannten Kunstwerke der Vergangenheit am ehesten entbehrt werden können." — Wenn man nach einem Beweise gesucht hätte, um die naturgeschichtliche Methode als unzureichend für die Geschichte zu erweisen, so hätte er meines Erachtens nicht besser erbracht werden können. Die Geschichte setzt sich eben nicht wie die Naturwissenschaft das Allgemeine, sondern auch und gerade das Individuelle als Objekt, speziell die Kunstgeschichte sucht hinter den Kunstwerken die Künstlerindividualität. Das ist aber Ostwalds einseitiger Gedankenrichtung unverständlich. — Und anderseits ist ihm wieder das Geschehene sozusagen „falsch geschehen", weil es nicht einen geraden Weg, sondern einen Umweg nach dem Ziele des Fortschrittes, wie er ihn sieht, darstellt. In seinem Aufsatz „Entwicklung und Renaissance" betont er, daß die Renaissance „tatsächlich eine Unterbrechung und Störung war, durch welche eine vorhandene natürliche Entwicklung auf gewissen Gebieten in einer äußerst folgenreichen und nachteiligen Weise vernichtet worden ist". Daß die Geschichte der europäischen Völkergesellschaft mit ihrer gegenseitigen kulturellen Beeinflussung aus lauter „Störungen der natürlichen Entwicklung" besteht, insofern jedes Volk isoliert sich anders entwickelt hätte, und daß in diesen „Störungen" auch eine Hauptschwierigkeit für die Anwendung von Naturgesetzen auf die Geschichte liegt, ist Ostwald entgangen. Der geschichtliche Verlauf zeigt, daß der Satz von der steten Verbesserung des Güteverhältnisses bisher nicht realisiert ist; „nachteilige" Entwicklungen werden wohl auch in Zukunft nicht ausbleiben. Für Ostwald aber ist alles, was nicht in das Schema dieses Satzes paßt, wert, daß es zugrunde geht.

Sprachwissenschaft und Sprachen

Der Mangel an Achtung vor dem historisch Gewordenen ist auch bezeichnend für Ostwalds Stellung zur Sprachwissenschaft und zu den Sprachen selbst. Er ist überzeugt, „daß Sprachen so ziemlich das ungeeignetste Material zur Ausbildung

jener höchsten geistigen Fähigkeiten sind, von deren Vorhandensein der Kulturzustand und der Platz einer jeden Nation in der Menschheitsgemeinschaft bestimmt wird". Warum? Weil sie unsystematisch sind, weil sie (d. h. die Grammatiken) Regeln enthalten, die nicht die zwingende Logik von Naturgesetzen haben, sondern Ausnahmen zulassen. Daher werde durch sprachliche Übung die Logik verdorben. Ostwald übersieht hier, was jeder Schüler einer höheren Schule sehr bald einsieht, daß es nämlich mit den grammatischen Regeln und mit den Naturgesetzen eine ganz verschiedene Bewandtnis hat; die Grammatik enthält eine Sammlung aus der Beobachtung des Sprachgebrauchs gewonnener Tatsachen, deren innere, logische Verknüpfung und Verursachung in den meisten Fällen dunkel bleibt, weil es sich um unbewußte Äußerungen des Menschengeistes handelt; dagegen sind Naturgesetzen ein nach Ursache und Wirkung klar durchschaubares System, bei dem allerdings Ausnahmen unmöglich sind, weil damit die Kausalität verneint würde.

Aber noch ein zweiter Vorwurf wird von Ostwald gegen die gegenwärtig üblichen Sprachen erhoben: sie enthalten im Ausdruck vieles, was den heutigen, von neuer Erkenntnis belehrten Vorstellungen nicht mehr entspricht. Es ist schrecklich, aber wir sagen heute noch „Sonnenaufgang", obgleich wir wissen, daß wir uns damit wissenschaftlich eine Blöße geben, da doch die Sonne nicht aufgeht, sondern der Erdball sich dreht. In der Tat, jede natürliche Sprache ist voll solcher Ausdrücke, ist ein Schatzkästchen voll der herrlichsten Reste vergangener Vorstellungen und Bilder, und unsere Sprachforscher haben ihre beste Kraft darangesetzt, diese Bilder aufzusuchen und den heutigen Menschen zu zeigen, und trotz Ostwald wird noch mancher nachdenkliche Kopf an diesen Zeugen des Werdens seine helle Freude haben, ohne sich deshalb die Logik verderben zu lassen. Der Kampf gegen die Sprache als Bewahrerin alten Erbgutes mit der Waffe der Logik ist ein Windmühlenkampf und erinnert an das Vorgehen jener rationalistischen Kirchenliedverbesserer, die in dem Lied „Nun ruhen alle Wälder" die Zeile „Es schläft die ganze Welt" der Wissenschaft entsprechend ersetzten: „Es schläft die halbe Welt", weil ja die Antipoden dann gerade Tag hätten. Es ist schwer, nicht zu lächeln, wenn man den Eifer sieht, mit dem Ostwald gegen solche Windmühlen wütet: „Weshalb ist im Deutschen die Sonne weiblich und der Mond männlich, während in den meisten anderen Sprachen das Umgekehrte gilt? Es mag völkerpsychologische Ursachen haben, mit denen aber das Kind, das diesen Unterschied lernen muß, nichts anfangen kann; eine logische Ursache hat es nicht, sondern es ist die verkörperte Willkür." Kurz, was nicht regel- und gesetzmäßig verläuft, so daß jedermann sofort Ursache und Wirkung erkennt, muß vernichtet und durch „Besseres" ersetzt werden. Im einzelnen beanstandet Ostwald im Deutschen z. B. die überflüssigen Artikel und Flexionsformen, kurz alles, was unsere Sprache aus einer reicheren Zeit in die Gegenwart herübergerettet hat. Gewiß, verständlich und brauchbar wäre unsere Sprache auch, wenn sie nur einen (oder keinen) Artikel hätte. Brauchbar wäre für uns auch ein Ochse ohne Hörner, ein Pferd ohne Schwanz und Mähne.

Man kann also den Sprachen nach Ostwald keinerlei bildende Wirkung zuschreiben. Das wäre, „als wollte man Geometrie an den Formen der Pflanzen und Tiere lehren". Schwerlich hat Ostwald, als er diesen Vergleich niederschrieb, bedacht, wie sehr er gegen ihn selbst spricht. Freilich ist es so: So wenig man

die Formen von Lebewesen durch die rein verstandesmäßige Geometrie begreifen kann, so wenig kann überhaupt ein Organismus, ein Gewachsenes durch die Mittel der reinen Logik begriffen werden. Damit fällt der Angriff auf die natürlichen Sprachen; sie sind gewachsen, geworden, also sind sie, ob sich ihre Existenz und Beschaffenheit logisch rechtfertigen läßt oder nicht.

Der Feldzug, den Ostwald gegen die Sprachen führt, findet seine energetische Begründung in der Kraftvergeudung, die er in der Erlernung fremder Sprachen sieht. Der moderne Kulturmensch setzt allerdings einen großen Zeit- und Energieaufwand an Sprachstudien; nach Ostwald wirken diese — neben ihrer Überflüssigkeit — verdummend. Hier haben wir den Ausgangspunkt seiner Schulreformbestrebungen. Mit besonderem Haß, der hie und da geradezu fanatische Formen annimmt*), verfolgt Ostwald das Studium der alten Sprachen.

Die Anklagen, die er gegen den übermäßigen Betrieb des Sprachenlernens überhaupt erhebt, beruhen größtenteils auf der schon erörterten Behauptung von der Unlogik der Sprachen. Im übrigen ist hier nicht der Ort, auf die Frage vom Bildungswerte des Sprachunterrichts einzugehen, die auch außerhalb der Kreise Ostwaldscher Anhänger umstritten ist. Nach Ostwald müßte die Mittelschule vom Sprachunterricht befreit und dafür mit einem entsprechenden Maße naturwissenschaftlichen und deutsch-literarisch-philosophischen Unterrichts bedacht werden.

Es steckt recht viel Beherzigenswertes in diesen Gedanken; wenn auch ihr Urheber mit seiner unbedingten Verwerfung der Sprachstudien und seiner Bevorzugung anderer Fächer weit über das Ziel hinausschießt, so wird sich eine künftige Schulreform doch wohl — wenn auch mit Maßen — in ähnlicher Richtung bewegen müssen, vielleicht auf dem Wege weitgehendster Wahlfreiheit der Fächer, wodurch dann die ganz sprachunfähigen Köpfe, die Ostwald geneigt ist mit den besten zu identifizieren, von der Qual der Grammatik befreit werden. Denn es drängt doch heute alles nach der Richtung, daß wir nicht in der gleichmäßigen Aneignung eines enzyklopädischen Wissens, sondern vielmehr in der Entwicklung der im Menschen schlummernden Kräfte, die selten gleichmäßig verteilt sind, das Ziel der Schule sehen. Ostwald geht so weit, daß er sagt: „Die großen Leistungen auf allen Gebieten werden nicht von Leuten vollbracht, die allseitig und harmonisch gebildet sind, sondern von einseitigen Menschen."

Hierin ist auch das Grundmotiv angeschlagen, das durch das ganze Buch von den „Großen Männern" hindurchklingt.

*) Ich denke hier namentlich an die den Verteidigern des humanistischen Gymnasiums unterstellten hinterlistigen Beweggründe („Ford. d. T." S. 535 f.). — Ostwald hat übrigens eine besondere Streitschrift „Wider das Schulelend" geschrieben, worin er seine Anklagen und Reformpläne darlegt.

Im Hunsrück und Hochwald

Von W. Rothe-Berlin

Hunsrück! — Eifel! — Hu, wie dem Leser bei diesen Namen graust! Er denkt an rauhe Einöden, über die im Winter der eisige Schneesturm braust, und auf denen im Sommer die glühende Sonne das bischen Vegetation erbarmungslos tötet. Weit gefehlt! — Die landläufige Ansicht ist wie so oft falsch.

Über die Eifel hat man durch die Romane von Clara Viebig allmählich ein richtigeres Bild gewonnen. Aber den Hunsrück kennt man fast gar nicht. Eine Wanderung durch die Gegend zwischen Mosel und Nahe, den Hunsrück und den Hochwald, zeigt, daß es auch im deutschen Vaterland noch Gegenden gibt, die der Entdeckung wert sind.

Der Tourist, der die Nahe besucht, in Kreuznach die Salinen gesehen und vielleicht bis Münster a. Stein vorgedrungen ist, sollte nicht meinen, nun alle Schönheit weit und breit erschöpft zu haben, sondern sich noch ein Stündchen auf die Bahn setzen und bis Oberstein fahren. Während der Fahrt von Kreuznach grüßt uns die sagenumwobene Ebernburg mit dem von Cauer erbauten Hutten-Sickingen-Denkmal. An der mächtigen Granitwand des Rothenfels vorbei fährt der Zug weiter; Waldböckelheim, Staudernheim, Kirn, Fischbach fliegen vorüber. In Oberstein bietet sich schon von dem hochgelegenen Bahnhof aus eine prächtige Aussicht. So weit das Auge reicht — hohe Felsen, die die ganze Stadt zu umschließen scheinen! Ein letzter Sonnenstrahl trifft die Ruine des alten Schlosses und die in den Felsen gehauene Kirche. Zwei Brüder, die in der alten Burg wohnten, so erzählt die Sage, waren in heißer Liebe zu einem Burgfräulein entbrannt; in einer dunklen Stunde stürzte der eine Bruder seinen Nebenbuhler in sinnloser Eifersucht den steilen Schloßberg hinab. Ruhelos irrte er seit dieser frevelhaften Tat umher, bis ihm ein Eremit den Weg zum Frieden wies. Er begann den harten Felsen auszuschachten, um eine Kapelle zu errichten, und als er, durch einen plötzlich hervorbrechenden Quell gestärkt und von neuer Hoffnung erfüllt, sein Werk vollenden konnte, fand seine arme Seele den heißersehnten Frieden.

Eng und schmal sind die Straßen Obersteins, man hat das Empfinden, als ob die Felsen, die dräuend ihre Häupter hie und da über den Häusern empor-

recken, daran schuld sind; vielleicht ist es auch nur die altertümliche Bauart. Die Bahnhofstraße zeigt Laden an Laden, in denen Achatsteine, das Produkt der heimischen Industrie, in allen Farben und Arten feilgehalten werden.

Diese Steine sind meist nicht echt gefaßt, sondern, wie der Volkswitz sagt, mit „Uberstäner Schorschteguld" (Obersteiner Schornsteingold d. i. Tombak). Neuerdings geht man aber dazu über, wertvolle Steine in echter Fassung in den Handel zu bringen.

Die Oberstein überragende Ritterburg, von der nur noch efeuumsponnene Ruinen erhalten sind, wurde im elften Jahrhundert von den Herren „vom Stein" erbaut. Im inneren Schloßhof hat man neuerdings zwischen den Trümmern mittelalterlicher Herrlichkeit ein Denkmal für die 1870/71 gefallenen Krieger errichtet.

Eine elektrische Straßenbahn verbindet die beiden Schwesterstädte Oberstein und Idar. Gerade auf der Grenze liegt die Gethenbach, die Oberrealschule, mit den freundlichen Häusern und Gärten der Oberlehrer.

Schon zu Beginn unserer Zeitrechnung muß der Ort Idar eine römische Niederlassung gewesen sein; darauf deuten viele alte Funde hin. Besonders interessant ist unter diesen eine Gemme aus einheimischem Edelstein von antiker Arbeit, die zeigt, daß das Kunstgewerbe der Achatverarbeitung, dessen Hauptsitz Idar ist, auch damals schon bekannt war. Idar hat etwa fünftausend Einwohner und liegt wie Oberstein in einem Talkessel. Bewaldete Höhenzüge umringen es schützend, und nur nach der Obersteiner Seite herrscht der kahle Sandstein vor. Hier haben sich die reichen Steinfabrikanten nach dem Muster der Obersteiner Felsenkirche neuerdings ihre Villen in den Felsen einbauen lassen. Terrassenförmig steigen die Stockwerke und Gärten in den Sandstein gehauen empor.

In der oberen Stadt liegt die Gewerbehalle. Wie in einem Museum ist hier alles zusammengetragen, was die Industrie in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, u. a. eine Uhr aus Tigerauge, die auf der Weltausstellung in Chicago war. Perlen und Edelsteine werden in Idar viel verarbeitet.

Ein reges geschäftliches Leben, das von sozialen Gegensätzen noch ziemlich unberührt ist, herrscht in den beiden Städten. Standesunterschiede gibt es kaum: der Holzfuhrmann oben aus dem Gebirge sitzt vormittags mit dem reichen Steinhändler gemütlich an demselben Tisch beim Frühschoppen; und auch die Sprache der Leute ist die gleiche. Der Großkaufmann, der die halbe Erde bereist, englisch und französisch „wie Wasser" spricht, redet hier im vertrauten Kreise nur sein Hochwälder Plattdeutsch, wie es die Großväter taten, als sie noch mit dem Schleifensack auf dem Rücken selbst zur Arbeit gingen bevor der große Aufschwung nach dem Kriege kam.

Um auf den Hochwald zu gelangen, benutzt man auch heute noch, wie es ebenfalls schon die Großväter taten, die Postkutsche. Der von ihr befahrene Weg zieht sich durch ein reizvolles Tal, das stundenlang fast ununterbrochen auf beiden Seiten von üppigem Buchen- und Birkenwald umsäumt wird. Die meist vorzüglich gehaltenen Chausseen sind hier fast überall an den Gräben mit Ebereschen bepflanzt, deren korallenrote Früchte im Herbst auf die Krammetsvögel warten, die, den Magen mit köstlichen Weinbeeren gefüllt, von der Mosel herüberstreichen und hier zu Hunderten gefangen und nach Saarbrücken und Trier versandt werden. Der Hochwälder Bauer „ißt so ebbes nit, dat is for die Häreleit in der Stadt"

(ißt so etwas nicht, das ist für die Herrenleute in der Stadt). Nur eine Delikatesse gibt es hier: das sind im Frühjahr Froschschenkel, die mit Eiern und Butter in der Pfanne geröstet werden. Ebenso fehlen auf keinem Bauerntisch abends zur sauren oder süßen Milch pommes frites, „Bräts" genannt. Die rohe Kartoffel wird in viereckige Würfel geschnitten, in siedendem Öl, das aus dem viel angebauten Raps geschlagen wird, gelbbraun gebacken: eine französische Sitte, wie auch die Sprache mit französischen Brocken stark untermischt ist.

Hinter Idar liegen auf der Anhöhe Dörfer, in denen hauptsächlich Schleifer wohnen. Durch grüne Wiesen fließt der Idarbach und treibt auf seinem Wege die zahlreichen Schleifen, die durch das ganze Tal zerstreut liegen. Es sind kleine einstöckige Häuser, die mit ihren großen Fenstern an Malerateliers erinnern. Hier werden die in der ganzen Welt bekannten Edel- und Halbedelsteine geschliffen und gebrauchsfertig, d. h. fassungsfähig gemacht. Früher fand man diese Achate in der Nähe von Idar und im Kreise St. Wendel, aber man hat das mühsame Suchen seit über einem halben Jahrhundert aufgegeben, als ausgewanderte Idarer sich auf der Rückkehr von einem Fest verirrt hatten und an dem Flüßchen Taquary in Südbrasilien Carneole in großen Mengen fanden. Als man auch in dem angrenzenden Uruguay Achate entdeckte, entwickelte sich bald ein lebhafter Handelsverkehr mit der alten Heimat. Auch jetzt liegt der ganze Großhandel in den Händen einiger Idarer Häuser, die die Steine von ihren Agenten sammeln und auch bei den Farmern aufkaufen lassen. Allwöchentlich finden in Idar größere Versteigerungen von diesen Steinen statt, wozu die Schleifer aus der ganzen Umgegend oft zwei bis drei Stunden weit herbeiströmen. Opale und Edelsteine werden mehr von Hand zu Hand gehandelt. Die in Idar auf den Markt kommenden Steine stammen aus allen Weltteilen. So kommen Amethyste, Kristalle und Turmaline aus Brasilien, Tigerauge aus Afrika, Granaten aus Indien und Ceylon, Achate aus Australien, Neuphrite aus Neuseeland, Malachit aus Rußland usw.

Es gibt etwa hundertzwanzig Schleifen im ganzen Industriebezirk. Früher wurde die Art des Schleifens wie auch die Einrichtung der Schleifen als Geheimnis gehütet. Kein Ausländer wurde in die Zunft aufgenommen. Jetzt ist das anders geworden, jedem Fremden wird von den freundlichen Leuten die Besichtigung gestattet und alles aufs eingehendste erklärt. Beim Eintritt in eine Schleife empfängt den Besucher ohrenbetäubender Lärm. Um einen großen Wellbaum, den das draußen gehende Mühlrad treibt, hängen vier bis fünf Schleifsteine, wovon jeder ein Gewicht von dreißig bis vierzig Zentnern hat. Diese großen Sandsteine kommen meist aus der Pfalz und werden, bevor man sie in Gebrauch nimmt, genau untersucht, ob sie keinen Sprung haben, denn bei der außerordentlich schnellen Umdrehung kommt es doch trotz aller Vorsicht vor, daß ein Schleifstein herausspringt und alles zertrümmert. Vor diesen Steinen liegen je zwei Arbeiter und zwar auf eigens hierzu konstruierten, muldenförmig ausgehöhlten Holzblöcken, die den Armen die volle Bewegungsfreiheit lassen. Die Füße werden gegen einen Holzklotz gestemmt, um den zu bearbeitenden Stein mit der nötigen Kraft gegen den Schleifstein, der mit verschiedenen „Bahnen" oder „Formen" versehen ist, drücken zu können. Diese Art der Steinbearbeitung ist für die Leute ungeheuer gesundheitsschädlich. Durch das stundenlange Liegen vor

dem Stein wird der Magen gedrückt, die Brust kann sich nicht ausdehnen, und der feine Staub, der sich beim Schleifen entwickelt, setzt sich in der Lunge fest. Das kalte Wasser, das ständig über den Stein rieselt, tut das übrige, und der Schleifer verfällt oft schon in ganz jungen Jahren der sogenannten „Schlifferkrankheit", der Schwindsucht. Düster sieht dieses Bild aus, und doch sind die „Schliffer" das lustigste Völkchen, das man sich denken kann.

In einer Ecke des Schleiferhäuschens steht die Schneidemaschine, auf der das Rohmaterial von einer rotierenden Blechscheibe geschnitten wird, die an den Rändern mit Diamantstaub bestrichen und mit Petroleum getränkt ist. Dieser Geruch nach Petroleum und Fett ist allen Schleifen eigen; wer den „Duft" einmal kennt, vergißt ihn nicht wieder. Die Steine haben nach dem ersten Schleifprozeß eine unscheinbare Färbung. Die schöne Maserung wie auch die verschiedene Färbung werden durch Metallsalze, Erhitzen und Säuren erzeugt. Später folgt dann das umständliche Polieren, und manches Stück muß schweren Herzens ausgeschieden werden, weil es einen Fehler hat, der oft mit dem bloßen Auge gar nicht zu sehen ist, aber von dem Abnehmer in Idar unfehlbar entdeckt wird.

Da, besonders im Sommer, wenn wenig Wasser in der Idar ist, das Wasser gestaut werden muß und nur gearbeitet werden kann, wenn die „Klaus" kommt, d. h. wenn die Schleusen geöffnet werden, haben die Schleifer eine Menge freie Zeit. Das Wasser kommt meist in den Morgen- und Abendstunden, und wenn es von seinem hohen Gefälle auf die breiten Schaufelräder herunterstürzt, daß es wie unzählige Diamanten in der Sonne aufsprüht, dann wird emsig gearbeitet.

Im Postwagen waren wir Zeugen eines amüsanten charakteristischen Gesprächs, das zwei „Schliffer" führten. Sie unterhielten sich übers Geschäft, die Steinpreise u. a. Der eine war ein „Idarbänner", wie die Bewohner des Idartales von den Hochwäldern genannt werden, und der andere ein Hochwälder, der neben seiner Schleiferei auch noch ein kleines Bauerngut besaß. Es war nun interessant zu beobachten, wie halb geringschätzig, halb bewundernd der schwerfällige Hochwälder den beweglichen Idarbänner behandelte. „Lauter Idarbänner das sind Geldverschwender" heißt ein alter Spottvers. Wer nicht selbst so viel Korn zieht, daß er das ganze Jahr Brot hat, der gilt als arm, mag er als Schleifer das Doppelte in barem Geld verdienen, „er hat über Nacht kein Brot im Hause", „sie hon neist" (sie haben nichts), heißt es. Wo ein Idarbänner und ein Hunsrücker zusammenkommen, geht es nie ohne ein kleines Wortgefecht ab. Als wir die Grenze zwischen Preußen und dem kleinen Fürstentum Birkenfeld, das hier als oldenburgische Enklave in preußischem Gebiet liegt, überschritten, entspann sich zwischen den beiden ein Streit, welche Chausseewalze besser wäre, die preußische oder die oldenburgische. „Die preußische," sagte natürlich der Bauer, „denn sie ist größer und schwerer wie das kleine Ding, was die Oldenburger haben." — „Weeste, Hannes," entgegnete der Oldenburger mit listigem Augenzwinkern nach uns hin und deutete auf die oldenburgische Walze, an der wir gerade vorbeifuhren, „hal e mol bei Daume drinner, eich fin dir gut dafor, er wird blo." (Halte mal den Daumen darunter, ich garantiere dir dafür, er wird blau.) Alles lachte. Mit roten Ohren rückte der andere zur Seite, sein hochblonder „Sprausbart" wurde noch stachlicher, aber er sagte nichts mehr, sondern hüllte sich in dichte Rauchwolken.

Von Kempfeld aus besteigt man die Wildenburghöhe, die in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich von Kelten durch einen Ringwall befestigt war. Noch heute sieht man stellenweise Spuren des von Menschenhand angelegten Walles. Auch den Römern dürfte die steile Höhe als Befestigung gedient haben. Im Jahre 1328 erbaute Wildgraf Friedrich v. Kirberg die Wildenburg, aber bereits 1330 mußte er den Erzbischof Balduin von Trier als Lehnsherrn anerkennen. Das Schloß ist schon lange zerstört; in der letzten Zeit bewohnte der wild- und rheingräfliche Amtmann die Burg. Jetzt ist sie neben dem angrenzenden Wald Staatseigentum. Trutzig ragt der Bergkegel empor; vor Erfindung des Pulvers mag die Burg uneinnehmbar gewesen sein. Jetzt sind von ihr nur noch Trümmer vorhanden. Von dem kreisförmigen Plateau aus sieht man in geringer Entfernung die Asbacherhütte liegen. Dort besaß der später bei Saarbrücken-Neunkirchen mächtige Freiherr v. Stumm-Halberg die erste Eisengießerei. Jetzt ist dort ein Erholungsheim für Diakonissinnen errichtet.

In der „Hexenküche" nahe bei der Ruine werden allsonntäglich und auch in der Woche von den zahlreich aus der Umgegend zusammenströmenden Ausflüglern große Spießbratenessen veranstaltet. Diese Sitte haben Idarer Steinhändler aus Texas mitgebracht. Ein kunstgerecht geschichteter Holzstoß wird angezündet, und erst wenn kein Flämmchen mehr brennt, sondern nur noch glühende Kohlen vorhanden sind, wird das in handgroße, ziemlich dicke Stücke geschnittene Rind- oder Schweinefleisch, das man in einer Essig-, Salz- und Zwiebeltunke einige Tage mariniert hat, auf fingerdicke Holzspieße gezogen. Auf beiden Seiten des Feuers werden gabelförmige Holzpflöcke in die Erde gerammt, der Spieß wird behutsam darüber gelegt und mit dem darauf hängenden Fleisch beständig gedreht, damit ja kein Tröpflein Saft verloren gehe. Röstet das Feuer zu stark, so genügen einige Tropfen Sauce, um ein Ansengen zu verhüten. Während oben das Fleisch brät, hat man unten in die Kohlen Kartoffeln mit der Schale eingescharrt und sorgfältig wieder mit Asche bedeckt. Nach einer Stunde ungefähr ist das Ganze fertig und bildet mit frischer Butter, die man auf die Kartoffeln legt, ein leckeres Mahl.

Auf dem Hochwald zerstreut liegen auffallend viele kleine Dörfer. Die Häuser sind meist mit Schiefer gedeckt, den einige Schieferbrüche billig liefern. Häufig ist auch die Wetterseite des Hauses damit beschlagen. Die innere Einrichtung der Wohnräume ist denkbar einfach. Der Bauer mag in seinem Hause noch so viele Zimmer haben, er wird doch nur einen Raum benutzen, in welchem im Winter auch für das Vieh gekocht wird. Die Küche wird nur im Sommer gebraucht. Vor oder hinter dem Hause liegt der tiefe Ziehbrunnen, der klares kühles Wasser liefert. Viel blitzendes Zinn gibt es noch heute in alten Familien, auch schöne Schränke und Truhen sieht man hier und da, aber meist besteht die Einrichtung aus einer an der Wand entlang laufenden Bank, einem mächtigen Holztisch und ebensolchen Stühlen. Ein Glasschrank mit greller Tapete ausgeklebt steht in der Ecke, wo einige „Prunkstücke" paradieren, meist Tassen: „Zum Geburtstag", „Dem Hausherrn" usw. Im Alkoven oder in der daneben meist nur durch eine bunte Kattungardine getrennten Kammer steht das zweischläfige Riesenbett. Auf dem Ofenmäuerchen über dem eisernen Schrankofen, aus dem im Winter die Düfte des Viehtopfes aufsteigen, stehen in langen Reihen die Milchtöpfe. Ein strohgeflochtener

Sessel in der Ofenecke dient dem Großvater als Ruhesitz. Eine mit bunten Rosen bemalte Schwarzwälder Uhr oder auch neuerdings ein Regulator vervollständigen mit kleinen weißen Gardinen und einigen blühenden Geranien und Fuchsien die Einrichtung. In der Küche befindet sich der Backofen, in dem je nach Größe der Familie, so oft es nötig ist, sechzehn bis achtzehn schwere runde Brote gebacken werden. Über dem eisernen Herd ist der offene Rauchfang, in dem die Würste und Schinken für den Winter hängen. Sonst ist nur der notwendigste Hausrat vorhanden. Der Fußboden ist mit Sandstein, wenn der Geldbeutel es erlaubt, auch mit Mettlacherplatten belegt. In den Zimmern wird der Fußboden geölt oder weiß gescheuert. Eine Diele ist zum Aufheben eingerichtet, durch die Öffnung werden im Herbst die Kartoffeln hinabgeschüttet. Im Keller findet sich stets das riesige Faß voll Sauerkraut, dem Hauptgemüse für den Winter. Auch bei Kindtaufen und Hochzeiten fehlt die Sauerkrautschüssel nie. Vor den Häusern steht etwas abseits von dem Düngerhaufen der kunstvoll geschichtete Holzstoß, denn hier wird nur Holz gebrannt. Den Beamten wird ein entsprechendes Quantum von den Gemeinden geliefert. So werden den Pfarrern etwa fünfundvierzig Raummeter, den Lehrern entsprechend weniger schönes Buchenscheit- und Knüppelholz gestellt. Mächtige Kloben haut man aus dem Knüppelholz zurecht, die im Winter den eisernen Ofen in Glut halten. Eine besondere Tracht haben die Leute nicht. Die Männer tragen Rock und Jacke aus blauem Leinen und im Winter ein derbes Zeug, „Tirtei" genannt, das aus gesponnener Schafwolle gewebt wird und so hart und fest ist, daß man, um es zu tragen, wirklich nicht empfindlich sein darf. Die Frauen haben mäßig weite Röcke aus Baumwollzeug oder im Winter auch aus Tirtei mit einer losen Jacke darüber. Eine bunte Schürze vervollständigt den Anzug, der zumal zur Heuernte, wo besonders hübsche Jacken getragen werden, recht schmuck aussieht. Sonntags kleidet man sich nach der Mode, wenn auch nicht gerade nach der neuesten.

Ganz sonderbar sieht die Kirche in dem kleinen Pfarrdorf Sensweiler aus. Die Leute erzählen, sie sei bereits zur Heidenzeit erbaut und im Dreißigjährigen Krieg sei der Turm zerstört worden. Verbürgen kann man's nicht, aber der Turm ist wirklich bis zur Hälfte abgetragen und dann mit Schiefer gedeckt. Er guckt mit seinem riesigen Schalloch vorwurfsvoll ins Land. Die Uhr geht auch seit Menschengedenken nicht mehr. Ein Lehrer soll aus Bosheit das Werk in Unordnung gebracht haben, weil das Aufziehen ihm zu lästig war. Nun, sie wird nicht vermißt; um 11 Uhr mittags wird geläutet, dann wissen die draußen auf dem Felde, daß es Zeit ist, zum Mittagessen nach Hause zu gehen.

Die Hochwaldbewohner sind fast sämtlich protestantisch. Der einzige katholische Ort diesseits des Waldes ist Langweiler; zwei Stunden jenseits findet man kaum noch einen Protestanten. Religionsstreitigkeiten gibt es aber nicht, man hält friedliche Nachbarschaft. Die Pfarrherren besuchen sich gegenseitig, und manches Fläschchen aus staubigem Kellerwinkel wird mit dem „Herrn Stiefbruder" in traulichem Gespräch getrunken. In Wirschweiler war dreißig Jahre lang ein Neffe des berühmten Kossuth als Seelsorger tätig, ein unruhiger herrischer Kopf, der, nachdem er sieben Jahre in Klagenfurt wegen politischer Umtriebe interniert gewesen, aus Österreich ausgewiesen und nach mancherlei Irrfahrten in das weltentlegene Hochwalddorf verschlagen wurde. Ein Menschenalter hindurch hat er

hier, leidenschaftlich genug, das Evangelium allsonntäglich gepredigt, tiefe Wunden hat seine schwere Hand der alten Kanzel im Eifer der Rede geschlagen, aber wie sehr er auch gewettert hat, verstanden haben ihn die Leute nicht. War er doch ein Tscheche, der das Deutsche nur mangelhaft beherrschte, und bei einem Hunsrücker muß deutlich gesprochen werden, wenn er Hochdeutsch überhaupt verstehen soll. Aber fortlassen wollten sie ihn doch nicht, als die Behörde mit Pensionierung kam; da machten sie lange „Schriften" in hartnäckiger Bauernart, bis der Pfarrer bleiben durfte. Nun ruht er längst in Frieden.

Blutige Fehden hat es hier vor langen Jahren mit den Nachbarn gegeben. Einmal — es ist schon lange her, die Beteiligten deckt längst der Rasen — hatten sich die Wirschweiler verschworen, der erste, der von einem anderen Dorf zu ihnen käme, würde erschlagen. Wochenlang ließ sich kein Fremder sehen. Da eines Tages erwartete eine junge Frau aus Sensweiler Mutterfreuden. Der Bauer vergaß in Eile und Freude die furchtbare Drohung und eilte nach Wirschweiler, um die dort wohnende weise Frau zu holen, aber er wurde gesehen und so lange gesteinigt, bis er sterbend vor dem Dorf zusammenbrach und das Kind zur Waise wurde, noch bevor es geboren. Sie sind lange tot, die Zeugen dieser blutigen Tat, aber noch heute wird die Stelle gezeigt, wo der Ärmste seine Seele aushauchte, und in blutigen Schlägereien bei Kontrollversammlungen und Kriegerfesten lodert der alte Haß auch bei den Nachkommen oft von neuem auf.

Eine lebendige Chronik der Gegend fanden wir in einem alten Lehrer, als wir eines Abends nach langem Marsche durch herrliche Wälder in einem guten Dorfwirtshaus beim Essen saßen. Der alte Herr saß gemütlich bei seinem Abendschoppen in einer Ecke und schmauchte seine Pfeife. Als wir ihm von unserer Wanderung erzählten und die Schönheit seiner Heimat priesen, wurde er lebendig. Wir mußten uns über die vielseitigen Interessen des Mannes wundern, der in den fünfzig Jahren seines Hierseins außer einer Reise zum Niederwalddenkmal in den achtziger Jahren nie weit über die Grenzen seines Dorfes hinausgekommen war. Er erzählte von den Zeiten nach dem Krieg, da die Staatschaussee von Idar heraufgelegt wurde, die über alle Dörfer gehen sollte; wie hartnäckig sich die Bauern gegen die Neuerung sträubten, weil sie Angst vor zuviel Einquartierung und Verkehr hatten, und wie sie schließlich ihren Willen durchsetzten. Nun haben sie keine Chaussee, aber alljährlich Einquartierung. Früher wurde außer Korn und Kartoffeln auch viel Flachs gebaut, und das selbstgesponnene Leinen bildete den Stolz der Hausfrau. In den abendlichen Spinnstuben im Winter „auf der Mai" wurde eifrig der Rocken gedreht, und wehe dem, der mit einem Strickstrumpf kam, er wurde arg verhöhnt. Auch jetzt bestehen die winterlichen Spinnstuben noch, aber gesponnen wird höchstens noch Schafwolle, deren groben Faden man zu Strümpfen gebraucht. Von seiner Bienenzucht sprach der Lehrer mit großer Sachkenntnis und auch von der neuerdings viel gepflegten Obstbaumzucht. Sämtliche Chausseen sollen statt der bisher üblichen Ebereschen mit Obstbäumen bepflanzt werden. Mit der Straße von Allenbach nach Hüttgeswasen ist bereits ein Anfang gemacht, denn die nicht allzu empfindlichen Apfelsorten gedeihen auch auf dem Hunsrück sehr gut. „Glauben Sie ja nicht, daß es bei uns neun Monate Winter und drei Monate kalt ist. Wir haben einen herrlichen Sommer und Herbst, wenn auch der Schnee oben im Hochwald an absönnigen Stellen manchmal noch im

Mai liegt. Im Winter ist es ja bös, wenn der Schneesturm tagelang tobt und alle Hohlwege und jeden Chausseegraben ausfüllt, daß man eine einzige weite Ebene vor sich zu sehen glaubt. Tagelang sind die Bewohner der nicht an der Chaussee liegenden Dörfer von allem Verkehr abgeschlossen. Nicht einmal der kleine Postschlitten kann sich durch den Schnee hindurcharbeiten. Wohl läutet täglich die Gemeindeglocke und treibt Männlein und Weiblein zum Schneeschippen hinaus, aber die Arbeit vieler Stunden macht der grimme Nordost in kurzer Zeit wieder zunichte. Wehe dem einsamen Wanderer, der von der Nacht überrascht wird! Er merkt es gar nicht, wenn er vom Wege abkommt, bis er schließlich nach langem Umherirren von Müdigkeit übermannt einschläft und erfriert." Der alte Herr erzählte auch spaßige Schnurren, so von dem alten Bürgermeister in den siebziger Jahren, der mit der Rechtschreibung auf gespanntem Fuße stand. Wenn ein glücklicher Familienvater seinen Jungen bei ihm einschreiben lassen wollte und die Schreibung des gewählten Namens Schwierigkeiten machte, so redete er ihm zu, einen anderen zu wählen; und da er Daniel nun einmal im Griff hatte, schlug er diesen schönen Namen immer vor, und aus dem Wilhelm oder August wurde ein Daniel. „Daher gibt es aus dieser Zeit so auffallend viele Leute dieses Namens", schloß der Lehrer sein ergötzliches Geschichtchen. Ja, die gute alte Zeit! — Jetzt ist das anders geworden. Jetzt werden die Bürgermeisterstellen meist von verabschiedeten höheren Offizieren bekleidet, die nicht mit der Rechtschreibung, wohl aber mit der Unpünktlichkeit der Bauern in Konflikt geraten. „Eich sin kein elektrisch Eisebahn", antwortete ein biederes Bäuerlein dem Herrn General z. D. auf einen barschen Anschnauzer wegen Zuspätkommens auf die Bürgermeisterei. Die Leute sind sonst sehr verträglich und niemals anmaßend, aber das ist doch auch zu arg, so „angeranzt" zu werden, wenn man um zehn bestellt ist und schon um elf kommt! — —

Der Erbeskopf liegt 916 Meter hoch und überragt sämtliche Höhenzüge des Hochwaldes. Zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms des Ersten ist auf der Spitze ein Aussichtsturm erbaut worden, der eine weite Fernsicht bietet. Im Norden hinter einem prächtigen Panorama von blühenden Ortschaften erblickt man den Haardtwald und ganz fern die Mosel- und Eifelberge Hohe Acht und Hohes Venn. Im Süden liegen Saarbrücken und die Spicherer Höhen, im Westen die Moselberge bei Trier. Ostwärts hat man einen Blick in den Rheingau. Dhronecken oder Tronecken liegt dicht unter dem Berge. Hier soll der grimme Hagen von Tronje seinen Sitz gehabt haben. Überhaupt finden sich in der Gegend eine Menge Anklänge an die Nibelungensage. Die mächtigen Ruinen von Hunolstein — erinnern sie nicht an Hagens Kampfgenoß, den tapferen Hunolt? An dem gleich hinter Hüttgeswasen liegenden Tranenweiher soll Hagen Siegfried erschlagen haben, und die schöne Krimhild hat hier so viele Tränen vergossen, daß ein Weiher, der Tranenweiher, entstand.

An die Versuche der Römer, ihre Herrschaft am Rhein zu befestigen, erinnert außer den schon erwähnten antiken Funden noch die gut erhaltene „Römerstraße", die noch heute von Trier über den Hunsrück bis zum Rhein führt. In der Nähe von Gonzerath-Morbach liegt diese Straße, nicht überbaut und nicht von der Kultur verwischt, klar zutage. Etwas seitwärts von ihr erhebt sich der „Stumpfe Turm", dessen ungefüger Bau sofort ins Auge fällt. Er soll im Mittelalter als

Wachtturm errichtet worden sein. Heute dient er als Aussichtsturm und im Winter als Erkennungszeichen bei verschneiten Wegen.

Von unserem Standquartier Hüttgeswasen aus machten wir einen Abstecher nach Birkenfeld, dem Regierungssitz der hier mitten im preußischen Gebiet liegenden oldenburgischen Enklave. Der Weg dorthin geht in der ersten Hälfte durch hohen Buchenwald. Wie Säulen in einem Dom stehen die alten Riesen, und ihre Kronen vereinigen sich oben zu einem einzigen grünen Dach. Zahlreiches Wild flüchtete erschreckt bei unserem Herannahen, einige Häslein schossen in der Eile, zu entkommen, Kobolz, und im tiefen vorjährigen Herbstlaub spürte vorsichtig ein Fuchs herum. Ein Rudel Rehwild sahen wir auf einer kleinen Anhöhe, auch einen kapitalen Hirsch an einer Waldblöße. Der Wildstand ist sehr gut, denn im Winter werden Rehe und Hirsche, wie die zahlreichen Futterplätze zeigen, sorgfältig gepflegt. Fünf Kilometer hinter Hüttgeswasen passierten wir den Sauerbrunnen. Hier befand sich bereits zur Römerzeit ein Heilbad. Die höchste Blütezeit hatte der Ort im sechzehnten Jahrhundert, wo auch Fürstlichkeiten die Quellen gebrauchten. Die Dörfer waren zu dieser Zeit oft derartig mit Badegästen überfüllt, daß Melanchthon einmal kein Unterkommen fand. Unter französischer Herrschaft wurde das Kurhaus zerstört, und jetzt fehlt jede Badeeinrichtung. Das Wasser der „Petersquelle" wird heute noch in Flaschen versandt und auch am Ort getrunken.

Birkenfeld wird zuerst in einer Urkunde von 981 erwähnt. Zahlreiche Gräberfunde innerhalb der jetzigen Stadt deuten darauf hin, daß auch hier bereits vor Beginn unserer Zeitrechnung eine Ansiedelung bestand. Im Jahre 1277 kam Birkenfeld an die Gräfin v. Sponheim-Starkenburg, die auch in Allenbach ein Schloß erbaute. Von der gleichnamigen auf steiler Höhe gelegenen Burg Birkenfeld sieht man die ganze Stadt vor sich liegen, in der sich besonders der gotische Bau der neuen katholischen Kirche und das Regierungsgebäude auf der Nordseite hervorheben. Das Gymnasium befindet sich in der früheren oldenburgischen Kaserne. Sehr reizvoll ist die Umgebung Birkenfelds. Handel und Wandel wie in Oberstein gibt es hier aber nicht. Von der großen Vergangenheit blieb nicht einmal mehr die Erinnerung.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Germanen und Sueven. Wir nennen unsere Vorfahren die alten Germanen und berufen uns auf Tacitus, obgleich dieser Römer einmal ganz harmlos bemerkt, der Name Germania sei neu und erst kürzlich aufgekommen. Eine gemeinverständlich gehaltene Geschichte der Germanen bis zum Tode Cäsars von Johannes Pesch (Paderborn, 1911; Bonifacius-Druckerei) gibt uns Anlaß, auf die Streitfrage zurückzugreifen, die hiermit verknüpft ist. Pesch's Arbeit, mit Fleiß und Liebe zum Stoff durchgeführt, meint nach Watterich, daß die Germanen sich selbst so bezeichneten; es sei ein deutscher heimatlicher Name, den die Gallier zwar aufgegriffen, aber nicht gegeben hätten. Dem stehen drei hauptsächliche Einwendungen außer der Tacitusstelle gegenüber: die ältere Literatur germanischer Herkunft kennt den Namen nirgends, die Völker des nichtrömischen Germaniens führen den Sammelnamen Sueven, der selbst die Schweden (Suiones) mit umfaßt, und die Bewohner Galliens, die Kelten, nannten ursprünglich noch andere Fremdnachbarn „Germani", so die iberischen Oretaner in Spanien. Sogar Arioviſt, der germanische Bezwinger Mittelgalliens, wird später als ein König der Sueven definiert. Hält man sich an diese tatsächlichen Angaben, nimmt man hinzu, daß wir den Römern die meisten Umfassungsbegriffe (Italia, Afrika, Gallia, Britannia, Hispania, Asia Minor) verdanken, dann ergibt sich für Germanen und Sueven die Scheidung beinahe von selbst. Cäsar begnügt sich noch mit der gallischen Denkweise, er nimmt sie auf und macht den Namen Germania dadurch für den nichtgallischen Osten maßgebend. Die Kaiserzeit unterwirft hier also lauter Germanen; auch als der Limes vollendet ist, wird der Anspruch auf die „übrigen Germanen" weiter östlich festgehalten. Man verleibt dem Reich daher keine Sueven ein, um sie zu Germanen zu machen, sondern gibt sich den Schein, nur Germanen zu kennen. Der Triumphalname Suevicus, zu dem mehrmals Anlaß gewesen wäre, wird vermieden. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Suevenvölker das Verfahren erkannten und bei Konflikten mit Rom hervorkehrten, daß sie eben keine Germanen seien, es auch nicht sein wollten. Beim Zurückweichen der Limesgrenze kommt Suevia (Schwaben) als neuer Landschaftsname im engeren Sinne auf, gleichsam ein später Protest, ehe die Völkerwanderung hier überall neue Mischungen und Namen schuf. Genug, die deutschen Stämme zur Römerzeit und darüber hinaus hießen bei ihren nichtrömischen Nachbarn im Norden, Osten und Süden die Sueven, und ein paar um das unersetzliche Wort „Germanen" nun bange werdende Philologen sind denn auf den Einfall geraten, Sueve als das slavische Wort svobod (= der Freie) zu nehmen. Lieber ein völkerpsychologisch unmögliches Kompliment, als das Ärgernis des Tatbestandes! C. N.

Psychologie

Das Weltbild des kleinen Kindes. Wenn der Erwachsene sich irgend ein Stück der Wirklichkeit vorstellt, eine Gegend, eine Straße, Personen, so wird er sogleich gewahr, wie die Welt ihm so ganz Bild und Laut geworden ist, ja oftmals bloßer Begriff! Bilder und Töne schweben aus der Ferne auf ihn zu, vielleicht noch Düfte, aber jene Sinne, die unsere Person selber näher an die Objekte binden, das Tastgefühl, das unserer Erinnerung die Welt als hart und weich, als trocken und feucht aufbewahrt, und gar der Geschmack, der sich überhaupt nur sehr weniger Gegenstände durch eigene Erfahrung bemächtigt hat, schweigen fast völlig.

Anders verhält es sich beim Kinde. Ihm erscheint, wenn es zur Welt erwacht, zuerst alles völlig als Nahrung, als Schmeckbares, und das Sichtbare und Hörbare sind jenem weit untergeordnet und als Vereinzeltes empfunden. Nach dieser ersten Periode aber ist es eine Weile der Tastsinn, der die Welt vermittelt, alles erscheint dem Kinde dann unter der Beziehung des Greifbaren, Räumlichen, Körperlichen, und die Ungreifbarkeit des Bildes und vielleicht selbst der Töne ist ihm ein Rätsel Daß ganz kleine Kinder im Säuglingsalter

alles zum Munde führen wollen, ist allgemein bekannt, und zwar natürlich ebenso körperliche Gegenstände als solche, die sich gar nicht greifen lassen, z. B. einen Lichtreflex auf einem glänzenden Bilderrahmen. Alles, was ist, muß geschmeckt werden können, so etwa empfindet die kindliche Seele. Daß das Kind dabei die Gegenstände, die es für Nahrung hält, auch ergreifen muß, um sie in den Mund zu bringen, ist nur eine nebensächliche Erfahrung, die für seine Beziehung zur Welt noch nicht wesentlich ist, sondern mechanischen und unbewußten Charakter hat. Auch beobachtet man bei ganz kleinen Kindern, etwa bis zu einem halben Jahre, daß sie, wenn sie hungrig sind, einfach das Mäulchen weit offenstehen lassen, ohne daß etwas zum Ergreifen und In-den-Mund-Führen da wäre. Daß aber das Kind diesen Nahrungscharakter der Welt selbst in etwas späterem Alter noch empfindet, dafür habe ich in meiner eigenen Kinderstube den Beweis erlangt, indem das kleine Söhnchen zwischen eineinhalb und eindreiviertel Jahren, obgleich es äußerlich schon auf der nächsten Stufe stand und nichts Uneßbares mehr zum Munde führte, doch unzweifelhaft verriet, daß es innerlich noch jenes Weltbewußtsein des Allschmeckbaren in sich trage. In meinem Buche „Das Kindlein" (Frauenverlag, München-Grünwald) steht darüber folgende kurze Bemerkung:

„Komisch verhielt sich das kleine Sternchen, wenn man es näher nach seiner Identität ausforschen wollte. Wenn man etwa fragte: ‚Sternchen, wo bist du?', so sagte es: ‚Da bin ich', und breitete seine Arme aus; wenn man es aber näher anging, etwa: ‚Wo ist denn das Sternchen, wer ist es denn?', so riß es, so weit es konnte, sein kleines Mäulchen auf und zeigte mit dem Fingerchen hinein auf die Zunge. Kein Zweifel, daß es sich selbst als das schmeckende Ich empfand, — zum Unterschied von einer späteren Zeit, wo es vielleicht ohne Ziererei die Hand auf sein klopfendes Herzlein legen wird."

Mit dem vollendeten zweiten Jahre des Kindleins ging diese Art Weltbild, wo Schmeckbares vorherrscht, auch innerlich, soweit es sich erkennen ließ, vollständig verloren. Die höheren Sinne, Auge und Ohr, waren nun genügend geschärft, um im allgemeinen als äußere Wegweiser zu dienen, und hatten eine Fülle von Erfahrungen in dem Kinde aufgestapelt. Doch waren jene Erfahrungen, wie eine unbekannte Bilderschrift, zum großen Teil noch unentziffert; noch war das Tastgefühl unendlich innig mit Gesicht und Gehör verkettet, und der Kampf, sich von ihnen abzuheben und endlich ganz loszulösen, füllte in unermüdlichen kleinen täglichen und stündlichen Gefechten die nächsten zwei Lebensjahre des Kindes aus. Am Anfang des dritten Jahres wurde er noch stumm und mit völliger Ohnmacht geführt. Es gab nur eine äußere Wirklichkeit, nämlich die körperliche, tastbare, und jede gegenteilige Erfahrung wurde völlig ungläubig aufgenommen und einfach nicht verwertet. Das Kind steckte sein Näschen ins Bilderbuch und bildete sich ein, an den Blumen darinnen zu riechen; es verlangte die Uhr von dem Plakat und merkte es sich nicht, daß man sie ihm niemals geben konnte. Doch endlich wurde es aufmerksam, und das Rätsel der Abbildung beschäftigte es zwischen zweieinhalb und dreieinhalb Jahren in intensivem Studium. Wo es nur ein Bild, ein Blatt mit irgendwelchen Linien in die Hand bekam, forschte es dem Unbegreiflichen nach. Zuerst nahm es ein Bild mit seinem ganzen Inhalt noch als volle Wirklichkeit, doch fiel ihm ihre Beschränktheit auf. Auf einem Bilde war ein Wald, ein Wolf darin und im Hintergrund ein Jäger. Es wunderte sich, warum der Wolf nie fortginge, der Jäger nie schösse. Auf einem anderen Bilde schoß ein Jäger, am Sumpfe stehend, seine Flinte ab; wir sagten ihm, er ziele auf Enten. „Wo sind die Enten, ich sehe sie nicht!" Es wendet das Blatt um, — da sind die Enten auch nicht. Von nun an dreht es alle Bilder um. Es fällt ihm auf, daß die Personen im Profil nur ein Auge haben, daß vielen ein Arm oder ein Bein fehlt. Ein Hund mit versteckten Pfoten wurde deshalb lange von ihm mit tiefstem Mitleid bedauert. Daß wir ihm sagen, diese Gliedmaßen fehlten nicht, sie seien nur unsichtbar, nimmt es dafür, sie seien irgendwo versteckt, und es findet nun des Suchens und Wendens erst recht kein Ende. Das Zimmer wird frisch gemalt, mit goldenen Festons am oberen Fries, mit einem Lorbeerkranz und goldenen Beeren an der Decke. Es schaut dem Maler bei seiner Arbeit zu und ist trotzdem überzeugt, daß er die Kränze,

wirkliche, nur aufgehängt habe, es bittet wiederholt um die goldenen Kugeln zum Spielen. Nach und nach gereizt durch so viel unbegreifliches Versagen unserseits, experimentiert es bewußt. Es fragt, warum die Blumen an einer anderen Tapete nicht verwelken; es bittet hartnäckig um einen Strauß davon, und als wir ihm immer wieder sagen, er sei ja gemalt, wird es endlich zornig und ruft: „Er soll aber nicht gemalt sein!"

Endlich hat es begriffen, daß es mit den gemalten Dingen eine besondere Bewandtnis habe, daß man sie jedenfalls nicht bekommen kann. Über einen Tierbilderbogen gebeugt, fragt es oft, wo die Wohnungen dieser Tiere seien, wo ihr Wald sei, und, wenn er nicht da sei, wer sie aus ihrem Wald heraus hierher gebracht habe. Und so bei den Blumen der Tapete, wer sie dort angebracht habe, und warum. Die dargestellten Dinge dünken ihm nun nimmer in ihrem natürlichen Sein befindlich, sondern verbannt, mit Gewalt an den Ort des Bildes geschleppt. Sie erscheinen ihm noch plastisch, aber — nach einer vierteljährigen Beobachtung entdeckte ich es erst — sie scheinen ihm angeklebt! Das Wort „malen" hatte es sich offenbar als ankleben zurechtgelegt. So wie ich das begriffen und das Zauberwort gefunden habe, bedient auch das Kindlein sich dieses Ausdrucks und fragt nun einfach bei jedem Bilde, wer dieses Ding dahin geklebt habe; daß es dabei noch tausend Ängste ausstehen muß, für Kinder, die verhungern müssen, für Buben, die ewig geprügelt werden, ist selbstverständlich. Und schon greift es nach der Möglichkeit, dem Bilde nicht ganz zu glauben und es für eine flüchtigere Realität gegenüber der wahren, beständigen zu halten. Das Struwwelpeterbild (das ihm sehr unpädagogischerweise in die Hand fällt) mit den vom Brande allein übrig gebliebenen Schuhen des unfolgsamen kleinen Paulinchens erfüllt es mit tiefem Entsetzen; meinen Trost, daß das Paulinchen jetzt nimmer verbrannt sei und in Wien wohne, nimmt es bebend an, nicht ohne sich fest vorzunehmen (offenbar zur Kontrolle, ob das Paulinchen nicht doch etwa verbrannt sei), es nächstens in Wien zu besuchen. Solche Auswege möchte es sich, mit dreieinhalb Jahren, obgleich halb ungläubig, überall suggerieren lassen, wo ihm die volle Realität einer Darstellung zu schrecklich wäre. Der nächste Schritt ist es nun, jedes Bild, sowie auch jede Erzählung, durchaus nur als Bericht eines wirklichen, nicht gerade in der Vergangenheit liegenden Geschehens, als Darstellung einer wirklichen, fernen Person aufzufassen; damit aber wäre die Stufe, auf welcher der ungebildete Geist auch des Erwachsenen im allgemeinen steht, erreicht, der auch jede Geschichte für wahr und jedes Bild für ein Porträt hält, und, von der Forderung dieser „Wahrhaftigkeit" aus, sich höchstens zu der Kritik der „Verlogenheit", wenn ihm ein Märchen gar zu bunt wird, aufschwingen kann. Die Einsicht von der Idealität des künstlerischen Gegenstandes kann also beim Kinde schon nicht mehr durch bloßes natürliches Reiferwerden, sondern nur durch Bildung erlangt werden.

Indessen hat es diesen Schritt noch nicht getan; noch hält es die Abbildung selber lange genug für plastische Wirklichkeit. Doch schon scheint mir, als es dreidreiviertel Jahre zählt, eine ganz leise Koketterie mit alten Irrtümern darin zu liegen, wenn es, im Jubel über ein neues Kleid mit einer Sternenborte, fragt: „Woher hast du die Sternlein? Hast du sie vom Himmel geholt?" Auch sieht man ihm an, daß es eine Rekapitulation aus vielen Belehrungen ist, wenn es endlich einmal beim Anblick pulverisierter Bronze ausruft: „Das ist gar kein wirkliches Gold, das ist nur Farbegold!" Es ist, als wäre es einem längst gesuchten Betrug auf der Spur! Doch selbst aus dieser Bemerkung läßt sich noch rückwärts schließen, wie lange ihm jeder Anblick, z. B. der eines goldenen Streifens, ein plastisches Gebilde bedeutete. Im Augenblick solcher Erkenntnisse schießt es übrigens sofort über das Ziel hinaus. Es hat ein weißes Mützchen mit einem von einer älteren Freundin schön mit blauer Seide hineingestickten Monogramm. Man sagt ihm, daß diese Buchstaben seinen Namen bedeuten. Das Kind, da es nun einmal glaubt, daß Erwachsene auf Bildern mancherlei sehen, was es nicht sieht, z. B. die Enten des Jägers, behauptet von nun an, im Mützchen sei ein blauer Adalbert Sp. — obwohl es in diesem Fall doch wissen muß, daß die Parallele zwischen Original und Monogramm nur eine abstrakte sein kann, von Identität gar nicht zu reden. Es überstürzt

sich. Wie es bisher im Bilde nur die Wirklichkeit sah, so glaubt es jetzt selbst im Unwirklichen, Abstrakten, in der Schrift, in irgendwelchen Zeichen ein Bild verborgen. In diesem Stadium, erschüttert in dem Glauben an die Realität, ja selbst an die Vollständigkeit seiner Beobachtungen, ist es auch sonst jeder Täuschung zugänglich: Man könnte in seiner Gegenwart behaupten, den „schwarzen Mann" zu sehen, und es würde nicht daran zweifeln — abgesehen davon, ob es sich daraufhin selbst einbildete, ihn zu erblicken oder nicht.

Doch mit dem letzten Beispiel kommen wir noch zu einer anderen Seite, von der aus das Kindlein gegen die Wirrnis ankämpfen muß.

In früher Zeit scheint ihm einmal keinerlei Identität bewußt und jede Wiederholung oder Vervielfältigung in Zeit und Raum etwas Neues und Fürsichseiendes gewesen zu sein. Es hatte eine sehr bevorzugte Freundin Hilde, welche oftmals vor seinen Fenstern vorbeilief. Natürlich erkannte es sie unter jeder Bedingung. Eines Sonntagmorgens, das Kindlein war etwa eindreiviertel Jahre alt, kam das kleine Mädchen zweimal hintereinander, doch einmal im gewohnten Alltagskleid, einmal im Sonntagsputz am Fenster vorüber, wo das Kindlein stand; beim zweitenmal wendete es sich zu uns und sagte: „Auch diese Hilde hab ich gern." Ähnliche Beweise eines mangelnden Identitätsbegriffes gab es uns damals noch öfter. Sein frühzeitiges und exaktes Sprechen erleichterte solche Beobachtungen ganz besonders.

Indessen scheint diese Trennung des Identischen schon eine höhere Stufe gegenüber einer ersten Zeit gewesen zu sein, wo ihm alles, was sich irgendwie ähnlich war, das gleiche und nämliche schien. Es ist kein Zweifel, daß dem einjährigen, eben stammelnden Kinde jedes Pferd und jeder Hund, der ihm auf der Straße begegnete, Pferd und Hund schlechtweg schien, ohne Bezug auf Einheit oder Vielheit, so wie für uns der reine Begriff außerhalb der Zahl schwebt. So pflegte es auch von frühester Zeit an sämtliche Madonnen, Aphroditen usw. im Zimmer, obwohl es jede einzelne für sich stets wiedererkannte, „Mama" zu nennen, sie also mit seiner Mama begrifflich zu identifizieren. (Eine wirkliche andere Frau nannte es nie „Mama".) Und erst mit dreieinhalb Jahren fing es an, jede dieser Gestalten für sich „diese Mama", zum Unterschied von der einen zu nennen. Und nur die Gewaltsamkeit, mit der es sich aus der Empfindung einer allgemeinen Identität losreißen mußte, erklärt mir den Nachdruck und die Mühe, mit der es das Wörtchen „diese" spricht. Auch erklärt sich daraus die Überstürzung in neuen Irrtum, indem es z. B. in einem Bilderbuch, das fortlaufend die Geschichte eines Bären erzählt, noch mit dreidreiviertel Jahren auf jeder Seite einen anderen, „diesen Bären", zu finden glaubt. Es will auseinander halten, ordnen, erkennen! Übrigens ist es seltsam, wie sehr der Verlauf der Erkenntnisentwicklung nach rechts und links in Extreme abirrt, bis er endlich eine ruhige Bahn gewonnen hat!

Doch nun, da das Kindlein dem Wirklichen schon auf der Spur ist, und die geisterhafte reine Welt des Auges ihm immer wahrer wird, bemüht es sich mit stets verstärkter Energie, aller Täuschung zu entrinnen und jedes Rätsel zu lösen. In der Trambahn von unserem Hause wegfahrend, bemerkt es staunend, daß die Häuser der Straße alle zu unserem Hause hinausliefen; aufs glitzernde Bächlein deutend, fragt es: „Ist das die Spiegelsonne?" Und wo der Felsenvorsprung die Flut des Baches bricht und das Kind wie auf einer Brücke über den Wellen schwebt, fragt es: „Wohin fließt der Fels? Hinauf oder hinunter?" Oder indem es über die Schatten der Baumstämme, die schwarz auf dem Wege liegen, tritt, forscht es nach ihrer Natur, denn es merkt bereits, daß, wo für das Auge dieses Dunkle, Balkenartige ist, für die Sohle nichts vorhanden ist. Zugleich fragt es freiwillig nach der Zahl weniger beisammenstehender Menschen oder Bäume, und mit einem allgemeinen, unermüdlichen „Warum? warum?" sucht es einzudringen in das Innere jedes Seins und Geschehens, um alles recht aus dem Chaos zu lösen, das es solange und so geheimnisvoll umschlungen hielt.

Erika Rheinsch-Brünn

Literatur

Zu „Storms Märchen". Der unlängst in diesem Blatte veröffentlichte Aufsatz W. Mühlners „Storms Märchen" gibt zu einigen Betrachtungen über das Märchen überhaupt Anlaß, die hier mitzuteilen vielleicht gestattet sein mag.

Das hohe Selbstgefühl, mit dem Theodor Storm, der von mir hochverehrte Lyriker und Novellist, von seinen eigenen Märchen spricht — es sind streng genommen nur drei, denn der auch von ihm selbst verurteilte „Hinzelmeier" und der Scherz „Der kleine Häwelmann" kommen nicht in Betracht —, habe ich immer als ein Zeichen aufgefaßt, daß gerade Märchen seine Stärke nicht waren. Was einem schwer fällt, schätzt man bekanntlich am meisten. Die drei Märchen Storms zeigen trotz hoher poetischer Vorzüge (Stimmungsmalerei, treffliche Naturschilderung, künstlerisch knapper Stil) keinen einheitlichen Märchencharakter. Storm hat es selbst gefühlt und erteilt eigentlich nur der „Regentrude" den Titel Märchen. „Bulemanns Haus" ist ihm eher „eine seltsame Historie", „Der Spiegel des Cyprianus" eine „Sage". So verhält es sich auch. Und so ist denn im Grunde genommen keins von den dreien ein rechtes Märchen, denn in der „Regentrude" läuft — wie schon Mühlner, wenn auch gar zu zaghaft, in besagtem Aufsatz andeutet — die Dorfgeschichte neben dem Märchenhaften einher, verbindet sich nicht mit diesem unlöslich, wie es von Rechts wegen in der Wunderwelt des Märchens doch sein soll.

Auch die Originalität der drei Geschichten ist anfechtbar. „Die Regentrude" ist auf einem Volksmärchen, „Der Spiegel des Cyprianus" auf einer Volkssage aufgebaut, und „Bulemanns Haus" weist unverkennbare Beeinflussung durch einen der Lieblingsdichter Storms, E. Th. A. Hoffmann, auf.

Hiernach ist es höchst befremdlich — nicht daß Storm diese drei Versuche so hoch einschätzen konnte, dies habe ich eingangs zu erklären versucht —, sondern daß er ein so absprechendes Urteil über Andersen fällen konnte, diesen Märchendichter von Gottes Gnaden, der Natürlichkeit mit sprudelnder Erfindungsgabe vereint und bei hoher Kunst des Vortrags Gemüt und Geist gleicherweise erquickt. Kein Geringerer als Jakob Grimm war es, der von Andersens Märchen sagte, daß viele davon ins Volk übergehen und zu wirklichen Volksmärchen werden würden. Auch schuf Andersen damit eine ganz neue Form, die vor ihm nicht da war, erwies also auch hierin eine ausgesprochene Originalität. Wie ganz anders eigenartig und verschwenderisch-reich erscheint er als Märchenerzähler gegen Storm mit seinen drei einzig der Unempfindung abgerungenen Produkten! Und was will es besagen, wenn Storm erklärt: es komme ihm beim Lesen der Andersenschen Märchen immer so vor, als wenn der Dichter sich nur großmütig zur Jugend herabgelassen habe! Andersen trifft gerade den kindlichen Ton bewundernswert-mühelos, er erzählt nur ohne Anspruch frisch drauf los und ohne viel Brimborium darum zu machen.

Daß er nicht den Ton der Grimmschen oder Bechsteinschen Märchen nachzuahmen sucht, ist ein Vorzug und ein Zeichen seines echten Künstlertums. Es war nicht sein Ton, und so vermied er ihn. Grimm und Bechstein erzählen ja nur — wenn auch höchst feinfühlig — das wieder, was Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund gegangen und sozusagen durch die Volksseele filtriert worden war. Diese Märchen bewußt nachzuahmen, würde so verkehrt sein, wie wenn ein Dichter der Jetztzeit — was allerdings vorkommt, dem Kundigen aber nur ein Lächeln abnötigt — ein „Lied im Volkston" dichtet.

Und doch ist gerade in der Zeit, da Storm an Kuh und andere so stolz von seinem Märchenschaffen und geringschätzig von dem seiner Zeitgenossen schrieb, ein echter Märchendichter aufgetreten, der jene naive Empfindungsweise der Volksmärchenerzähler besaß und ihr kunstvoll Ausdruck zu geben verstand: Richard Leander. Sollte Storm die „Träumereien an französischen Kaminen" — sie erschienen im großen Kriegsjahr und wurden draußen im Felde verfaßt, daher ihr Titel — nie zu Gesicht bekommen haben? Wenn aber, wäre es denkbar, daß er ihren richtigen Wert nicht erkannt hätte?

Auch Viktor Blüthgens „Hesperiden" — erschienen 1878, aber schon Jahre vorher in Jugendblättern veröffentlicht — hätten einem so leidenschaftlichen Märchenliebhaber wie Storm eigentlich in die Hände kommen müssen. Das sind gleichfalls Erzeugnisse eines echten Märchendichters, der aus dem Vollen schöpft und in gar manchem seiner graziös-feinfühligen, farbegesättigten Märchendichtungen die Gattung erweitert hat. Märchen wie „Allerseelennacht", „Der Totengräber" — um nur einige zu nennen — schreibt ihm keiner nach.

So müssen denn meines Erachtens die von Mühlner mitgeteilten Äußerungen Storms nicht als lapidare Urteile, sondern als Ausflüsse vorübergehender Überschätzung des eigenen Könnens und Unterwertung des Könnens gleichzeitiger Märchendichter angesehen werden. Georg Böttticher-Leipzig

Tagesfragen

Das Pelizäusmuseum in Hildesheim. Deutschland ist nicht arm an Altertumssammlungen, sieht man von Italien und Griechenland ab, so ist es wohl reicher an Museen als irgendein anderes Land. Es verdankt dies in erster Linie dem Sammeleifer seiner Fürsten. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, die Münchener Sammlungen recht eigentlich Schöpfungen Ludwigs des Ersten, durch ihn begründet, nach seinem Heimgang kaum wesentlich vermehrt.

Alle diese Museen sind zu einer Zeit geschaffen, als das Zusammenbringen derartiger Schätze noch verhältnismäßig leicht war, als keinerlei Ausfuhrverbote den Antikenhandel beengten, die Preise mäßig waren und das Fälschergewerbe noch in den Kinderschuhen steckte.

Das Pelizäusmuseum in Hildesheim, das dieser Tage eröffnet wurde, ist unter wesentlich ungünstigeren Verhältnissen ins Dasein gerufen. Es ist das Werk eines Privatmannes, der vor etwa fünfundzwanzig Jahren zu sammeln begann: die Schätze, welche ihm den Vorrang vor den meisten anderen deutschen Sammlungen sichern, sind erst im Laufe der letzten sieben Jahre erworben.

Es wird den Leser interessieren, zunächst einiges über den Mann zu erfahren, der dieses großartige Werk geschaffen hat.

Herr Wilhelm Pelizäus entstammt einer alten Hildesheimer Familie. Nach beendeter Lehrzeit als Kaufmann verließ er im Jahre 1869 die Heimat und ging nach Ägypten. Bald gelang es ihm, in Kairo zu Wohlstand und hohem Ansehen zu kommen; heute kann man wohl behaupten, daß fast alle großen wohlgefestigten Unternehmungen im Niltal, soweit an ihnen deutsches Kapital beteiligt ist, unter seiner hervorragenden Mitwirkung begründet, ja zum Teil eigentlich sein Werk sind. Es genüge, die Deltakleinbahn und das Kom-Ombo-Unternehmen als Beispiele zu nennen.

Daß diese glänzende Wirksamkeit das Ansehen der deutschen Kolonie Kairos in hohem Maße gefördert hat, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Zu Beginn der achtziger Jahre begann Herr Pelizäus Altertümer zu kaufen; aus diesen Anfängen stammt eine Sammlung von ägyptischen Götterbronzen, wie sie heutzutage wohl überhaupt nicht mehr zusammenzubringen wäre. Seither sind die Geschäftsbeziehungen des Herrn Pelizäus zu den Kairener Antikenhändlern nicht wieder gelöst worden. Als dann im Jahre 1904 die ägyptische Antikenverwaltung das Gräberfeld an den großen Pyramiden von Gise ausländischen Forschern zur Freilegung überließ — Deutsche, Amerikaner und Italiener hatten sich darum beworben —, beteiligte sich Herr Pelizäus an der von der Leipziger Universität ausgesandten Expedition durch zwei Grabungsperioden, während eine dritte ausschließlich auf seine Kosten durchgeführt wurde. Das Ergebnis war eine Sammlung von Statuen des alten Reiches (um 2500 v. Chr.), der in Europa nur noch Paris und Berlin Ebenbürtiges zur Seite stellen können. Wenig später gelang es Herrn Pelizäus durch rasches Zugreifen, einen einzigartigen Fund antiker Abformungen hellenistischer Gefäße aus Edelmetall in seinen Besitz zu bringen.

Als sich im Jahre 1907 die Nachricht verbreitete, Herr Pelizäus beabsichtige, sich schon bei Lebzeiten von seiner schönen Schöpfung zu trennen und sie seiner Vaterstadt Hildesheim zu schenken, war das Aufsehen unter den Fachleuten, die die Sammlung mit Bewunderung und, wir wollen es eingestehen, mit einigem Neid hatten wachsen sehen, nicht gering. Entscheidend für diesen Schritt war der Wunsch des Herrn Pelizäus, selbst für die würdige Unterbringung, Verwaltung und Einrichtung Sorge zu tragen.

Zunächst galt es, die Stadtverwaltung zur Hergabe eines geeigneten Gebäudes und zur dauernden Begründung einer Direktorstelle zu bestimmen. Nachdem diese Schwierigkeiten behoben waren, gewann Herr Pelizäus in Herrn Dr. Rubensohn, den langjährigen Vertreter des Preußischen Papyrusunternehmens in Ägypten, einen Museumsleiter, der es verstanden hat, mit Hilfe der ihm von Herrn Pelizäus gewährten reichen Mittel und unterstützt von

seiner Gattin, Frau Rubensohn-Oppler, die Sammlung in einer Weise aufzustellen, die kaum ihres Gleichen finden dürfte.

Es ist ein ehemaliges Waisenhaus, in dem die Schätze des neuen Museums untergebracht sind, ein kleiner hübscher Sandsteinbau, unmittelbar hinter dem Römermuseum gelegen, mit dem es jetzt durch einen Anbau verbunden ist. Natürlich hat das Haus einem gründlichen Umbau unterzogen werden müssen, um seiner neuen Bestimmung gerecht zu werden. Das Gebäude ist an drei Seiten von gärtnerischen Anlagen umschlossen, dadurch ist den Sammlungsräumen reichlich Licht und eine sicher über den Bedarf der fernsten Zukunft hinausgehende Ausdehnungsmöglichkeit gewahrt.

Betreten wir das Museum, so gewahren wir zunächst im Vorraum einige getönte Gipsabgüsse kunstgeschichtlich wichtiger Skulpturen des Kairener Museums. Zur Rechten liegt ein großes Verwaltungszimmer sowie ein Vortragsraum, linker Hand gelangen wir in einen Saal, der prächtige Proben ägyptischer Skulpturen enthält. Erwähnen möchte ich einen trefflichen lebensgroßen Porträtkopf eines Königs aus dem Ende des neuen Reiches (um 1200 v. Chr.), ferner zwei große Reliefs aus Tempeln der Ptolemäerzeit, das eine mit frisch erhaltener, bunter Bemalung. Der kürzlich erworbene schöne Granitsarg eines thebanischen Priesters des neuen Reiches wird die Mitte des Saales einnehmen. Der zweite Saal enthält eine einzigartige Sammlung von Denksteinen, die von Privatleuten des neuen Reiches zwei Statuen des Königs Ramses dem Zweiten (um 1300 v. Chr.) geweiht sind; besonders merkwürdig ist ein Relief, das den König zeigt, wie er unter die Scharen seiner Getreuen Geschenke mannigfacher Art: Halsketten, Armbänder, aber auch Bratenstücke wirft.

Von den fünf Sälen des Obergeschosses enthalten drei ägyptische Altertümer, während die beiden übrigen der griechischen Kleinkunst gewidmet sind.

Der größte Raum beherbergt außer einer trefflichen Sammlung ägyptischer Altertümer vor- und frühgeschichtlicher Zeiten (etwa 4000 bis 3300 v. Chr.) die Ergebnisse der oben erwähnten Grabungen auf dem Pyramidenfriedhof bei Gise, während in dem anschließenden Raum Grabbeigaben verschiedener Zeit Unterkunft gefunden haben. Erwähnung verdient die hübsche Sammlung von Modellen aus Gräbern des mittleren Reiches (um 1900 v. Chr.): Segel- und Ruderboote, Getreidespeicher, Schlachthöfe usw. Ein Unikum, das in diesem Saal aufgestellt ist, erregte am Eröffnungstage das besondere Interesse der anwesenden Fachgenossen: eine Maske aus gebranntem Ton, die bei der Darstellung des Osirismythus von dem Priester getragen wurde, der den schakalköpfigen Gott Anubis zu verkörpern hatte. Der letzte ägyptische Saal enthält die schon erwähnte prächtige Sammlung ägyptischer Götterbronzen sowie eines der Hauptstücke des Museums: einen lebensgroßen Bronzekopf von der Statue eines Königs des neuen Reiches.

Nicht minder wertvoll ist die Sammlung griechisch-römischer Altertümer. Ein kleiner intimer Raum enthält eine wundervolle Kollektion antiker Gläser, zwei gute römische Büsten, eine Statuette der Göttin Bubastis in griechischer Gewandung sowie einen schönen idealisierten Porträtkopf von einem griechisch-phönizischen Marmorsarkophag.

Am bedeutsamsten sind die Schätze, welche das letzte Zimmer birgt. Auch den Laien werden die prächtigen griechischen Vasen und die reizenden Tanagrafigürchen entzücken. Unendlich wertvoller ist aber eine kleine geschlossene Sammlung, an der gewiß die Mehrzahl der Besucher achtlos vorbeigehen wird, ich meine den oben erwähnten Fund von antiken Abformungen helleniſtischer Silbergefäße. Die kunstgeschichtliche Bedeutung dieses Schatzes kann nicht hoch genug angeschlagen werden: mit Recht ist am Eröffnungstage mehrfach hervorgehoben, daß dieser Besitz geeignet ist, die Hildesheimer den an das Berliner Antiquarium verlorenen Silberfund verschmerzen zu lassen.

Einzigartig ist, wie schon bemerkt, die Aufstellung dieser Sammlung. Glasschränke mit schmalen Einfassungen aus gebräunter Bronze, Postamente aus den edelsten Hölzern, Bespannungen aus Seide und Leinen in schön abgestimmten Farben geben den Räumen einen schlicht vornehmen Charakter; ich glaube, keiner der bei der Eröffnungsfeier anwesenden auswärtigen Museumsbeamten hat diese prächtige Schöpfung eines opferfreudigen Mäcens, eines geschickten Museumsleiters und einer feinsinnigen Kunstgewerblerin ohne das Gefühl

des Neides verlassen. Daß schließlich Arbeiten, wie die prächtigen Vitrinen des neuen Museums, fast ausschließlich durch einheimische Handwerker einer Provinzstadt wie Hildesheim bewältigt werden konnten, ist eine Leistung, auf die alle Beteiligten stolz sein dürfen.

G. Möller-Freienwalde a. O.

Königsberger Kunstakademie — Universitätszeichenlehrer. Zu Königsberg i. Pr. soll auf die Anregung des Akademiedirektors Prof. Dr. h. c. Ludwig Dettmann eine eigenartige Kunstakademie errichtet werden. Außerhalb der Stadt, in „romantischer" Gegend, und in unmittelbarer Nähe einer der Stadt Königsberg eingemeindeten Villenkolonie soll sie angelegt werden, dergestalt, daß die nach modernen Grundsätzen errichteten Gebäude Villen umgeben, die den Lehrern der Akademie als Wohnsitz dienen. — Also eine Künstlerkolonie, die von der Behörde eingerichtet wird. Es wird damit zum ersten Male offiziell für eine Kunstakademie eine gewisse Trennung von der Stadt vorgenommen werden, die bisher nur einzelne Künstler oder freie Künstlervereinigungen gewagt hatten. Ob diese verhältnismäßig starke Loslösung vom Getriebe des Alltages für die jungen, erst zu bildenden Künstler ohne nachteilige Folgen bleibt, muß die Zukunft lehren. Die Frage ist insofern nämlich noch nicht akut geworden, als sicher einige Jahre vergehen, ehe die Akademie und ihre Begleitgebäude stehen werden. Einem alten Königsberger drängt sich die Frage auf, ob die Sache überhaupt über Pläne hinauskommt? Wer nämlich die Entwicklungsgeschichte des seit etwa zwanzig Jahren schwebenden Museumsbaues, der von drei Ministern zugesichert sein soll, verfolgt hat, darf sich eine gewisse Berechtigung zusprechen, bei der Behandlung des Themas „Kunst", sobald Ostpreußen in Betracht zu ziehen ist, recht, recht vorsichtig zu sein. Es ist eigentlich schwer zu verstehen, daß eine Provinz, die ohne Widerrede stärker zu kämpfen hat als irgendeine in der ganzen preußischen Monarchie derartig stiefmütterlich in Hinblick auf die künstlerische Erziehung behandelt wird. (Der Westen erhält den Osten, heißt es — die ostpreußischen Agrarier aber sagen: wir im Osten erhalten den Westen, denn wir stellen das Hauptkontingent an Soldaten!) Es ist unseres Erachtens der Grund des Stillstandes auch dieser Angelegenheiten nicht nur in Berlin zu suchen, sondern in der ablehnenden Haltung, die die ostpreußischen „Junker" gegen alle Bildungsinstitute, die Universität einbegriffen, einnehmen. Eine allgemein sichtbare Wahrnehmung ist es, daß ein erheblicher Prozentsatz der Söhne der in die Städte abgewanderten niedrigen Landbevölkerung als Unteroffiziere oder Subalternbeamte aller Art, ja mittels Stipendien an Universitäten, technischen Hochschulen und Kunstakademien in sozial höhere Schichten hinaufstrebt. Es geht also nicht nur der einzelne abgewanderte Landarbeiter, sondern oft die ganze Familie dem Landbezirke verloren. Stets wird im Herrenhause von den „Herren" das ganze Gebiet „Allgemeine Bildungsanstalten" kühl behandelt — sollte also in der Hochburg der Agrarier nicht diese auffallende Vernachlässigung Ostpreußens in der behandelten Frage auf — sagen wir — Gleichgültigkeit der eigentlich interessiert sein sollenden Kreise zurückzuführen sein?

Durch die Zeitungen ging kürzlich die Notiz, daß an die Berliner Universität auf Drängen des Professor Wölfflin ein Lektor für Zeichenunterricht berufen werden soll. Wölfflin hat hier nur Wünsche ausgesprochen, die vor siebzehn Jahren schon Konrad Lange, der damals den Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Königsberger Universität inne hatte, in einem Buche eingehend begründet hat. Der Universität Königsberg gebührt aber auch das Verdienst, unter lebhafter Anteilnahme von Professor Haendcke, bereits vor mehreren Jahren wiederholt vom Kultusministerium die Errichtung eines Lektorats für Zeichenunterricht erbeten und sogar als erste aller preußischen Universitäten einen Zeichensaal mit geeigneten Tischen eingerichtet zu haben. Der Lektor wurde aber nicht bewilligt, und der Saal dient jetzt nur dem Projektionszeichnen der Mathematiker. So wird in Ostpreußen ehrlich für die Kunst von den aufgeklärten Köpfen gekämpft, aber ohne daß von der „Reichszentralstelle" in entsprechendem Maße Verständnis offenbart wird.

Regimontanus

Reichsspiegel

(Vom 14. bis 20. August)

Auswärtige Politik

Das deutsch-russische Abkommen — Deutschlands Kampf um die offene Tür — Stand der Marokkoverhandlungen — Stimmungsmache und Presse

Nachdem schon vor einigen Tagen französische und englische Blätter über den Inhalt der deutsch-russischen Abmachungen, Persien betreffend, aus Petersburg zu berichten wußten, wurde am Sonntag der Wortlaut des Abkommens in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Überraschungen hat es nicht gegeben. Der Vertrag legt nur dasjenige in schriftlicher Form, auch bezüglich Persiens, fest, was seit Jahren den Inhalt der deutschen Auslandspolitik bildet: das Prinzip der offenen Tür, für das die deutsche Diplomatie in China, Amerika und Afrika mit Erfolg eingetreten ist, wird nun noch ein weiteres Mal auch für Persien schriftlich anerkannt und unterstrichen. Darum bedeutet der Vertrag auch durchaus keine Neuerung in den Grundlagen der deutsch-russischen Beziehungen oder für den deutschen Ausfuhrhandel; er faßt, wie gesagt, lediglich längst bestehende Zustände in die Form eines kurzen Vertrages. Darum hat der Vertrag an sich auch nicht so sehr eine Bedeutung für die handelspolitische Stellung Deutschlands in Persien, als vielmehr für den weiteren Ausgleich in den diplomatischen Beziehungen zu Rußland. Es ist bekannt, wie die russische Presse seit Jahren eifersüchtig alle Schritte verfolgte, die seitens deutscher Kaufleute zur Ausbreitung des Absatzes deutscher Waren unternommen wurden. Vielfach wurde es so dargestellt, als wolle Deutschland festen Fuß im Kaukasus fassen und dort dem russischen Einfluß Abbruch tun. Derartige Nachrichten stammten zum größten Teil aus englischen Quellen, die mit vollem Bewußtsein die persönlichen Beziehungen zu trüben strebten, die sich zwischen deutschen und russischen Diplomaten nur zu leicht immer wieder zu knüpfen pflegen. Bei der Nervosität, die in Rußland seit zehn Jahren herrscht, wurden derartige Ausstreuungen selbst in amtlichen Kreisen an der Newa ernster genommen, als sie es verdienten und die englische Diplomatie vermochte im Trüben zu fischen. Naturgemäß entstand hieraus um so eher eine Atmosphäre des Mißtrauens als der deutsche Handel sich tatsächlich und allen Bemühungen des russischen Finanz- bezw. Handelsministers zum Trotz in Persien ausbreitete. So kam es, daß es vor noch gar nicht langer Zeit und selbst nach dem russisch-japanischen Kriege, den sich Deutschland doch in keiner Weise zu einem Vorstoß gegen Rußland zunutze gemacht hatte, kaum möglich war, über persische Dinge in Petersburg zu sprechen, geschweige denn zu verhandeln. Überall begegnete unsern Konsuln und Diplomaten Mißtrauen. Dieses Mißtrauen beseitigt zu haben, das ist der wesentlichste Wert des neuen Vertrages oder richtiger: der Wert der Verhandlungen, die mit dem Vertrage ihr Ende erreicht haben. Während der Verhandlungen sind selbstverständlich alle die Vorwürfe, die in Rußland gegen Deutschland erhoben wurden, zur Sprache gekommen und es ist den deutschen Unterhändlern ein leichtes gewesen nachzuweisen, worin deren Ursachen und Ursprung zu suchen sei. Und das scheint mir das wichtigste Ergebnis der Verhandlungen zu sein. Der persische Schatten

ist aus den deutsch-russischen Beziehungen verbannt und England erneut als Zwischenträger bloßgestellt.

Wir wünschten, es gelänge Herrn von Kiderlen auch an anderer Stelle die verderbliche Tätigkeit der englischen Diplomatie bloszulegen, es gelänge ihm nachzuweisen, wie es wieder England in erster Linie ist, das die deutsch-französischen Verhandlungen stört, und wie von englischer Seite jedes Moment gewissenlos aber klug ausgenutzt wird, um Deutschland in einen Krieg mit Frankreich zu hetzen.

Leider wird die Tätigkeit der deutschen Diplomatie durch die Stellungnahme der nationalen Presse in Deutschland im Marokkohandel empfindlich beeinträchtigt. Ich verkenne durchaus nicht den Wert, den besonders die in der Presse zutage getretene Einmütigkeit im Hinblick auf die innerpolitische Lage hat, aber ich möchte sie auch nicht überschätzt wissen; ich kann nicht glauben, daß sie einen günstigen Einfluß auf die deutsch-französischen Verhandlungen ausübt. In unserer Presse kommt vielfach eine Stimmungsmache beteiligter Kreise zum Ausdruck, die wahrscheinlich nicht hätte so verheerend wirken können, wenn überall die verantwortlichen Persönlichkeiten in den Redaktionen am Platze gewesen wären. Aber wie es so der Sommer mit sich bringt: die Chefs weilen in den Ferien, die saure Gurke regiert. Das beste Beispiel für die Richtigkeit meiner Auffassung liegt in der geradezu unverständlichen Entgleisung der Post, die deren Herausgeber gern ungeschehen machen würde. Solche an Gewissenlosigkeit streifende Fehler sind seitens der deutschen Presse zu Dutzenden begangen worden und der Katzenjammer wird wahrscheinlich nicht ausbleiben, auch bei den Lesern nicht, die sich dem Taumel der Presse widerstandslos hingegeben haben. Ob die Presse in dieser Situation gut abschneidet, soll hier nicht untersucht werden; vielleicht gibt demnächst eine Betrachtung über die innerpolitische Lage bessere Gelegenheit dazu. G. Cl.

Herr Generalmajor v. Loebell schreibt uns:

„Fest steht schon jetzt, daß die Zeitungsartikel, in denen übertriebene Forderungen vertreten wurden, Deutschland nicht, dem Auslande aber zum Vorteil gereichten; handelt es sich doch nicht um Forderungen eines Siegers nach einem glücklichen Kriege. Und selbst nach einem solchen werden den Sieger Weltpolitik, vorangegangene Abmachungen und Verträge zur Mäßigung bei seinen Forderungen zwingen. Durch derartige Artikel wurden Hoffnungen erweckt, die zu erfüllen gar nicht in der Absicht der Regierung gelegen hat. Andererseits konnte aber die Regierung aus der Haltung der nationalen Presse auch entnehmen, daß der Friede um jeden Preis nicht den Anschauungen des deutschen Volkes entsprach; das gibt der Regierung besondern Rückhalt bei den Verhandlungen über die Marokkofrage. Es kam für Deutschland darauf an, für den tatsächlichen Bruch der Algecirasakte von Frankreich eine Entschädigung zu erhalten. Hierbei legte die Regierung den größten Wert auf die Sicherung der Freiheit für den deutschen Handel in Marokko, nebenher lief die Kompensationsfrage. Wünschenswert wäre es, wenn der Landerwerb durch Kompensation derart ausfiele, daß die Kosten, die jeder Erwerb von Kolonialland in sich schließt, gedeckt werden. Auch müßten sich in späteren Jahren die Mehr-

ausgaben für das Reichsheer bezahlt machen, die durch den französischen Macht-Zuwachs bedingt sind.

Zurzeit konzentrieren sich die Verhandlungen auf die Sicherung der freien Hand für den deutschen Handel. Hierfür von Frankreich wertvolle Garantien zu erlangen, ist die schwierige Aufgabe der deutschen Diplomaten. Schwer ist es, die Frage zu beantworten, was unter derartigen Garantien zu verstehen ist. Ohne den Wert der nun folgenden Vorschläge ermessen zu können, sollen sie doch hier und zwar ohne Begründung niedergeschrieben werden, da sie Wünsche deutscher in Marokko angesessener Familien umfassen:

> Einsetzung eines Schiedsgerichts sowie von internationalen Bezirksschiedsgerichten zur Schlichtung von Besitzstreitigkeiten zwischen Europäern. Gemeinsame Verwaltung von Bahnen, Straßen usw. Berechtigungserteilung an Bergwerks- und Fabrikbesitzer zum Bahn- und Straßenbau von den Anlagen zu den Häfen und öffentlichen Bahnen. Auflösung französischer Verwaltungsbehörden und Unterbindung der politischen und wirtschaftlichen Tätigkeit des Büro Arabe. Berechtigung der uneingeschränkten Benutzung von Telegraphen- und Bahnlinien zu gemeinsam festgesetzen Tarifsätzen. Wiederherstellung und Erweiterung der Rechte des Oberst Müller als Chef der Hafenpolizei.

In dem Reichsspiegel der Nr. 32 der Grenzboten sind die Mutungsrechte auf Erz in die erste Linie gestellt und die Sicherung des Abbaus sowie die ungehinderte Ausfuhr als wichtigste Forderung bezeichnet. Das ist unbedingt zutreffend. Wenn aber in dem Artikel gesagt ist, daß erst in zweiter Linie die Forderung komme, ob die Ausfuhr von Erz von deutschen Firmen zu besorgen sei, so ist dem entgegenzuhalten, daß nach meiner Kenntnis der Verhältnisse lediglich die Erzausfuhr aus den in deutschen Händen befindlichen Bergwerken für Deutschland garantiert sicher ist. Ein Verfügungsrecht über den von Franzosen auf Schürfschein hin erworbenen Bergwerksbesitz haben natürlich nur die Eigentümer selbst. Es kann daher auch kein Zwang auf sie ausgeübt werden, daß sie die Erze sogleich rationell abbauen. Niemand vermag zu verhindern, daß der Abbau um Jahrzehnte verzögert wird. So kann nicht nur aus politischen Gründen, sondern auch aus rein wirtschaftlichen, der Konkurrenz wegen zum Beispiel, Deutschland vom marokkanischen Erzbezug auf unbestimmte Zeit ausgeschlossen werden. Wirtschaftliche Maßnahmen, durch die die Erzausfuhr uns im höchsten Grade erschwert oder unmöglich gemacht wird, sind zahlreich und können hier nicht einzeln aufgeführt werden.

Man kann wohl sagen, daß selbst in der französischen Presse die Marokkofrage zurzeit sachlicher behandelt wird. Vor allem sind in der militärischen Fachpresse die Stimmen verstummt, die in leichtfertiger Weise anklangen an den Ruf à Berlin nach dem verhängnisvollen archiprée des Kriegsministers von 1870. Nach dem aufklärenden Artikel in Nr. 32 der Grenzboten könnte auch hier die Erörterung der Frage zunächst ruhen; einem alten Offizier sei aber noch gestattet, seinen Unwillen über den bekannten, aufreizenden Artikel der „Post" Ausdruck zu geben, wenn dieses auch bereits seitens vieler Patrioten geschehen ist. Die „Post" ist verfallen und gerichtet, sie hat an Schmähung des Kaisers den „Vorwärts"

übertroffen. Königstreue Männer werden sich von ihr abwenden. Der Artikel zeugt von einer geradezu lächerlichen politischen Ignoranz des Verfassers, der von den einschlägigen Verhältnissen keine Ahnung zu haben scheint. Er weiß nicht einmal, daß derartig schwerwiegende Fragen geraume Zeit, ehe sie der Öffentlichkeit bekannt werden, eingehend in den leitenden Kreisen geprüft werden, daß der Kaiser außer dem Reichskanzler Diplomaten und militärische Sachverständige anhört, über alle Phasen der Verhandlungen auf dem Laufenden erhalten wird, und daß nichts ohne seine Einwilligung geschieht. Er hat bei großen Fragen des öfteren bewiesen, daß er sich dem Rat seines Kanzlers unterordnet. Unser Kaiser ist aber auch Soldat und als militärischer Führer seiner Veranlagung nach, auch als schneidiger Reiterführer ein Draufgänger, wenn dieser Ausdruck, der nicht ganz das Richtige trifft, einem so hohen Herrn gegenüber erlaubt ist. Als Kaiser muß er sich selbst, dem Soldaten, Fesseln anlegen, wenn es das Wohl seines Volkes verlangt. Das mag ihm oft nicht leicht werden. Töricht ist das Bemühen des Verfassers des Postartikels unsern Kaiser herabzusetzen. Nichts hat dem deutschen Ansehen im Auslande mehr geschadet, als dieses Unterfangen, das greller als alles Parteigezänk die innere Zerrissenheit Deutschlands beleuchtet!"

Bank und Geld

Futternot und Lebensmittelteuerung — Agrarzölle und Grenzsperre — Generalstreik in England — Bedeutung der Arbeiterorganisationen — Die Börse im Inland und New York — Besserung der Eisenindustrie — Erneuerung der Verbände — Geldmarkt und Herbstansprüche

Das noch vor einigen Wochen so aussichtsreich scheinende Bild der volkswirtschaftlichen Entwicklung, ist in den jüngsten Tagen stark getrübt worden. Erneute politische Sorgen wegen des stockenden Gangs der Marokkoverhandlungen, Arbeiterrevolten und Generalstreik in England, Futternot und drohende Lebensmittelverteuerung in Deutschland — bedarf es noch eines Weiteren, um mit Sorge in die nächste Zukunft zu blicken? Freilich, für und in Deutschland ist, wenn wir von der wenig erfreulichen politischen Situation absehen, an deren Ernst zu glauben sich niemand recht entschließen kann, die Sorge um das Wohlergehen der einheimischen Landwirtschaft und um die Ernährung der Bevölkerung die nächstliegende und dringendste. Alle Energie muß aufgewendet werden, um dem für Herbst und Winter drohenden Notstand vorzubeugen. Die lang anhaltende Dürre hat einen vollständigen Mißwachs der Futtermittel herbeigeführt und der Kartoffelernte so erheblichen Schaden zugefügt, daß mit einem Ausfall von 40 bis 50 Prozent zu rechnen ist. Da nun der Kartoffelverbrauch in Deutschland für Ernährungs-, Futter- und gewerbliche Zwecke sich auf etwa 400 Millionen Doppelzentner beläuft, so ist eine Kalamität höchsten Grades unabwendbar, wenn nicht schleunigst Maßregeln ergriffen werden, um die bevorstehende Not zu hindern. Ist doch bereits jetzt der Preis für Speisekartoffeln bis auf 6 Mark, ungefähr um das Doppelte, gestiegen und die Folgen dieser Teuerung eines der wichtigsten Nahrungsmittel müssen sich mit Notwendigkeit im gesamten wirtschaftlichen Leben geltend machen. Schon hat die Spirituszentrale diesen Verhältnissen Rechnung getragen

und den Verkaufspreis für Primasprit zur prompten Lieferung um annähernd 11 Prozent erhöht, einschneidender aber wird die Wirkung sein, welche die Preisverschiebung auf die Viehhaltung und die Fleischversorgung ausüben wird. Die Staatsregierungen von Preußen, Bayern und Sachsen haben denn auch angesichts der Dringlichkeit der Sachlage Schritte eingeleitet, um der drohenden Gefahr vorzubeugen. Der preußische Landwirtschaftsminister hat in einem Rundschreiben an die Landwirtschaftskammer diese aufgefordert, einer Einschränkung der Viehhaltung entgegen zu wirken. Leider aber werden die Maßregeln, welche er vorschlägt, sich kaum als ausreichend erweisen. Hier zeigt es sich deutlich, welche Nachteile die agrarischen Hochschutzzölle in kritischer Zeit besitzen. Nur eine schleunige Suspension oder eine starke Ermäßigung der Zölle auf Futtermittel, die Gewährung von Ausnahmetarifen und die Erleichterung der Vieheinfuhr könnte einigermaßen Abhilfe schaffen. In Bayern haben denn auch die landwirtschaftlichen Kreise mindestens die Aufhebung der Maiszölle verlangt. Der preußische Landwirtschaftsminister stellt aber von diesen Maßregeln, die allerdings zu seiner Kompetenz nicht gehören, nur die eventuelle Gewährung von Ausnahmetarifen in Aussicht, während einer auch nur vorübergehenden Änderung der Zollmaßregeln auch nicht mit einem Worte gedacht wird. Man wird aber, unbekümmert um den Lärm der extrem agrarischen Presse, solche Erleichterungen mit Nachdruck fordern müssen. Wie übel es mit der Fleischversorgung bestellt ist, zeigen die eigenen Feststellungen des Ministers, denen zufolge am 1. August 17699 Gehöfte in 3269 Gemeinden von der Maul- und Klauenseuche befallen waren, fast die dreifache Anzahl gegen den Januar dieses Jahres. Das ist eine Statistik, die den Wert der rigorosen Grenzsperren überhaupt in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen läßt, die aber ganz gewiß nicht danach angetan ist, die Aufrechterhaltung der Sperre zu rechtfertigen, wenn es gilt, einem Notstand in der Fleischversorgung zu begegnen. Hier handelt es sich um das Wohl und Wehe der Allgemeinheit, um die Ernährung der großen Menge der Bevölkerung, und es müßte die äußerste Erbitterung erwecken, wenn die Reichsregierung auch angesichts einer so dringenden Notlage an dem agrarischen Dogma des isolierten Staates festhalten wollte, zumal die Interessen der konsumierenden Bevölkerung und die der kleinen Landwirte in dieser Frage sich durchaus decken.

Über die deutsche und englische Arbeiterbewegung haben wir bereits in der letzten Übersicht berichtet. Während nun aber in Deutschland glücklicherweise die angedrohte Aussperrung der Metallarbeiter nicht zur Tatsache zu werden scheint, weil ein überwiegender Teil der Industriellen Kaltblütigkeit genug besitzt, sich nicht vor den Wagen einiger Heißsporne spannen zu lassen, ist die Entwicklung der Dinge in England einen anderen Weg gegangen. Kaum war der Streik der Dockarbeiter in London notdürftig beigelegt, so flammte die Unzufriedenheit an anderen Stellen auf. In Liverpool kam es zunächst zu ausgedehnten Arbeitseinstellungen der Hafen- und Transportarbeiter, die zu blutigen Zusammenstößen mit der Polizei und der bewaffneten Macht führten. Weit entfernt aber, daß die Bewegung unterdrückt worden wäre, griff sie vielmehr auf die Verbände der Eisenbahnangestellten über und trotz der Vermittlungsversuche der Regierung hat sich der Generalstreik der Verkehrsbeamten nicht abwenden lassen. Im größten Teil des Vereinigten Königreichs, vornehmlich in Nord- und Mittelengland, stockt der

Verkehr; ungeheuer und unberechenbar ist der Schaden, der dem gesamten Wirtschaftsleben der Nation und auch des Auslandes zugefügt wird. Liverpool ist ein Hauptstapelplatz für den Baumwollhandel der Welt; die Lahmlegung desselben, wenn auch nur für kurze Zeit, bedeutet unersetzliche Verluste für die englischen und nicht minder die deutschen Spinnereien. Beträgt doch der Wert der jährlichen Baumwolleinfuhr in Deutschland annähernd 500 Millionen Mark! Diese Entwicklung der englischen Arbeiterverhältnisse, die eine so fühlbare Rückwirkung auf unsere Industrie auszuüben vermag, ist daher interessant genug, um ihr eine kurze Beachtung zu widmen.

Charakteristisch erscheint an den gegenwärtigen Vorgängen, daß die englischen Gewerkschaften, die Trades Unions, nicht mehr Herr der Bewegung geblieben sind und das Heft aus den Händen verloren haben. Man war bisher gewohnt, die englischen Gewerkschaften hinsichtlich ihrer Disziplin als musterhaft, hinsichtlich ihrer sozialpolitischen Wirksamkeit als ein unerreichtes Vorbild anzusehen. Dem scheinen die turbulenten Arbeitseinstellungen, die Machtlosigkeit des Auftretens der Arbeiterführer und die allgemeine Disziplinlosigkeit zu widersprechen. Dies erklärt sich daraus, daß die Träger der Bewegung nicht sowohl die organisierten als die ungelernten Arbeiter sind. Aus diesem Grunde haben es denn auch die Eisenbahngesellschaften abgelehnt, mit den Gewerkschaften zu verhandeln, weil sie dieselben nicht als Vertreter der streikenden Partei betrachten. Bei Lichte besehen erklären sich die Vorgänge daher gerade dadurch, daß es sich um einen Kampf unorganisierter Arbeitermassen handelt, der stets unüberlegter und maßloser geführt wird und beiden Teilen, vornehmlich aber den Arbeitern selbst, zu größerem Schaden gereicht, als wenn eine wohldisziplinierte Organisation die Auseinandersetzung mit den Arbeitgebern in die Hand nimmt. Diese hat ein ausgeprägteres Verantwortungsgefühl und ein unmittelbares Bewußtsein von dem wirtschaftlichen Schaden einer allgemeinen Arbeitseinstellung, welche die mühsam gesammelten Unterstützungsgelder in wenigen Tagen aufzehrt. Organisierte Arbeiter werden daher in der Regel, wenn auch tadelnswerte Mißgriffe nicht ausgeschlossen sind, doch nur in den zwingendsten Fällen zu dem Kampfmittel der Arbeitseinstellung greifen, und im übrigen vorhandene Differenzen mit den Arbeitgebern leicht im Wege der Vereinbarung regeln können, sofern nur die letzteren Einsicht genug besitzen, die Notwendigkeit und die Wohltat der Arbeiterorganisation anzuerkennen und nicht, wie das leider noch so vielfach geschieht, den industriellen Arbeitsvertrag als einen Ausfluß ihrer eigenen privatwirtschaftlichen Selbständigkeit betrachten, deren Antastung sie wie eine Selbsterniedrigung empfinden. Ganz unabweisbar aber wird die Anerkennung der Arbeiterorganisationen und die Regelung des Arbeitsverhältnisses durch Tarifverträge, wenn die Unternehmer einen Betrieb führen, dessen ungestörte Aufrechterhaltung nicht nur in ihrem eigenen privatwirtschaftlichen, sondern im öffentlichen Interesse liegt, wie bei den Eisenbahnen. Diese gehören, wie heute kein Einsichtiger mehr bezweifelt, wegen ihrer öffentlichen Bedeutung überhaupt nicht in die Hände von Erwerbsgesellschaften, sondern in die Hände des Staates. Wir können uns glücklich preisen, daß solche beklagenswerten Erfahrungen, wie sie im vorigen Jahr in Frankreich und gegenwärtig in England gemacht worden sind, uns erspart bleiben werden. Gegen die Gemeingefährlichkeit der verbrecherischen

Sabotage können nicht die Repressivmaßregeln des Staates, sondern nur Verantwortlichkeitsgefühl und Disziplin schützen. Und hieraus ist denn zu ersehen, wie kurzsichtig die englischen Eisenbahnverwaltungen gehandelt haben, wenn sie die von Lloyd George vor vier Jahren eingeführten Einigungsämter derart zu benutzen und zu beeinflussen wußten, daß die Angestellten über deren Parteilichkeit in Empörung gerieten. Quidquid delirant reges plectuntur Achivi: die Folgen einer solchen im höchsten Grade unsozialen Geschäftspolitik hat jetzt das gesamte Land zu tragen. Es ist auch uns nützlich, diese Entwicklung vor Augen zu haben und aus ihr zu lernen.

Die Börse bedarf unter diesen Umständen aller Widerstandskraft, um nicht ganz aus der Fassung zu geraten. Erneute Kursrückgänge, insbesondere auf dem Montanmarkt, waren natürlich um so weniger vermeidlich, als die New-Yorker Börse ihre Ruhe noch nicht wiedergefunden hat, sondern in unvermitteltem Tendenzwechsel die Kurse auf und niederschwanken läßt. Es bestätigt sich aber immer mehr die Mutmaßung, daß diese Kursbewegung hauptsächlich das Resultat von Operationen der Großfinanz ist, wie hier bereits ausgeführt wurde. Angeblich soll aus dem Nachlaß des verstorbenen Eisenbahnkönigs Harriman, des Beherrschers der Union Pacific, in erheblicher Menge Material auf den Markt geworfen worden. Wie dem auch sei, die wirtschaftlichen Aspekten der Union stehen günstig, und lassen einen Pessimismus gerade jetzt als wenig angebracht erscheinen. Insbesondere ist die Besserung in der Eisenindustrie unverkennbar und die allenthalben eintretenden Preissteigerungen beweisen, daß erfreulicherweise die Lage des Weltmarktes eine gesündere geworden ist und der Verbrauch zunimmt. Wir haben daher auch keine Veranlassung, hinsichtlich der Weiterentwicklung unserer einheimischen Industrie trübe zu sehen. Bleibt der Frieden erhalten, so wird die Besserung der Konjunktur der Industrie ganz von selbst über die Schwierigkeiten hinweghelfen, mit denen sie jetzt noch zu kämpfen hat. Die Frage der Erneuerung der Verbände, die jetzt so vieles Kopfzerbrechen verursacht, wird dann, nach früheren Erfahrungen zu urteilen, sich im Handumdrehen lösen, so laut auch noch die Stimmen derer tönen, die in einer Erneuerung der Verbände nur die Durchfütterung schwacher Elemente auf Kosten der leistungsfähigen erblicken. Diese möchten je eher je lieber die Eisenindustrie vertrustet sehen; wenige gemischte Riesenbetriebe, die auch unter ungünstigen Verhältnissen durch die Herabdrückung der Selbstkosten noch lohnend arbeiten können und denen eine Verständigung unter einander alsdann nicht schwer fallen würde. Unleugbar drängt die Entwicklung jetzt nach diesem Ziel; doch wäre aus Gründen naheliegender Natur die Ausbildung einer monopolistischen Industrie ein höchst unerwünschtes Ergebnis, dem denn auch weder der Staat noch die Allgemeinheit ruhig zuschauen dürften. Doppelt erfreulich ist es daher, daß die aufsteigende Konjunktur Diskussionen über dieses Thema ersparen wird; denn die Gunst der Machtlage wird selbst für einen schleunigen Zusammenschluß der Interessenten sorgen.

Mit dem Herannahen des Herbstes bildet der Geldmarkt den Gegenstand aufmerksamer Beobachtung. Einstweilen sind die Geldsätze noch vergleichsweise niedrig, wenn sie auch in der letzten Zeit eine Anspannung erfahren haben. Dies dürfte damit zusammenhängen, daß infolge der frühzeitigen Getreideernte die regelmäßigen Herbstbedürfnisse sich schon geltend zu machen beginnen. Auch ist

von dem bedeutenden ausländischen Guthaben ein beträchtlicher Teil wieder nach Frankreich und Amerika, welch letzteres ebenfalls erhöhten Bedarf wegen der Erntebewegung zeigt, wieder abgeschlossen. Die fernere Entwicklung der Geldverhältnisse wird nun vornehmlich von der Lage am internationalen Geldmarkt abhängig sein. Diese läßt sich zurzeit noch nicht übersehen; für das Inland aber wird infolge der Futternot mit erhöhten Geldansprüchen zu rechnen sein. Im Vorjahr hat die Reichsbank ihren Diskontsatz im Herbsttermin auf 5 Prozent erhöht; die Verschlechterung des Status am 30. September belief sich damals auf 758 Mill. Mark. Für dieses Jahr ist eine noch höhere Inanspruchnahme unzweifelhaft zu erwarten. Im Unterschied gegen das Vorjahr aber dürfte diesmal der Herbsttermin ohne eine Anziehung der Diskontschraube vorübergehen. Denn die Reichsbank verfügt nicht nur über einen außergewöhnlich hohen Metallbestand (1202 Millionen nach dem letzten Ausweis gegen 1063 im Vorjahr), sondern auch über ein um 277 Millionen höheres steuerfreies Notenkontingent. Es könnten also die Ansprüche in diesem Herbst gewaltig wachsen, ohne daß das Institut genötigt wäre, eine Heraufsetzung des Diskontsatzes vorzunehmen. Spectator

Bücherliste

Michel, Robert: Geschichten von Insekten. Berlin, S. Fischer. M. 3.—.

Fischer, Otto: Vom Aufgang neuer Zeit. München, Martin Mörikes Verlag. M. 2.—.

Schrott-Fiechtl, Hans: Der Bauernprofessor. Roman aus dem heutigen Tirol. Köln, J. P. Bachem. M. 4.—.

Oehme, Karl: Das Postscheckkonto. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. M. 0,80.

Ehrenberg, Dr. Hans: Die Geschichte des Menschen unserer Zeit. Heidelberg. M. 2.—.

Graefer, Kurt: Der Zweikampf. Heidelberg, Otto Petters. M. 2.—.

Kellermann, Bernhard: Yester und Li. Berlin, S. Fischer. M. 1.—.

v. Zepelin, C.: Der ferne Osten. 3. Teil: Rußland in Asien. Berlin, Zuckschwerdt & Co. M. 6.50.

Arndt, Prof. Dr. Paul: Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet. Band 2. Jena, Gustav Fischer. M. 9.25.

Boelker, K. und **Strack**, H. L.: Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen. 15. Aufl. Neubearbeitet von D. Dr. Hermann L. Strack. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

d'Arboux, Capitaine: L'officier contemporain. Paris, Bernard Grasset. Frs. 2.—.

Bruni, Georges: Impressions Militaires. Paris, Bernard Grasset. Frs. 3.50.

Aufstieg und Niedergang der Völker. Von einem Deutschen. Berlin-Schlachtensee, Volkserzieher-Verlag.

Dietz, Heinrich: Die Beschwerdeordnungen für das Heer und für die Kaiserliche Marine. Rastatt, H. Greiser. M. 2.80.

Meinhold, Wilhelm: Sidonia von Bork, die Klosterhexe. 2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag. M. 6.—.

Löns, Hermann: Da draußen vor dem Tore. Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung. M. 3.50.

Neumann, Friedrich: Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Berlin-Schöneberg. Fortschritt-Buchverlag „Hilfe“. M. 4.—.

Photiades, Constantin: George Meredith. Paris, Librairie Armand Colin. Frs. 3.50.

Brunker, H. M. E.: The army annual and year book. 1911. London. William Clowes & Sohn. Doll. 6.—.

Braun, Lily: Memoiren einer Sozialistin. 2. Band. München, Albert Langen. M. 6.—.

Branca, Dr. Wilhelm: Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen. Leipzig, Veit & Comp. M. 2.50.

Bürger, Richard: Friedrich Adolf Ebert. Leipzig, Rudolf Haupt. M. 6.—.

Burghauser, Wolfgang: Kardeiß. Wien, Carl Konegen. M. 3.50.

Lehrmeister-Bibliothek. Leipzig, Hachmeister & Thal. Nr. 12—14: Der Selbstinstallateur elektrischer Hausanlagen, von A. Hecht. M. 0.60. — Nr. 15: Elektrizität im Haushalt, von K. Wernicke. M. 0.20. — Nr. 71: Schlosserarbeit für den Hausgebrauch. I. u. II. Teil von Prof. Julius Koch. M. 0.20. — Nr. 117—119: Kalkulation im Gewerbebetriebe, von Prof. Julius Koch. M. 0.60. — Nr. 120: Selbstanfertigung eines Elektromotors, von Karl Demmel. M. 0.20. — Nr. 133: Tischlerarbeit für den Hausgebrauch von Johannes Harder. M. 0.20.

Woyte, Dr. Curt: Xenophons Kyrupädie. Leipzig, Philipp Reclam jun. M. 0.80.

Die Finnländische Frage im Jahre 1911. Von einem Mitglied des finnländischen Landtags. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 3.20.

Zolger, Dr. Ivan: Der staatsrechtliche Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 9.—.

Schawaller, Curt: Dessauermarsch. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Der Streit um den Hanſabund

Nutzende von Briefen, Erklärungen, Gegenerklärungen, leidenſchaftlichen Angriffen und ebenſo geſtimmten Erwiderungen haben wir geleſen, ſeitdem Landrat a. D. Rötger den Hanſabund verlaſſen hat und ihm viele Induſtrielle gefolgt ſind. Die Angriffe auf den Hanſabund werden immer gehäſſiger, aber auch auf den Zentralverband deutſcher Induſtrieller, deſſen Vorſitzender Rötger iſt, fallen die Folgen ſeines Austritts ſchwer zurück; eine allgemeine Verwirrung und Verbitterung droht einzugreifen und man muß offen ſagen, daß in dieſem Streite viele Gegner des Hanſabundes in einer Weiſe kämpfen, die ſelbſt den wenigen ſachlichen Ausführungen, die ſie zu machen haben, allen Wert nimmt. Mit ſo ſkrupelloſen Fechtern, zu denen leider auch Steinmann-Bucher in dieſer Frage gehört, oder gar mit ſo zügelloſen Männern, wie Dr. Tille, kann aus dieſem Grunde eine Erörterung überhaupt nicht geführt werden. Aber auch die Leiter des Hanſabundes haben für einige wichtige Behauptungen keinen Beweis liefern können und die Freunde des Hanſabundes und ſeine Verteidiger in der Preſſe begehen eine Torheit nach der andern. Zu den zahlreichen Äußerungen in dieſem Streite iſt nun in den letzten Wochen ein Schriftchen von H. A. Bueck getreten, zu dem es ſich lohnt, Stellung zu nehmen. Die Schrift des früheren Generalſekretärs des Zentralverbandes deutſcher Induſtrieller führt den Titel: Weshalb die Induſtrie der Rießerſchen Parole „Kampf gegen rechts“ nicht folgen ſoll (31 Seiten, Berlin, Julius Springer).

Bueck gibt zunächſt auf 22 Seiten einen Abriß der Geſchichte der Schutzzollpolitik ſeit 1879, die ſich ſehr hübſch lieſt. Der Nutzanwendung aus dieſer Geſchichte und der Verteidigung Rötgers widmet Bueck die übrigen $8\frac{1}{2}$ Seiten des Heftes und bringt dabei Ausführungen, zu denen man nicht ſchweigen kann. Bueck ſagt, es gebe Kreiſe der Induſtrie, die bereit ſeien, den Kampf gegen die Bismarckſche Wirtſchaftspolitik aufzunehmen, das ſeien die gleichgültigen Induſtriellen, die die Wirkungen der Schutzzollpolitik auf das Aufſteigen Deutſch-

lands nicht beachteten, die engherzigen Industriellen, die die großen Vorteile der Schutzzölle über den kleinen mit einer solchen Schutzzollpolitik nun einmal notwendig verbundenen einzelnen Hemmungen vergäßen, die kurzsichtigen Industriellen, die, weil sie selbst trotz fremder Zollschranken überseeischen Absatz erobert haben, meinten, ihre Ausfuhr werde gefördert, wenn wir die Zölle abschaffen und die sich hätten einreden lassen, liberale Männer müßten zugleich Freihändler sein. Vor allem gehörten dazu Vertreter der Fertigindustrie. Auf die verbündeten Regierungen sei kein Verlaß, sie hätten an sich in der Zollpolitik unnötig nachgegeben, bewiesen auch sonst den Parteien gegenüber zuviel Nachgiebigkeit. Die Parteien selbst, die im Reichstag entscheiden, ließen eine unversöhnliche Feindschaft gegen die jetzige Wirtschaftspolitik erkennen, an der Spitze aus Grundsatz die Sozialdemokratie und die Liberalen (?). Das ursprünglich zuverlässige Zentrum rechne auch nicht mehr als unbedingt sichere Stütze der Schutzzölle, ebensowenig ein erheblicher Teil der nationalliberalen Partei, der dem Fahrwasser der freisinnigen Vereinigung (!) zusteure. Nur von den Konservativen sei zu erwarten, daß sie auch heute für den Schutz der nationalen Arbeit eintreten werden.

Nun habe der Hansabund mit der genugsam bekannten Erklärung seines Präsidenten beim ersten deutschen Hansatage am 12. Juni eine absolute Schwenkung ins linksliberale Lager vollzogen, die jubelnde Zustimmung jener Versammlung habe mit anderen Erscheinungen unserer Tage gezeigt, daß der Hansabund einen bedeutungsvollen Merkstein für die Zunahme und Erstarkung des Zuges nach links darstelle. Rießer habe es allerdings sorgfältig vermieden, zu den großen für die Industrie bedeutsamen Fragen, klar und unzweideutig Stellung zu nehmen, und weite Kreise der Industrie zuckten nur die Achsel über seine Erklärung, der Hansabund sei in den Fragen der Zollpolitik nur der ehrliche Makler zwischen den streitenden Auffassungen der Wirtschaftspolitik. Denn bei seinem Abschwenken zu den Linksliberalen, deren Presse ihn vollständig für sich in Anspruch nehme, müßte er sich auch der Wirtschafts- und Handelspolitik dieser Kreise anbequemen; Rießer werde also ein entschiedener Gegner der Bismarckschen Politik des Schutzes der nationalen Arbeit werden. Wenn Rießer nun das gesamte Bürgertum gegen die konservativen Parteien aufgerufen habe, so werde der schutzzöllnerischen Industrie zugemutet, gegen die einzig sichere Stütze der Schutzzollpolitik zu kämpfen. Dieser Parole könnten selbst- und zielbewußte Industrielle nicht folgen, könne sich vor allem der Zentralverband deutscher Industrieller nicht anschließen.

Diese Ausführungen Buecks enthalten eine ganze Menge anfechtbarer Behauptungen. Es ist zum mindesten sehr zweifelhaft, ob es sehr viele Industrielle gibt, die den Kampf gegen das Schutzzollsystem mit großer Entschlossenheit schon heute führen. Von einem solchen Kampfe hat man bisher doch recht wenig bemerkt. Es erregte allgemeines Aufsehen und wurde vielfach für einen ausgestreckten Fühler der Regierung gehalten, als im vergangenen Jahre die Frankfurter Zeitung behauptete, der Reichskanzler werde als Stichwort für die nächsten Reichstagswahlen den Schutz der nationalen Arbeit ausgeben. Aber alles blieb still, die Anfrage fiel zu Boden. Wenn eine entschlossene Gegnerschaft gegen die Schutzzölle vor allem in der Industrie selbst vorhanden wäre, hätte dies kaum geschehen können. Übrigens ist auch einem Anhänger des Schutzzoll-

systems eine Erörterung des Maßes der Zölle und eine Betrachtung, wie weit es die entschiedene und zielbewußte Förderung der Ausfuhr zulassen könne und zulassen müsse, durchaus gestattet und die Fertigindustrie ist keine Verräterin am System, wenn sie solche Betrachtungen anstellt. Bueck hat freilich immer die Bedeutung des innern Marktes für die Industrie etwas einseitig hervorgehoben, damit ist aber andern noch nicht untersagt, darüber anderer Meinung zu sein wie er. Es ist durchaus richtig, daß die freisinnige Volkspartei tatsächlich Gegnerin der Schutzzollpolitik ist und daß ihre Versuche, vorläufig nur vom allmählichen Abbau der Zölle zu reden, nicht viel sagen wollen, aber es ist offensichtlich unrichtig, von dem Zentrum oder gar einem erheblichen Teil der nationalliberalen Partei zu sagen, sie seien nicht unbedingt sichere Anhänger des Wirtschaftssystems. Freilich werden sich alle diese Parteien ihr Urteil und die Entscheidung über die Höhe einzelner Zölle offen halten, vielleicht sogar gegen eine weitere Ausdehnung und Erhöhung der Agrarzölle angehen, das Zentrum vor allem muß hier so lavieren, daß es seine Arbeiter und zugleich seine Anhänger unter den Landwirten zufrieden stellt. Aber denken denn nicht andere heute ebenso? Hat nicht Bueck selbst erklärt, mit den Agrarzöllen sei es nun genug? Hat nicht der Zentralverband deutscher Industrieller die heute taktisch noch nicht einmal kluge Erklärung feierlichst abgegeben, er werde nicht in eine weitere Erhöhung der Lebensmittelzölle willigen? Die Schilderung der Parteienstellung zur Schutzzollpolitik ist also mindestens recht übertrieben, einseitig Grau in Grau gemalt, um darzutun, wie notwendig die Freundschaft mit den Konservativen sei.

Ebenso anfechtbar sind die Ausführungen Buecks über Rießer. Es ist doch wohl etwas kühn, zu sagen, daß der Hansabund eine absolute Schwenkung ins linksliberale Lager vollzogen habe, weil sein Vorsitzender einige, allerdings recht überflüssige persönliche Bemerkungen über die Mitarbeit der Sozialdemokraten und über gewisse von ihm eigenartig gedeutete innerpolitische Vorgänge bei der sogenannten Sammlungspolitik gemacht hat. Wir haben doch einen Hansabund und keinen Rießerbund, sagte Professor Duisberg sehr richtig, und dem Hansabund kann man höchstens den berechtigten Vorwurf machen, daß einige seiner Agitationsredner nicht die Richtlinien des Hansabundes, sondern eine eigene recht kritikbedürftige Auffassung unserer Wirtschaftspolitik vertreten haben. Der Hansabund als solcher hat keine Beschlüsse gefaßt, die gegen seine von der Industrie gebilligten Richtlinien verstoßen. Es heißt die Sachlichkeit der Kritik bedenklich verletzen, wenn Bueck behauptet, weil die Linksliberalen und ihre Presse Rießer als den ihrigen in Anspruch nehmen, so müsse dieser mit absoluter Sicherheit Gegner der Schutzzollpolitik werden. Es kommt doch nicht darauf an, wie die Linksliberalen und das Berliner Tageblatt Rießer ansehen, sondern wie dieser sich selbst ansieht und was er tatsächlich ist. Es ist schwer zu glauben, daß die Mitgliedschaft Rießers im Vorstande der nationalliberalen Partei Bueck unbekannt geblieben sein sollte, nachdem Rießer auf diese Tatsache selbst wiederholt öffentlich aufmerksam gemacht hat.

Es ist richtig und sehr bedauerlich, daß Rießer von sich sagen kann „Gott schütze mich vor meinen Freunden". Es ist richtig, daß die Frankfurter Zeitung, ganz zu schweigen vom Berliner Tageblatt, fortgesetzt versuchten, den Hansabund in einer ganzen Reihe von Fragen und so auch in der Zoll- und Handelspolitik

von der ihm streng zugewiesenen Neutralität abzutrennen. Schrieb doch die Frankfurter Zeitung am 12. Juli 1911 ganz offen, „man könne ein Schutzzollsystem von solchem Umfang und solcher Höhe, wie das unsrige, nicht im Handumdrehen beseitigen, eine solche Umwälzung könne von den allerschlimmsten Erschütterungen für unser gesamtes nationales Wirtschaftsleben begleitet sein. Es müsse schrittweise herabgemindert werden auf ein erträgliches Maß; der Hansabund solle nicht über diese Linie hinausgehen, wohl aber müsse er sich entschlossen und bewußt auf diese Linie stellen". Wenn der Hansabund das täte, würde er eben eine einseitige Stellung entgegen seinen Richtlinien nehmen. Es ist der Industrie nicht zu verdenken, wenn sie angesichts solcher Aussprüche nachdenklich wird. Sie muß um so vorsichtiger sein, als der nächste Reichstag über die Festsetzung der Handelsvertragspolitik entscheidet. Aber andrerseits ist doch der erwähnte Standpunkt der Frankfurter Zeitung nichts neues und es kommt auf ihn wenig an, solange man dem Hansabund nicht nachweisen kann, daß er durch seine berufenen Organe den Lockungen falscher Freunde auch wirklich folgt. Das kann nicht bewiesen werden und darum ist der Schluß Buecks, Rießer müsse mit absoluter Sicherheit Freihändler werden, nicht haltbar und wenn Rießer die Schwenkung für seine Person wirklich vornähme, wäre es vielleicht zweckmäßig, wenn er den Hansabund nicht mehr leitete, einen Vorwurf könnte man dem Bund selbst aber nur machen, wenn dieser sich von dem Vorsitzenden in eine einseitige Richtung drängen ließe.

Alle diese Erörterungen treffen aber nicht die Hauptsache. Über die Frage, ob der Hansabund nützlich ist oder nicht, ob man ihm angehören oder fernbleiben muß, entscheidet doch nicht die Stellung zur Schutzzollpolitik. Das ist eine der das Volk bewegenden Fragen und kein einsichtiger Industrieller, der dem Hansabund früher beitrat, war im unklaren, daß der Hansabund gerade bei dieser Frage vielleicht am wenigsten zu einer Einheitlichkeit und damit zu positiver Arbeit kommen werde. Es handelte sich beim Hansabund doch darum, dem Gewerbeleben ganz im allgemeinen eine größere Beachtung im öffentlichen Leben und eine bessere Vertretung in den öffentlichen Körperschaften zu schaffen und es mußte sich erst herausstellen, wie weit in einzelnen praktischen Fragen der Bund zu bestimmten, grundsätzlichen Äußerungen würde kommen können oder von ihnen abstehen müsse. Es heißt die Dinge in ein ganz falsches Licht rücken, wenn man den Hansabund nur vom Standpunkt der Schutzzollpolitik betrachtet und behauptet, der wahre Freund der Industrie seien die konservativen Parteien, weil diese — wohl verstanden, wegen ihrer eigenen Interessen — die Schutzzollpolitik sicher unterstützen. Wenn man die viel richtigere Frage aufwirft, sind denn die konservativen Parteien gewillt, den Gewerbetreibenden den ihm gebührenden Einfluß im öffentlichen Leben zuzugestehen, haben sie denn industrielle oder Handelsinteressen jemals wirksam gefördert, so muß die Antwort für die Deutschkonservativen unbedingt Nein lauten. Der Hinweis darauf, daß sie jüngst die Industrie in der Abwehr zu weit gehender Anträge bei der Reichsversicherungsordnung unterstützt hätten, will so wenig besagen, wie die bekannte eine Schwalbe für das Herannahen des Sommers. Nein, für den gesamten Gedankeninhalt der Hansabundbewegung kann von der sicheren Freundschaft der Konservativen keine Rede sein, viel eher von einer sicheren Feindschaft. Das ist aber der springende Punkt der Sache. Übrigens

redet Bueck im Titel seines Schriftchens von einer Rießerschen Parole zum „Kampf gegen rechts". Es würde ihm sehr schwer werden, den Beweis dafür anzutreten, daß Rießer ein solches Stichwort ausgegeben hat. Er redet ferner davon, Rießer wolle den Kampf gegen die konservativen Parteien bis aufs Messer führen. Auch das ist aus der Rießerschen Rede nicht zu belegen.

Die wertvollste Arbeit für seine Gedanken soll der Hansabund im politischen Wahlkampfe leisten und gerade da fürchtet die Industrie die Zukunft, indem sie darauf hinweist, daß das Eingreifen des Hansabundes in die bisherigen Reichstagsersatzwahlen entweder Sozialdemokraten oder die Gegner der Schutzzollpolitik gefördert habe, eine Behauptung, zu der der Hansabund unbedingt reden muß; sein bisheriges Schweigen ist nicht zu billigen. Man sagt sich in der Industrie, wenn die Arbeit des Hansabundes auch bei den nächsten Hauptwahlen zum Reichstage zu solchem Ziele führt, können wir nicht mitgehen. Das ist auch der Grundgedanke der Bueckschen Ausführungen. Wenn das richtig ist, was er von der Schutzzollgegnerschaft der verschiedenen Parteien sagt, so kann der Zentralverband deutscher Industrieller schlechterdings mit seinem eigenen Wahlfonds nur konservative Reichstagskandidaten unterstützen, Angehörige aller anderen Parteien scheiden als mindestens unsichere Heerespflichtige ohne weiteres aus. Wie verfährt nun der Zentralverband selbst? In einer Flugschrift des mittelrheinischen Fabrikantenvereins zu Mainz von Ende Juli 1911 heißt es darüber: „Wir waren festzustellen in der Lage, daß bis in die Zeit der letzten Reichstagsersatzwahlen (also zu einer Zeit, wo Bueck noch Geschäftsführer des Zentralverbandes war) Angehörige der freisinnigen und nationalliberalen Partei, niemals aber Agrarier Wahlunterstützung aus dem Wahlfonds des Zentralverbandes deutscher Industrieller erhalten haben. Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß die künftige Verwendung in anderem Sinne erfolgen soll." Diese interessante Feststellung paßt zu den Bueckschen Darlegungen wie die Faust aufs Auge. Es ist aber ganz klar, daß man im politischen Kampfe gar nicht anders vorgehen kann, da man weder vom Zentralverband noch vom Hansabunde die Kandidaten aufstellen oder die Wahlkreise an die Parteien verteilen kann. Sondern man sieht sich unter den gegebenen Parteiverhältnissen die von den politischen Parteien vorgeschlagenen Leute darauf an, ob sie im Reichstage im allgemeinen als sachverständige Männer die gewerblichen Interessen verstehen und fördern können und wollen und muß daher auch Männer unterstützen, die nicht alle Anschauungen teilen, die die unterstützende Körperschaft in der Wirtschafts- und Sozialpolitik für richtig hält.

Die Schwierigkeit beim Hansabund liegt ganz wo anders. Bei ihm fragt es sich immer erst: ob er zu bestimmten Fragen eine bestimmte Stellung nehmen kann, ob sich unter seinen Mitgliedern ein Ausgleich der Anschauungen auf der berühmten mittleren Linie vollziehen läßt. Es ist natürlich recht mißlich, wenn man einen Kandidaten auf die Vertretung noch so allgemein ausgedrückter Interessen verpflichten will und man kann ihm gar nicht angeben, welches diese Interessen sind. Die Richtlinien des Hansabundes genügen zu diesem Zwecke vielfach nicht. Diese außerordentliche Schwierigkeit zu einheitlichen Beschlüssen in Wirtschaftsfragen zu kommen, macht den Hansabund so schwer beweglich und wenig produktiv. Das hemmt seine Wirksamkeit und bringt unter Umständen natürlich auch Fehlgriffe bei der Wahlarbeit mit sich. Doch das gehört in ein anderes

Kapitel. Hier war nur festzustellen, daß der Zentralverband ebenso wie der Hansabund bei ihrem Eingreifen in den politischen Wahlkampf die Dinge nehmen müssen, wie sie sind und daß man Rießer, selbst wenn es den Tatsachen entspräche, nicht wohl den Vorwurf einer linksliberalen Gesinnung machen und aus diesem Grunde den Hansabund wegen verderblicher politischer Gesinnung verlassen kann, wenn man anderseits im Zentralverband selbst die linksliberalen Antischutzzöllner unterstützt.

Ich habe soeben schon angedeutet, daß die Schwierigkeiten zur äußeren Einheit, die innere Einheit der Anschauungen zu setzen, für den Hansabund recht groß sind und man mag mit Recht zweifeln, ob es gelingt, sie zu besiegen. Darüber heute schon zu urteilen und sich diesem Urteile entsprechend vom Hansabunde abzuwenden, ist verfrüht. Solche Dinge lassen sich nicht in Monaten zum einen oder andern Ende bringen. Man muß vorläufig mithelfen, soweit es geht und abwarten. Nun hat allerdings Rötger gesagt, er habe wochen- und monatelang mit Rießer über die vorhandenen Gegensätze verhandelt, aber so lange nicht genau bekannt ist, um welche Gegensätze es sich handelte und in welcher Weise Rötger die Streitfragen gelöst wissen wollte, ist mit solchen Beteuerungen wenig genug anzufangen, und Rötger hat vor allem nicht nachgewiesen, daß er die Instanzen des Hansabundes erschöpft hat, bevor er mit dem Präsidenten Rießer persönlich brach. In einem Vortrage von Handelskammersyndikus Hirsch in Essen am 15. August 1911 finden sich bestimmtere Angaben über diese Verhandlungen. Es ist dort ausgeführt worden, daß die industriellen Kreise auf eine klare und unumwundene Stellungnahme des Hansabundes für die Aufrechterhaltung unserer Wirtschaftspolitik und gegen die Sozialdemokratie den allergrößten und entscheidenden Wert legen müßten. Mit andern Worten, einige Industrielle verlangten in einer an sich unter den Mitgliedern des Hansabundes streitigen Frage eine Entscheidung nach einer Seite. Das erforderte eingehende Verhandlungen auf breitester Grundlage. Rießer konnte als Vorsitzender des Bundes diese Forderung so wenig erfüllen, wie Rötger, solange er im Präsidium des Hansabundes stand. Rießer hat dann die Wiesbadener Erklärung abgegeben, die Hirsch mit Recht gewunden nennt, die aber gar nicht anders ausfallen konnte, wenn sich Rießer an die Richtlinien hielt. Nun ist es mir unerklärlich, wie sich die Industriellen, die die Stellungnahme zur Schutzzollpolitik für so notwendig hielten, mit einer solchen Erklärung begnügt haben. Sie mußten doch zum mindestens eine Stellung des Ausschusses über die Frage herbeiführen, weil sonst das Präsidium keinesfalls Erklärungen nach einer Seite abgeben konnte. Mißlang die Einigung in dieser Frage, so mußte der Hansabund in ihr neutral bleiben wie bisher. Mehr war nicht zu erlangen, aber nach meiner Meinung ist es schon recht viel, einen so großen Verband auf Neutralität in so wichtigen Dingen festlegen zu können. So mußte verfahren werden, zum Bruch aber mit dem Hansabunde fehlte jeder Anlaß.

Die einfache Frage, die wir zu stellen haben, ist die, was denn nun eigentlich der Austritt Rötgers und der ihm folgenden Industriellen genützt hat? Dem Hansabund hat er geschadet, dieser Zweck darf als erreicht angesehen werden. Aber ebenso sehr hat der Austritt der Industrie geschadet, deren Einigung mit durch die persönliche Haltung Buecks so wenig gelingen will. Man muß die Art, wie jetzt der Bund der Industriellen gegen den Zentralverband deutscher Industrieller arbeitet, aufrichtig bedauern, aber sie ist doch nur die Folge alter Sünden auf

beiden Seiten. Rötger hat den Kampf gegen den Hansabund gegen die Ansicht mindestens einzelner, wenn nicht vieler Mitglieder des Zentralverbandes aufgenommen, die vielleicht dem Hansabunde im allgemeinen zweifelnd gegenüber stehen, die sich aber doch sagen, daß es unverantwortlich ist, die Bewegung einer größeren Zusammenfassung der Gewerbestände in einem Augenblick zu unterbrechen, wenn nicht zu vernichten, wo diese Bewegung die erste entscheidende Lebensäußerung versucht. Weiter war vonseiten Rötgers folgendes zu bedenken: Der Hansabund kann mit einer großen Organisation und großen Mitteln in den politischen Kampf der nächsten Zeit eingreifen und er muß es tun. Ist es tatsächlich richtig, daß der Bund linksliberal gerichtet ist und in diesem Sinne für Freihandel und für die Sozialdemokratie praktisch zu arbeiten sich anschickt, so ist die Gefahr um so größer, je weniger Gegner dieser wirtschafts- und sozialpolitischen Anschauung in ihm vorhanden sind. Man kann daher die von der Industrie gefürchtete schädliche Tätigkeit des Bundes gar nicht kräftiger fördern, als indem alle Industriellen den Bund verlassen und ihn der angeblichen Wühlarbeit der Linksliberalen überlassen. Das richtige wäre offenbar gewesen, jetzt gerade in dem Bund zu bleiben, und ihn in der besonderen Frage der Schutzzollpolitik theoretisch und soweit möglich auch durch Einfluß auf das politische Eingreifen praktisch bei der strengen Neutralität zu halten, die zu üben er verpflichtet ist. Ich halte es schließlich für taktisch ganz verkehrt, den kommenden Wahlkampf künstlich unter das Stichwort des Kampfes um die Schutzzollpolitik zu bringen, wie es durch das Auftreten Buecks jetzt geschehen ist, der zu allen Einseitigkeiten dieses ganzen Streites die größte Einseitigkeit gefügt hat.

Die nicht objektive, einseitige Haltung und wüste Form der Polemik in diesem ganzen Streite liegt, das muß nochmals ausgesprochen werden, vielmehr auf Seiten der Gegner des Hansabundes. Ist die Haltung des Berliner Tageblattes und der Frankfurter Zeitung für den Hansabund in vieler Beziehung zu bemängeln, so soll man doch auch ehrlich sagen, daß die Stellung der Post und der rheinisch-westfälischen Zeitung u. a. noch viel weniger erfreulich ist. Bueck bleibt selbstverständlich trotz sachlicher Schärfe und der bemängelten Fehler seiner Darstellung nach der persönlichen Seite ruhig, aber angenehm ist es für viele seiner Freunde und Verehrer, zu denen auch der Autor gehört, doch nicht, ihn in der Nähe solcher Kämpfer zu sehen. Die um den Streit im Hansabunde entwickelte Polemik hat einen tiefen Riß unter die Gewerbetreibenden gebracht, die sich kaum zu nähern begonnen hatten, hat die Industrie schlimmer gespalten als je und die Sache, für die Rötger und Bueck eintreten wollen, nicht nur nicht gefördert, sondern geschädigt. Das ist das beklagenswerte Ergebnis der Vorgänge und es ist besonders bezeichnend, daß Rötger von den Beweggründen, die Bueck in seiner Broschüre als maßgebend für die Trennung vom Hansabund angibt, keinen einzigen genannt, sondern sich auf ganz andere zum Teil viel nebensächlichere und keineswegs vollständig stichhaltige Trennungspunkte berufen hat, während sich allerdings die Gründe, die die rheinisch-westfälische Gruppe des Hansabundes für ihren Austritt aus dem Bund nennt, mit der Bueckschen Auffassung wohl decken.

Chriſtian Dietrich Grabbe

Von Fritz Tychow-Einbeck

Es iſt traurig anzuſehen, wie ein außerordentlicher Menſch ſich gar oft mit ſich ſelbſt, ſeinen Umſtänden, ſeiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beiſpiel: Bürger.

Dieſe Worte Goethes könnten ohne jede Veränderung auf Grabbe angewandt werden und ebenſo die kurze Charakteriſtik des genialen Lyrikers Günther, die auch aus Goethes Werkſtatt ſtammt: „Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.“ Grabbe, Bürger, Günther! Noch ein anderer verirrter Deutſcher gehört zu dieſer Gruppe problematiſcher Naturen: der zarte Goetheſchatten Lenz, „das ſeltſamſte und indefinibelſte Individuum“, wie Goethe ihn nennt. „Neben ſeinem Talent, das von einer genialen, aber barocken Anſicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin beſtand, alles, auch das Simpelſte, durch Intrige zu tun, dergeſtalt, daß er ſich die Verhältniſſe erſt als Mißverhältniſſe vorſtellte, um ſie durch politiſche Behandlung wieder ins gleiche zu bringen.“

Doch paßt von dieſer Lenzſchen Eigenſchaft nur die eine Seite auf Grabbe, der ſich durchaus keine Mühe gab, zerſtörte Verhältniſſe durch diplomatiſche Behandlung wieder ins gleiche zu bringen.

Wie vielen deutſchen Jünglingen iſt ſo das Leben in wildem Sturm und Drang zerfloſſen! Namen, Geſtalten ſchweben uns vor von Dichtern und Künſtlern, eine unüberſehbare Schar; und dazu kommt die lange Liſte der genialen Verkommenen, die nichts hinterlaſſen haben, kaum ein Verſchen, kein einziges namhaftes Kunſtwerk, die ſchon in der Jugend geſtorben, verdorben ſind — namenlos auf ewig dahin. Aus irren troſtloſen Augen ſchauen uns wilde, unſtete Geſellen ins Geſicht, aber ihr Blick haftet nicht, wirr taſtet er weiter und ſtarrt über uns hinweg in ein Land, das wilde Phantaſien ihnen als das Reich der ungebundenen Geiſter, als ihre Heimat vorgeſpiegelt haben. Aber ſie haben das Land der Sehnſucht nicht gefunden. Mit der Welt der Wirklichkeiten wußten ſie nichts anzufangen, und da ſie die Welt verkannten, glaubten ſie ſich verkannt, und die romantiſch-dämmerhafte Auffaſſung vom

Wesen des Dichters unterstützte die krankhafte Überreizung in der weichlichen Sympathie für die verkannten Genies. In Wirklichkeit gibt es mehr verrannte als verkannte Genies, und dank Goethe dürfen wir heute nach Überwindung von Romantik und dekadenter Vorliebe für den Hochgeruch beginnender Fäulnis an jeden Menschen, der uns etwas zu sagen hat, die Forderung stellen: Bleib hübsch gesund! Die Forderung! Aber grausam ist es, einem Dichter, der die zerstörenden Mächte in sich birgt, das bißchen Schuld vorzurechnen, das er vielleicht an der Beschleunigung des Prozesses trägt. Und wenn Goethe auch Bürgers Verschuldung keineswegs bemäntelt, er hat doch seinem poetischen Werk noch im Alter gehuldigt. „Es kostet mich nichts," schreibt er 1830 an Zelter, „Bürgers Talent anzuerkennen; er war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte, Wahre daran noch immer und wird in der Geschichte der deutschen Literatur mit Ehren genannt werden. . . . Es war ein entschiedenes deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmack." Das paßt alles wieder genau auf Grabbe, als wäre es für ihn zugeschnitten; und heute ist es wohl Zeit, mit freierem Blick zu untersuchen, warum der arme Detmolder Bürgerjunge zu dem armen Dichter Grabbe werden mußte.

Grabbe ist nicht so sehr verkannt als vergessen. Schon bei Lebzeiten haben namhafte Literarhistoriker und einflußreiche literarische Persönlichkeiten wie Tieck, Menzel und Immermann den Ringenden gestützt, dem Sinkenden die rettende Hand geboten. Gefährlich war es für Grabbes Ruf, daß Gervinus und Scherer kein Verhältnis zu ihm finden konnten. Aber als mit dem naturalistischen Drama zugleich als heilsame Gegenwirkung die ernste Arbeit um das Verständnis Kleists und Hebbels begann, wurde mehr und mehr Grabbe ans Licht gezogen, und man stellte ihn als Dritten in die gefährliche Nachbarschaft der beiden überragenden Dramatiker des neunzehnten Jahrhunderts, als dritten großen dramatischen Dichter eigentümlich germanischen Gepräges. Seitdem ist Grabbe nun auch in neuen Ausgaben*) zugänglich geworden, und durch Otto Nietens Arbeiten ist das tiefere Verständnis für Grabbe, das Grisebach angebahnt hatte, immer weiter ausgebaut worden. Das kurze zerrissene Leben, dessen Flecken in dem leidenschaftlichen Grabbeaufsatz aus Goedekes Grundriß lieblos übertrieben worden sind, kann nach Eröffnung der Briefe und Manuskripte in den Bibliotheken von Detmold und Berlin nur die tiefste Teilnahme erwecken. „Beklag' mich, Leser, schilt mich nicht!"

Grabbes Wesen ist durch und durch auf Opposition gestellt, eine so scharfe Aufbäumung gegen die gesamte persönliche und literarische Umgebung, daß geistige Vereinsamung die einzig mögliche Folge blieb. Wie sehr er sich im Elternhause und unter den Schulkameraden vereinzelt fühlte, wie wenig Verständnis der Sohn des Zuchthausverwalters für seine dichterischen Neigungen fand, lehren die Briefe

*) Die drei jetzt noch zugänglichen Ausgaben sind die vierbändige von Grisebach bei Lehr in Berlin 1902, die zweibändige von Otto Nietern bei Hesse in Leipzig und die jüngste in drei Bänden von Franz und Zaunert im Bibliographischen Institut in Leipzig.

des Vaters und die des Dichters selbst aus der Studentenzeit. Nicht so, als hätten die Eltern die Begabung des Sohnes unterschätzt und seinen Wünschen „Dramas zu schreiben" Hindernisse in den Weg gelegt, aber wie konnten der Vater, der sich nur dunkle Vorstellungen von einem Dramatiker machte, und die gänzlich ungebildete Mutter, die kaum schreiben konnte, dem Sohn geistige Nahrung geben! In dem stillen, toten, steifen Fürstenstädtchen Detmold wurde er 1801 in den Mauern des Zuchthauses geboren, dessen Verwalter der Vater war; die mangelnde Kinderstube empfand der junge scharfe Beobachter bei jedem Spiel mit den Kameraden; zähneknirschend stand er abseits, und früh entwickelte sich der Haß gegen die Vornehmen, die er sich in jugendlicher Verallgemeinerung als Schufte vorzustellen liebte. Dabei blieb ihm zeitlebens die im Elternhause gewohnte scheue Ehrfurcht vor der großen Welt eigen. Wenn er den Eltern imponieren will, erzählt er ihnen von adligen Bekannten, die ihn aufsuchen, um seinem jungen Ruhm zu huldigen. „Ich befinde mich hier in einer Gesellschaft, welche mich ordentlich liebt; es sind fast sämtlich junge angestellte Adlige, und jeder ist bemüht, mir einen Gefallen zu tun; sie unterhandeln für mich bei Buchhändlern, schaffen mir Freibillette ins Theater, nötigen mich abends zum Essen, machen mich immer mit mehr Leuten bekannt, geben Ankündigungen von meinen Werken in den Druck usw."

Im beständigen Gegensatz zu seiner Umgebung verschärften sich die Eigentümlichkeiten, die er selbst für den Ausdruck der eigensten Persönlichkeit hielt; zu verzogen, um der Außenwelt das geringste Zugeständnis zu machen, hegte er seine schroffen Kanten mit aller Eigenliebe, glaubte sein innerstes Wesen gefährdet, wenn er um anderer willen den geringsten bizarren Einfall hätte unterdrücken sollen. Die Frömmigkeit der Eltern verstärkte in ihm den Hang zu ungeheuerlichen Blasphemien. Ihre zärtliche Liebe, die ihm weichlich und mannwidrig erschien, verhärtete sein Herz gegen jedes weiche Gefühl; in keinem seiner Briefe an Freunde und Gönner ist das geringste Zeichen herzlicher Innigkeit vorhanden. Selbst die Briefe an die Eltern, aus denen hin und wieder zarte Regungen hervorlugen, sind „genialisch" stilisiert, kalt zurechtgemacht, in wildem Durcheinander, scheinbarem Ungestüm, doch klug auf den Eindruck berechnet.

Was anderen half, schadete ihm. Die Härte des Westfalen vermischte sich mit der Reizbarkeit des modernen romantischen Geistes. Auch die Selbstironie des zünftigen Romantikers fehlte nicht. Durch sein ganzes Wesen ging von Jugend auf der verhängnisvolle Riß, die völlige Disharmonie des Wesens, die in seinen Gesichtszügen ein erschreckendes Abbild fand. Keins der erhaltenen Bilder lehrt das so deutlich wie die Beschreibung Immermanns, die freilich schon symbolisiert und deshalb nach beiden Seiten übertreibt, aber im Grunde übereinstimmt mit den Schilderungen anderer: „Eine Stirn, hoch, oval gewölbt, wie ich sie nur in Shakespeares Bildnis von ähnlicher Pracht gesehen habe, darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer, seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase; bis dahin — das dünne, fahle Haar, welches

nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet — alles schön. Und von da hinunter alles häßlich, verworren, ungereimt! Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich frei und stolz vorbaute ... Der Körper fein und zart — Hände und Füße von solcher Kleinheit, daß sie mir unentwickelt vorkamen."

Es liegt in der Tat etwas Embryonenhaftes in Grabbes ganzem Wesen und daher auch in seiner Weltanschauung. Es ist verfehlt, die Weltanschauung Grabbes ernst zu nehmen; er hat keine gehabt. Über den knabenhaft übertreibenden, sittlich und philosophisch unverankerten Pessimismus des aufgeklärten Gymnasiasten ist er im Grunde nie hinausgekommen. Das war für ihn persönlich schlimmer als für seine Dichtungen, deren Bedeutung auf einem ganz anderen Gebiet liegen, als dem verdichteter Probleme oder persönlicher poetischer Bekenntnisse. Grabbe ist der typische deutsche Stürmer und Dränger, daher ist zwar genug Tendenz in seinen Werken, aber doch nicht so ausgeprägt wie bei der ersten Generation der Geniedichter: Klinger, Lenz und Wagner. Was ihn bedeutsam macht, ist die geniale Auffassung der Geschichte, in der er unerreicht ist. Was sein wüstes Leben interessant macht, ist der Kampf, den er allein gegen alle geführt hat und gegen alles, was ihn umgab. Aus Gegensatzwirkung ist sein ganzes Leben und Dichten zu erklären.

Die schlappe sentimentale Dichtung seiner Zeit brachte ihn in den brutalen Naturalismus seiner ersten Dramen; im Gothland war Grabbe echt, da ist auch alles wie aus einem Guß, kein Schwanken im Stil; die rohe Wildheit seiner Jünglingsjahre, die wahnsinnigen Orgien der Sinnlichkeit, die er selbst feierte, spiegeln sich im Gothland fast unverarbeitet wider. Der Dichter muß so dichten, wie er muß: Im Gothland hat Grabbe ganz das gegeben, was Grabbe war, später hat er gesucht und gekünstelt; im Aufbau, in der realen Möglichkeit der Charaktere, in knapperer Prägung vielleicht zugelernt — sein Stil ist nie wieder so eindrucksvoll gewesen wie in dem Erstlingswerk, das geschaffen ist aus einem übervollen, aber zerrissenen, gleichsam ausblutenden Jünglingsherzen. Die ungeheuersten Lästerungen der Gottheit und Menschlichkeit entsprachen seinem jähen Ausdrucksbedürfnis; wir glauben zwar nicht an Gothlands Verwandlung, die psychologische Begründung ist schlecht, das ist aber in Schillers Räubern nicht anders, und selbst Othellos blindwütige Eifersucht müssen wir unerklärt hinnehmen, sie ist eben das gegebene Problem, die Basis, auf der sich alles aufbauen soll. Auch Hebbels Maria Magdalena setzt uns einen harten Brocken vor in Klaras Hingabe an Leonhard. Deswegen soll man mit Grabbe nicht rechten: die Welt steckt voll psychologischer Rätsel. Der Stil des Dichters entscheidet über die psychologische Möglichkeit besser als die Statistik der Tatsachen: Und der Stil des Gothland, der vor den rohesten Zoten nicht Halt macht, läßt das Wahnsinnigste und Widerlichste möglich erscheinen. Es sträubt sich jedes Gefühl gegen die Wiederholung Grabbescher Wildheiten

geschlechtlicher Art, aber im Grunde sind sie nicht ärger als die der Schillerschen Jugenddramen. In Kabale und Liebe ist eine Stelle, der ganz die gleiche Vorstellung zugrunde liegt, wie die schmutzige Zote in Grabbes Gothland (III, 1 zu vergleichen mit Kabale und Liebe I, 5) und mit gewissem Recht verteidigt Grabbe seinen Abschaum mit dem Hinweis auf Goethes Faust, wo zwar keusche Striche gemacht seien, der Reim aber das Wüsteste erraten lasse. Es ist aber doch ein gewaltiger Unterschied, nur nicht auf moralischem, sondern auf ästhetischem Gebiet. Grabbes Zoten sind stillos und deshalb widerlich. Büchner, der ihm am nächsten steht, Shakespeare, von dem er gelernt hat, Schiller, den er damals glühend verehrte, und Goethe, mit dem er sich verteidigte, verstehen es, das Gemeine zu stilisieren; das konnte Grabbe im Gothland noch nicht, es lag ihm die gemeine Zote noch zu sehr auf der Zunge; die künstlerische Objektivität hatte er noch nicht gewonnen.

Grabbe war so wenig entwicklungsfähig, daß er allmählich durch die Praxis nur lernte, was jeder im Leben lernt: die Wirkung berechnen. Er erlernte es nicht, das Erlebnis zu gestalten, er gewann keine künstlerische Vertiefung, weil er zu unstät war, den Stimmungsgehalt des persönlichen Erlebnisses festzuhalten. Daher lernte er nie abzutönen und scharf zu prägen. Selten gelingt ihm eine reine scharfe Prägung wie die:

Nein, nein,
Es ist kein Gott! Zu seiner Ehre
Will ich das glauben.

Da ist die Stimmung des Gothlanddichters in ganz runder Schleifung vollkommen ausgedrückt. Aber das ist eine der wenigen Ausnahmen. Als ihn 1835 Wolfgang Menzel auffordert, ihm etwas in „Schillers Album" zu schreiben, bringt er nichts weiter zustande als ein Zitat aus Schiller (Unter allen ird'schen Losen usw.), dem er als eigenen Beitrag die geradezu dilettantischen Verse beigibt:

Was du gedichtet im Herzen, es geschah,
Und du bist ewig deutschen Seelen nah.

Übrigens ist Grabbe sich dieser Schwäche selbst bewußt, wie die begleitenden Worte an Menzel beweisen: „Ich konnt's nicht anders machen, weil ich mich nur auf verwickeltere dramatische Kompositionen verstehe, und selbst bei einer großen Gelegenheit, wie diese von Schillers Denkmal, welche aber Talent der Kürze fordert, nur so, wie geschehen, mich retten mußte. Kürze besitz' ich, doch bloß, wo sie sich in weitläufige Handlung einflicht, nicht aber zu Denksprüchen."

Und ebenso wenig gelingt ihm die reine Abtönung. Abgesehen von Stellen, wo er mit Absicht die Stimmung, die er kaum gewonnen, jäh zerstört, und von solchen, wo er den großen tragischen Stil dicht neben alberne Berliner Schnoddrigkeit setzt (im Napoleon), finden wir ihn oft außerstande, einen angeschlagenen Ton durchzuhalten, bis er harmonisch verklungen; täppisch schlägt der Grabbe

dazwischen, wo einmal der Dichter über ihm gestanden hatte. Ein einziges Wörtchen, ja es ist hier nur eine Apostrophe, kann die Stimmung vernichten und die zarte Vorstellung verzerren. In dem Zwiegespräch der Jungvermählten aus dem „Tragischen Spiel" „Nannette und Maria" findet Grabbe einmal zarte Töne für die Freuden der Liebe, die der Ärmste nur in wilder Vergröberung kennen gelernt hatte. Lyrische Klänge erzittern durch die Sehnsucht des Mannes und die geheime Furcht Nannettens, der einzigen lieblichen Gestalt in Grabbes Werken.

Leonardo: O sprich weiter!
Wie Silbertropfen in die stille See,
So fallen deine Worte in die Brust! (Emporspringend)
Doch schau! Schon sinkt die Sonne!
Nannette: Freut dich das?
Leonardo: Warum nicht? Geht mir dafür doch
Die Doppelsonne deines Busens auf.

Kühn, doch schön gesagt. Aber nun kommt der stillose, lüsterne Grabbe dazwischen, wenn Leonardo fortfährt:

Das wird 'ne helle Nacht!

Trotz innerer Zerrissenheit, trotz mangelnder Weltanschauung, trotz des Unvermögens, die Natur umzuschmelzen zu stilvollem Kunstwerk, bleibt Grabbe ein großer Dichter, ein völlig alleinstehender Dramatiker und ein Nurdramatiker. Was Immermann von ihm sagte, gilt heute, wie vor fünfundsiebzig Jahren: „Der Geist der Geschichte selbst ist ihm erschienen und hat ihm manches Wort zugeflüstert." — „In Grabbe wird zum erstenmal die Geschichte selbst lebendig." (Herrig.) Das zeigen namentlich die Hohenstaufendramen, einzelnes im Hermann und die wenigen Stellen im Hannibal, die Grabbe nicht selbst durch geschmacklose Witze oder Brutalitäten verballhornt hat. Im Hannibal kann man auch von Stilkunst und Entwicklungsfähigkeit reden. Es ist die letzte große Erhebung und in mancher Weise zu vergleichen mit den beiden letzten finsteren, aschgrauen Bildern des Franz Hals; wie dieser, achtzigjährig, „von außen verlassen, im Innern ohne den nötigen Halt" seine beiden letzten Regentenstücke schuf, so ging es auch Grabbe. „Wie seine Mitmenschen ihm selbst nur das Notdürftigste zum Fristen des Lebens verabfolgten, so bewilligte der achtzigjährige Greis den Gestalten in diesen letzten Gemälden auch gerade nur so viel Zeichnung, so viel Farbe, um sie als Menschen, als lebendige Menschen erscheinen zu lassen." (Bode.) Grabbe wurde sparsam im Aufwand von Worthaufen, er setzte nicht mehr Himmel und Erde in Bewegung, um einer Leidenschaft die Fackel zu halten; und wenn er der realen Bühne leider fremd geblieben ist, so lassen die schon vorhandenen Einrichtungen und das ganze gegenwärtige Suchen nach freierer Bühnengestaltung doch hoffen, daß Grabbe für die Bühne endgültig wird gewonnen werden können.

Ihm fehlt jede persönliche Lyrik: kein Liebesgedicht, kein lyrisch angehauchter Brief! Und kein lyrischer Anklang in der Handlung oder der Situation, der

Grundstimmung seiner Helden. Darin steht er weit ab von Kleist und Hebbel, mit denen man ihn fälschlich zusammengestellt. Hebbel hat ja ausführliche persönliche Lyrik, und Kleists Helden und Heldinnen, um nur zwei zu nennen, den Prinzen von Homburg und die Penthesilea, sind von lyrischer Empfindung geschwellt, wie die dramatischen Helden Goethes. Grabbes Leben gab keine Ruhe, keine Tiefe, keine Stille her. Er war eine flackernde Leuchte ohne festen Schein, ohne erwärmende Glut. Seine Sympathien wechselten mit seiner Stimmung. Seine Jugend begeistert sich an Schillers Idealismus, bald verspottet er seine Schwärmerei und spricht von „Schillerschen Studentenliebschaftsunrealitäten", und ein andermal: „Schiller hätte diese Schriftzüge (der Maria und Elisabeth) näher ansehen sollen, und er würde die naive, galante Maria und die eherne Elisabeth besser geschildert haben, als geschehen." Auch sonst ist manches geringschätzige Wort von ihm über Schiller erhalten, und doch heißt es wieder 1835 an Menzel: „Nicht Shakespeare, nicht Goethe — Schillers Feuer hat mich zum Dichter gemacht."

Was Grabbe selbst zu seinem körperlichen und sittlichen Untergang beigetragen hat, ist gering gegenüber dem bösen Dämon, der in ihm saß; und daß er aus Verzweiflung und vielleicht in der Hoffnung auf eine Verbesserung seiner Vermögenslage in den besten Jahren einen ältlichen, unverträglichen, korpulenten Blaustrumpf heiratete, wäre zum Lachen, wenn diese Ehe nicht so tragisch geendet hätte. Er scheint mit Lucie mehr Geduld gehabt zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Ist er krank gewesen, wie Ebstein beweisen zu können glaubt, so war er doch zur Zeit der Ehe sicher geheilt, und ganz gewiß ist das nicht der Grund, warum sogleich nach der Vermählung Zerwürfnisse eintraten. Die waren pekuniärer Natur und kommen allein auf Rechnung der Frau. Luciens Brief nach Frankfurt vom 19. Januar 1835 mit der Bitte, den Gatten besuchen zu dürfen, „wenn du mich anders in deinem Zimmer bei dir aufnehmen willst und kannst", beweist wohl deutlich, daß nicht die Furcht vor der Krankheit des Mannes die Eheleute auseinandergetrieben hat. Zerrissene Verhältnisse, jäh gelöste Freundschaften, Verbitterung und Enttäuschung hinterließ Grabbe. Nur ein immer verzeihendes, immer liebendes Augenpaar ist seinem wirren Lebensgang mit ausharrender Geduld gefolgt: nicht die Gattin, die alte Mutter hat an seinem Sterbebette gesessen und ihm sanfte Worte aus heimischer Kinderstube zugeflüstert. Sie hat ihn nur halb verstanden und er hatte sich nicht viel Mühe gegeben, das Verständnis der Eltern zu gewinnen. Von dem Lebenden hat sie nicht viel gehabt; aber als ihren Christian der Tod umnachten wollte, setzte sie sich steif und starr, wie sie war, an das Bett des Sohnes, an den Platz, den sie sich erst durch die Polizei von der Schwiegertochter erstreiten mußte. So liegt doch ein Hauch von Liebe über dem Leben des Gemarterten.

Das deutsch-französische Grenzproblem

Von G. Pfannstiel-Hildburghausen

einem jeden Gebildeten sind die diplomatischen, militärischen und parlamentarischen Ereignisse wohl bekannt, deren Ergebnis die gegenwärtige deutsch-französische Grenzlinie gewesen ist. Nun gibt es aber viele Millionen von zivilisierten Menschen — und zwar nicht nur jenseit des Wasgaues — die behaupten, diese Grenze sei nicht die wahre, von der Natur gegebene Völkerscheide zwischen germanischer und gallischer Rasse. Als solche trage die Mutter Erde auf ihrer Oberfläche eine klipp und klar gegebene, herrliche Linie, nämlich den Rheinstrom. Man braucht sich nur mit einem Franzosen oder Altelsässer über die Möglichkeit einer endgültigen Aussöhnung der beiden beteiligten Nationen zu unterhalten, und man wird bald genug der Idee von der Rheingrenze begegnen, vorausgesetzt, daß die Verteidiger derselben von der freundschaftlichen Absicht des Gegners überzeugt sind. Jener Gedanke beherrscht im Stillen das nationale und historische Gewissen unserer französischen Nachbarn noch immer mit der zauberischen Kraft des Ruhmes der republikanischen und napoleonischen Armeen, mit dem er historisch aufs engste verbunden ist. Oft genug ist er in der Vergangenheit gefährlich geworden, und er kann es leicht wieder werden!

Zwar führen die Franzosen auch andere Gründe gegen die Billigkeit der Versailles-Frankfurter Grenzbestimmung an: daß es früher eine deutsche Nation im eigentlichen Sinne nicht gegeben habe; daß die linksrheinischen Länder durch regelrechte, von ganz Europa anerkannte Verträge an Frankreich gekommen seien und nur durch solche wieder losgetrennt werden dürften; daß die Bewohner der Reichslande erst durch die große Revolution ein Nationalgefühl, und zwar das französische, erhalten hätten; daß in einem zivilisierten Staat nur das Plebiszit über eine Veränderung der Nationalität entscheiden dürfe. Aber diese Gründe kommen erst in zweiter Linie. Sie setzen allerlei Tüfteleien voraus; es fehlt ihnen das naive Merkmal des Naturwüchsigen und damit die Wucht des Naturgesetzes, das ewig und unerschütterlich dasteht und jeden Übertreter früher oder später zermalmt.

Dieser Gedanke, daß die natürliche Beschaffenheit der Erde bei dem Gang der historischen Ereignisse ein gewichtiges Wort mitzureden habe, ist sehr richtig. Unser Weltkörper ist nicht tot. Ist doch die schier unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der irdischen Lebensformen ein Erzeugnis von Sonnenkraft und Erde. Es dürfte deshalb lohnend und interessant sein, das Problem der deutsch-französischen Grenzlinie einmal von der naturwissenschaftlichen Seite zu beleuchten, um zu sehen, wieviel an der französischen Auffassung richtig ist und wieviel als Wahn erscheint.

Zunächst möge ein physikalisches Beispiel das Wesen einer natürlichen Grenze erläutern. Wenn der Physiker zwei Magnetpole in einiger Entfernung

von einander aufstellt, so kann er mit Hilfe einer Magnetnadel zeigen, wie die beiden Kraftwirkungen im Raum zwischen den Polen abnehmen. Schließlich erreicht er eine Zone, in der die Kräfte sich neutralisieren, ihre Wirkungen also gleich null sind. Diese zwischen beiden Magnetfeldern gelegene neutrale Fläche ist offenbar die Grenze der beiden Krafträume, deren Mittelpunkte die Pole sind. Der Experimentator kann ferner leicht zeigen, daß die Kräfte von Pol zu Pol in festen Bahnen fließen, den sogenannten Kraftlinien. Sie verlaufen so, daß sie jene Grenzzone immer rechtwinklig schneiden. So gibt es auch zwischen der Erde einerseits und dem Mond, der Sonne, dem Mars usw. anderseits eine Fläche, in der die Schwerkraft der Himmelskörper aufgehoben erscheint. Ein dort befindlicher Körper würde weder nach der Erde, noch nach dem anderen Weltkörper hin fallen. Die Kraftlinien der Schwere aber, die von einem Weltkörper zum anderen verlaufen, schneiden diese neutrale Fläche immer rechtwinklig. Übertragen wir diese physikalischen Vorstellungen auf unser Problem, so werden die Kraftfelder durch benachbarte Länder bzw. Landschaften dargestellt, die Kraftmitten durch die Hauptstädte, die neutrale Zone durch die gemeinsame Grenze beider Länder und die Kraftlinien durch die Verkehrsstraßen. Es ist wohl zu beachten, daß sich nach dieser Vorstellung Grenze und Verkehrsstraße rechtwinklig schneiden. Beide sind also ihrer Natur nach derart entgegengesetzte Dinge, daß niemals eine Verkehrsstraße eine natürliche Grenze sein kann. Nun aber sind die Flüsse, insbesondere der Rhein, sehr lebhafte Verkehrsstraßen, und kamen als solche früher, da es noch keine Eisenbahnen gab und die Landstraßen weniger gepflegt waren, verhältnismäßig noch mehr in Betracht als jetzt. Eine Grenzlinie darf nach der physikalischen Vorstellung nur eine Linie sein, auf der sich zwei entgegengesetzte volkswirtschaftliche Interessen in ihrem Mindestmaße begegnen. Der Rhein aber ist im Gegensatz hierzu eine volkswirtschaftliche Kraftlinie von großem Werte, eine wertvolle Verkehrsader, die von einer Grenzlinie nur senkrecht geschnitten werden kann. Alles Wertvolle hat Liebhaber. Diese konkurrieren um den Besitz. Sobald aber zwei oder mehrere Interessenten ihre Aufmerksamkeit auf denselben Gegenstand richten, ist Streit unvermeidlich; das liegt in der Natur der Sache.

Aber nicht nur nach den Gesetzen der reinen Physik, sondern auch im Sinn der Oberflächenformen der Erde ist der Rhein keine natürliche Grenze. Man denke sich die Erdoberfläche im Reliefbild vor sich; alsdann wird man bemerken, daß sie aus einem System von Mulden besteht, die ununterbrochen aneinander gelagert sind. Im Mittel- und Hochgebirge sind diese Formationen für das Auge sehr gut wahrnehmbar, weniger im Flachland. Aber das für die Schwerkraft äußerst feinfühlige Wasser zeigt auch dort durch die Richtung seiner Rinnsale die Steigung der Muldenwände an und sammelt sich schließlich in der tiefsten Mittellinie als Hauptstrom. Wir bezeichnen die einzelnen Mulden als Stromgebiete und ihre Grenzlinien als die Wasserscheiden. Diese Beckenformationen sind die von der Natur geschaffenen geographischen Individualitäten,

die das Antlitz der Erde charakterisierenden Einheiten. Wie schon angedeutet, wird diese Einheitlichkeit eines Flußgebietes durch die Wirkungen der Schwerkraft zu lebendigem Ausdruck gebracht. Jede Bewegung von dem Muldenrande nach der Mitte hin wird von der Schwerkraft unterstützt, jede Bewegung im umgekehrten Sinn dagegen gehemmt. Aller Verkehr, den die Erde selbst unterhält, bewegt sich ausschließlich in der erstbezeichneten Richtung. Die Gegenstände desselben sind das Wasser, die verwitterten Gesteine, Pflanzen- und Tierkadaver. Die Bahnen, in denen diese Bewegungen sich vornehmlich abspielen, sind die Flußrinnen. Dabei hat jedes dieser Gewässer seinen eigenartigen chemischen Bestand, seine ganz bestimmten Schottermassen, seine Besonderheiten in der Pflanzen- und Tierwelt, seine klimatischen Eigentümlichkeiten. Die Wasserarten des Rheins, der Elbe, der Seine, der Rhone lassen sich sowohl durch chemische und mineralogische Analyse, als auch durch Untersuchung ihrer Kleinlebewesen bestimmen. So gleicht das Wasser eines Stromsystems dem Blut in einem tierischen Körper, das auch bei den verschiedenen Arten seine besondere Mischung hat, das sich auch im ganzen Körper mit Abfallstoffen oder auch mit Baustoffen belädt, um dieselben entweder aus dem Organismus hinauszubringen oder anderwärts als Knochen-, Muskel- oder Fettmasse aufzulagern, gleichwie das Flußwasser die gelösten und leichtesten Stoffe aus dem Stromgebiet ins Meer entführt, während es die schwereren Verwitterungsprodukte an geeigneten Stellen als Tone, Sande, Kiese, Gerölle, Kohlenschlamme auflagert. Eine solche Oberflächenmulde der Erde ohne lebendiges Flußsystem gleicht einem Körper ohne Blut: beide sind tot.

Aber nicht nur in seinen „Lebensvorgängen", sondern auch in seiner natürlichen Organisation gleicht ein Flußgebiet einem tierischen Organismus. Der Körper aller höheren Tiere ist segmental gebaut, d. h. er besteht aus einer Reihe hintereinanderliegender Abschnitte. Bei den Insekten, Krebsen, Ringelwürmern sind diese äußerlich an der Ringelung des Körpers und der Verteilung der Bewegungsorgane zu erkennen. Bei den Wirbeltieren (einschließlich des Menschen) werden sie durch die Wirbel des Rückgrates, die Rippen, die Anordnung der von den Hauptadern abzweigenden oder in sie einmündenden Nebenadern angedeutet. Der Wirbelsäule (mit Rückenmark) und den Hauptadern gleichen die Hauptströme inmitten eines Flußgebietes; ihren Gliedern bez. ihren Verzweigungen gleichen die Nebenflüsse, die von beiden Seiten her in den Hauptfluß münden und sein Gebiet ebenfalls in hintereinander liegende Abschnitte einteilen: Zwischen diesen sind die Wasserscheiden zweiten Ranges; sie trennen die Mulden der Nebenflüsse von einander und sind querverlaufende Abzweigungen des Hauptrandes.

Wenn an einem solchen tierischen Körper eine Abtrennung vorgenommen werden muß, z. B. durch eine Operation, so kann dies nur durch einen Schnitt geschehen, der quer zur Hauptrichtung geführt ist, also im Sinne der segmentalen Teilung. Hat z. B. ein Ringelwurm das Unglück, in der Mitte glatt durch-

schnitten zu werden, so kann die mit Mund und Gehirn versehene Hälfte fortleben, die andere noch eine zeitlang. Schlauchtiere, z. B. den bekannten grünen Armpolypen, kann man durch Querschnitte in mehrere Teile zerlegen, von denen jeder wieder ein vollständiges, lebensfähiges Einzeltier bildet. Bei Pflanzen werden solche Schnitte außerordentlich häufig ausgeführt, nämlich beim Beschneiden der Bäume und Sträucher. Niemals aber kann ein solcher operativer Eingriff in der Mittellinie geführt werden; er würde sicher tödlich wirken. Ja weitaus in den meisten Fällen hat die Natur selbst die organisierten Körper in gesonderte Regionen oder Provinzen zerlegt. So besteht jedes Insekt durch Quereinschnitte aus Kopf, Brust und Hinterleib. In jeder dieser Provinzen werden besondere Arbeitsleistungen verrichtet, während der Zusammenhang des Ganzen durch die der Länge nach verlaufenden Werkzeuge der Ernährung, des Kreislaufes und der Reizleitung gewährleistet ist.

Übertragen wir diese der Biologie entnommenen Vorstellungen auf das geographische Grenzproblem, so stellen die Flußgebiete die Individuen vor; ihre Hauptwasserscheiden sind die natürlichen Hauptgrenzen; die Wasserscheiden der Nebenflüsse kommen als natürliche Grenzen zweiten Ranges in Betracht. Die Stromlinie selbst aber ist das gerade Gegenteil einer solchen natürlichen Grenze. Sie ist vielmehr die Hauptlebensader einer organischen Einheit der Erdoberfläche. Dementsprechend hat eine Landesgrenze um so mehr den Anspruch auf die Eigenschaft der Naturgemäßheit, als sie mit den Wasserscheiden der Ströme zusammenfällt. Sind aber Unterabteilungen nötig, z. B. Provinzgrenzen, oder zwingen andere Verhältnisse die Grenzlinie zu einer wesentlichen Abweichung von der Hauptwasserscheide, so dürfen diese Marken nur quer zur Richtung der Hauptflüsse verlaufen.

Prüfen wir nun die Lage der Grenzlinien, wie sie die Landkarte zeigt, so ersehen wir leicht, daß sie im wesentlichen den oben entwickelten Vorstellungen entsprechen. Auch dies läßt vermuten, daß wir es mit einem wirklichen Naturgesetz zu tun haben, das allen Dingen Stärke und Dauer verleiht, die ihm entsprechen, aber alles schwächen und vernichten hilft, das ihm widerstreitet, und dies führt unmittelbar auf einen weiteren Grundgedanken, mit dessen Hilfe die Naturwissenschaft viele ihrer Probleme auf einfache und naturgemäße Weise gelöst hat. Die alltägliche Beobachtung zeigt, daß die Nachkommen eines Elternpaares im Tier- und Pflanzenreich, selbst wenn sie nach Tausenden zählen, zwar einander ähnlich, aber niemals vollkommen gleich sind, und wie die Individuen einer Art so äußerlich schwanken, so sind sie auch innerlich, d. h. in ihren Eigenschaften verschieden. Das hat wichtige Folgen. Es wandern z. B. viele Europäer in tropische Klimate aus. Von diesen Menschen werden unter sonst gleichen Verhältnissen diejenigen am gesündesten bleiben und sich zur Züchtung einer tropenfähigen Rasse am meisten eignen, deren Haut zur Bildung von dunklem Pigment neigt. Oder: von einem Fluß werden in seine Schotterablagerungen zahlreiche Reste von Tieren und Pflanzen mit eingeschlemmt.

Je härter diese organischen Reste sind, um so mehr widerstehen sie der Vernichtung und haben so Aussicht, als Versteinerungen dauernd erhalten zu werden. Wenn also ein Ding in seinen Eigenschaften (namentlich den wesentlichen) den äußeren Bedingungen des Daseins entspricht, so hat es im Kampf ums Dasein die Unterstützung der Natur; es hat mehr Aussicht auf dauernden Bestand, als die weniger zweckmäßig begabten. Sie verfallen leichter der Vernichtung. Man nennt diesen allüberall waltenden Vorgang die natürliche Auslese.

Nun sind auch die Grenzen allen möglichen Veränderungen ausgesetzt gewesen. Die Menschen können sie ziehen, wie sie wollen, und sie haben sie im Verlaufe der Geschichte in jedem möglichen Sinn verändert. Wenn aber die oben abgeleiteten Grenzgesetze richtig sind, so müssen sich aus den zahlreichen Verschiebungen gewisse Dauerformen erkennen lassen, und diese müssen dem Gesetz entsprechen, daß sie in erster Linie die Hauptwasserscheiden, in zweiter Linie die zu den Hauptflüssen quer verlaufenden Nebenwasserscheiden aufsuchen. Ein Blick auf die Landkarte bestätigt dies reichlich. Hier nur einige Beispiele. Aus dem Tohuwabohu der deutschen Vielstaaterei sind Staaten und Provinzen hervorgegangen, in denen der Hauptfluß die Mittelader bildet. Davon gibt es nur eine bemerkenswerte Ausnahme und zwar in der Ecke, wo die Franzosen eine Zeitlang mit scheinbarem Erfolg an der Verwirklichung ihres unnatürlichen Grenzenideals gearbeitet haben, nämlich am Oberrhein. Die Grenzen Deutschlands gegen Rußland, Österreich, Frankreich, die Niederlande schneiden die Strombecken entweder der Quere nach, oder sie suchen deutlich die Wasserscheiden der Flußgebiete auf. Die an das Deutsche Reich angrenzenden Teile der Schweiz sind die Becken der Aar und des Hochrheins. Beide werden durch die quer verlaufende Grenze geschlossen. Die kurze Rheinstrecke zwischen dem Untersee und Basel kommt als Verkehrsader nicht in Betracht; ebenso wenig die Königsau, das Grenzflüßchen gegen Dänemark. Frankreich besteht aus dem Seine-, Loire-, Garonne-, Rhone- und oberen Maasbecken. Alle seine Landgrenzen suchen die Wasserscheiden auf oder schneiden die Flußgebiete quer. An der Widerstandsfähigkeit der Tschechen haben die Randgebirge Böhmens einen Hauptanteil. Der geniale Preußenkönig Friedrich der Zweite setzte alles aufs Spiel, um Österreich über die Wasserscheide des Odergebietes zurückzuwerfen, weil er erkannte, daß Preußens Vormachtstellung im norddeutschen Tiefland untrennbar damit verknüpft sein würde. An den Stellen aber, wo die Grenzführung noch nicht im natürlichen Sinn erfolgt ist, wie an der unteren Donau, am Amur in Ostasien, am Lorenzo und am Rio Grande del Norte in Amerika, da sind bekanntlich die politischen Verhältnisse recht unsicher. Österreich hat sich neuerdings einen Teil des rechten Savebeckens (Bosnien) angegliedert. Es fehlen ihm noch die rechte Hälfte des Drinabeckens und das Morawagebiet, d. h. Serbien. Sein wirtschaftlicher Anschluß an Österreich-Ungarn wird allein imstande sein, seine Selbständigkeit für die Zukunft zu gewährleisten. Um die rechte Seite des Amurbeckens, die Mandschurei, ringen die Russen schon lange. Wie man

in Amerika hüben und drüben am Lorenzo denkt, das haben die amerikanischen Anträge auf Angliederung Kanadas an die Vereinigten Staaten neuerdings bewiesen. Jetzt kriselt es auch am Rio Grande.

Das oberrheinische Tal läßt sich gut mit dem Niltal vergleichen. In diesem sind seit vielen Jahrtausenden Kulturstaaten in Blüte gewesen. Aber niemals ist eine Grenze derselben den Fluß entlang gezogen worden, sondern immer senkrecht zu ihm.

Ganz allgemein bekannt ist der Begriff der Staatswirtschaft. Indem die Menschen nach ihren Fähigkeiten einander in die Hände arbeiten, steigern sie den Wert des Lebensinhaltes und des höheren Lebensgenusses bis zu dem Grade, den wir die höhere Kultur oder Bildung nennen. Diese Staatswirtschaft wurzelt aber wesentlich in der Naturwirtschaft eines Ländergebiets, nämlich in den von der Natur gegebenen Möglichkeiten zur Arbeit. Auch in dieser Hinsicht bilden die Stromgebiete geschlossene Individualitäten. Zur Charakterisierung derselben tragen alle bereits angeführten Merkmale bei: daß alle Talungen eines Stromgebiets untereinander in offenem Zusammenhang stehen und nach der Mittellinie hin zentralisiert sind; daß alle Bewegungen, auch die der Menschen, nach dem Hauptstrom hin durch die Schwerkraft unterstützt, die Bewegungen von diesem nach dem Rand hin gehemmt werden; daß infolgedessen das Wasser durch seine stets gleichbleibende Bewegung immer nur nach der Mitte hin weist; daß es die Talmulden durch Abtragung ihrer Wandungen ausweitet, den Schotter aber anderwärts wieder auflagert und so den Talboden einebnet; daß dadurch gerade in den Tälern ein Mindestmaß von Hemmungen für den menschlichen Verkehr geschaffen wird; daß die verschiedenen Höhenschichten, Gesteinsarten und klimatischen Verhältnisse eine gegenseitige Ergänzung von Feld- und Wiesenbau, Waldbau und Bergbau innerhalb eines Flußgebietes mit sich bringen; daß endlich die Flüsse selbst als ursprünglichste Beförderungslinien für Natur- und Kunstprodukte tätig sind. Alle diese Dinge und Eigenschaften sind es, die von jeher durch ihre gröbere, sinnlich wahrnehmbare, oder feinere, suggestive Wirkung den menschlichen Scharungen, Volksstämmen und Blutsverwandtschaften, Gauverbänden und Hundertschaften die Stromgebiete oder deren Abschnitte als zusammengehörige Landschafts- und Wirtschaftsbezirke bezeichnet haben. Dies wird man offenbar am treffendsten an Beispielen erkennen, die in die Zeiten zurückreichen, da man die natürlichen Wirtschaftsgebiete noch nicht mit Hilfe von Landkarten suchen und abgrenzen konnte, z. B. zur Zeit der Völkerwanderung. Am Ende derselben saßen im unteren Elbebecken die Ostfalen, im mittleren und unteren Weserbecken die Engern, im Emsbecken die Westfalen, am Mittel- und Niederrhein beiderseits die Rheinfranken, im Maingebiet die Mainfranken, im Oberrheinbecken die Alemanen, im Maas- und oberen Moselgebiet die Lothringer, im oberen Rhonegebiet die Burgunder, in der Poebene die Longobarden, an der oberen Donau die Bayern, im Unstrutgebiet die Thüringer und im Fulda- und Oberlahngebiet die Hessen. Man denke auch an die feindlichen Brüder in

Skandinavien. Die lange Wasserscheide, die sie trennt, ist stärker als breite Meere. Aus demselben Grunde ist die Westküste von Amerika der Gefahr der Mongolisierung ausgesetzt. Wenn eine große Stadt vor sich einen Fluß und hinter sich eine Berglehne hat, so überschreitet sie immer erst den Fluß, ehe sie die Höhe erklimmt (Paris, London). Wir mögen also das Grenzproblem von der naturwissenschaftlichen Seite fassen, wo wir wollen, nichts spricht für, alles vielmehr gegen die Auffassung, daß der Rhein oder auch nur ein Teil desselben die Grenze zwischen zwei Staaten und Völkern bilden könnte.

Der Rhein ist der meist umstrittene Strom Europas. Es ist interessant, die großen Grenzbewegungen, die er gesehen hat, unter den oben dargelegten Gesichtspunkten zu prüfen.

Etwa fünfzig Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung war es, als der Rhein anfing, die Aufmerksamkeit der Römer auf sich zu lenken. Er hatte damals für eine Zeitlang die Germanen und Kelten auseinander gehalten. Denn der breite, tiefe und reißende Strom im Verein mit den unzugänglichen Sumpflandschaften seiner Ufer bildete für jene Barbaren eine Art Wüste, die nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren zu überschreiten war. Aber die Bewohner der einen Seite des Tales konnten die andere zu gut überschauen, als daß der Gedanke an die natürliche Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit des ganzen Tales links und rechts des Rheins nicht hätte aufkommen und zu entsprechenden Taten anreizen müssen. So kam es, daß damals die südwestlichen Germanen den Rhein überschritten, um sich auch im Elsaß festzusetzen. Das wäre ihnen zweifellos endgültig gelungen, wenn sie nicht gerade dem im Werden begriffenen Weltbezwinger Cäsar in den Weg gekommen wären. Er warf die gefährlichen Eindringlinge über den Rhein zurück oder vernichtete sie, wie einige andere Stämme, die den Niederrhein überschritten hatten, und machte die Römer zu Herren des linksrheinischen Landes. Es ist nun bezeichnend, daß eben diesem Cäsar und seinen Nachfolgern trotz ihrer Überlegenheit in der Kriegskunst und trotz der starken Waffenplätze, die sie am linken Ufer des Flusses errichtet hatten, dieser keineswegs als eine sichere Landesmark erschien. Beständige Beunruhigungen von seiten der Germanen zwangen die Römer, über den Fluß zu gehen und unter langjährigen Kämpfen alles rechtsrheinische Land etwa im Umfange des Stromgebietes militärisch zu besetzen. Also das Rheingebiet, nicht der Rheinfluß!

Die Völkerwanderung machte das ganze Rheingebiet germanisch, das übrige Gallien, namentlich im Osten und Norden, halbgermanisch. Aber die Eroberer unterlagen bald dem kulturell damals mächtigeren Galliertum. Aus dem Seine-, Loire-, Garonne- und Rhonebecken wurde während des Mittelalters ein einheitliches französisches Reich zusammengeschweißt. Nur im Maas- und oberen Moselgebiet (dem alten Herzogtum Lothringen) wehrte sich das Deutschtum kräftig und lange gegen die Gallisierung. Aber die deutschen Könige hatten keine Zeit für die Westgrenze des Reichs. Vor dem Interregnum erschöpften sie ihre Kraft in endlosen Kämpfen um die Idee der Kaiserwürde. Sie wollten als römische Imperatoren

die Oberlehensherren der Welt sein, scheiterten aber im Kampf mit den Italienern und dem Papst. Die Wasserscheide der Alpen wirkte dabei als mächtiger Faktor gegen die Kaiser und für die Italiener. Der Papst hatte im Schlußakt dieses Kampfes die Franzosen zu Hilfe gerufen. Sie faßten in Süditalien festen Fuß und nahmen später selbst das Problem der römisch-deutschen Kaiser auf, nämlich die apenninische Halbinsel zu erobern. Dies war ihnen verhältnismäßig leicht gemacht, weil die Kaiser nach dem Interregnum fast nur noch die Vergrößerung ihrer Hausmacht im Auge hatten. Aber die Franzosen sahen bald ein, daß die trennende Wirkung der Alpen einer festen Angliederung Italiens an Frankreich die allergrößten Schwierigkeiten bereiten würde. Viel sicherer schien ihnen eine andere, nicht minder wertvolle Aufgabe lösbar, nämlich ihre Ostgrenze durch das schöne, fruchtbare, volk- und städtereiche Land am Rhein zu erweitern. Damals — es war zur Zeit der Reformation und unmittelbar nach derselben — fügten die Franzosen ihrem Glaubensbekenntnis das neue Dogma hinzu, daß der Rhein die von der Natur gesetzte Grenze zwischen Frankreich und Deutschland sei. Eine kluge Politik, unterstützt von der deutschen Uneinigkeit und durch kriegerische Unternehmungen, ließen die Franzosen in der Lösung ihrer Aufgabe so gute Fortschritte machen, daß sie mit dem westfälischen Frieden den Oberrhein erreichten und zwar im Bereiche derjenigen Strecke des Flusses, wo er wegen seines reißenden Laufes für den menschlichen Verkehr wenig in Betracht kam. Beinahe hätten sie schon vierzig Jahre vorher auch den Niederrhein besetzt. Denn dort waren zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Herzogtümer Jülich, Kleve, Berg und die Grafschaft Mark frei geworden, und der Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg, der Fürst von Pfalz-Neuburg und König Heinrich der Vierte von Frankreich stritten sich um deren Besitz. Schon hatte letzterer ein Heer von hunderttausend Mann ausgerüstet, um Hand auf die Herzogtümer am Rhein zu legen; da traf ihn der Dolch des Mörders. Durch die Besonnenheit, die Kurbrandenburg im weiteren Verlaufe des Erbstreites an den Tag legte, behauptete es sich schließlich in Kleve und Mark. So haben zu fast gleicher Zeit die alte Großmacht Frankreich und der (als solcher noch nicht erkannte) Großmachtembryo Brandenburg am Rhein Fuß gefaßt: ersterer am Oberlauf, letzterer am Unterlauf. In diesem scheinbar unbedeutenden Zusammentreffen hat in Wirklichkeit der Keim zu großen Dingen gesteckt, nämlich zur Vernichtung der französischen Macht im Rheingebiet.

Um zu ermessen, was die Verwirklichung des französischen Eroberungsplanes für das Deutschtum bedeutete, muß man dreierlei erwägen: 1. daß das Rheinland im Mittelalter die kulturelle und Machtmitte Deutschlands war; 2. daß ein außerordentlich reicher Kranz von Sagen und Liedern den Strom verherrlichte und ihn im deutschen Nationalbewußtsein zu einem der wenigen Ideale machte, die im Chaos der politischen Zerrissenheit nicht ins Wanken geraten waren; daß dieser Jungbrunnen deutschen Gemütslebens aber versiegen mußte, sobald am linken Rheinufer die Franzosen saßen; 3. daß die Eroberer nun und

nimmer am linken Ufer dauernd Halt gemacht hätten, weil beide Seiten des Stromgebiets organisch zueinander gehören. Dementsprechend haben die Hauptträger des französischen Eroberungsplanes auch gehandelt, gleich den römischen Cäsaren. Ludwig der Vierzehnte und Napoleon der Erste haben beide mit Waffengewalt oder in der Form von engeren Bündnissen das ganze Rheingebiet (mit Ausnahme des Mainlandes) an Frankreich angegliedert oder anzugliedern versucht, und so ist der weitausschauende Plan der französischen Politik zweimal, wenn auch nur ganz vorübergehend, verwirklicht gewesen, und beide Fälle haben deutlich gezeigt, daß Frankreich in letzter Linie nicht bei dem Strom stehen geblieben wäre. Ob es wollte oder nicht: der Widerstreit zwischen der natürlichen und wirtschaftlichen Bedeutung des Rheins als einer Hauptverkehrsader und der ihm aufgezwungenen Rolle einer Grenze zwischen rivalisierenden Mächten hätten eine derartige Anzahl von Interessenkämpfen heraufbeschworen, daß Frankreich früher oder später Hand auch auf die rechte Seite des Stromgebiets hätte legen müssen.

Daß es die große Aufgabe, die es sich am Rhein gestellt hatte, nicht dauernd in seinem Sinn hat lösen können, hat neben dem Widerstand auf deutscher Seite noch zwei wesentliche Gründe. Der erste Grund ist für die politische Moral charakteristisch. Während die Franzosen sich die gute Gelegenheit zunutze machten, die ihnen die deutsche Uneinigkeit bot, lockten sie sich eben durch diese Händel am Rhein noch einen anderen gefährlichen Feind auf den Hals, nämlich die Engländer. Sie benutzten die Bindung der französischen Kriegsmacht zu Land, um die kommerzielle und koloniale Weltmachtstellung Frankreichs durch eine Reihe von Seekriegen zu brechen. Diese Kämpfe zu Wasser waren für Frankreich äußerst nachteilig und schwächend: sie verschlangen ungeheure Summen, ruinierten seinen blühenden Welthandel und brachten es um ein großes Kolonialreich. Der andere Hauptgrund für das Mißlingen des großen französischen Planes war die Knickung der Macht Napoleons durch das Klima und die Einöden Rußlands.

Der Wirbelsturm von Ereignissen, den Napoleon der Erste über Europa dahingeführt hat, hinterließ auch die Rheinfrage in einer neuen Fassung. Das Rheingebiet hatte bis 1806 unter dem Schutze des fast tausendjährigen deutsch-römischen Kaisertums gestanden. Nun hatte sich dieses aufgelöst, und es schien im deutschen Westen kein entsprechendes Gegengewicht mehr zur Spannkraft der französischen Macht zu geben. Die Aussichten waren demnach für Frankreich günstiger geworden, indes doch nur am Oberrhein; denn auch am Mittel- und Niederrhein war eine bemerkenswerte Verschiebung eingetreten. Hundert Jahre nach jenen ersten kleinen Erwerbungen am Niederrhein hatte Brandenburg-Preußen ihnen die Ländchen Mörs und Geldern hinzugefügt, und wieder hundert Jahre später, eben am Ende der napoleonischen Zeit, Cöln, Aachen, Jülich, Trier und Berg. Dieser ansehnliche Besitz beunruhigte Frankreich indes kaum. Denn der Kern von Preußens Kraft lag im Osten, jenseits der Elbe, vollständig abgetrennt von seinem rheinischen Besitz durch einen Streifen von Mittel- und Kleinstaaten.

Der politische Dämmerungszustand am Rhein wurde in der Folge für das Deutschtum noch bedrohlicher, als die Armeen Frankreichs immer wieder neue Lorbeeren ernteten: in Algier, in der Krim, in Norditalien, in Mexiko, und als gleich einen Refrain zum Siegesjubel die Herstellung der Rheingrenze im Tone einer Forderung inmitten des französischen Volkes von neuem erhoben wurde.

Aber es wetterleuchtete auch in Deutschland. Die ruhmvolle Zeit des großen Friedrich, der schmachvolle Zusammenbruch des deutsch-römischen Kaisertums der Habsburger, die Erfolge der preußischen Volksheere in den Befreiungskriegen, die genialen Leistungen deutscher Männer auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Litteratur hatten zu einer allgemeinen Wiedergeburt des deutschen Nationalbewußtseins geführt. Alle Blicke richteten sich nach dem Rhein. Gelang es den Franzosen, ihren Plan durchzuführen, so schien der Zusammenbruch der deutschen Nation für unabsehbare Zeiten besiegelt. Daher waren alle Vaterlandsfreunde sich darin einig: Wer immer den „Vater Rhein" dem Deutschtum retten würde, der werde damit die deutsche Kaiserkrone errungen haben! Der Glaube des Volksgemüts, der sich in Liedern äußerte, ließ sie im Rhein versenkt liegen.

Da zuckte es gleich einem Wetterstrahl durch die Dämmerung. Es war die erstaunliche Kraftentfaltung Preußens im Jahre 1866, jene Wiederholung friderizianischer Tage, die den Damm zwischen dem Osten und dem Westen des preußischen Staates beseitigte. Mit einem Male sah sich jetzt Frankreich Auge in Auge einem wirklich starken Rivalen am Rhein gegenüber. Man beeilte sich, zu retten, was möglich war. Ein geheimes französisch-österreichisches Bündnis wurde in die Wege geleitet. Süddeutschland sollte vor Preußen „gerettet" werden, d. h. das obere Donaubecken wäre im Falle des Gelingens an Österreich, das rechte Oberrheingebiet an Frankreich angeschlossen worden. Da löste der Lufthauch jener hollenzollern-spanischen Thronkandidatur die drohenden Lawinen an den Talgehängen. Der große Pilot aber, den Preußen und mit ihm Deutschland damals hatte, gab als Losungswort aus: Zum Rhein, zum deutschen Rhein! und er lud ganz Deutschland zur Teilnahme ein. Kein anderer Kampfruf wäre so unmittelbar nach dem Bruderkriege von 1866 imstande gewesen, alle deutschen Fürsten und Stämme zu einer gemeinsamen großen Tat zusammenzuschweißen. Die offene Wunde, die nun über zweihundert Jahre am Südwesten des deutschen Reichskörpers blutete, mußte endlich geschlossen werden. Die Weise, in der diese Heilung des verletzten deutschen Volks- und Staatskörpers gelungen ist, war entscheidend und des großen Gegenstandes würdig, um den es sich gehandelt hat.

Die französische Regierung hat neuerdings eine Kommission eingesetzt, die alle in Paris vorhandenen diplomatischen Akten durchsehen und veröffentlichen soll, soweit sie sich auf die Veranlassung zu dem großen Kriege beziehen. Der Urheber desselben soll aktenmäßig festgestellt werden. Die „Advokaten" werden aber in den Akten vergeblich nach ihm suchen. Sie zeigen allerdings, wie zwei gegeneinander treibende Schiffe von ihren Lenkern mit mehr oder weniger

UNIVERSITY OF

Wachsamkeit und Geschick gesteuert werden. Von der unsichtbaren Unterströmung aber, die die Schiffe treibt, steht nichts darin. Diesen Krieg haben das französische und deutsche Volk mit gleicher Anteilnahme, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, seit langer Zeit gewollt und herbeigesehnt. Sie mußten ihn beide wollen, weil durch die unnatürliche Amputation, die Frankreich am Rheinbecken vorgenommen hatte, eine offene Wunde geschaffen worden war, die durch die Zeit nicht geheilt werden konnte. Sie zu schließen war nur möglich entweder durch Angliederung auch des rechten Oberrheingebiets an Frankreich, oder durch Wiedervereinigung des abgetrennten Stückes mit dem alten Körper.

Da dieser Heilungsprozeß demnach nur auf Kosten des einen oder des anderen erfolgen konnte, aber keiner gutwillig der leidende Teil sein wollte, so war der Krieg leider der einzig mögliche Weg zur Gesundung. Die stille, aber ohne Unterlaß wirkende Triebkraft, die all die Konflikte heraufbeschworen und bis zu einem entscheidenden Zusammenstoß geführt hat, ist die Verletzung eines Grundgesetzes der Naturökonomie gewesen, das durch die Beschaffenheit der Erdoberfläche gegeben ist. Denn ein Stromsystem ist eine natürliche, organische Einheit, deren Hauptwasserader die Mitte des pulsierenden Lebens ist, niemals aber eine völkerscheidende Grenze bilden kann. Die unnatürliche Verletzung eines solchen Organismus, wie es der Ausschnitt der Südwestecke des Rheinbeckens gewesen ist, bleibt eine unheilbare Wunde, die beständig Schmerz verursacht und dadurch die Aufmerksamkeit immerfort auf sich lenkt. Sie muß beseitigt werden, oder der Organismus geht an ihr zugrunde. Kein Schiedsgerichtsspruch, der nicht in diesem Sinn gefällt wird, kann je imstande sein, den Krieg zwischen lebenskräftigen Völkern auf die Dauer zu verhindern.

Die Zukunft kann niemand mit Sicherheit vorausbestimmen, weil immer mindestens ein wesentlicher Faktor in der Rechnung fehlen wird: man weiß nicht, auf welcher Seite zur rechten Stunde die tüchtigsten Männer sein werden. Sollte es aber den Franzosen wieder ernstlich in den Sinn kommen, in das Rheinbecken vorzustoßen, so werden sie nur dann auf dauernden Erfolg rechnen können, wenn sie sich mindestens eines natürlichen Abschnittes, z. B. des ganzen Oberrheinbeckens zu bemächtigen vermögen. Das aber ist ihnen selbst zur Zeit der tiefsten Ohnmacht Deutschlands nicht auf längere Zeit möglich gewesen, würde also für die Zukunft den moralischen Ruin des deutschen Volkes und die Zertrümmerung des Deutschen Reiches zur unumgänglichen Voraussetzung haben. Ein Plan, der nur auf solchem Grunde aufgebaut werden kann, sollte von vernünftig denkenden Menschen überhaupt nicht in ernste Erwägung gezogen werden. Die günstige Gelegenheit ist für Frankreich in der Tat unwiderbringlich vorüber. Die gegenwärtige Grenze besteht aus der Wasserscheide des Wasgenwaldes und der Festung Metz. Sie schließt das obere, französisch gebliebene Moselbecken ab. Wer die Vergangenheit bedenkt, wird sich nicht wundern, daß die Deutschen auf diesen Schlagbaum nicht verzichtet haben. Niemand wird beweisen können, daß diese Grenze unnatürlich wäre. Frankreich hat vom

deutschen Reichskörper noch andere wertvolle Glieder losgerissen: Verdun, Nancy, Epinal, Besançon. Diese Lostrennungen gleichen regelrechten Amputationen, deren Wunden vernarben konnten. Niemand denkt daran, sie zurückgewinnen zu wollen.

Die auf mehr als drei Jahrhunderte sich erstreckenden Kämpfe um das Rheinbecken haben Frankreich schließlich nur einen mäßigen Gewinn gebracht, nämlich die Landschaften der oben genannten Städte. Diesen Zuwachs haben die Franzosen auf der anderen Seite sehr teuer bezahlt. Während sie ihre Aufmerksamkeit auf das Rheinbecken richteten, nahmen ihnen die Engländer ein riesiges, äußerst wertvolles Kolonialreich ab und legten damit den Grund zu ihrer eigenen Weltherrschaft und wirtschaftlichen Großmacht. Ja sogar die Deutschen haben von den französischen Eroberungsplänen nicht zu unterschätzende Vorteile gehabt, denn diese haben sich schließlich als mächtige Mitbewirker der Vereinigung der deutschen Stämme zu einem Reiche erwiesen, das seinerseits wiederum die Voraussetzung zu dem kraftvollen wirtschaftlichen Aufschwung der Deutschen geworden ist.

Nichts in der Welt ist so teuer als der Witz. Beide Nationen haben reichlich dafür gezahlt. Die Deutschen haben gelernt, daß es für sie keine größere Sünde gibt als die Uneinigkeit. Die Revancheluft der Franzosen erzieht uns immer mehr zur Einigkeit. Ob aber für unsere westlichen Nachbarn der beständig still und laut genährte Vergeltungsgedanke des Witzes Ende ist, wird die Zukunft lehren!

Über Wilhelm Ostwalds Kulturphilosophie

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt

Die großen Männer

Nach dem bereits Gesagten kann Ostwalds Bestimmung des großen Mannes nicht mehr verwunderlich sein: „Alle Menschen, welche uns neue Möglichkeiten der Voraussicht und des Prophezeiens eröffnen, nennen wir große Männer", und da diese Definition ihm selbst zu eng scheint, fügt er hinzu, „denen wir erhebliche lebensfördernde (— im Ostwaldschen Sinne: Verbesserung des Güteverhältnisses, Erhöhung des ökonomischen Koeffizienten) Umgestaltungen unserer Zustände verdanken". Zu den letzteren gehört u. a. Bismarck mit der früher, Heft 34, S. 355 gegebenen Begründung. Energetisch betrachtet ist ein großer Mann „ein Apparat, der große Leistungen verrichten kann"; die Leistungen sind um so größer, je höher der wirtschaftliche Koeffizient bei der Umsetzung der Energien durch ihn ist. Obgleich sonach die Persönlichkeit zu kurz kommt und auch tatsächlich der Begriff des großen Mannes mit dem des bedeutenden Naturforschers gleichgesetzt

wird, ist doch das, was Ostwald zu sagen hat, mit den nötigen Vorbehalten als förderlich für die Erkenntnis zu bezeichnen*).

Er geht von der Frage aus, wie man erkennen könne, ob in einem jungen Menschen die Anlagen zu einem künftigen „Großen Mann" schlummern, und wie man diese Anlagen zu wecken und zu pflegen habe, um ihn zu einem solchen zu entwickeln. Ein großer Teil der potentiell vorhandenen „Großen Männer" geht nämlich, wie Ostwald meint, frühzeitig verloren, weil ihre Begabung nicht erkannt, durch falsche Behandlung unterdrückt und zur Entwicklung unfähig gemacht werde. Es sei daher sehr wichtig, schon im Schüler den werdenden Forscher zu erkennen. Und da meint Ostwald das wichtigste Kriterium in dem Umstand zu sehen, daß die begabtesten Schüler nicht mit dem zufrieden sind, was der regelmäßige Unterricht ihnen bietet; „denn dieser ist der Tiefe wie der Breite nach auf den Durchschnitt eingerichtet". Ich stehe nicht an, mit Ostwald diesen Umstand, wenn auch nicht als das, so doch als ein Kennzeichen für den begabten Schüler anzusehen. Wer unser Schulwesen kennt, der weiß, daß allerdings in allen Klassen der begabteste Bruchteil der Schüler selten auf seine Rechnung kommt, weil der Lehrer gezwungen ist, seinen Unterrichtsmaßstab an den Durchschnitt anzulegen, seine Kraft hauptsächlich zur Förderung schwächer befähigter Schüler zu verwenden. Gewiß wird er sich bemühen, sei es durch Hinweise, sei es durch Anregungen, die für den Durchschnitt verhallen, den Besten genug zu tun; aber wie oft ist dazu Gelegenheit? Und bei dieser Sachlage wird auch bei grundsätzlicher Umgestaltung unseres Schulwesens Ostwald schwerlich recht behalten, wenn er sagt: „Da der Genius sich vom gewöhnlichen Menschen nur durch die Stufe, nicht aber der Art nach unterscheidet, so läßt sich auch verstehen, daß die Schule, die für ihn geeignet ist, seinen weniger begabten Mitschülern nicht nur keinen Nachteil, sondern auch die beste Entwicklung vermitteln würde, die bei ihrer Begabung noch möglich ist."

Es geht natürlich zu weit, anzunehmen, daß gerade die in den Sprachen, speziell in den alten Sprachen leistungsunfähigen Schüler schon deshalb als geistig bedeutend anzusprechen wären. An einer Reihe von bedeutenden Naturforschern hat Ostwald dieses Kennzeichen vorgefunden. Aber wenn diese Leute in den Sprachen schlechte Schulleistungen aufzuweisen hatten und dies unter den damals herrschenden, mehr als nützlich die alten Sprachen bevorzugenden Schulverhältnissen, — lag das nicht vielleicht an ihrer einseitig naturwissenschaftlichen Veranlagung? Und würden diese Schüler heute noch solche Schwierigkeiten in den Schulen (Realanstalten!) finden? Schwerlich. Mithin würden Ostwalds Aufstellungen in dieser Hinsicht für eine heutige Schulreform nicht viel besagen. Aber er betont, daß neben dem überwiegenden Sprachunterricht noch ein zweiter Schädling an dem modernen Schulwesen auszurotten sei: die Uniformierung des Schulbetriebs,

*) Es wäre lohnend, die Ostwaldschen Gedanken eingehend mit denen zu vergleichen, die vor Jahrzehnten Alphonse de Candolle entwickelt hat, und durch die Ostwald nach eigener Angabe beeinflußt worden ist. Wir dürfen daher Ostwald dankbar sein, daß er das Werk de Candolles, wenn es auch hie und da überholt ist, durch Herausgabe in deutscher Sprache einem breiteren Publikum zugänglich gemacht und dadurch eine Ergänzung und Kontrolle seines eigenen Buches ermöglicht hat. (A. de Candolle, „Zur Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seit zwei Jahrhunderten", deutsch herausgegeben von W. Ostwald, = „Große Männer", Bd. II; XX u. 466 Seiten. Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft 1911.)

die allerdings für den werdenden Geist einen unerträglichen Zwang bedeuten kann. Gegen diese Uniformierung, die sich in der prinzipiellen Gleichbehandlung aller Schüler zeigt, machen alle Pädagogen Front, die in der Entwicklung der individuellen Anlagen des einzelnen ihre Aufgabe sehen. Sie alle werden wohl Ostwalds Satz unterschreiben: „Man muß unter allen Umständen die Schule so einrichten, daß die ungewöhnlichen Begabungen nicht behindert werden." Hier stehen in der Tat hohe Werte auf dem Spiel, und wenn sie auch selbst durch ungeeignete Schulen nicht vernichtet werden, so sind Schädigungen doch nicht zu leugnen. Mit Recht fordert daher Ostwald die ohnehin bei unseren höheren Schulen gegenwärtig zur Verhandlung stehende Wahlfreiheit der Fächer, nur scheint mir der Zeitpunkt der Entscheidung im vierzehnten Jahre doch zu früh angesetzt. Auch wird man diejenigen Fächer ausnehmen müssen, deren Gegenstände sich nicht nur an den Intellekt, sondern an das Gemüt wenden. Aber „die Klassen dürfen nicht überladen werden mit Schülern, und die Unterrichtsbehörde darf nicht als Ziel die gleichartige Erledigung des Klassenpensums aufstellen, sondern die Entwicklung möglichst vieler ausgezeichneter Individuen". Und unter dem Gesichtspunkte, daß man die allseitige wissenschaftliche Ausbildung auf unseren Schulen doch über kurz oder lang als obligatorisch fallen lassen wird, verliert auch der folgende Vorschlag vieles Bedenkliche: „Aufgabe des Lehrers ist es, bei jedem Schüler jenen Punkt zu finden, wo er ein lebendiges Interesse fühlt und daher gern arbeiten will, da wird er nachher auch etwas leisten. Daraus ergibt sich die entsprechende Technik nahezu von selbst. Man sollte das System der Leib- oder Lieblingsschüler einführen. Jeder Lehrer umgebe sich mit einem Kreise solcher Schüler, welche ein besonderes Interesse an seinen Fächern nehmen, und unterstütze sie nach Kräften, unter der Voraussetzung, daß er die entsprechenden Kreise der anderen Lehrer nicht mehr stören wird, als zu einer glatten Führung des Gesamtunterrichts erforderlich ist."

Wir sehen, daß Ostwald ein ausgesprochener Vertreter der individuellen Ausbildung ist; sie allein ermöglicht ja auch die Entwicklung einseitiger Begabungen zu höchster Leistungsfähigkeit. Damit stimmt völlig überein, was er für den Hochschulunterricht fordert; es ist ein auch schon von anderen Seiten geäußertes, zum Teil auch schon realisiertes Verlangen: Verlegung des Schwerpunktes aus der Vorlesung (Massenunterricht) in das Seminar, Laboratorium, Praktikum, die Klinik. Den schwierigsten Punkt sieht Ostwald wie andere in der Notwendigkeit, die Zahl der akademischen Lehrer so zu erhöhen, daß sie sich in der richtigen Weise dem einzelnen Schüler persönlich widmen können.

Diese aus der Praxis gewonnenen, an die Beobachtung der werdenden Forscher geknüpften Ausführungen gehören meines Erachtens zu den fruchtbarsten Partien in Ostwalds neuen Büchern. Die Entwicklungsbedingungen ungewöhnlicher Individuen von neuen Seiten betrachtet zu haben, ist ihr unbestreitbares Verdienst. Da berührt es denn ganz eigentümlich, wenn derselbe Mann, der dem Individuum eine Gasse zu bereiten strebt, an anderer Stelle in der Auslöschung der Individualität ein Glück, in der Individualität aber Begrenztheit und Unbehaglichkeit sieht, und — wie oben erwähnt — in der Verminderung der Unterschiede zwischen den Menschen einen Fortschritt der Kultur. Die gesunden Forderungen des praktischen Hochschullehrers harmonieren nicht mit den Konstruktionen des Kulturphilosophen.

Wichtige Ergebnisse hat, wie schon erwähnt, Ostwalds „biologische" Betrachtung der Naturforscher geliefert. Aus dem Vergleich der Lebensläufe von sechs Gelehrten ergab sich ihm nicht nur eine Menge ausgezeichneter Beobachtungen über das Auf- und Absteigen der wissenschaftlichen Fähigkeit im Laufe des Menschenlebens, sondern auch die Aufstellung zweier Typen, deren Merkmale mehr oder weniger ausgesprochen bei den verschiedenen Forscherindividualitäten auftreten; er nennt sie den klassischen und den romantischen Typus. Der klassische Typus des Naturforschers — wir können ihn auch auf anderen Gebieten finden — ist derjenige, dessen Schwerpunkt in der weitestgehenden Vollendung der Einzelarbeit liegt; er teilt keine Idee mit, ehe er sie in ihrer Vollständigkeit durchgearbeitet und nach allen Seiten gestützt und verbunden hat. Seine Produkte treten daher langsam hervor und sind gering an Zahl. Der Romantiker dagegen bringt seine Einfälle in die Öffentlichkeit, ehe sie in ihm völlig verarbeitet sind; bei seiner raschen Ideenproduktion wirft er auch solche Ideen in die Welt, die bestechen, blenden, aber der Prüfung nicht standhalten. Wir werden sagen dürfen: eine innere Hemmung läßt beim Klassiker die Früchte nicht eher hervortreten, als bis sie reif sind; diese Hemmung fehlt beim Romantiker. Der Romantiker kann während seiner besten Jahre ein hervorragender Lehrer sein, der Klassiker nicht. Was Ostwald vom Klassiker sagt, zeugt von höchstem Scharfblick der Beobachtung: „Befähigt eine derartige Charakterbeschaffenheit einerseits ihren Träger zu den dauerhaftesten und insofern auch einflußreichsten wissenschaftlichen Leistungen, so verhindert sie ihn doch anderseits, eine unmittelbare und persönliche Wirkung als Lehrer auszuüben... Denn der mündliche Vortrag, wenn er sich nicht auf das Ablesen eines ausgearbeiteten Heftes beschränkt, ist immer etwas Schöpferisches, und dies um so mehr, je höher die schöpferischen Fähigkeiten des Vortragenden selbst entwickelt sind. Bei freier Rede ist es daher unvermeidlich, daß der Vortragende unwillkürlich ins Schaffen und Gestalten hineinkommt. Ist nun diese Tätigkeit etwas, was der Betreffende nur in tiefster Einsamkeit und Sammlung zu tun gewohnt ist, wie es gerade beim klassischen Typus zutrifft, so erscheint ihm die öffentliche Schaustellung als etwas Schamloses, ja Naturwidriges und Unmoralisches, und er sucht sie instinktmäßig zu vermeiden."

Die Folgerungen, die Ostwald aus dieser durchaus richtigen Bemerkung zieht, verdienen allgemeinste Berücksichtigung. Wer auf hohen Schulen die Lehrtätigkeit der verschiedenen Professoren beobachten konnte, der wird — auch außerhalb der Naturwissenschaften — die Beobachtung gemacht haben, daß hie und da einer darunter war, dessen Stärke nicht in dieser Tätigkeit lag, sondern in der Stille der Forschung, und der doch notgedrungen seine Kollegien, seine Übungen abhielt, obgleich er sich sagen mußte, daß er nicht anregend wirkte, und also die Befriedigung des fruchtbringenden Schaffens entbehrte. Gewiß sind ausgesprochene Vertreter des klassischen Typus selten, auch die Romantiker auf deutschen Kathedern nicht zahlreich, die meisten stehen wohl zwischen beiden Typen, aber doch dem einen näher als dem andern. Hier liegt von jeher ein Mangel des sonst so fruchtbaren alten deutschen Universitätssystems, wonach die Professoren Lehrer und Gelehrte, Forscher und Vermittler der Forschungsresultate und Methoden sein sollen. Gelehrte, die dem klassischen Typus nahe stehen, Schöpfer bahnbrechender ausgereifter Werke, sind von Natur schlechte Lehrer, stellen aber für die Wissen-

schaft unschätzbare Werte dar; Romantiker dagegen sind von hohem Wert als anregende Lehrer. Wie sollen die beiden Arten genutzt werden? Ostwald meint: Man bringe junge Gelehrte vom romantischen Typ baldigst in eine akademische Lehrtätigkeit, dagegen Klassiker in Stellungen, wo sie von unerwünschter Lehrtätigkeit möglichst frei sind. „Allerdings ist hierzu eine gewisse Liberalität bezüglich solcher Stellungen erforderlich, die äußerlich wie Sinekuren aussehen und eben den Zweck haben, den künftigen Klassikern die Entwicklung ihrer Fähigkeiten unter möglichst geringem Energieverlust zu gestatten... Maßnahmen des beschriebenen Charakters sind deshalb um so dringlicher, als die Lehrfähigkeit auch beim Romantiker keine sehr dauerhafte Gabe ist, sondern gleichzeitig mit der Periode verschwindet, wo der Organismus noch mit Energieüberschüssen arbeiten kann."

Dieser Möglichkeit scheint die Gegenwart in hohem Maße entgegenzukommen. Das erwähnte Bestreben, die Zahl der Universitätslehrer zu vermehren, um der Forderung nach individueller Ausbildung entgegenzukommen, dürfte, sobald es erfüllt wird, manchem jungen Gelehrten von Ideenreichtum und anregendem Wesen erwünschte Betätigung bieten, und die Gründung der Forschungsinstitute ermöglicht wohl die Schaffung einer größeren Anzahl Arbeitsplätze für Gelehrte des klassischen Typus. Es darf erwartet werden, daß den naturwissenschaftlichen entsprechende geisteswissenschaftliche Forschungsstätten — die wohl ungleich billiger zu begründen wären — zur Seite treten*). Ob man deshalb den Universitätsprofessoren zumuten darf, zugunsten der Unterrichtstätigkeit auf die Forscherarbeit zu verzichten, wie Ostwald dies neuerdings zu fordern scheint**), ist eine Frage, die von den meisten verneint werden wird, und aus guten Gründen. Und der Vorschlag, daß man die oberen Klassen der bisherigen höheren Schulen mit der zur Fachschule umgewandelten Universität vereinigen möge, um ein neues Schulwesen nach Art der englisch-amerikanischen Colleges zu schaffen, wird auch bei denen lebhaftem Widerspruch begegnen, die zu einer Auflockerung des Unterrichtsbetriebes in den oberen Klassen die Hand bieten möchten.

Immerhin sind Ostwalds praktische Vorschläge, besonders die über das Hochschulwesen und die Organisation des Wissenschaftsbetriebes, anregend und gedankenreich, auch wo sie zum Widerspruch reizen; sie beruhen auf langjährigen Erfahrungen eines ausgezeichneten Beobachters.

Fassen wir dagegen seine theoretischen Aufstellungen auf dem allgemeinen Kulturgebiet zusammen, so stellt sich seine Lehre als eine Verfeinerung des Materialismus dar, trotz aller Ablehnung des naturwissenschaftlichen Begriffs der Materie; der Name paßt nicht mehr, aber die Richtung ist dieselbe geblieben, die Auflösung der Erscheinungswelt in monistischem Sinne ist durch die Energielehre konsequenter durchgeführt. Zugleich finden wir die Gedanken des Comteschen Positivismus in Ostwald fortgesetzt. In einem seltsamen Gegensatz steht übrigens die Unfehlbarkeit, mit der Ostwald auftritt, zu dem gelegentlich betonten Relativismus der wissenschaftlichen Tatsächlichkeit, der von der Naturforschung auch sonst vertreten wird.

*) Natürlich nicht als Unterrichtsanstalten, wie Lamprecht meint. Vgl. meine Ausführungen im Türmer, Januarheft 1911, S. 546 ff.

**) Blätter für Bücherfreunde vom 15. Februar 1911 (Auszug eines Artikels der Umschau).

Es liegt mir fern, so weit zu gehen, daß ich mit Arthur Bonus*) das naturwissenschaftliche Denken als das niedrigststehende ansehe, weil die Erforschung des Lebens einer Grille einfacher ist als die des menschlichen Lebens. Von einer verschiedenen Wertung der Denkmethoden kann nicht die Rede sein. Aber unsere Betrachtung dürfte doch gezeigt haben, daß die Ausdehnung der an der physischen Welt gewonnenen Einsichten auf das außerphysische Wesen des Menschen nicht ohne Gewaltsamkeiten abgeht, und vor allem nicht, ohne daß Tatsachen und Gebiete unberücksichtigt bleiben, die den meisten Menschen und nicht den schlechtesten wesentlich erscheinen. Für sie hat Ostwald der wahren Kultur, die nimmermehr eine reine Verstandeskultur und niemals kosmopolitisch ist, nichts genommen. Sie dürfen, selbst wenn Ostwalds suggestive Wirkung sich auf weite Kreise erstrecken sollte, ruhig die Reaktion von der Zeit erwarten, nach Ostwalds eigenem Wort: „Was Lichtenberg von der Medizin zu sagen pflegte: Neue Mittel heilen gut, — das gilt auch in der Wissenschaft von neuen Theorien. Sie treten stets mit dem Anspruch des Allheilmittels auf und werden auch als solche angenommen, bis erst später die Ernüchterung folgt."

Italienische Ausstellungsreise

Von Felix Braun

Turin

Am Vorabend des Eröffnungstages war die Stadt von unabläßig anflutenden Menschenscharen, stürmenden, läutenden, einherrollenden Wagen, Pferdegetrabe und dem Geflatter der Flaggen und Fahnen bis ins Abenteuerhafte erregt. Unaufhörlich ergossen sich rauschende Menschenzüge vom Bahnhof, von dessen lichtgrauer Fassade zierlicher Fahnenschmuck aufs reizvollste sich abhob, zu den Hotels und von hier, entweder zurückgewiesen oder vom Übermaß der Preise abgeschreckt, in die Tiefe der Stadt, die still und leer mit regelmäßigen Gassen dalag. Die Hauptstraßen, breit, mit geraden Häuserzeilen, in den Farben von lichtem Grün, Gelb oder Grau, mit den hellen Frühlingsbäumen und dem freudigen Zeichen der schönen Trikolore, ließen, in der Beleuchtung des Abends, eher den Anschein einer französischen als das Bild einer italienischen Stadt empfinden. Die Ausstellung selbst schien dem, der abends und nachts im Strom der Menge diese Straßen durchschritt, versunken, längst vergessen, nie gewesen zu sein.

In der Frühe dann war sie plötzlich da. Wer zum Po kam, der sein sanftgrünes Gewässer in breitem Bett ohne Laut dahintrieb, konnte fern am jenseitigen Ufer eine Stadt aus Schnee gewahren, die im leisen Glanz des Morgenhimmels wie eine Spiegelung, wie versperrt hinter zauberhaften Schranken, unbeweglich

*) Blätter für Volkskultur vom 15. Januar 1911.

zu träumen schien. Auf der oberen Polände bildeten Soldaten und Turiner Bürger ein schwaches Spalier für die Vorüberfahrt des Königs. Als er erschien, scholl ihm unsicheres Händeklatschen zu. Der ganze große Zug des Hofes und der Festgäste fuhr in historischen Karossen, mit Dienern in alter, farbigschöner Tracht. Als er über die Brücke bog, ganz klein in der Ferne, ward er ein Bild und schien zu dem allen zu gehören.

Am Nachmittag wurde das Publikum ins Ausstellungsgebiet gelassen, welches den ungeheuren Valentinopark und beide Ufer des Po im Ausmaß von über einer Million Quadratmetern umfaßt. Man konnte jetzt die weiße Traumstadt in der Nähe sehen und so war bald Enttäuschung zur Stelle. Die Gebäude sind zumeist im Stil der piemontesischen Architektur des achtzehnten Jahrhunderts gehalten, als dessen bedeutendster Gestalter der Schüler Guarinis, Filippo Juvara, anzusehen ist. Das Trostlose der Imitation wurde durch die fast völlige Unfertigkeit der Ausstellung, die Leere vieler Räume, die laute und hastige Arbeit in anderen, bis ins Unerträgliche verstärkt. Das ziellose Wandern durch den Park wurde nur selten durch einen freieren Blick etwa auf einen schönen künstlichen Wasserfall, ein Schweizer Bauernhaus, originelle Fassadenskulpturen wie die prachtvollen bärtigen Krieger des ungarischen Pavillons, die große Statuenbrücke über den Po oder durch das Herklingen der Musik aus dem gewaltigen Konzertgebäude freudiger unterbrochen. Im Drängen der Menge, die das chaotische Gefilde immer lebhafter überzog, wuchs Mißmut und Enttäuschung und entlud sich gegen die Stadt, deren Leben jetzt in den heftigsten Wellen brandete und wogte. Der Wunsch, von hier fortzukommen, verdrängte Schaulust und Neugier immer entschiedener und plötzlich war die Sehnsucht nach Rom da und stand ihm bei. Schnell ward er Entschluß. — Am Abend war Turin Vergangenheit.

Fahrt durch die Nacht, der Zug überfüllt, so daß viele in den Gängen stehen mußten. Wie erhellte Zimmer mit vielen fremden Gästen fuhren die niedrigen engen Waggons schnell durch das schon umfinsterte Land. Aber mit Rom als Frühziel ließ sich auch mehr als Enge und Dunkelheit leicht ertragen. Nur manchmal erhob sich Sehnsucht: wenn alles stand und die Stimmen einander ablösten: „Genova . . . Genova!“ oder: „Spezia“ oder: „Pisa“. Bei Genua konnte man einen Augenblick das Meer sehen, den Hafen und Schiffe. Aber Regen fiel und verschleierte noch die Schleier der Nacht. Als der Tag mit Licht erschien, lag Latium da.

Bei Civitavecchia sahen wir das Meer. Es war grünlichgrau und leis erregt; mit weißen Schaumbänken schlug es langhinwellend an den Strand. Es begleitete uns lange. Die ersten Häuser mit flachem Dach erschienen, leere Gärten mit Statuen, und schon begann die Campagna mit leichtem Grün um sanft geschwungenes Erdreich sich aufzutun. Hirtenlose Pferde weideten; dann wieder Schafe oder Rinder und der Hirte sah in den Himmel hinauf, dessen lichtes Blau Wärme versprach. Wir sahen eine jener schön gebogenen steinernen

Brücken, wie sie in Bildern idyllischer Maler immer wiederkehren, und eben trieben farbig gekleidete Bauern ein Maultier darüber hin. — Durch die Ebene flog der Zug weiter, wieder traten Häuser hervor, grasten Herden, streckte sich das grüne Land links hügelan und rechts zum Meer hinab, das aber nicht mehr wiederkam.

Wir gingen, leicht aufgeregt, bald zu dem, bald zu jenem Fenster, um die Peterskuppel zu erspähen; aber wo Rom liegen mußte, war Nebel und bläulicher Rauch ... Ebene und Ebene ... Endlich verraten Häuserketten die Stadt. Pfiffe der Lokomotive bestätigen die Hoffnung und schon tun sich Straßen auf, schwingen sich Fabrikschlote und Türme zur Höhe. An einer kleinen Station, die bereits den Namen Roms trägt, hält der Zug; — im Weiterfahren donnert er über eine Brücke. Ein gelber Strom fließt unter ihr, tückisch mit trägem Gewässer schleichend. Das Herz bleibt uns einen Augenblick still: der Tiber. Ich frage einen der vielredenden Herren im Coupé: „È il Tevere?“ — „Tevere“. — Wir sehen, tief erregt, auf das ruhige löwenfarbene Wasser. — Wir sind in Rom und fahren nun langsam in die Halle.

Rom

Es ist hier von dem Rom der Ausstellungen zu sprechen, durch welche die fünfzigjährige Wiederkehr der Erhebung Italiens zum Königtum verherrlicht wird. Und man muß sagen, daß Rom sich selbst im Tiefsten erfaßt zu haben scheint, weil es sich nicht wie Turin und Florenz mit einer Veranstaltung versinnbildlichte, sondern sich fünffach ins Leben zurückrief: als Hauptstadt der Welt, des Altertums, der Christenheit, Italiens und der Kunst. Das erste wird in einer kleinen sogenannten Reiseausstellung skizziert, welche des Lebens berühmter Fremder in Rom gedenkt und für den Deutschen natürlich in Goethe ihre sehnsüchtigste Lockung hat. Das zweite sucht eine archäologische Ausstellung in den überhohen Wölbungshallen der weiten diokletianischen Thermen — wie jene zumeist mit Photographien und Abgüssen — auszudrücken, indem hier alle früheren Provinzen des alten Imperiums mit Tributen verschollener Zeiten versammelt sind, am herrlichsten Griechenland, mit Kopien seiner schönsten Bildwerke, vor allem der attischen Grabreliefs, und mit großen Bildern seiner göttlichen und sagenhaften Städte an hellem Meer und in finsterem Bergreich. Das Rom der Päpste lebt ein kleines Scheinleben in der Engelsburg. Mit großem Geschick ist hier eine historische und kulturgeschichtliche Ausstellung geschaffen worden, an der neben reizvollen Genrebildern wie: eine alte Barbierstube, eine alte Apotheke mit einem leibhaftigen Magister in Spitzbart und feierlicher schwarzer Tracht, auch große historische Eindrücke sich erleben lassen: zwei Schlafgemächer von Päpsten, die Kerker des Giordano Bruno, des Benvenuto Cellini, der Beatrice Cenci, endlich — das Bleibendste! — ein Saal, dem Andenken des Michelangelo geweiht, neben mehr oder minder gelungenen Kopien eine Sammlung von Bildnissen dieses höchsten Menschen enthaltend, die durch die Übereinstimmung der schmerzlichsten Leidenszüge um den bitteren Mund und die asketisch eingesunkenen Wangen auf das innigste bewegt.

Als die kunstvollste aller Ausstellungen muß jedoch die sogenannte ethnographische auf der Piazza d'Armi bezeichnet werden, eine Huldigung der italienischen Provinzen an Rom, deren Pavillons, Nachahmungen berühmter Bauwerke, um einen schönen Teich in gut berechneter Anlage geordnet sind. So sehen wir Venedig mit dem Uhrturm und der Libreria des Sansovino und einem kleinen grünen Kanal zwischen zwei charakteristischen Häusern, sehen Sizilien mit dem halb schon arabischen Palermitaner Dom, ein hohes Kastell der Mark und, hoch, getragen, leuchtend, den Tempel von Poseidonia, ein Gleichnis, wie Griechenland Rom überleuchtet und überragt. Das Innere jedes Pavillons ist voll von Nachahmungen alter Zeit, am entzückendsten sind das nach einer alten Miniatur wiederhergestellte Zimmer Petrarkas und das Schlafgemach der heiligen Ursula nach dem schönen Bilde des Carpaccio. Im Mailänder Pavillon: Zeichnungen des Leonardo da Vinci. Zwei große Gebäude für Volkskunst, hinter riesigen Vitrinen offene Theaterszenen mit kostümierten lebensgroßen Puppen, geben eher gespenstischen Eindruck, bedrängen damit, daß hier volles Leben mit dem Anschein des Lebendigen erstarrt ist und aus Verzauberung tieferen Zauber ausübt. Alle diese Schaustellungen sind jedoch kaum mehr als Spiel; Bedeutung kommt allein der großen internationalen Kunstausstellung zu, die das weite Terrain der hügeligen Valle Giulia im Giardino Borghese mit vielen kleinen, meist weißen Palästen bedeckt, und in der fast die gesamte zeitgenössische Kunst zu einem ungeheuren Wettkampf zusammentraf.

Ein Bericht wie dieser, der es zur Aufgabe hat, aus einer unermeßlichen Fülle das Wertvollste zu heben, und doch dafür nur geringen Raum besitzt, wird vielleicht den Tadel des Flüchtigen auf sich nehmen müssen, aber dann von sich selbst behaupten dürfen, daß er auf der Suche nach Größe war. — Er ist ihr begegnet. Er fand sie in der historischen Ausstellung von England: in dem herrlich ragenden Schottenfürsten von Raeburn, dem springenden Pferd von Constable, in den Bildern von Gainsborough und Romney, in den Lichtpoesien Turners. Bei den Präraffaeliten fand er sie nicht mehr; nur Millais konnte bestehen (dies haben seine Porträts erwirkt) und Beardsley, den seine Zeichnung rettet. In Deutschland fand er Größe bei Leibl, bei Menzel, bei Feuerbach, Marées, Uhde und Schuch. Er fand sie unter Lebenden bei Rodin, dessen schreitender Mann ohne Haupt furchtbar bewegungslos durch den Saal ging, in Georges Minnes kolossaler Männerbüste und seinen Zeichnungen, die etwas von der Art Segantinis an sich haben. Auch beim Russen Trubetzkoy und beim Serben Mestrovic findet sich Größe. Mestrovic ist vielleicht der einzige nationale Bildhauer der Gegenwart; sein Tempel von Kossovo mit Standbild und Heldentaten des Marko Kraljevic mit dem großen Ausdruck in Erscheinung und Bewegung dürfte ihn gegen die Gefahren zu heftiger Kraft und zu abseitiger Phantasie durch die tiefe und ernste Kunst, die ihn aufgriff und verwandelte, vielleicht für lange Zeiten bewahren. Größe steht ferner bei den Österreichern Metzner und Hanak,

vor allem dem ersteren, dessen Skulptur „Erde" in beispielloser Verkrampfung den Widerstand des Materials bricht, daß es Fleisch und Bein scheint, und bei dem Deutschen Lederer, dessen „Gigant" ihre eigene Allegorie ist. Unter den Malern kommt sie vor allem dem Spanier Zuloaga zu, diesem rücksichtslosen Entreißer des Lebens selbst, Räuber der Herzensflamme, die er in gemaltem Blick unheimlich entzündet, Erschaffer weitester Landschaft und aller Gestalt, der eigenen Reichtum mit dem der Natur unablässig vertauscht, rauschend von Blut, singend von Kraft, ohne Grenzen, sich oft ins Verruchte verliert. Ihm verwandt ist Anglada, der zu dem Licht Spaniens das Frankreichs gemischt hat und nun in fabelhaften Lichtsymphonien einherschwelgt. Größe besitzt unter den Deutschen der Schweizer Hodler, dessen Mann mit der Axt man kennt, der Österreicher Egger-Lienz mit seinen weißen Mähern unter strahlendblauem Himmel, seinen Wallfahrern, in deren Mitte, Mensch unter Menschen, der Kruzifixus hängt, seinem Tiroler Totentanz, dem geisterhaften Schwebezug mit schlafender Kraft im Gang und erlöschendem Leben in den starr gewendeten Gesichtern. Im reichsdeutschen Pavillon bleibt der so nach Höchstem forschende Trübner immer noch als erster bestehen. Freilich sind Liebermann, Corinth und Slevogt unzureichend vertreten. Ein Porträt des Grafen Kalckreuth hat gleichfalls bedeutenden Rang. Die Zeichnung des alten Gebhardt scheint ein Vermächtnis Holbeins selbst zu sein. Jetzt sieht man auch, wie Arthur Kampf hervorragt und wie voll Leben Bernhard Pankoks Porträt des Galeriedirektors Diez ist, und fühlt die Tiefe der Radierungen von Käthe Kollwitz: diese eindringlichsten Gestaltungen leerer Augen und Hände, davor der Tod mit furchtbarer Geduld unsichtbar zu harren scheint. Unter den neueren Engländern besitzt einzig Brangwyn, der Radierer, malerische Kraft, brillierend mit großer Beherrschung des Lichts, während Herkomer, im Tiefsten deutsch geblieben, dies deutsche Wesen mit englischem Schein zu reizvoller Wirkung vereinigt. Mit heroischen Vorwürfen stellt der Serbe Raczky als Maler ein, wenn auch schwächeres, Gegenspiel des Plastikers Mestrovic dar. Und hier sind auch die alten Ungarn zu nennen, vor allem der edle Landschafter Ladislaus v. Paal, ein Freund Munkacsys, Schüler der Franzosen, der voll tiefer elegischer Kraft in dunkelgrünen Bäumen über Teichen, in abendlichen Parks und weitem Flachland ist, Munkacsy selbst, von dessen großer Kreuztragung das Blinken einer Lanzenspitze im Wolkenlicht unvergeßlich bleibt; der neu entdeckte, aber darum nicht minder konventionelle Szinyey-Merse, Benczur und Laszló, denen neben Geringem manches im Porträt bis zur Meisterschaft gedieh.

Und viel reiner Schönheit begegnet man bei dem belgischen Bildhauer Victor Rousseau, dem französischen Maler Charles Cottet, der mit einer Beweinung eines ertrunkenen bretonischen Fischers und dem roten Leuchten eines Segelboots im Abend von allen am innigsten ergreift. Von ähnlicher Wirkung: Albert Bartholomés „Vereinigung im Tode", ein Beieinanderruhen zweier Liebender in unendlich schöner Verklärung. Voll von Schönheit stellt sich auch deutsche

Plastik dar: mit Tuaillon, Hildebrand, Brütt; deutsche Malerei tut sich namentlich im Landschaftlichen hervor, wobei wieder Trübner den Vorrang hält, überhaupt die Süddeutschen, ferner in einem von Farben nur so lodernden Glasgemälde, einer Anbetung der Magier von Robert Engels, endlich in einem Bildnis der Frau Rilke von Oskar Zwintscher, einem Bildnis nicht der Gestalt, sondern der Seele, mit Augen und Händen unbeschreiblich rührend und bestrickend.

Hier ist auch des österreichischen Pavillons zu gedenken, der, Dank der vorzüglichen Leitung des Kunsthistorikers Dr. Dörnhöffer, zu den bestgelungenen der gesamten Ausstellung gerechnet werden darf. Leise wurde ein historischer Gedanke angeschlagen: indem man ein Zimmer mit Bildern Waldmüllers und Miniaturen von Daffinger und Füger erfüllt hat, und als Einzigem von den Neueren Gustav Klimt einen eigenen Raum zuwies, schien sich — so begrenzt — ein kleines Stück Kunstentwicklung selbst darzustellen. Die vorzüglichsten unter den jungen Künstlern sind mit bedeutenden Arbeiten aufs anschaulichste vertreten. Den tiefsten Eindruck erzielt — trotz Klimt — Egger Lienz, der Einzige, der Beherrschung seiner Welt und aller Mittel, sie bildhaft umzuschaffen, mit reichen Zeichen von Größe erweist. In besonderer Stärke bietet sich die Plastik dar, Größe in Metzner und Hanak erreichend, Adel und schöne Freiheit in Canciani. Unter den Polen gebührt Mehoffer für ein prachtvolles Damenporträt der erste Preis; aus der Reihe der Tschechen, unter denen der Vorläufer Manes und besonders Nawratil als Lichtkundige zu beachten sind, hebt sich, neben der grandiosen Phantastik Bileks, edel die Gestalt Max Svabinskys ab.

Enttäuscht haben die „interessanten" Pavillons, vor allem Amerika, dessen weitläufige Ausstellung außer dem großen Sarasate-Porträt Whistlers nichts gibt, was über den Durchschnitt neuerer französischer und englischer Kunst hinausreichte, es sei denn in der Radierung, wo Joseph Pennell mit New-Yorker Ansichten Größe und John Sloan im Anschluß an europäische Vorbilder manchmal wirklichen Humor beweist. Stärker noch enttäuscht Japan, mit einander fast gleichen, farbenmatten Bildern, darin immer dieselben Dinge: weite Berglandschaft, Gestein und Mauern, Blumen, Vögel und Tiere, Mond und Schnee wiederkehren, oft mit schöner elegischer, oft, wie in dem großen Kriegerbild, mit tief belebender Wirkung — sterbende Kunst, die immerhin vorzuziehen ist den Schöpfungen jener Gruppe junger Menschen, welche ihre Tradition verlassen und mit dem ganzen Geschick ihrer Rasse französische Licht- und Luftmalerei mit einer tragischen Aussichtslosigkeit versuchen. Frankreich selbst hat soviel des Dilettantischen und Epigonenhaften zugelassen, daß man sogar die beiden Bilder Monnets, das Meer bei Brehat von Matisse, das in schwarzgrünen Wogen drohend heranrollt, und was von Besnard und Lucien Simon und Carolus-Duran zu sehen war, vergißt. Die Spanier, ohne Zuloaga und Anglada betrachtet, retten sich durch die tiefe Leuchtkraft ihrer Farben und die Kühnheit ihrer Zeichnung, und besitzen in Zubiaurre eine seltsame, aber unfreie Begabung. Der Tiefstand Englands ist bekannt. Schmerzlicher wird der des

neuen Italien vernommen werden. Antonio Mancini, der die Gegenwart italienischer Kunst repräsentiert und dem der große Preis für Malerei bevorsteht, besitzt kaum mehr als Eigenart in Mischung und Auftrag der Farben und stößt durch süßliche Leere der Gesichter augenblicklich ab. An Kraft ist ihm Ettore Tito überlegen. Unter den Bildhauern ragt Ernesto Biondi, der Schöpfer einer Gruppe traurig schreitender Frauen voll Ebenmaß und innerer Musik, hoch hervor. Ärmer noch ist Holland geworden; eine kleine retrospektive Ausstellung läßt die Kunst ihre letzten Meister, der drei Brüder Maris, erkennen; unter den Lebenden hält immer noch Israels den Rang. Für die Schweiz steht Hodler, neben ihm Buri, dessen Bilder offen sind für alles Licht, das unablässig in sie überströmt, während es aus denen des stärkeren Giacometti farbig leuchtvoll auszubrechen scheint. Rußland hat den Malern Ilja Repin und Valentin Serof Sonderausstellungen eingeräumt, ohne daß diese mehr als das Lob guter Zeichnung und wohlberechneter Kolorierung erwarten können; ergreifend ist allein das große Ebenenbild „Mein Vaterland" von Nikolaj Dubowsky, daran man in der Tat die atmende Steppenerstreckung des heiligen Rußland zu ahnen vermag. Gleiches versuchte der Schwede Hesselbom mit nicht geringerer Wirkung, doch steht er Fjaestad, dem Maler des Schnees, an Weite, dem feinen Erzähler Ivor Arosenius an Tiefe der Begabung nach. Der Plastiker Blomberg schuf eine kniende Jungfrau der Verkündigung, die ich nie wieder vergessen kann. Die beiden anderen skandinavischen Staaten, Norwegen und Dänemark, haben Anspruch auf gleiche Ehre: das erstere in einem historischen Besitz wie Munch und Thaulow und Wirkenden wie Hendrik Lund und den Plastikern Hans St. Lerche und Vigeland; das letztere weniger in Persönlichkeiten als einer allgemeinen Höhenlinie seiner Kunst. Was Bulgaren und Griechen beigestellt haben, zählt in ernster Würdigung nicht.

Wer das letzte Mal an den beiden hohen Pylonen vorbei in den Park Borghese hinuntersteigt, die Luft um ihn her noch von dem Abglanz jener Bilder voll, bald von diesem, bald von jenem heimlich zurückgerufen — geht er als ein Erhöhter, Geförderter, innerlich Beschwingter die Wege zwischen Steineichen und Zypressen hinab? Ich glaube, daß er gern in das Gras hinsinkt und sich am Himmel zwischen dunklen Kronen sehnsüchtig freischauen möchte. Starre Welt hat er verlassen, Herzenswelt aber und so doch Lebenswelt auch. Was ihn an Größe erhoben, an Schönheit entzückt, an Neuheit gereizt hat —: was ist es gegen die Flut von Unkraft, die ihn mit Mitleid über so viel vergeudete Hoffnungen, geopfertes Blut, verschollene Schreie tief und schmerzvoll trifft? Die ungeheure Menge des Proletariates der Kunst erscheint ihm vor dem noch unermüdeten inneren Blick, aber ohne die Drohung und Gewalt der fordernden Massen, leidend, wartend, allerinnigster, allerbegreifendster Liebe wert. Das Irrlicht der Kunst schwebt ihm plötzlich mit allem Entsetzen der Lebensabgründe, über denen es verweilt, vorüber und indem er die dunklen Vergeblichkeiten noch einmal mit dem Herzen prüft, vielleicht schaudernd auf sich selbst

bezieht, rafft er sich auf, steigt nieder und hat auf der Piazza del Popolo, im Angesicht der Pforte Berninis, die weiße Stadt der Kunst dort oben vergessen.

Florenz

Und wieder rufen den Kunstmüden Bilder an: Florenz hat den Riesenblock des Palazzo Vecchio mit einer Ausstellung von Porträts erfüllt und so mehr als drei Jahrhunderte in ihren besten Menschen zu kurzem, gemeinsamen Schattenleben wieder erweckt. Am tiefsten bleibt der erste Eindruck an der Schwelle jener Sala del Consiglio, an deren Wänden sich die Kunst des Michelangelo mit jener des Leonardo da Vinci hatte messen sollen, ungeheuerster Wettstreit aller Völker und Zeiten, von dem nur Zeichnungen Ahnung lassen: die Pläne der Schlacht von Anghiari und eines Überfalls auf badende Krieger. Heute tragen diese Wände die Malereien des Vasari aus Arezzo. Aber jetzt stehen, nach den Linien des Saales geordnet, lebensgroße Bildnisse auf Staffeleien, die meisten von der Hand des Blämen Sustermans, in dem man mit einemmal einen großen Künstler wahrnimmt. Unvergeßlich aus der Fülle bleibt das Bild Katherinas der Zweiten von Rußland, aus dem Winterpalais geliehen, eine Überraschung des sonst konventionellen Wiener Hofmalers Lampi, nicht minder jener starke, auf sein Gewehr gestützte Kriegsmann Borgognones und einer jungen, schönen Genueserin edel träumende Gestalt, die Carbone unvergleichlich gemalt hat. Und nun beginnt die Wanderung durch die Säle, vorbei an Bildern kleiner Künstler, vorbei an Gemälden, auf denen Blick und Züge des Dargestellten den Reiz des Lebens, nicht aber den der Kunst ausüben. Garibaldis Löwenhaupt mit diamantenen Augen rettet den Namen des Malers Gollino, ein Bild des Dichters Manzoni bringt den einst gefeierten Venezianer Hayez zu neuen Ehren. Man lernt längst Vergessene wie Ciseri, Bezzuoli, Palizzi, Morelli als ehrlich Strebende gerne achten und will den Namen eines bescheidenen Porträtisten, Gordigiani, um dessentwillen bewahren, daß er Robert und Elisabeth Browning gemalt hat. Ja, er hat sie so gemalt, daß die Phantasie eines Liebenden oder nur Bewundernden seinen hohen und ihren schmerzvollen Blick mit Leben gefüllt, gewahren mag und gern ergänzt sie, wo die Kraft des Künstlers — auf einem Weg aus solcher Tiefe! — versagen muß. — Das zweite Stockwerk zeigt größere Ferne: Die letzten Venezianer: Tiepolo, Pittoni, Belotti, der mit dem wohlgelungenen Porträt eines Edelmanns überrascht. Ein Bild Peters des Großen von Casanovas Bruder, glatt gemalt, räumt der Person des Künstlers noch das stärkste Interesse ein. Aber Gemälde von Batoni führen zur Kunst wieder zurück, nur sein Porträt Winckelmanns lenkt zum Dargestellten leise ab. Ihn hat auch Mengs, der hier glänzend zur Geltung kommt, weitaus besser gemalt. Und jetzt begegnen wir der göttlichen Angelika wieder, deren „Kardinal Rezzonico" alles um sich her übertrifft, sehen eine lange Reihe verschiedener Canova-Porträts und fühlen uns zu dem edlen, schwärmerischen Antlitz leise hingezogen, bis uns Lampi mit starkem Farbenschein wegzieht und uns aufs neue ins Bewundern bringt. Höher steigen wir in die Geschichte

hinauf: Die Bologneser Schule mit den Porträts der drei Caracci nimmt uns auf; ihre größte Erscheinung: Dominichino, zeigt sich hier nur gering, wogegen Guido Reni mit einem Bild seiner Mutter seinen Ruhm leicht behaupten wird. Die herrliche Lautenspielerin des Caravaggio, in ihrem schönen gelben Kleide, sieht uns über die Schulter fort, noch tief im Spiel, mit liebem Ernst an; dort hält ein alter Mann von der viel zu schnellen Hand des vielleicht zu Großem ausersehenen Luca Giordano den Eiligen unvermutet fest. Ins Veneto hinaufgestiegen, verweilen wir lange vor dem jungen Lautenspieler des Leandro Bassano, der schwarzen Dame des Padovanino, dem unter sämtlichen Bildnissen der Preis der Schönheit zugleich mit dem der Kunst gebührt, vor einem alten Edelmann im Silberton des Veronese, den Cavagna gemalt hat, und nun wird die Ausstellung zum Museum. Große Namen treten uns entgegen: wir sehen zum erstenmal ein Bild von Greco, ohne jedoch davon bewegt zu werden, und begegnen der das Dunkel liebenden Kunst von Strozzi und Sacchi. Den längst Ermüdeten nimmt, knapp vor dem Ausgang, ein neuer Trakt mit Bildern auf und zwingt mit vielem Bedeutungsvollen die Kräfte des Erfassens zurück. Denn noch ist ein Bild von Rubens zu sehen, andere von Baroccio und Sustermanns, der mit einer Fürstin Doria-Pamphilj aufs neue Bewunderung gewinnt. Und ist dies Carlo Dolci, der diesen stolzen Fra Arnolfo ins Bild hinübergeschaffen hat, dies wirklich Sassoferrato, süßlicher Nachträumer schöngescheitelter Madonnenköpfe, der mit herrlichem Zusammenklang des Blau und Rot ein Bildnis wie das des Monsignore Prati so vollenden konnte? Noch möchte man vor einem gewiß wohlgetroffenen Porträt Oktavio Piccolominis verweilen, aber dort schließt sich schon der letzte Saal und zieht den gerne Ungeduldigen zu sich. Der mächtige Feldhauptmann del Borro, mit dem man einmal den Namen des Velasquez verbunden hat, gibt ihn bald frei und so überläßt er sich dem Entzücken, das aus dem schönen Rot der Bilder von Maratta und Bacciccio in ihn einströmt. Mit den beiden Berninis schließt er dann, geht vielleicht noch einmal zu der schönen Genueserin, die er liebt, oder sieht sich wieder das weiße Haar und die blauseidene Schleife der russischen Kaiserin an, ehe er in die Freiheit der Piazza della Signoria hinaustritt. Zu Bildern will sich alles um ihn farbig verwandeln, farbige Schatten schweben von ihm fort, wie er weiterschreitet, an der Loggia dei Lanzi vorbei, die ihn noch einmal mit Kunst bedrängt. Dann biegt er in eine der engen finsteren Gassen ein, unter deren Bogen Vergangenheit groß vor ihm erwachen mag, und so im Gehen, rettet er sich aus der schönen Verzauberung allmählich ins Leben zurück, ob es hier auch leise fließt, gleich dem Arno, der allabendlich leuchtend in den Untergang der Sonne mündet.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

Wieder einmal die Plagiate. Der Streit, ob Schönherr in seinem Drama „Glaube und Heimat" schuldhafter Entlehnungen aus einem fremden Roman zu zeihen wäre, hatte sehr laut begonnen, um desto zahmer zu enden. Auf den Nachweis Schönherrs, daß die unabhängige Verwertung einer alten Quelle zu den geschilderten Ereignissen vorliege, mußte die Anklage schweigen. Der Vorgang erläuterte von neuem, wie übel gewählt der abgekürzte Weg in die Öffentlichkeit sein kann, ehe die denkbaren Möglichkeiten aufrichtig geprüft worden sind. Weit geringeres Echo erweckte ein erst dieser Tage durchgefochtener Plagiatfall, obwohl er völlig anders verlief. Dem Roman von Walter Bloem „Das eiserne Jahr" wurde nachgesagt, daß er an mehreren für den Aufbau nicht unwichtigen Stellen eine französische Darstellung (Halévy, „L'Invasion") über Gebühr heranziehe. Hier hat Hr. Bloem den Tatbestand eingeräumt, der, wie er kundgibt, sein Selbstbewußtsein nicht mindern könne, wem es Vergnügen macht, soll es unbenommen bleiben, ihn einen Plagiator zu nennen.

In ihrer Sonntagsbeilage Nr. 34 bringt jetzt die Vossische Zeitung eine Betrachtung von W. Widmann in Stuttgart über „Schillers Plagiate", mit der ausgesprochenen Absicht, den landläufigen Plagiatbegriff zu klären. Aber diese Erörterung bekannter „oller Kamellen" aus den kleinen Geheimnissen der Binnenkomposition unserer klassischen Literatur deckt bei ihrer Grundtendenz vielmehr einen Schaden des Klärverfahrens selbst auf. Nach Hrn. Widmann bestehen für Meisterwerke die Kriterien des Plagiats so gut wie niemals; die entsprechenden Nachweise zeigten nur, wie groß das Ganze sei. Nun aber geizt doch — glücklicherweise — ein jeder Dichtersmann nach dem höchsten Lorbeer seiner Schaffensart. Die meisten täuschen sich da kräftig, doch widrig berührt erst die Beobachtung, daß einer ohne die Legitimation solchen Strebens aufzutreten wagte. Allen ehrlich Ringenden wird also tatsächlich zu verstehen gegeben, die Flagge des Meisterwerkes, zu deutsch der reale Erfolg, schirme die Ware. Man begegnet dieser Lehre nicht zum erstenmal, und sie hat schon verschiedene Nutzanwendungen auf dem Kerbholz. Wer sich insgeheim als Plagiator fühlt — das Gewissen ist ja dazu da —, der hebe den Widmannschen Artikel für vorkommende Fälle sorgsam auf.

Wenn Schiller beim „Wallenstein" und der „Jungfrau" lateinische Dramen des Löwener Professors Nicolaus Vernulaeus stark verwertet hat, so gilt hier kein freundliches Kopfnicken, sondern lediglich die Erklärung auf Grund der literarischen Sittengeschichte. Der Begriff des geistigen Eigentums hebt in unserem Sinne nicht früher als mit dem Buchdruck an. Noch vor hundertfünfzig Jahren greift Voltaire zu dem originellen Mittel, eine seiner neuen Schriften zugleich mit einem selbstveranstalteten Nachdruck erscheinen zu lassen, um die betreffenden Unternehmer zu entmutigen. Die Zeitanschauung unserer Klassiker liegt aber den Voraussetzungen, die Voltaire so handeln machten, noch bedeutend näher als den heutigen. Das moderne Gefühl für Billigkeit und Schicklichkeit hat sich verfeinert, und dennoch trifft bei uns, die wir hinter einer gewaltigen Weltliteratur stehen, völlig zu, daß für jede größere Schöpfung irgendwo und irgendwie, bewußt oder unbewußt plagiiert wird. Die hier abgrenzende Norm kann nur lauten, daß der Dramatiker, Erzähler usf. sich der Herübernahme ganzer Stellen oder Gedankenreihen aus vorhandenen Werken gleicher Art enthalte.

Was Schiller und seine Zeitgenossen hierbei noch für unverfänglich ansahen, ist erledigt: so vollkommen, daß ein Rechtfertigungsversuch rein mit den Mitteln heutiger Dialektik zuletzt das Urteil verwirren müßte. Wir kennen jetzt sogar das Plagium an elektrischer Kraft, und würden hoffentlich lachen, wollte jemand die älteste Spur dieses Vergehens schon in der Prometheussage finden. Carl Niebuhr

Emile Verhaeren: Die geträumten Dörfer. Die Gesichter des Lebens. Deutsch von Erna Rehwoldt. Insel-Verlag in Leipzig. Jeder Band in Halbpergament 5 M.

Es ist auf jeden Fall erfreulich, daß der große Fläme auch in Deutschland Begeisterung erweckt, daß sein Werk auch bei uns Eingang findet. Erna Rehwoldt, die schon eine Nachdichtung der Liebeslieder und eine Auslese aus den ersten Büchern herausgegeben hat, versuchte sich nun an zwei besonders markanten Büchern Verhaerens, an den grotesken, hinreißenden, dämonischen Villages Illusoires und den freudig begeisterten, hellen Visages de la Vie. Wenn sich jemand einer so schwierigen Aufgabe unterzieht, diese starken, etwas herben Rhythmen in das geliebte Deutsch zu übertragen, so ist ihm sicherlich eine ehrliche Verehrung und Hingabe eigen. Das Resultat will mir freilich nicht besonders glücklich erscheinen. Wenn man schon fremde Verse nachdichten will, so muß man vor allem den Ton zu wahren suchen; dazu gehört erstens, daß man den Rhythmus nicht verwischt. Das soll keineswegs bedeuten, daß man jeden Versfuß engherzig beibehalten soll, denn die Klarheit im Ausdruck würde darunter wesentlich leiden. Aber der Charakter muß bewahrt werden, und der ist hier herb, männlich, fortreißend. Dann aber sollen auch die Bilder und Vergleiche möglichst treu gewahrt bleiben; ist man — wie leider so oft — genötigt, ganze Wortgruppen zu streichen oder einzufügen, so soll man diese an sich nicht ungefährliche Manipulation mit Takt, aus dem Geiste der Dichtung heraus ausführen. Erna Rehwoldt scheint mir dieses Mal gegen beide Gesetze verstoßen zu haben. Der Rhythmus ist oft verwischt, abgeschwächt. So stören namentlich unnötige Zwischensätze, die den Sinn verdunkeln. Ein Beispiel aus dem Gedicht „An des Dammes Rand“:

Wandrer, von viel zu viel Schritten alt,
machte an dieser Stelle,
erschöpft, ich Halt.

Das ist eine schreckliche Konstruktion! Auch die Reime sind gelegentlich wenig sorgfältig behandelt; Verhaeren verwendet sie fast immer mit Nachdruck. Demnach sind solche Reime wohl zu verwerfen:

Doch die Entfernte, die
aus Nebels Grund nach ihm schrie . .

Schließlich will ich noch sagen und an zwei Beispielen zeigen, daß die Übersetzerin den Sinn eines durchsichtigen, einfachen Satzes oft merkwürdig verdunkelt hat. Oft verstand ich sie gar nicht und mußte mir beim Original Rat und Verständnis holen. In La Vieille lauten zwei Zeilen:

Mais rien n'est sûr, sinon qu'aux temps lointains, un prêtre
Exorcisa ses mains qui foudroyaient les fleurs.

In der Übersetzung:

Nichts ist gewiß, als daß ihre Hände, die Blumen verdarben,
in versunkenen Zeiten einst ein Priester beschwor.

In Le Fossoyeur heißt es:

Depuis des temps qu'il ne sait pas,
Le fossoyeur emplit la terre
Des cadavres de sa misère.

In der Übersetzung:

Der Totengräber mißt längst nicht mehr
im Verstreichen
die Zeiten aus, seit denen er
die Erde füllt mit seines Elends Leichen.

Auch sehe ich nicht ein, warum in Le Vent nicht die Korrespondenz der ersten und letzten drei Zeilen mehr gewahrt wurde. — Aber genug des Tadels! Wir finden auch recht anerkennenswerte Leistungen, die wir freudig begrüßen müssen. Eine ganze Reihe der Gedichte verdient dankbare Beachtung. Und wer die große Schwierigkeit kennt, die gerade Verhaerens Verse dem Übersetzer bieten, der wird Erna Rehwoldts Fleiß und Bemühung nicht übersehen. Der Verlag, welcher den Büchern eine vornehm schlichte Ausstattung verlieh, verdient Dank, daß er für den großen Belgier so eifrig eintritt!

Ernst Ludwig Schellenberg-Weimar

Justiz und Verwaltung

Im Verlage von Adolf Dieckmann (Adolf Detloffs Nachfolger) zu Frankfurt a. M. ist jüngst eine sehr wissenschaftlich geschriebene und vom Verlage musterhaft ausgestattete **„Monographie über die strafrechtliche Behandlung der Kinder und Jugendlichen"** von **Dr. jur. Paul Grüder** erschienen. Dieses Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste behandelt das geltende Recht, und zwar in § 2 bis § 5 die Zeit der absoluten Strafunmündigkeit, § 6 bis § 11 die Zeit der relativen Strafmündigkeit, § 12 bis § 14 die Folgen mangelnder Einsicht (Verfasser: Die Folgen des Mangels der Einsicht), § 15 bis § 17 die Folgen vorhandener Einsicht (Verfasser: Die Folgen des Vorhandenseins der Einsicht). Der zweite Teil befaßt sich mit der strafrechtlichen Behandlung der Kinder und Jugendlichen im Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch. Nach Vorbemerkungen in § 18 werden in Abschnitt I, der das Recht der Kinder behandelt, in § 19 bis § 21 die Strafmündigkeit, die Hinaufrückung der Strafmündigkeitsgrenze, Erziehungs- und Besserungsmaßregeln besprochen. Der zweite Abschnitt befaßt sich mit den Jugendlichen und handelt in § 22 bis § 33 die Fragen nach den oberen Grenzen des jugendlichen Alters, nach der Beseitigung der Strafbarkeitseinsicht, nach der Erziehung und Bestrafung Jugendlicher, der Verbindung von Erziehung und Strafe, nach den drei Hauptstrafen gegen Jugendliche, nach der bedingten Strafaussetzung ab. In einem Schlußwort (§ 34) lehnt Verfasser die im Jahre 1908 von der zwölften Landesversammlung der internationalen kriminalistischen Vereinigung geforderte Schaffung eines Spezialgesetzes über die Behandlung jugendlicher Übeltäter ab, da der Vorentwurf allen berechtigten Reformwünschen in weitestem Maße entgegenkomme.

Die Quellen und die Literatur, die in diese Monographie hineingearbeitet sind, gibt Verfasser auf fünf Quartseiten an. Bei der Studierlampe ist der Stoff aus Büchern gesogen und in ein neues Buch umgegossen worden. Wie ganz anders mutet einen da das Buch des Kattowitzer Amtsrichters Sontag zur Beurteilung des neuen Entwurfs an. Da ist keine Literatur benutzt. Da hat ein Praktiker aus der Praxis heraus geschrieben und alle scharfe Kritik am bestehenden und am zukünftigen Gesetzbuch mit Erlebtem belegt. Ganz abgesehen davon, daß schon der selige Wustmann das Wort Jugendliche gegeißelt hat, das eine Gemütseigenschaft (Greis mit jugendlichem Herzen) bezeichnet, das also durch „junge" Verbrecher ersetzt werden müßte, wäre es die höchste Zeit, daß gegen die Modeströmung der Verhätschelung unserer jungen Verbrecherwelt endlich einmal ein praktischer Jurist seine Stimme erhöbe. Es ist gewiß gut und notwendig, daß wir mehr Pädagogik statt Juristerei in unserem ganzen Volksleben treiben. Pädagogik und Juristerei haben sich aber selten in einem und demselben Menschen vertragen, wenigstens die Gefängnisdirektoren, die aus Juristen hervorgegangen sind, waren für die Pädagogik durch die Juristerei fast regelmäßig verdorben. Aber so sehr ich für die Erziehung unseres Volkes schwärme, so muß man doch verlangen: ist die Jugend einmal kriminell geworden, dann behandelt diese Jungens auch kriminell. Kommt aus mit dem Verweis, mit der Zwangs- und Fürsorgeerziehung, scheut euch auch nicht ‚offen und ehrlich die Prügelstrafe gegen Rohlinge zu fordern, aber verweichlicht das Rechtsbewußtsein unseres Volkes nicht durch modische Sentimentalität. Wenn die Mörder des Justizrats Levi in Berlin, der Mörder des Zahnarztes Clauſſen in Altona nicht hingerichtet werden konnten, weil ihnen vierzehn Tage am vollendeten, achtzehnten Lebensjahre fehlten, so ist das ungesunder Formalismus, der dem Rechtsbewußtsein, das nach Sühne verlangt, Abbruch tut, den Sinn für Legalität und die Furcht vor der Staatsautorität in den Gemütern der jungen Kapitalverbrecher erstickt. Das aber ist im höchsten Grade unpädagogisch.

Heinrich Reuß-Hamburg

Reichsspiegel

(Vom 21. bis 27. August)

Auswärtige und innere Politik

Bismarck und Frankreich — Der Große Generalstab — Faschoda — Die Marokkofrage eine wirtschaftliche Angelegenheit — Haltlosigkeit der alldeutschen Argumente — Die schwarzen Armeekorps keine Gefahr — Innere Kolonisation — Sir Fairfax Cartwright

Wenn je, so muß es jetzt dem deutschen Politiker zum Bewußtsein kommen, wie schwerwiegend und weittragend der Entschluß war, als die deutsche Diplomatie im Jahre 1898 die Franzosen der Macht Albions preisgeben mußte. Es bedurfte eines Wortes von deutscher Seite und Frankreich konnte ohne Krieg über England triumphieren. Frankreich konnte zudem von der Ehrlichkeit der deutschen Politik überzeugt werden, ohne daß Deutschland einen Soldaten mobil machte und auch nur einen Quadratfuß Landes preisgab. Die Rede, die am 25. August Sir Fairfax Cartwright gehalten, hätte verbis mutandis im Dezember 1898 der deutsche Botschafter zu Paris halten müssen. Dann ständen wir heute nicht vor der dreisten Herausforderung der Briten, und die marokkanische Frage wäre wahrscheinlich nicht zu dem unglücklichen Stadium gekommen, in dem sie sich heute befindet.

Bismarcks Politik Frankreich gegenüber war von dem Tage nach Sedan an getragen von Rücksichtnahmen und dem Bestreben, die Wunden vernarben zu lassen, die er selbst dem Feinde schlagen mußte. Bismarck hat sich selbst nicht gescheut, in Dingen nachzugeben, in denen er hätte fordern dürfen, um das Gefühl der Franzosen zu schonen. Doch während seiner Amtszeit bot sich keine Gelegenheit, bei der er hätte durch die Tat beweisen können, wie ehrlich es ihm um die Freundschaft Frankreichs zu tun war. Im Gegenteil, die herausfordernde Haltung der französischen Nationalisten und die schon im Jahre 1875 ernsthaft einsetzenden Bemühungen, ein Bündnis mit Rußland zustande zu bringen, zwangen ihn, auf der Hut zu sein, zwangen ihn, den Grenzschutz im Westen besonders im Auge zu halten und schließlich den Dreibund zu schaffen. Als der Reichsschmied dann in den Ruhestand trat, war Deutschland vorbereitet zum Zweifrontenkrieg und der Große Generalstab hatte nebeneinander zwei Schulen von Truppenführern ausgebildet, deren eine für den Krieg gegen Rußland, deren andere für den Krieg gegen Frankreich eintrat. Bei der militärisch durchtränkten Struktur unseres Staatswesens, bei dem engen Zusammenarbeiten zwischen dem Großen Generalstab und dem Auswärtigen Amt mußte nach des Altmeisters Rücktritt mit

logischer Notwendigkeit das Werkzeug zum Selbstzweck werden und die große Idee zurücktreten, derenwegen die beiden Schulen geschaffen waren. Als dann im Jahre 1898 der Major Marchand Frankreich nach Faschoda geführt hatte, war in Deutschland vergessen worden, daß Bismarck nicht deshalb gegen Frankreich rüstete um es im geeigneten Augenblick zu überfallen und zu demütigen, sondern um es von einem Angriff auf Deutschland abzuhalten. Der endgiltige Friede zwischen den beiden Nationen sollte auf Grund gegenseitiger Hochachtung möglich werden. Deutschland überließ die Franzosen bei Faschoda ihrem Schicksal. Neben romantischen Anschauungen, die in der Stammesverwandtschaft zwischen Briten und Deutschen ihren Ausgang fanden, spielten höfische Rücksichten mit; aber auch reale, wirtschaftliche Erwägungen spielten mit. Frankreichs Art zu kolonisieren und die kolonisierten Gebiete gegen jeden nicht französischen Handel abzuschließen ermunterte nicht zur Unterstützung gegen die Engländer, die im allgemeinen die ihnen angeschlossenen Gebiete liberal dem Welthandel öffneten. So wurde Faschoda eine Schlappe für die Franzosen, — wie heute feststeht, eine sehr schnell überwundene Schlappe. Frankreich und England kommen zu Verträgen, durch die sie sich Afrika teilen und England konnte sogar, von Frankreich unbehelligt, die Burenrepubliken niederringen, während Frankreich in Marokko die „Tunisierung" vorzubereiten vermochte.

Der günstige Augenblick, der Frankreich auf Jahrzehnte auf die deutsche Seite gegen England bringen konnte, ist unwiederbringlich vorbeigeeilt, und Deutschland wird durch Herrn Cartwright unliebsam an eine Rede erinnert, die am 7. Dezember 1898 Herr Monson als englischer Botschafter in Paris gehalten hat.

Durch das Auftreten Cartwrights in Wien ist die Marokkoangelegenheit plötzlich in ein ganz neues und gefährliches Stadium getreten. War sie am 24. August noch eine wirtschaftliche Frage, ein Rechenexempel, so ist sie heute eine Ehrensache des deutschen Volkes. Das unglaublicher Weise durch eine deutsche Korrespondenz, die Anspruch erhebt ernst genommen zu werden, provozierte Dementi ändert an der Tatsache nichts. Nur eine bündige Erklärung, daß der Herr Botschafter überhaupt nichts — weder direkt noch indirekt — mit dem Artikel zu tun habe, könnte uns überzeugen. Im übrigen ist es gleichgültig, was jetzt noch wegen des Artikels vorgebracht wird: er hat, wie die französische Presse zeigt, die gewollte Wirkung gehabt, indem er es den Franzosen noch mehr wie bisher erschwert sachlich zu verhandeln. Und darin liegt die Gefahr, die Herrn von Kiderlens freimütig-entgegenkommende und doch bestimmte Art zu verhandeln bisher gebannt hatte. Die Verhandlungen zwischen Herrn v. Kiderlen und Herrn Cambon werden voraussichtlich nicht vor Ende dieser Woche wieder aufgenommen werden. Es ist darum gut, einmal noch in aller Ruhe darzulegen, was eigentlich Reales in der Marokkofrage steckt und wo das Beiwerk anfängt; dann wird es auch möglich sein festzustellen, wo die Kriegsgefahr herkommt.

Die Marokkofrage war vom Tage ihres Erscheinens an für Deutschland eine rein wirtschaftliche Frage, und unsere Diplomatie hat sie niemals anders behandelt als im Rahmen des Prinzips der offenen Tür, das sie in allen Landen zur Geltung zu bringen strebt. Dieser Gedanke bildet die Grundlage des Abkommens vom 3. Juli 1880, das noch Bismarck abgeschlossen,

ebenso wie des deutsch-marokkanischen Handelsvertrages vom 1. Juli 1890, wie der Algecirasakte vom 7. April 1906 (Art. 105), wie des deutsch-französischen Marokkoabkommens vom 9. Februar 1909, wie schließlich des französisch-marokkanischen Abkommens vom 4. März 1910, das wesentlich unter dem Druck der deutschen Diplomatie zustande gekommen ist. Dem Prinzip der offenen Tür stellte Kaiser Wilhelm der Zweite seine persönlichen Dienste zur Verfügung, als er am 31. März 1905 in Tanger landete. Studiert man die angeführten Akten der Marokkofrage und was dazu gehört unbefangen, so bekommt man auch ein richtiges Bild von der Aufmerksamkeit, mit der unsere Diplomatie von Anfang an und noch lange bevor deutsche Unternehmer sich in nennenswerter Zahl für das Land am Atlas interessierten, die Vorgänge in Nordwestafrika verfolgte. Erst im Jahre 1904 verstand es der kühne Theobald Ziegler, die deutschen Industriellen für Marokko lebhaft zu begeistern, und erst das Jahr 1906 brachte einen der Herren Mannesmann gelegentlich seiner Hochzeitsreise zufällig in das Land der Scherifen. Nachdem aber z. B. Herr Thyssen erkannt hatte, daß in Marokko Vorteile für seine industriellen Unternehmungen herauszuschlagen seien, arbeitete er mit Theobald Ziegler einen diplomatischen Feldzugsplan aus und versuchte, das Auswärtige Amt zu zwingen, ihn sich für sein ferneres Vorgehen in Marokko zur Richtschnur zu nehmen. Thyssens Vorschläge liefen darauf hinaus, Deutschland solle seinen Kampf um die offene Tür erweitern zu einem Kampf um den politischen Einfluß in Marokko, und dort gerade die Mittel anwenden, die es bisher Frankreich zu verwehren strebte. Auf Grund seiner Kenntnis der historischen Entwicklung der Marokkofrage ebenso wie in richtiger Bewertung der inner-marokkanischen Zustände lehnte Fürst Bülow derartige Vorschläge ab und verwies die deutschen Interessenten auf den Weg, den der deutsche Handel seit der Reichsgründung mit wachsendem Nutzen gegangen ist, auf den Weg der freien Konkurrenz. Und nun begann die deutsche Presse Zeter und Mordio zu schreien und ganz besonders nach dem Kaiserbesuch in Tanger die Diplomatie der Schändung deutscher Ehre anzuklagen. In Wirklichkeit konnte weder im Jahre 1905 noch kann jetzt davon die Rede sein. Das deutsche Reichs- und Volksinteresse läuft nicht immer parallel mit den Wünschen und Unternehmungen einzelner, und wenn auch jeder einzelne Staatsbürger im Auslande sich auf die Wahrnehmung seiner Interessen durch das Reich muß verlassen können, so haben die obersten Reichsinstanzen doch in jedem Falle abzuwägen, ob nicht die Unterstützung eines einzelnen dem Wohle der Gesamtheit zuwiderläuft. Diese Auffassungen sind den Herren Mannesmann klargelegt worden, und da sie dagegen nichts haben gut einwenden können, haben ihre journalistischen Helfershelfer Wege gesucht, auf denen sie glauben, das Einzelinteresse der Herren Mannesmann mit dem der Gesamtheit zu decken. Wie solches geschehen, habe ich bereits in Nr. 32 der „Grenzboten" angedeutet und habe auch gezeigt, auf welche Argumente sich die Blätter der Schwerindustrie und einige Unentwegte bei ihrem Vorgehen in der Marokkofrage stützen, um sie zu einer allgemein deutschen zu erheben. Wie ich mit Genugtuung feststellen darf, hat besonders der Hinweis auf die Unmöglichkeit, Menschen in genügender Zahl aus Deutschland zu exportieren, seine Wirkung nicht verfehlt. Heute darf ich die beiden weiteren Gründe unter die Lupe nehmen, denen zuliebe Deutschland einen Weltkrieg beginnen soll. Als das wichtigste Argument wurde die

Erwerbung der Bergbaukonzessionen anerkannt. Nun erzählt uns aber Albrecht Wirth, nach Mitteilungen deutscher Geologen sei Deutschlands Bedarf an Eisenerz für etwa zweihundert Jahre durch Inlandsschätze gedeckt. Entspricht diese Angabe der Wirklichkeit, dann fällt jede Besorgnis in dieser Beziehung in sich zusammen, und vor allen Dingen eine gewissenhafte Diplomatie begründet darauf nicht ihre der Gegenwart dienenden politischen Maßnahmen. Gewiß eröffnen die Verhandlungen mit Schweden gelegentlich des letzten Handelsvertrages manche unangenehme Perspektive, aber sie berechtigen uns noch lange nicht dazu, unsere Reichspolitik lediglich danach zu orientieren, wo sich auf der Erde die Erzlager befinden. In zweihundert Jahren sind entweder die Zollgrenzen zwischen Deutschland und Schweden längst gefallen oder die deutsche Chemie macht uns Eisen aus den Abfällen der Städte. Mit anderen Worten: auch die Sicherstellung des Erzbedürfnisses rechtfertigt eine Abenteurerpolitik in Marokko nicht, wie sie uns von den Alldeutschen vorgeschlagen wird.

Ein Argument, das in den letzten Tagen wieder stärker in den Vordergrund geschoben wird, wurde in Heft 32 nicht berührt: ein militärpolitisches. Unsere Patrioten fürchten, Frankreich werde zugleich mit der Gewinnung Marokkos die Möglichkeit erhalten, drei Armeekorps mehr an die deutsche Grenze zu schicken; aus Marokko werde es allein neunzigtausend gute Soldaten ziehen können. Diese Auffassung ist gedankenlos aus dem Matin übernommen, der sie gelegentlich in die Welt setzte, um einer französischen Finanzgruppe die Füllung ihrer Taschen zu erleichtern, und vielleicht auch, um in Deutschland zu beunruhigen. Da dieser Unsinn aber von deutschen Generalen geglaubt und in der deutschen Presse ernsthaft erörtert wird, muß er auch an dieser Stelle ernsthaft abgetan werden. — Marokko, ein Land so groß wie Frankreich, hat etwa sieben bis acht Millionen unkultivierter Einwohner, die, staatlich nur sehr lose organisiert, einander dauernd bekämpfen. Seit ungefähr dreißig Jahren sind Frankreich und Spanien bemüht, die Reste des völkischen Staates zu beseitigen und europäische Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen, nicht ohne einander dabei zu belästigen. Wie aus den Besprechungen, die seinerzeit zum Sturze Delcassés führten, zu erkennen ist, glaubte dieser französische Minister, die Arbeit Frankreichs werde etwa um 1934 so weit gediehen sein, daß die Republik von Marokko Besitz ergreifen könnte. Selbst angenommen, dieser Termin würde eingehalten, könnte somit Frankreich frühestens in zwanzig Jahren mit der Organisation marokkanischer Regimenter beginnen und frühestens nach Ablauf weiterer zehn Jahre mit einer bis zu gewissen Grenzen ausgebildeten marokkanischen Truppenmacht rechnen. So lange hat es ungefähr mit den Zuaven aus Algier gedauert. Ob diese Truppenmacht, die mit Rücksicht auf die Ausbildungsschwierigkeiten doch in erster Linie aus Infanterie bestehen könnte, auch schon so gut diszipliniert wäre, daß sie mit Nutzen die weißen Truppen im Feuergefecht ersetzen könnten, möchte ich nicht entscheiden. Viele militärisch-technische Momente sprechen dagegen. Die Turkos und Zuaven aber haben sich vor vierzig Jahren gut geschlagen. Dagegen muß die Tatsache unangefochten bleiben, daß ein eben annektiertes Land, dessen Bevölkerung so ausgesprochene Heimatliebe zeigt wie die marokkanischen Stämme, einer starken Truppenmacht bedarf, um die Interessen des Usurpators zu schützen. Darum würde Frankreich in der Stelle des Usurpators für neunzigtausend ausgehobene

und nach Europa verschiffte Marokkaner mindestens dreißigtausend Franzosen nach Afrika entsenden müssen, ganz abgesehen von den Truppen, die im Süden bereit zu halten wären, um das aus Marokko verdrängte Spanien in Respekt zu halten. Der Abzug weißer Truppen mit guter Ausbildung von der Ostgrenze würde somit unverhältnismäßig viel größer sein, als der Zuzug schwarzer wieder zunehmen könnte. Im modernen Kriege gibt überdies die Zahl nur dann eine Übermacht, wenn sie von genügend geistigen und moralischen Eigenschaften ergänzt wird. Im Zeitalter der Schnellfeuergeschütze und Aeroplane spielt der schlecht schießende Infanterist eine noch geringere Rolle als früher. Selbst wenn Frankreich heute schon neunzigtausend Mann aus Marokko ziehen wollte, so würde ich darin keine Stärkung, sondern eine Schwächung seiner Ostarmeen sehen. Diese im Feuerkampf ungeübten, schlecht ausgebildeten halbwilden Söldner würden niedergemäht von den Geschossen der deutschen Artillerie und Infanterie, wie einst englische Geschosse die Derwische im Sudan vernichteten. Doch wie gezeigt, die Gefahr ist gar nicht akut, sie droht frühestens in fünfundzwanzig bis dreißig Jahren!

Gibt es da wirklich kein anderes Mittel, als die Besetzung Marokkos, als den Weltkrieg, um ihr die Spitze zu nehmen? Ich meine, wenn das deutsche Volk dreißig Jahre hindurch planmäßig innere Kolonisation treiben wollte, wenn die Alldeutschen alle Lungenkraft, die sie zu Nutz und Frommen des Geldbeutels der Herren Mannesmann und sonstiger Groß- und Kleinunternehmer aufgewendet haben, in den Dienst einer Propaganda für innere Kolonisation stellen wollten, dann würden sie in zwanzig bis dreißig Jahren dem schemenhaften Söldnerheer der Franzosen ein zahlenmäßig ebenso großes deutsches Volksheer, erwachsen in den Bauernhöfen der Ostmark, entgegenstellen. Wenn der Marokkohandel dieser Auffassung zum Siege verhelfen sollte, wenn aus dem Streit der Geister um Marokko der Wille entstehen könnte, Herrn v. Bethmann zu den großen nationalen Aufgaben in der innerdeutschen Politik zurückzuführen, dann wäre der Kampf nicht umsonst gewesen und wir gewönnen uns obendrein noch das Menschenmaterial, um später nachdrücklich auch an solchen strategischen Punkten der Erde zu kolonisieren, deren Besitz uns alsdann notwendig erscheinen wird.

So eng im Zusammenhang mit unsern deutschen Bedürfnissen betrachtet, zeigt uns die letzte Phase der Entwicklung der Marokkofrage, wie unendlich viele Fehler von seiten unserer nationalen Politiker insonderheit von den Alldeutschen begangen wurden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als suchten sie die Bedeutung des Marokkohandels geflissentlich an einer andern Stelle, als wo sie tatsächlich zu finden ist. Man scheint lediglich in einem Kriege gegen Frankreich die Lösung zu erblicken und durch eingebildete und wirkliche Kränkungen geblendet, scheint man zu übersehen, daß der Feind ganz wo anders steht. Man drängt gegen Frankreich und scheint garnicht zu merken, daß man von England geschoben wird! Und doch müßte jedem Deutschen das Bewußtsein bereits in Fleisch und Blut übergegangen sein, daß Albion kein Mittel unversucht läßt, um die natürliche Entwicklung Deutschlands zu hindern, um Deutschland zur Preisgabe seiner in schwerer ehrlicher Arbeit errungenen Weltstellung zu zwingen. Natürlich, ohne selbst auch nur einen Schuß dafür abzugeben! Im gegenwärtigen Augenblick liegt die begründete Absicht vor, Deutschland durch diplomatische Schachzüge gepaart mit Drohungen zu einem Rückzuge zu zwingen, der sachlich mit den

Marokkoverhandlungen nur sehr lose zusammenhinge, aber Deutschlands Ansehen in der ganzen Welt herabsetzen müßte, während England als machtvoller Lenker der Weltpolitik dastände. So zu sprechen erlauben mir die Ausführungen des britischen Botschafters, des Herrn Cartwright zu Wien, die sich in der Neuen Freien Presse finden. In Form einer Warnung vor dem Kriege wird hier gewissenlos der Krieg geschürt. Denn die an Deutschland von unberufener Seite gerichtete Aufforderung sich gefälligst vor Frankreich zurückzuziehen, zwingt uns erst recht die Kriegswaffe in die Hand zu nehmen und dem dreisten Burschen die Tür zu weisen, nicht um den Krieg zu beginnen, sondern ihn durch Festigkeit zu verhindern. Was die Reichsregierung angesichts der Herausforderung zu tun gedenkt, ist noch nicht bekannt, doch darf angenommen werden, daß sie in London um Aufklärung ersuchen wird. Vorläufig heißt es abwarten und dem Auslande klar machen, daß das deutsche Volk wie ein Mann geschlossen hinter seine Regierung tritt, sobald eine Gefahr an seine Landesgrenzen pocht. Keine Kritik! kein Schmähen! sondern nur einmütiges sich fügen! Der Wille des deutschen Volkes sich von England keine Vorschriften machen zu lassen, sollte in mächtigen Akkorden das Erdenrund erzittern machen! Dann bleibt uns der Krieg, den kein Deutscher fürchtet, erspart. G. Cl.

Bank und Geld

Der Liquidationsprozeß an der Börse — Erzwungene Etatsstellungen und Verluste — Rückwirkung der Börsentendenz auf die wirtschaftliche Lage — Kursrückgang der Reichsanleihe — Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kurse der Staatspapiere — Deutsche Kolonialgesellschaft — Enttäuschungen — Diamantenzoll

Der Liquidationsprozeß an der Börse ist im raschen Fortschreiten begriffen. Zeitweise gewann die Situation sogar ein recht unbehagliches Ansehen, als die führenden Werte, vor allem die Montanpapiere Kursrückgänge erlitten, welche sonst nur zuzeiten einer Panik aufzutreten pflegen. Den Anstoß zu diesem Preisfall gab ein Börsengerücht über eine Verschärfung der Gegensätze in der Marokkofrage. Indessen war dies nur der äußere Anlaß. Tatsächlich tritt jetzt, unter dem Zusammenwirken verschiedener Umstände, politischer wie wirtschaftlicher Natur, das ein, was Kundige schon längere Zeit vorausgesehen haben: eine Reaktion gegen den so lange Zeit unbeschränkt herrschenden Optimismus, der das Kursniveau infolge der spekulativen Käufe des Publikums höher und höher getrieben hat, ohne auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Auch an dieser Stelle ist schon vor geraumer Zeit auf die Überladung der Spekulation hingewiesen worden. Insbesondere am Markte der gegen Kasse gehandelten Industriepapiere kannte das Publikum keine Selbstbeschränkung mehr. Alle Warnungen wurden in den Wind geschlagen, und nun der Umschwung eingetreten ist, scheint eine gleich große Mutlosigkeit und Beängstigung die Herrschaft zu übernehmen. Das wäre wenig gerechtfertigt, da, wie wir wiederholt betont haben, die allgemeine wirtschaftliche Lage gerade jetzt eine bessere Aussicht für die Zukunft zu bieten scheint, als noch vor einigen Monaten. Allerdings ist zweierlei nicht zu übersehen. Einmal, daß ein eingeleiteter Liquidationsprozeß von dem gegenwärtigen Umfang nicht leicht zum Stillstand gebracht werden kann. Ein Keil treibt hier den anderen.

Die Notwendigkeit, Nachschüsse auf die mit Bankkredit gekauften Wertpapiere zu leisten, die Furcht, den erlittenen Verlust ins Ungemessene wachsen zu sehen, die ablehnende Haltung der Banken und Depositenkassen, welche plötzlich in der Kreditgewährung ebenso rigoros werden als sie vordem freigebig erschienen, erzwingt immer neue Verkäufe. Dieser Prozeß wird sich daher, wenn auch unter Schwankungen, so lange fortsetzen, bis eine genügende Reinigung des Marktes von schwachen Elementen erfolgt ist. Diesen Zeitpunkt vorauszusehen ist natürlich unmöglich. Erschwert wird jedenfalls die Situation dadurch, daß die gleichzeitig in New York auftretende Deroute dem Publikum außerordentliche Verluste zugefügt hat. Der Kursrückgang in New York kam so überraschend, war anscheinend so unmotiviert und nahm sofort derartige Dimensionen an, daß ein Rückzug nicht mehr möglich war. Wenn man bedenkt, daß das Kursniveau der hauptsächlichsten amerikanischen Spielpapiere um 10, 15 ja 20 Prozent binnen vierzehn Tagen gefallen ist, daß zu diesen Werten u. a. auch die Kanada-Aktie gehört, die man auf Grund ihrer besonderen Verhältnisse als ein Papier von fast unbegrenzter Steigerungsfähigkeit betrachten wollte und deshalb mit Vorliebe zur spekulativen Anlage wählte, so ist es nicht schwer einzusehen, daß die erlittenen Verluste ganz beträchtliche sind und die Widerstandskraft gegen die Schwankungen an der heimischen Börse lahmlegen müssen. Und als zweiter Punkt kommt hinsichtlich der Beurteilung der Gesamtlage in Betracht, daß eine starke und dauernde Verschlechterung der Börsentendenz in der Regel eine ungünstige Rückwirkung auf die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse ausübt. Die Börse hat einen starken und naturgemäßen Einfluß auf die Konjunktur, so lebhaft man das auch von gewisser Seite bestreitet. Sie wirkt suggestiv. Das zeigt sich sowohl im Stadium der Aufwärtsbewegung, als besonders scharf beim Niedergang. Nicht nur die materiellen Verluste, welche die Börse selbst und in weit höherem Umfang das Privatpublikum erleiden, kommen als eine schwerwiegende Einbuße an Nationaleinkommen und Kaufkraft in Betracht, sondern mehr noch der Rückgang des Vertrauens, der wirtschaftlichen Zuversicht, das Schwinden von Unternehmungslust und Tatkraft. Solche psychischen Zustände sind ansteckend und sie verbreiten sich nur allzuschnell von der Börse aus in die Kreise von Handel, Gewerbe und Industrie, vornehmlich dann, wenn auch die Banken, dieses wichtige Mittelglied zwischen Produktion und Geldmarkt, in ihrer Geschäftspolitik und Kreditgewährung erkennbare Zurückhaltung zu üben anfangen. Diese Erscheinung ist schon jetzt in Amerika deutlich erkennbar. Die Börsenderoute hat den Eisenmarkt, der gerade einen kräftigen Anlauf zur Besserung genommen hatte, auf das ungünstigste beeinflußt, wie aus dem letzten Bericht des Iron Age zu ersehen ist. Und dieser ungünstige Marktbericht verschärft nun wieder seinerseits die Mißstimmung der Börse. Es wäre daher zu wünschen, daß die augenblickliche unerfreuliche Börsenlage nicht in ein schleichendes Siechtum ausarte. Vielleicht, daß die günstige Lösung des Marokkokonflikts, die ja bevorzustehen scheint, und die leichte Disposition des Geldmarkts der Börse die Kraft verleihen, die Krisis schnell zu überwinden.

Eine besonders unerfreuliche Begleiterscheinung der rückgängigen Börsentendenz war es, daß auch unsere dreiprozentige Reichsanleihe mit in den Strudel der Bewegung gezogen wurde. War auch die Kurseinbuße von einem halben Prozent, den sie am kritischen Tage erlitt, absolut genommen nicht beträchtlich, so

fällt sie dagegen um so mehr ins Gewicht, wenn man den augenblicklich niedrigen Kursstand des Papiers in Betracht zieht. Bleibt dieser doch um fast 3 Prozent gegen den Januarkurs zurück und um nicht weniger als 17 Prozent gegen den Höchstkurs, den die Anleihe im Jahre 1895 erreicht hatte. Bezeichnend ist es, daß man diesen Rückgang auf politische Gründe und namentlich auf große Verkäufe von französischer Seite zurückführen wollte. Ein solches ostentatives Eingreifen französischer Finanzkreise in die Kursbewegung der Reichsanleihe war schon einmal, bei Beginn der Marokkoaffäre, versucht worden, ohne zu einem dauernden Erfolg zu führen. Damals stand die Berliner Börse dieser politischen Streitfrage ziemlich gelassen gegenüber; der leichte Geldstand vermehrte die Nachfrage zu Anlagezwecken, wie die Zahl der Mehreintragungen in die Staatsschuldbücher beweist. Jener Angriff auf den Kursstand der Reichsanleihe konnte daher mit Hilfe einer weitergehenden Intervention der Seehandlung und der Banken leicht abgeschlagen werden. Wenn nun der Versuch, den Austrag der politischen Differenzen auch auf das finanzielle Gebiet zu verlegen, sich in einem kritischen Moment wiederholt hat, und mit etwas größerem Augenblickserfolg, so lenken diese Vorgänge die Aufmerksamkeit auf die wichtige Rolle, welche der Kursstand unserer Anleihen in Ansehung der finanziellen Kriegsbereitschaft spielt. Je ungünstiger der Kursstand schon in normalen Zeiten ist, um so schwieriger wird sich die Lage dann bei Ausbruch eines Krieges gestalten müssen. Ist ein solcher schon an sich unausbleiblich mit einer Erschütterung des Kurses verbunden, so wird, wie die gegenwärtigen Vorgänge lehren, von gegnerischer Seite kein Mittel unversucht bleiben, um dem Staatskredit einen schweren Stoß zu versetzen und durch einen Angriff auf den ohnehin wankenden Kurs der Staatsanleihen finanzielle Verwirrung hervorzurufen. Es gilt solchen Möglichkeiten tunlichst vorzubeugen. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die von gewichtiger Seite vertretene Ansicht, daß in einem zukünftigen Krieg Deutschland die vorläufigen Kosten nicht durch Anleihen, sondern durch Steuern und Notenausgabe mit Zwangskurs aufbringen müsse, richtig ist oder nicht. Es spricht manches für diese Auffassung. Zunächst die unzweifelhafte Tatsache, daß Deutschland die erforderlichen Anleihen nur im Inlande aufnehmen könnte, und daß, wie das Beispiel der Kriegsanleihe von 1870 zeigt, patriotische Begeisterung einen finanziellen Mißerfolg nicht zu verhüten vermag, wenn die realen Voraussetzungen eines Erfolges mangeln. Sodann die Wahrscheinlichkeit, daß es der Reichsbank, ebenso wie 1870 der Bank von Frankreich, möglich sein wird, den Zwangskurs der Noten ohne ein erhebliches Disagio derselben für die Dauer eines Krieges durchzuhalten. Näher auf diese Streitfrage einzugehen ist hier nicht der Ort; aber auch wenn man sich jener Ansicht anschließt, so erscheint es auch von diesem Standpunkt aus kaum minder wichtig, bei Zeiten für eine entsprechende Ausgestaltung unserer Staatsanleihen zu sorgen. Denn schließlich wird trotz anderer provisorischer Maßregeln ein Zurückgreifen auf den Anleihekredit sich nicht vermeiden lassen. Anderseits aber hat der Staat auch ein vitales Interesse daran, daß die Bewertung und Beleihung seiner Anleihen, die er ohnehin durch Errichtung besonderer Kriegslombardkassen unterstützen muß, nicht mit schweren Vermögenseinbußen in einer so kritischen Zeit verbunden ist. Die gegenwärtigen Erfahrungen werden daher wohl die Regierung bestimmen, mit größter Entschiedenheit den Plan zu verfolgen, durch Heranziehung der Sparkassen und Versicherungsgesell-

schaften den Abnehmerkreis unserer Staatspapiere zu erweitern und die Marktverhältnisse derselben zu verbessern. Wir haben erst jüngst über diese Absicht, soweit die Sparkassen in Frage kommen, berichtet. Was die Versicherungsgesellschaften betrifft, so gibt der soeben erschienene Jubiläumsbericht des Aufsichtsamtes für Privatversicherung guten Aufschluß über die Zweckmäßigkeit und die eventuelle Tragweite einer solchen Maßregel. Nach den Feststellungen des Amtes beliefen sich Ende 1909 die gesamten Kapitalanlagen der ihm unterstellten Versicherungsgesellschaften auf 5,1 Milliarden Mark, wovon die Lebensversicherungsgesellschaften mit 4,3 Milliarden den Löwenanteil beanspruchen. Von dieser Gesamtanlage bestanden 79,7 Prozent in Hypotheken und nur 7,8 Prozent in Wertpapieren. Bei den Lebensversicherungsgesellschaften ist das Verhältnis noch ungünstiger, weil hier die Hypothekenanlage bis auf 85,5 Prozent steigt und der Wertpapierbestand auf 2,7 Prozent sinkt. Von dem 4,3 Milliarden betragenden Hypothekenbestand entfällt der weitaus überwiegende Teil auf Beleihungen in den Großstädten und zwar vorzugsweise in Berlin. Namentlich die Millionendarlehen sind genau wie bei den Hypothekenbanken fast ganz in Berlin untergebracht (43 von 54 Einzeldarlehen). Betrachtet man diese Feststellungen, so wird man noch mehr wie bei den Sparkassen zu der Ansicht gelangen müssen, daß eine Einschränkung dieser hypothekarischen Anlage zugunsten eines größeren Bestandes in Staatspapieren durchaus wünschenswert und durchführbar ist. Es würde eine solche Vorschrift sich, genau wie bei den Sparkassen, selbstverständlich in vernünftigen Grenzen halten müssen, um nicht das Geschäftserträgnis der Versicherungsgesellschaften zu beeinträchtigen, sie großen Kursverlusten auszusetzen und die Versicherung selbst zu verteuern. Die Gesellschaften pflegen sich durch den Hinweis auf diese möglichen Folgen gegen die beabsichtigte Vorschrift zu verwahren. Solche Folgen sind aber durchaus nicht zu erwarten, wenn sich die Zwangsanlage nur auf einen Satz von fünf bis zehn Prozent beschränkt. Für den Markt der Staatsanleihen wäre schon eine solche Anlage eine bedeutende Unterstützung. Wäre doch mit einem allmählich zu beschaffenden Bestand von etwa 400 Millionen und mit jährlichen Zugängen von etwa 50 Millionen zu rechnen. Eine Beeinträchtigung des Geschäftes der Versicherungsgesellschaften ist, wie gesagt, nicht zu erwarten; sollte aber das Resultat doch eine Verminderung der Gewinnbeteiligung der Versicherten und damit eine Verteuerung der Versicherung sein, so müßte eine solche eben in den Kauf genommen werden als ein verhältnismäßig geringes Opfer gegen die im Ernstfalle auf dem Spiele stehenden Gesamtinteressen.

Die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hat mit den Ergebnissen ihres Geschäftsberichtes dem schrankenlosen Optimismus der Kolonialschwärmer eine arge Enttäuschung bereitet. Der Abschluß der deutschen Diamantengesellschaft, des Tochterunternehmens der ersteren, welche den Abbau der Diamantfelder betreibt, bedeutet das Zugrabetragen der maßlosen Hoffnungen, welche sich an die Entdeckung der deutschen Diamantvorkommen anknüpften. Diese Gesellschaft schüttet eine Dividende von ganzen 5½ Prozent gegen vorjährige 10 Prozent an ihre Anteilseigner aus. 137000 Mark Jahreseinkommen, kaum die landesübliche Verzinsung für das investierte Kapital, ist also alles, was von dem berüchtigten Hundert-Millionen-Geschenk des Herrn Erzberger übrig geblieben ist, während der

Fiskus doch im Wege des Wertzolls und der Förderabgaben noch eine Einnahme von 1,6 Millionen sich sichern konnte. Kläglicher ist gewiß niemals eine mit soviel Aplomb und Selbstüberhebung in die Welt gesetzte Finanzkritik ad absurdum geführt worden. Leider haben den Schaden zunächst die Anteilseigner der Kolonialgesellschaft zu tragen, die den Wert der Anteile sich um mehr als die Hälfte haben vermindern sehen, und angesichts des noch immer hohen Kursstandes weitere Einbußen befürchten müssen. Die Situation erscheint so unbefriedigend, daß die Interessentenkreise alle Hebel in Bewegung setzen, um eine Ermäßigung des Diamantenzolles herbeizuführen. Dieser ist jetzt ein Wertzoll in Höhe von 33⅓ Prozent und liefert mit rund 10 Millionen Gesamtbetrag den Hauptteil der etwa 18 Millionen betragenden Einnahmen des Schutzgebietes. Er ist aber so hoch, daß angesichts der rapide steigenden Produktionskosten ein großer Teil der Vorkommen nicht mehr abbauwürdig erscheint. Man wünscht also eine Ermäßigung dieser Zollasten und anscheinend ist das Reichskolonialamt diesem Verlangen nicht abgeneigt, soweit eine Veränderung der Verzollung — etwa in einer Besteuerung des Reingewinns mit steigenden Sätzen — sich ohne Verkümmerung der Einnahmen des Fiskus durchführen läßt. Die Entscheidung wird von sehr schwierigen Vorfragen abhängen und wohl auch zu parlamentarischen Auseinandersetzungen führen. Für die ruhige Entwicklung unserer vielversprechenden Kolonie ist es jedenfalls ein Glück, daß das schon so bedrohlich aufgeloderte Diamantfieber im Erlöschen ist.

Spectator

Bücherliste

Schawaller, Curt: Juliane. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Schawaller, Curt: Mephi-Boseth. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.

Weiß, Heinrich: Gudrun. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Uhse, Beate: Unter der Lebensesche. Leipzig, Xenien-Verlag.

Ebhardt, Marta: Wenn das Käuzchen ruft. Leipzig, Xenien-Verlag.

v. Bezold-Frischmann, Anna Cäcilie: Die Narrenfiedel und andere Skizzen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Dickens, Charles: Der Raritätenladen. Leipzig, Insel-Verlag. M. 6.—.

Weinreich, Otto: Der Trug des Nektanebos. Leipzig, B. G. Teubner. M. 4.—.

Bornhak: Preußisches Staatsrecht. 1. Band, 2. Auflage. Breslau, Alfred Langewort. M. 10.—.

Rohrbach, Dr. Paul: Deutschland unter den Weltvölkern. Berlin-Schöneberg Buchverlag „Hilfe". M. 4.50.

Keller, Ludwig: Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. Jena, Eugen Diederichs' Verlag.

Stern, Adolf: Die Ausgestoßenen. Roman in zwei Bänden. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 7.—.

Pfuhl, Prof. Dr. Ernst: Die griechische Malerei. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Keibel, Dr. Heinrich: Die dramatischen Versuche des jungen Grillparzer. Münster i. W., Theissing'sche Buchhandlung. M. 2.—.

Fleischmann, Prof. Dr. Max: Wörterbuch des Deutschen Staats- und Verwaltungsrechts. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 4.—.

Lessings Briefe: Herausgegeben von Julius Petersen. Leipzig, Insel-Verlag. M. 2.—.

Wolzendorff, Kurt, Dr. jun.: Polizei und Prostitution. Tübingen. H. Laupp'sche Buchhandlung. M. 2.—.

Fletscher, Horace: Die Eßsucht und ihre Bekämpfung. Deutsch von Dr. A. v. Borosini. Dresden, Holze & Pahl.

Volkelt, Johannes: Kunst und Volkserziehung. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. M. 2.80.

Schäffer, Dr. C.: Natur-Paradoxe. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Frederichs, Karl Wilhelm: Ginevra. Rostock i. M., Kaufungen-Verlag.

Spies, Heinrich: England im Spiegel des Auslandes. Berlin, Georg Reimer. M. 0.70.

v. Hanstein, Otfried: Kinematographie und Schule. Berlin, Verlag der Lichtspiele-Mozartsaal.

Pilschel, Ernst: Ein glücklicher Mensch. Rostock, Kaufungen-Verlag. M. 3.—.

Gräf, Hans Gerhard: Goethe in Berka an der Ilm. Weimar, Gustav Kiepenheuer.

Reventlow, Graf E.: Großbritannien, Deutschland und die Londoner Deklaration. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.25.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Englische Politik

Von Willy Andreas-Heidelberg

Es ist eine beklagenswerte Erscheinung, daß die moderne Geschichtswissenschaft im Gesamtkreis unserer Bildung und unserer nationalen Entwicklung nicht mehr jenen hervorragenden Platz einnimmt, den sie in der Blütezeit unserer großen politischen Historiker besessen hat. Noch mehr zu bedauern ist freilich, daß diese Entfremdung von den Fachgenossen selbst lange nicht in genügendem Maße empfunden wird. An Stelle der innigen Berührung zwischen den wirkenden Kräften unseres Volkstums und unserer historischen Arbeit, an Stelle wechselseitigen Gebens und Nehmens, ist vielfach akademische Verengung und der Eifer strengwissenschaftlicher Selbstgenügsamkeit getreten, der natürlich seine wohlgemessene Berechtigung hat, aber doch auch seine Gefahren birgt, wenn er statt in das Leben einzuführen, aus ihm herausführt. Es kann hier nicht den mancherlei Ursachen dieser Wandlung nachgegangen werden, die nach anderen Seiten hin auch gewisse Bereicherungen gebracht hat; und das eine darf man ja billigerweise nicht vergessen, daß die Historie der Reichsgründungszeit durch den Schwung der Ereignisse selber auf ihre Höhe emporgetragen worden ist.

Mit lebhaftem Dank ist es daher zu begrüßen, daß Erich Marcks vor kurzem über einen Gegenstand das Wort ergriffen hat, der gerade in diesen Wochen innerer Erregung und Spannung mächtig an die Gegenwarts- und Zukunftsfragen unseres Vaterlandes rührt. Es handelt sich um die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis auf den heutigen Tag.*)

*) Vgl. E. Marcks „Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart". Zweite Auflage. Cotta. 1910. 38 S. 1 M.

Ein rein politisches Thema, unter dem Eindruck der augenblicklichen Gegensätze formuliert, aber historisch, d. h. in leidenschaftsloser Betrachtung und mit gerechtem Verständnis durchgeführt.

In großen Linien entwirft Marcks ein Bild von Englands auswärtiger Politik — eine Art Gipfelwanderung, möchte man sagen, durch vier Jahrhunderte hindurch legen wir mit dem Historiker zurück; und die Einheitlichkeit dieser Politik und ihrer Mittel ist es, die er überall hervorleuchten läßt. Allerdings eine formelhafte Konstruktion wird niemand von ihm erwarten. Er durfte es wagen, den Gegenstand so bestimmt und scheinbar nur in sich ruhend abzugrenzen, weil ihm seine unendliche Bedingtheit und seine Verschlingung in die gesamtenglische Entwicklung allezeit vor Augen blieb. Mit zu den anziehendsten Reizen seiner Darstellung gehört es, wie er das Räderwerk des inneren und des äußeren Geschehens ineinandergreifen läßt.

Nur in kurzen Schlagworten sei auf die wesentlichen Ergebnisse dieser Arbeit hingewiesen. Die Grundtatsache, auf die sich der große einheitliche Zusammenhang der englischen Politik aufbaut, ist Englands Insellage; sie hat in dem englischen Wesen die nüchtern-männlichen Züge des Seevolkes ausgeprägt; sie hat der inneren Entwicklung eine gewisse Ungestörtheit gesichert und Englands Verhältnis zum Festland bestimmt. Seit den Tudors ist es erst eigentlich auf sich selber gestellt; es hat zwar die Fühlung mit dem staatlichen und kulturellen Gesamtleben Europas nicht preisgegeben. „Es hat sich beiseite gehalten, aber niemals sich ganz entfernt." Dem protestantischen England ist in dem Spanien Philipps des Zweiten der erste Weltgegner entstanden, gegen den es sein ureigenstes System ins Feld führt: das jeweilige Bündnis mit dem Widersacher des Todfeindes. Unter Elisabeth hat dieses Verfahren einen klassischen Ausdruck: „deckende Kontinentalpolitik, eigene Eroberung des Meeres, auf dem Meere die letzte Entscheidung." Es lösten diese Epoche die Rückschläge des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts ab: innere Lähmung und innere Wirren! Dann aber hat die gewaltige Leidenschaft des Puritanismus den Vorstoß auch nach außen wieder aufgenommen und den Sieg über das unverhältnismäßig erstarkte Holland und seine wirtschaftliche Größe errungen. Alsbald vereinigt sich England mit der von ihm gebeugten See- und Handelsmacht gegen Frankreich, den dritten in der Reihe seiner großen Gegner, zu einem Ringen von wurzeltiefer nationaler Feindseligkeit, das an Leidenschaft die früheren überbot, alles, Glauben, Kultur, Wirtschaft, Verfassung, Weltstellung in seinen Gegensatz hineinzog und England in Weiten des Erdballs hinausführte, die das Zeitalter der Elisabeth und auch Cromwells nicht geahnt hatten. Und auf dem Festland fielen aus Gründen der allgemeinen Machtverhältnisse die Würfel in diesem Kampf um die weite Welt. Denn in Wahrheit ist ja der Kolonialkrieg der beiden Staaten in Norddeutschland und am Rhein entschieden worden. Indessen, England hat keinen der großen europäischen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts angefacht, wohl aber hat es sie natürlich ausgenutzt und, solange es

sein Vorteil erheischte, wachgehalten, sparsam mit eigenen Kräften, darauf bedacht, mit dem geringsten Einsatz einen möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen. Es kann hier nicht in aller Breite dargetan werden, wie nun auch in den bunten Verwicklungen und Wirren des neunzehnten Jahrhunderts, des eigentlich weltgeschichtlichen Jahrhunderts für England, dieselben Züge seiner Auslandspolitik hervorstechen. Zum Weltgegensatz erhob sich der russisch-englische, auch er nicht ohne wirtschaftlichen Hintergrund, aber doch überwiegend ein politischer Streit um die Vormachtstellung des englischen Volkes schlechthin, der in Asien seine Reibungsflächen hat und Europa umspannt. Ihrer Überlieferung getreu bemühte sich auch diesmal die englische Diplomatie, bei den Gegenspielern Rußlands jeweils um Beistand zu werben. Sie hat sogar das Bündnis mit der fremden Rasse nicht gescheut und durch Japan den Feind ins Herz getroffen. Indessen, die Wolken dieser letzten Jahrzehnte hatten sich für England nur scheinbar zerteilt. Nun ist ihm in der jungen Militärwirtschafts- und Weltmacht des Deutschen Reichs ein neuer gefährlicher Nebenbuhler erstanden. Das jüngere Geschlecht und seine imperialistischen Vorkämpfer haben die unbehagliche Isolierung Großbritanniens erkannt und setzen sich wider die Schar der mitstrebenden Mächte, vor allem Deutschland zur Wehr. Die Vorgeschichte dieser Gegnerschaft, ihre Verschärfung und wachsende Gereiztheit kann hier auch nicht einmal in flüchtigen Umrissen angedeutet werden; sie haftet zum Teil in dem Gedächtnis der Zeitgenossen. Die Tatsache besteht: England sieht heute in Deutschland seinen bedrohlichsten Gegner und führt gegen ihn dieselben jahrhundertelang erprobten Mittel seiner Politik ins Feld.

Der Historiker wird allerdings auch die zahlreichen Gegengewichte nicht übersehen, die gegen einen kriegerischen Austrag dieser Gegensätze sprechen. Was Emil Marcks darüber in gedrängter Fülle in Erinnerung bringt, ist so beherzigenswert, daß wir seine Ausführungen im Wortlaut wiedergeben möchten: „Es würde sich da handeln um die gewaltige Tatsächlichkeit einer uralten und noch ganz gegenwärtigen Bluts-, Glaubens-, Kulturverwandtschaft der beiden germanisch-protestantischen Nationen. Es wäre zu erinnern an die überraschende Tatsächlichkeit unserer politischen Geschichte, daß diese beiden Nationen bisher in allen größten Völkerkrisen der Neuzeit, in allen Jahrhunderten seit der Reformation niemals gegeneinander und stets nur gegen alle Dritten miteinander gestanden haben. Es wäre hinzudeuten auf die sehr aufrichtige Friedfertigkeit Deutschlands — ob auch die englische Meinung an sie nicht glauben zu können scheint — und mehr noch auf die Stärke Deutschlands, die am Ende wohl eindrucksvoller sein wird als unsere Friedenslust; auf das Dasein anderer Nebenbuhler Englands in der Welt, denen ein englisch-deutsches erschöpfendes Ringen lediglich zugute kommen müßte, Nebenbuhler mindestens der Zukunft — Nordamerika? Rußland! — auf neue Gewalten von neuen Seiten her — die gelbe Rasse, auf Japan selber, den gefährlichen Verbündeten! Und noch eines würde nicht zu vergessen sein: der seelische Widerstand gegen eine Gewaltpolitik,

der in England selber rege ist, die große Bedeutung ethischer und religiöser Ideale, die neben der konservativen, der imperialistischen Strömung und ihrer Machttendenz herlaufen und deren bestem Inhalte nicht einmal zu widersprechen brauchen. Unzweifelhaft ist dieser grundsätzlich humanitäre Gedankenstrom in England stark, wie denn seit den Tagen der Puritaner neben allem harten Realismus ein Zug zum Grundsätzlichen dieses Volksleben immer erfüllt hat: in einer oft sonderbaren Mischung, deren Aufrichtigkeit dem Ausländer nicht immer einleuchtet und dennoch besteht. Wird sich der Entschluß zum rücksichtslosen Vernichtungskrieg aus Gründen der Konkurrenz und etwa der Angst gegen diese Gefühle der Menschlichkeit und des Gewissens durchsetzen? Und anderseits, würde der Krieg sich lohnen? Man darf bezweifeln, ob ein Niedergang Deutschlands politisch für England ein Bedürfnis ist und ein Heil wäre; aber wenn England selbst — was eine Sache für sich bleibt — wünschenswert fände, Deutschland zu verwunden: überwöge nicht dennoch die Last der unvermeidlichen Opfer, die Störung aller wirtschaftlichen Beziehungen, der riesengroßen Beziehungen gerade auch zu Deutschland selber in Ausfuhr und Einfuhr, überwöge nicht gerade der wirtschaftliche Schaden selbst eines Sieges den wirtschaftlichen Nutzen, den man von ihm erhofft? Alle diese Fragen sind auch in England oft aufgeworfen und beantwortet worden, und ihre innerliche Bedeutsamkeit unterschätzt man auch drüben nicht. Ob solche Erwägungen in ernster Stunde überwiegen würden, vermag der Ausländer freilich am wenigsten zu entscheiden."

Angesichts der säkularen Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der englischen Auslandspolitik läge die Versuchung nahe genug, die Notwendigkeit eines künftigen Krieges auszurechnen. Aber selbst wenn wir von den eben dagegen angeführten Gründen vollkommen absehen, wird man sich doch hüten, den unberechenbar lebendigen Kräften der Gegenwart Gewalt anzutun und der Geschichte dogmatische Schlußfolgerungen abzupressen. Ihre Warnung vor der Möglichkeit, vor der Gefahr an sich und die Mahnung, ihr gerüstet ins Auge zu sehen, darf niemand auf die leichte Schulter nehmen. Und auch das Eine tut dem deutschen Volke bitter not: zu lernen von dieser Kraft der einheitlichen Überlieferung, zu lernen von dem tiefen allgemeinen Staats- und Machtbewußtsein, das die englischen Geschlechter der Vergangenheit und Gegenwart verbindet.

Gegenwart und Zukunft der Freilichtbühne

Von Dr. W. Warstat-Altona

Uns hat anscheinend eine ganz folgerichtige Entwicklung zum Naturtheater, zur Freilichtbühne geführt.

Das naturalistische Drama verlangte von der Regiekunst auf der Bühne auch eine möglichst naturalistische Ausstattung. Das Detail wurde vom Dichter und vom Regisseur mit gleicher Sorgfalt behandelt, die naturalistische Einzelheit wurde als besonders wertvoll und zweckdienlich angesehen.

Das naturalistische Drama liegt in den letzten Zügen, ja, manche sagen, es sei schon gestorben. Darüber wollen wir hier nicht streiten.

Eines steht aber fest! Die naturalistische Bühne, die sich das naturalistische Drama geschaffen hat, wirkt heute nur noch als Form, und zwar als tote Form auf die Zeitgenossen. Das läßt sich an verschiedenen Anzeichen erkennen.

Wenn aus der künstlerischen Form der entsprechende Inhalt weicht, wenn die Form erstarrt und zur Manier wird, so fängt eine weiterstrebende Zeit mit der alten Form zu experimentieren an, falls sich ihr nicht ein neuer Inhalt bietet, den sie in ganz neuen Formen gestalten kann.

Aus dem Umstand, daß unsere Zeit ein Zeitalter des Experimentierens an der Bühnenform ist, daß sie den Entwicklungsgang eines Reinhardt vom Intimen und Künstlertheater bis zum Zirkus gesehen und getragen hat, daraus dürfen wir zuerst also wohl schließen, daß es vorläufig an einem neuen und gewaltigen Inhalt für unser Bühnenschaffen fehlt, dann aber, daß auch die Freilichtbühne eine Erscheinung unseres Theaterlebens ist, die man als Resultat jenes Experimentierens mit der Form, als eine Wucherung, einen Auswuchs der Form ansehen muß.

In einer solchen Bezeichnung liegt zugleich eine Kritik. Diese Kritik soll aber nicht eine radikal-vernichtende sein, sie soll vielmehr sich nur auf das Ungesunde und Lebenswidrige richten und es zu beseitigen suchen, dagegen alles Lebenskräftige, das Wertvolle hervorheben und es womöglich in seiner Weiterentwicklung und in seinem Bestande fördern.

Der Gedanke liegt für eine naturalistische Kunst, die allem Zufälligen der Natur nacheifert, gar nicht so ferne, anstatt eines naturalistischen Milieus die Natur selbst bühnentechnisch zu verwenden und die Bühne ins Freie, in die Natur zu verlegen.

Die „Freilichtbühne" war fertig, und in diesem Namen schuf man sich gleichsam einen Präjudizfall, indem man ihn an „Freilichtmalerei" anklingen ließ.

Unsere heutige Freilichtbühne ist also eine „naturalistische" Freilichtbühne, wenn man so sagen darf; und man darf es.

Denn es hat schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Naturtheater, Freilichtbühnen gegeben, die alles andere waren als naturalistisch, nämlich „stilisierte" Gartentheater*).

Sie waren kaum als Erscheinungen im Theaterbau anzusprechen, die durch organische Fäden mit dessen Entwicklung zusammenhingen. Sie wurden vielmehr durch die stilisierende und heckenscherende Gartenkunst der damaligen Zeit der Bühnenkunst für ihre Zwecke zur Verfügung gestellt, sozusagen vorgeschlagen.

Diese Gartentheater mit ihren Kulissen aus geschorenen lebenden Hecken, ihren Prospekten aus gleichem Material oder mit Verwendung entsprechender Architektur, dachten nicht daran, die Natur zu selbständiger und freier Wirkung kommen zu lassen, sie wollten vielmehr trotz der natürlichen Schwierigkeiten die Erscheinung der geschlossenen Bühne möglichst nachahmen, in der Natur die Kunst nachahmen. Das klingt bizarr genug! Der Hauptgedanke im Gartentheater war jedoch der, dem Zuschauer den Genuß der Aufführung zu ermöglichen und ihm dennoch die Annehmlichkeit des Aufenthalts im Freien nicht zu nehmen.

Unser modernes Naturtheater will ganz im Gegenteil die Kunst in den Rahmen der Natur einfügen, sie will die Schönheit der Natur als ästhetischen Wert in das Bühnenbild mit hineinbeziehen.

Wie ist ihr das nun gelungen? Und was mußte unsere Freilichtbühne aufgeben, um das zu erreichen?

Zu wirklich selbständiger und einheitlicher Wirkung kann das natürliche Bühnenbild nur im reinen Naturtheater kommen, das wir heute hauptsächlich als Waldtheater besitzen. Um die Reinheit der Bildwirkung nicht zu stören, muß die natürliche Szenerie möglichst unverändert bleiben, darf jedenfalls nur durch solche Zusätze, wie z. B. künstliche Bauten bereichert werden, die zu ihr passen.

Wenn man in den märkischen Fichtenwald in Pichelswerder verwitterte Wendenhütten stellte, so blieb die Reinheit des Bildes gewahrt. Wenn aber in Kopenhagen und Wiesbaden in der nordischen Landschaft der weiße Palast des Kreon sich erhebt und Antigone ihr hartes Los bejammert, so entsteht im Bilde ein unheilbarer Riß, über den dem Zuschauer keine Phantasie, keine noch so große Hingabe an das Stück selber hinweghelfen kann.

Dessenungeachtet läßt man heute in einem deutschen Waldtale, vor einem Tempel, der einer Köhlerhütte gleicht, Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele suchen, unter dem schattigen Dache deutscher Buchen Jochanaan aus der Zisterne steigen und Salome vor ihm ihre geschmeidigen Glieder winden, in ungestilltem perversen Gelüst. Es ist schlimm bestellt um das Stilgefühl unserer Zeit!

Zwar, es ist wahr! Das reine Naturtheater ist nur für eine sehr geringe, ja verschwindend geringe Anzahl lebender Dramen, d. h. solcher, deren Aufführung oder Wiederaufführung noch möglich ist, zu verwenden.

*) Vgl. Dr. Wilhelm Pfeiffer, „Zur Geschichte der Naturtheater". Bühne und Welt XIII, 18, S. 221 ff.

Das ist vielleicht für die Leiter der meisten Naturtheater, vor allen Dingen aber für die reinen Spekulanten unter ihnen eine peinliche Tatsache, sie läßt sich aber nicht leugnen. Der Schritt von der Kunst zur Natur, aus dem geschlossenen Hause ins Freie hinaus erweist sich jetzt doch als tiefgreifender, als folgenschwerer, als es anfangs den Anschein hatte.

Die Form ist über den Inhalt hinausgewachsen; wir haben keine große Dramatik, die der neugeschaffenen Kunststätte angepaßt wäre.

Diesem Mangel ist auch nicht mit kleinen Kunstmittelchen abzuhelfen. Man hat versucht, in das Naturbild an Stelle einer realistischen Dekoration, die das Stück vorschreibt, eine völlig neutrale zu setzen, einige graue Leinewandkulissen, die nur den Zweck haben, die Handlung von der natürlichen Umgebung abzuheben, ihr einen umfassenden Rahmen zu geben, dessen Ausgestaltung den Anforderungen des Stückes entsprechend der Phantasie des Zuschauers überlassen bleibt*).

Dabei wird aber die Mitwirkung der Natur im Bühnenbilde, auf die es doch bei einer Freilichtbühne gerade ankommt, völlig zurückgedrängt, aufgehoben. Selbst wenn jene neutrale Dekoration die Natur noch zur Bildung eines natürlichen Prospektes heranzieht, wie es bei der gedachten Salomeaufführung zum Beispiel geschah, so wird dadurch an dem Effekt wenig oder nichts geändert.

Das Schlimmere bei der Verwendung von neutralen Kulissen oder Dekorationen ist aber, daß auch durch sie ein schlimmer Mißton, ein Stilkontrast in das Bühnenbild hineingetragen wird, der unerträglich wirkt. Die volle Lebendigkeit und Plastik der Natur tritt nirgends mehr, gewaltiger und übergreifender hervor als im Gegensatz zu einer solchen neutralen Dekoration und dem von ihr verkörperten theatermäßigen Schein. Eine einheitliche Einfühlung in das Bühnenbild wird deshalb stets unmöglich, die lebendige Natur greift immer wieder jauchzend und siegend mit machtvoller Hand in unser Gemüt, das gegenüber der Dekoration und den Vorgängen auf der Bühne sich der ästhetischen Illusion hingeben möchte, sie ergreift immer wieder Besitz von den Bahnen unseres Wahrnehmens, Denkens und Fühlens und stellt den ästhetischen Schein als das hin, was er ist, eben Schein, während er uns doch zu ästhetischer Wahrheit werden möchte. Nirgends erscheint uns auch der gute Schauspieler so sehr als Komödiant wie auf einer solchen Freilichtbühne.

Etwas gemildert wird jener schwere stilwidrige Kontrast auf der Freilichtbühne mit neutraler Dekoration, wenn man ihn nicht der grellen Beleuchtung des Tageslichtes aussetzt, sondern die Aufführung auf die Stunden der Dämmerung und des Abends verlegt. Eine schwache künstliche Beleuchtung in der Dunkelheit, wenn sie in das gerade aufgeführte Stück paßt, verwischt allerdings die Grenzen zwischen Natur und Kunst, zwischen Wahrheit und Schein und schafft dadurch den Boden für das Zustandekommen der ästhetischen Illusion.

*) Aufführung der „Salome" in Blankenese bei Hamburg.

Das geschieht aber natürlich wieder auf Kosten der Natur; die Dunkelheit neutralisiert auch alle natürlichen Bestandteile des Bühnenbildes und gleicht sie den künstlichen an. Von dem Eigentümlichen unserer naturalistischen Freilichtbühne bleibt hier also so gut wie nichts übrig, nur die Zuschauer sitzen im Freien statt im geschlossenen Hause. Das ist der einzige Unterschied von der festen Bühne im geschlossenen Gebäude.

Oder doch — bei weitem gefehlt! Es ist nur der einzige äußerliche Unterschied. Ein gewaltiger Nachteil dieser Bühne ist bisher noch unberücksichtigt geblieben.

Gerade auf der halbdunklen Freilichtbühne tritt ein Mangel zutage, der vielleicht mit am schwersten wiegen muß bei ihrer ästhetischen Einschätzung, es ist ihre verderbliche Wirkung auf die Schauspielkunst.

Die Freilichtbühne ist der Ruin unserer modernen Schauspielkunst. Darauf haben einsichtige Kritiker schon mehrfach hingewiesen, z. B. hat es kürzlich der dänische Kritiker Hermann Bang in einer Artikelfolge über die Freilichttheater und ihre Gefahren für den künstlerischen Geschmack in der Zeitung „Koebenhavn" getan.

Gerade die feinsten und für unsere naturalistischen Schauspieler wichtigsten mimischen Mittel sind im Freilichttheater wirkungslos. Die im Durchschnitt allzu große Entfernung der Zuschauer von der Bühne macht die Mimik des Gesichts, vor allem die Ausdruckskraft des Blickes, die Sprache des menschlichen Auges unverständlich, sie läßt aber auch die diskrete, fein nuancierte Geste nicht zu ihrem Rechte gelangen. Was bleibt da aber von den Ausdrucksmitteln naturalistischer Schauspielkunst noch übrig?

Die Modulation der seelenvollen Sprache?

Wie steht es aber mit der Akustik des Freilichttheaters? Es muß ein besonders günstiger Zufall sein, wenn die nicht geschlossene Bühne und der noch offenere Zuschauerraum eine gute Akustik aufweisen. In den meisten Fällen sinken aus der reichen Skala von modulatorischen und dynamischen Ausdruckswerten, welche die Sprache besitzt, die unteren und mittleren Stufen auf der Freilichtbühne wirkungslos zu Boden. Dem Schauspieler bleiben nur die stärksten Grade als Ausdrucksmittel zur Verfügung: das Pathos, sowohl das heroische als auch das sentimentale, und das Schreien.

Rufen wir es uns noch einmal ins Gedächtnis zurück: von allen schauspielerischen Ausdrucksmitteln läßt die Freilichtbühne nur die große, ja gewaltsame Geste, gepaart mit Pathos und übergroßer Dynamik des Sprechtons, vulgo Schreien zur Geltung kommen.

Zwingt man daher unseren Schauspielerstand dazu, sich diesen Verhältnissen anzupassen, und gewöhnt er sich daran, so bedeutet das einen Rückschritt unserer Schauspielkunst um Jahrzehnte, wenn nicht mehr. Man hört heute ja schon zuweilen kreischende, selbst überschlagende Stimmen auf der Freilichtbühne. Auch eine strenge Übung und ein Training auf genaue Artikulation und Tonbildung wird daran nicht viel ändern können, kaum etwas bessern.

Alle diese ästhetischen und stilistischen Dissonanzen rühren ja aber letzten Endes aus einer einzigen Fehlerquelle her: man glaubte ohne weiteres unser heutiges, unser lebendes Drama auf die Freilichtbühne verpflanzen zu können, und sah nicht, daß es dort ohne seine wichtigste Stütze, die moderne Schauspielkunst, nicht zu leben vermochte.

Die Freilichtbühne ist auf malerische, auf Flächen- und Bildwirkung berechnet; unser Drama, das auf Plastik, auf Tiefenwirkung abzielt, findet daher auf ihr keinen Platz und sprengt an allen Seiten den Rahmen. Das leichte Brettergerüst der Sommerbühne trägt nicht die dramatische Wucht, die seelenschwere Innerlichkeit tragischer Gestalten.

Welch ein sicheres Stilgefühl hat da wieder eine vergangene Zeit bewiesen, und wie wenig von solchem Stilgefühl ist bei unserer Zeit zu finden! Goethe hat nicht etwa die Iphigenie, wohl aber das Singspiel „Die Fischerin" für das Naturtheater, nämlich das Gartentheater im Park zu Tiefurt gedichtet.

Wollen wir das Wertvolle, das auch die Freilichtbühne besitzt, erhalten und ausnutzen, so müssen wir bei dem Stilgefühl jener Zeit in die Schule gehen. Das heißt natürlich nicht, daß wir sie sklavisch nachahmen sollen, wenn wir auch das Gute, das sie geschaffen hat, aufnehmen und uns daran freuen dürfen. Darüber hinaus ist es aber unsere Aufgabe, den Stil unserer eigenen Zeit zu erkennen und ihm angepaßt etwas Neues zu schaffen.

Daher wäre es zunächst kein schlechter Gedanke, das stilisierte Gartentheater der Goethezeit wieder aufleben zu lassen und Goethesche Singspiele, aber auch die anderer, vielleicht sogar neue Schöpfungen darauf aufzuführen.

Daß unsere Gartenbaukunst wohl imstande ist, einem solchen Unternehmen eine würdige Stätte zu bieten, das beweist das von P. Behrens entworfene Gartentheater auf der Mannheimer Ausstellung 1907*).

Man wüßte nun wohl kaum eine Gattung der dramatischen Literatur zu nennen, die sich besser für den intimen Rahmen des Gartentheaters eignete als das Singspiel in der Art von Goethes „Fischerin" — allenfalls noch das Versluſtspiel.

An die Kunst des Schauspielers stellen solche Kleinigkeiten nicht allzu große Ansprüche.

Die Grenzen aber, die ihr an dieser Stätte gesetzt sind, treten um so weniger störend ins Bewußtsein, als die Figuren des Singspiels und des Versluſtspiels keine Individualitäten, sondern Typen sind.

Goethes Dortchen in der „Fischerin" ist der Typus des jungen Mädchens aus der Biedermeierzeit mit seinem Gemisch von Hausfraulichkeit und kindlicher Unbesonnenheit, Verliebtheit und unnahbarer Ehrsamkeit, Typen sind Niklas und der Vater. Ihre Darstellung verlangt von der charakterisierenden und individualisierenden Kunst des Schauspielers wenig: Kostüm, Worte und Handlungen tun rein inhaltlich schon das Nötige.

*) Abbildung in Bühne und Welt XIII, 18 zum zitierten Artikel von Dr. W. Pfeiffer.

An die Stelle des Schauspielerischen tritt aber im Singspiel etwas Anderes, das in dieser Umgebung als vollgültiger Ersatz dienen kann, das ist der Gesang, das Musikalische.

Der leichtgezimmerte Rahmen der „Fischerin" umfaßt außer dem „Erlkönig" noch vier der schönsten Volkslieder aus Herders „Stimmen der Völker in Liedern".

Vielleicht ist im Versluſtspiel der Rhythmus und die Melodik des Verses imstande, die Rolle des Musikalischen im Singspiel einigermaßen auszufüllen.

Wir sprechen diese Vermutung aber nur für das intime Gartentheater aus, nicht für die weiten Dimensionen des modernen, des naturalistischen Freilichttheaters.

Die naturalistische Freilichtbühne wird durch ihre eigentümlichen Mittel, die bildhafte Schönheit ihrer natürlichen Szenerie, die Fähigkeit zur plastischen Gestaltung und Gruppierung von großen Aufzügen und Volksmassen, endlich durch ihre Geschaffenheit für Reigen und Tänze mit musikalischer, möglichst liedhafter Begleitung nach einer ganz anderen Seite hingewiesen.

Sie könnte sich an ein großes romantisches Drama wagen, wenn — es ein solches gäbe und — wenn die Kunst des Schauspielers, wenn der individualisierende Dialog zu ihren verwendbaren Mitteln zählten.

Da das nicht der Fall ist, so bleibt unserer Freilichtbühne nur das historisch-romantische Festspiel als Domäne, das heißt, die historisch-romantische Pantomime, ausgeschmückt mit Musik, Gesang und Tanz.

Die Hussitenspiele zu Bernau bei Berlin, die in diesem Sommer stattfanden, boten in dieser Beziehung manches Glückliche.

Sie lehrten vor allem, daß man auch eine architektonische Szenerie glücklich für das Naturtheater verwenden kann, nicht nur ein waldiges Milieu. Diese Erkenntnis ist inzwischen wohl auch anderwärts durchgedrungen; so hat man kürzlich auf der Rudelsburg ein historisches Schaustück aufgeführt, das der Szenerie angepaßt war. Es erscheint übrigens durchaus als kein Fehler, wenn das Schaustück der architektonischen, vor allem der historischen Szenerie „auf den Leib geschrieben" wird. Auch Goethe hat die „Fischerin" für die ganz besonderen natürlichen Verhältnisse der Tiefurter Bühne gedichtet.

Die Bernauer Spiele lehrten ferner, daß die Massenwirkung sehr gut an die Stelle der Einzelwirkung auf der Freilichtbühne treten könne. Gerade die Gruppierung der Massen, ihre Aufzüge, ihre Spiele, ihre wilde Erregung bildet einen Ersatz dafür, daß auf dem Naturtheater der Einzelschauspieler seinem Fühlen und Handeln nicht verständlich genug Ausdruck zu geben vermag.

Man darf nicht vergessen, daß ein genialer Regisseur dieses Auftreten, Verweilen und Abgehen der Masse, ihr Spiel und ihre Lust einerseits, ihre Erregung und wilde Leidenschaft anderseits sehr wohl zusammenfassen und verwerten kann zu Ausdrucksbewegungen für die Handlung eines Stückes, eines Volksstückes in dem Sinne, daß in ihm die Empfindungen, Gefühle und Handlungen, das Schicksal eines Volkes seine Darstellung findet.

Diese Massenbewegungen werden dann eben zu Ausdrucksbewegungen in einem so großen Stile, daß er den weiten Dimensionen des Naturtheaters angepaßt ist.

Die Vermittlung des Gedankenganges durch das gesprochene Wort kann dann bei solchen Stücken auf ein Minimum beschränkt werden, das Wort braucht in ihnen keine selbständige Rolle als Ausdrucksmittel mehr zu spielen.

Das ist um so leichter durchführbar, wenn die Schaustücke einen allgemein bekannten, etwa historischen Stoff darstellen oder wenn der Inhalt so großzügig angelegt wird, daß er durch eine kurze Angabe auf dem Theaterzettel genügend klargelegt werden kann.

Musikalische Bestandteile, Tänze und Spiele können in ein solches Stück mit Leichtigkeit eingefügt werden und fügen zu der malerischen Massenwirkung das Musikalische, das spezifisch romantische Element.

Faßt man zusammen und bedenkt man, daß Singspiele (Versluſtspiele) und historische Schaustücke allein als der Freilichtbühne, d. h. dem stilisierten Gartentheater und der naturalistischen Freilichtbühne angemessen erscheinen, so muß man sagen, das ist nicht viel im Vergleich zu den Ansprüchen, die heute unberechtigterweise von der Freilichtbühne erhoben werden.

Es ist nicht sehr viel, aber es ist doch etwas, und zwar etwas nicht Unbedeutendes, wenn es richtig erfaßt und kultiviert wird, vor allem aber — etwas Sommerliches.

Organisation der Volksbibliotheken

Von Dr. E. Jaeschke-Elberfeld

In der Presse, soweit sie nicht mehr oder minder sich fachlich mit diesen Fragen beschäftigt, ist über unsere Volksbibliotheken in den letzten Jahren wenig zu lesen gewesen. Nur ab und zu bei den Tagungen der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung, des Borromäus-Vereins usw. wird von ihnen Notiz genommen. Die großen Probleme jedoch, die im Volksbibliothekswesen liegen, sind, soweit meine Kenntnisse reichen, in den großen, für die Allgemeinheit berechneten Blättern noch nirgends ausführlicher behandelt worden. Was an Artikeln hier und dort erschienen ist, läßt zum Teil die nötigen Erfahrungen und den erforderlichen Überblick vermissen. Diese Erscheinung ist um so sonderbarer, als die Volksbibliothek eng verknüpft ist mit zwei Fragen, die die Öffentlichkeit in den letzten Jahren auf das heftigste beschäftigt haben: Schundliteratur und Jugendpflege. Unter den wirksamen Mitteln im Kampf gegen die Schundliteratur wurde mit

vollem Recht immer wieder auf die Volksbibliothek hingewiesen. Aber die Frage: wie steht es mit unseren Volksbüchereien? ist seltsamerweise nie aufgeworfen worden. Wäre sie an einen unterrichteten Fachmann gestellt worden, so hätte die Antwort nur lauten können: es ist die höchste Zeit, mit durchgreifenden Mitteln vorzugehen, wenn das Bestehende weiterentwickelt und Neues geschaffen werden soll. Wem die Bedeutung des gedruckten Wortes für unser ganzes Volksleben früher noch nicht aufgegangen ist, dem sollten die Debatten über die Schundliteratur und zum Teil auch die über die Jugendfrage die Augen geöffnet haben! Es handelt sich bei den Volksbibliotheken nicht um eine Frage, die nur die Literaturfreunde beschäftigen sollte, sondern um eine nationale Angelegenheit. Es kann dem Staat und der Gesellschaft nicht gleichgültig sein, welche Bücher das Volk liest, denn diese Bücher üben einen geistigen Einfluß aus, der sich zum Schaden oder Nutzen der Nation einmal äußern muß.

Die Gründe für dieses Schweigen über die Volksbibliotheken sind mannigfach. Zunächst handelt es sich hier um Dinge, die eindringende Kenntnisse verlangen, die nur wenige besitzen. Es gibt in ganz Deutschland wohl kaum ein Dutzend Männer, die diese wirklich haben, und sie sind so beschäftigt, daß ihnen für eine große, schriftstellerische Tätigkeit keine Zeit bleibt. Vor allen Dingen aber fehlt der Bewegung eine Persönlichkeit, die das nötige Ansehen, die nötige Stellung und die Begeisterung besitzt, sich als uneigennütziger Führer an die Spitze zu stellen. Was eine solche Persönlichkeit vermag, zeigt deutlich Herr v. Schenckendorff. Was wäre die Sport- und Spielbewegung ohne seine nie erlahmende, geschickte Tätigkeit! Diese Führerrolle auf dem Gebiete des Volksbibliothekwesens wäre allerdings schwieriger, denn hier handelt es sich nicht um Einrichtungen, deren Erfolge so leicht sichtbar zu machen sind. Und hier fehlt auch die mächtige Unterstützung, die Sport und Spiel durch das militärische Interesse erhalten.

Die Schwäche unserer Volksbibliotheken liegt in ihrer grenzenlosen Zersplitterung. Wir haben Büchereien, die öffentlichen Körperschaften oder Vereinen, solche, die Industriegesellschaften oder Privatpersonen gehören; wir haben Bibliotheken, die mehr oder minder konfessionell oder politisch geleitet werden. Diese Buntheit hat gewiß manchen Vorteil, insofern sie vor Schablone bewahrt und einem freien Spiel der Kräfte Platz schafft. Aber diese Vorteile ließen sich auch zum Teil auf anderem Wege erreichen. Unter den heutigen Verhältnissen sind sie jedenfalls sehr teuer erkauft. Nicht nur zum Kriegführen, sondern auch zur Errichtung und Unterhaltung von Volksbibliotheken gehört Geld. Wie steht es aber damit? Wir haben eine sehr große Zahl von Städten, die dafür auch nicht einen Pfennig hergeben, andere mit Tausenden von Einwohnern glauben sehr viel geleistet zu haben, wenn sie für diesen Zweck 50 bis 200 Mark in ihren Etat einstellen. Zu dem chronischen Geldmangel gesellt sich häufig der Mangel an einem geeigneten Lokal und vor allem an einem geeigneten Verwalter. Ich kenne Fälle, in denen die Herren nicht einmal die Titel der in

ihrer Bibliothek vorhandenen Bücher kannten, geschweige denn etwas von ihrem Inhalt wußten. Und sie sollen die zu ihnen kommenden Leser beraten und ihnen zu einer geeigneten Lektüre verhelfen! Und wie sieht es häufig mit der Verwaltung aus! Wieviele Bibliotheken vermögen z. B. anzugeben, wieviel und was für Bücher sie in einem Jahre verliehen haben? Natürlich gibt es auf der anderen Seite auch solche, die mit einer grenzenlosen Liebe und Sorgfalt betreut werden. So denke ich z. B. an einen alten Rektor in M., der seit fünfunddreißig Jahren die dortige Volksbibliothek verwaltet. Er hat die Bücherei auf einer Dachkammer in gänzlich verwahrlostem Zustande vorgefunden, sie, da kein anderer Raum erhältlich war, in seiner Wohnung aufgestellt, und dann fünfunddreißig Jahre lang sich den größten Teil der Mittel zusammengebettelt, um sie weiterführen zu können. In diesen langen Jahren hat er alle Sonntage Bücher ausgegeben und für diese Arbeit nicht einen Pfennig erhalten. Muß man vor einem solchen Idealismus nicht unbegrenzte Hochachtung empfinden?

Wenn man nun sieht, daß unter diesen Verhältnissen in einer Stadt oft mehrere Bibliotheken bestehen, so kann man sich vorstellen, was sie leisten. In einer Stadt z. B. von 8400 Einwohnern sind nicht weniger als sechs Büchereien vorhanden, von denen kaum eine über mehr als 50 Mark im Jahre verfügt. Sie können natürlich alle weder leben noch sterben. Und ebensowenig wie es an vielen Orten ein lokales Zusammenarbeiten gibt, fehlt es an einem Zusammenschluß der Gleichstrebenden in einem größeren Bezirk, etwa im Kreise.

Die Schäden dieser Zersplitterung sind so offensichtlich, daß es nicht an Versuchen gefehlt hat, ihnen abzuhelfen. So hat z. B. die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung an die Städte Rundschreiben versandt, in der sie zu einer Konzentration der freien Volksbildungsarbeit (Bibliotheken, Vorträge usw.) auffordert, und sie hat die Behandlung dieser Frage zum Hauptthema ihrer diesjährigen Generalversammlung gemacht. Ob sich daraus aber ein großer, praktischer Nutzen ergeben wird, will mir sehr zweifelhaft erscheinen. Auf jeden Fall verdient die Gesellschaft Dank dafür, daß sie die Aufmerksamkeit der maßgebenden Instanzen auf diese wichtige Frage lenkt. Wer diese Aufgabe lösen will, muß in jedem einzelnen Falle über zweierlei verfügen: über Geld und über Autorität. Beides aber besitzt die Gesellschaft nicht in dem erforderlichen Maße. Nur wenn die Faktoren, die zusammengeschlossen werden sollen, sehen, daß diese Bewegung von einer Stelle ausgeht, die die Macht und die Mittel besitzt, auch ohne sie zu handeln und sie dann eventuell kaltzustellen, wird sich in vielen, ja den meisten Fällen eine Konzentration erreichen lassen. Das ist eine der Lehren, die wir von den beiden vorhandenen großen Organisationen auf dem Gebiet der Volksbibliotheken ziehen können. Diese Organisationen befinden sich in Posen und Oberschlesien.

Das energische Vorgehen der Regierung in diesen Bezirken hängt naturgemäß mit den dortigen politischen Verhältnissen zusammen. Bei dem scharfen Kampf der Nationalitäten galt es, die Deutschen durch Zuführung geistiger

Nahrung ihrem Volkstum zu erhalten und, wenn möglich, auch die Polen zu gewinnen. Die Formen der Organisation sind verschieden, da ja auch die Bezirke durch die Art der Besiedelung, die Berufsgliederung usw. stark voneinander abweichen.

Die ältere Organisation ist die Oberschlesiens. Sie wurde bereits 1896 durch den um die kulturelle Hebung des Regierungsbezirks Oppeln hochverdienten Oberregierungsrat Küster in die Wege geleitet. Sein Bestreben ging zunächst dahin, an allen größeren Orten eigene, selbständige Bibliotheken, sogenannte Standbibliotheken, zu errichten. Diese bilden den Kernpunkt der Organisation. Die Eigentümer dieser Büchereien sind zum Teil Städte, zum Teil Landgemeinden, zum Teil Industriegesellschaften und Vereine. 1897 entstand die erste Bibliothek und zwar in Kattowitz, 1903 gab es deren bereits 68, 1906 104 und 1909 141. Der Bücherbestand stieg von 62939 Bänden im Jahre 1903 auf 153177 im Jahre 1909. Diesen Standbibliotheken traten im Jahre 1903 Wanderbüchereien als Ergänzung zur Seite, also Bibliotheken, die nur für eine gewisse Zeit an einem Orte bleiben und dann an einen anderen „wandern". Die Zahl dieser Wanderbüchereien wuchs von 8 im Jahre 1903 auf 735 im Jahre 1909. Die Zahl der in ihnen enthaltenen Bücher stieg in derselben Zeit von 927 auf 65734. Die Zahl der Leser betrug 1903: 20000, 1909: 104000; davon waren 15000 bezw. 67000 Leser mit polnischer Muttersprache. Die Gesamtaufwendungen für Bibliothekszwecke betrugen 1902/03 75000 Mark, 1908/09 183000 Mark. Mehr als die Hälfte davon bezahlt der Staat. Diese Zahlen allein zeigen, welch große Organisation wir vor uns haben. Über die Ursachen dieser Erfolge spricht sich Küster in seiner 1907 erschienenen Schrift „Kulturelle Wohlfahrtspflege in Oberschlesien" (S. 10) folgendermaßen aus: „Einerseits hat die Regierung nach genauer Erforschung der verschiedenen örtlichen Verhältnisse von vornherein ein einheitliches Aktionsprogramm aufgestellt, in welchem die der hiesigen Volksbibliothek zu stellende Kulturaufgabe scharf umgrenzt und für ihre Organisierung, Einrichtung und Verwaltung eingehende und klare Grundsätze gegeben wurden. Sodann ist die Durchführung dieses allgemeinen Programms von der Regierung in lebendigem Benehmen mit den örtlichen Interessenten unter Vermeidung bureaukratischer Formen und Maßnahmen geleitet worden, so daß bald auch eine unter ihrer Leitung stehende Gesamtorganisation der zahlreichen Einzelbibliotheken geschaffen werden konnte, deren Wirksamkeit die innere und äußere Fortführung der Bibliotheksarbeit in den immer mehr geebneten Bahnen bewährter, vielseitiger Erfahrungen verbürgt. Im Anschluß daran ist ferner zur Zusammenfassung und Verarbeitung dieser Erfahrungen, zur Revision der einzelnen Bibliotheken und zur Entlastung der Regierung von den laufenden Verwaltungsarbeiten die besonders wichtige Stellung eines Verbandsbibliothekars im Hauptamte geschaffen worden, der gleichzeitig als Hilfsorgan der Regierung und als Vertrauensmann der Bibliotheken wirkt und daher auch zur Ausgleichung etwaiger Gegensätze zwischen diesen beiden

zusammenarbeitenden Faktoren wesentlich beitragen kann. Vor allen Dingen hat aber erst mit Hilfe dieser Organisation und durch die Arbeit des Verbandsbibliothekars das in sachlicher Hinsicht wichtigste Werk bereits wesentlich gefördert werden können: die gewissenhafte Auswahl des geeigneten, den betreffenden örtlichen Bildungsverhältnissen umsichtig angepaßten Lesestoffs und seine fortschreitende Vermehrung und Verbesserung." Die Organisationsform, die geschaffen wurde, ist der 1903 gegründete „Verband oberschlesischer Volksbibliotheken", dessen Satzungen als Kernpunkt hervorheben: „Der Verband bezweckt die Pflege des Gemeingefühls der Bibliotheksverwaltungen und die einheitliche Verwertung ihrer Erfahrungen für die innere und äußere Ausgestaltung des oberschlesischen Volksbibliothekswesens". Verbandsbibliothekar ist Herr Kaisig in Gleiwitz, der auch die Verbandszeitschrift „Die Volksbücherei in Oberschlesien" herausgiebt, die einzige Zeitschrift, die wirklich den praktischen Fachinteressen — wenn auch nur eines begrenzten Gebietes — dient.

Wesentlich anderer Art ist die Organisation in Posen. Die dünnere Besiedlung des Gebiets und das Vorherrschen der Landwirtschaft mit dem geringeren Lesebedürfnis ihrer Angehörigen bedingten eine andere Form. Dies hat von vornherein der Organisator der Bibliotheken in der Provinz Posen Herr Direktor Professor Dr. Focke klar erkannt und die Wanderbibliothek als die zweckmäßigste Betriebsform in den Vordergrund gestellt. Die Begründung der Organisation knüpft an an die Errichtung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen, mit der sie durch Personalunion verbunden ist. Man besitzt dort eine doppelte Form der Wanderbüchereien: die Provinzial- und die Kreis-Wanderbibliothek.

„Die Provinzial-Wanderbibliothek, die als eine besondere Abteilung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek eingerichtet worden ist, steht im Mittelpunkt der ganzen Organisation. Sie dient zunächst dazu, als eine Wanderbibliothek höherer Ordnung die Bücherbestände der öffentlichen Volksbibliotheken der Provinz, soweit sie aus Staats- und Provinzialmitteln gefördert werden, durch sorgfältig ausgewählten Lesestoff zu verstärken. Aber darüber hinaus ist sie der Stützpunkt des Ganzen, die Zentral- und Auskunftsstelle aller ihr angeschlossenen Bibliotheken; sie hilft ihnen mit Rat und Tat und wirkt auf die Hebung und Ausgestaltung des gesamten Volksbibliothekswesens der Provinz hin. Deshalb ist Bedingung für den Anschluß einer jeden Bibliothek, der größten wie der kleinsten, ihre Einfügung in den einheitlichen Betrieb. Daneben ist der freien Entwicklung und der Hilfe von Organen und Personen, die durch Begründung und Unterstützung von Bibliotheken und Lesehallen an der Hebung einer gesunden Volksbildung mitarbeiten wollen, der weiteste Spielraum gelassen.

Die Organisation der über die Provinz verteilten Bibliotheken von der bezeichneten Gattung beruht nun wiederum im wesentlichen auf der Form der Wanderbibliothek. In jedem der vierzig Landkreise der Provinz sind, je nach Bedarf, eine oder mehrere Kreis-Wanderbibliotheken eingerichtet, sei es durch Umgestaltung oder Zusammenschließung schon bestehender Bibliotheken, sei es

durch Neugründungen. Die Kreis-Wanderbibliotheken selbst sind nur administrative Zentralen, während die Ausleihung der Bücher durch die Ausgabestellen erfolgt, die nach Maßgabe der Verhältnisse mehr oder weniger zahlreich an geeigneten Orten der Kreise eingerichtet werden. Aber auch andere Volksbibliotheken, solche mit weiterem oder engerem Wirkungskreise als dem der Kreis-Wanderbibliotheken, sind geeignet, Glieder dieses Organismus zu sein. Namentlich haben die selbständigen städtischen Volksbibliotheken, deren Entstehung im Zuge der Entwicklung des Ganzen liegt, enge Fühlung mit der Provinzial-Wanderbibliothek. Endlich seien die öffentlichen Lesehallen erwähnt, die lediglich als die notwendigen, allmählich einzurichtenden Ergänzungen und Zubehöre der größeren Volksbibliotheken anzusehen sind. Die an die Provinzial-Wanderbibliothek angeschlossenen oder anzuschließenden und auf eine Unterstützung aus staatlichen Mitteln rechnenden Bibliotheken müssen alljährlich zum 1. März durch die Hand der Landräte dem Direktor der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek berichten, ob und welche Unterstützungen sie glauben für das kommende Jahr erbitten zu müssen; hierbei sind die Verwendungszwecke anzugeben: a) Einrichtung neuer zentraler Bibliotheken; b) Einrichtung neuer Ausgabestellen; c) Beschaffung neuen Büchermaterials 1. für die Zentrale, 2. für Ausgabestellen; d) Einbinden vorhandener ungebundener Bücher; e) Ersatz für unbrauchbar gewordene Bücher; f) Einrichtung von öffentlichen Lesehallen; g) andere Zwecke. Auch für die Remunerierung viel beschäftigter Verwalter von Kreis-Wanderbibliotheken und großen Ausgabestellen wird Geld bewilligt. Die Auszahlung der zur Anschaffung von Büchern bewilligten Mittel wird davon abhängig gemacht, daß der Direktor gegen die ihm vorzulegenden Bücherverzeichnisse Bedenken nicht zu erheben hat. Alljährlich müssen die vorbezeichneten Bibliotheken dem Direktor über das abgelaufene Lesejahr berichten. Der Anschluß der Kreis-Wanderbibliotheken und ihrer Ausgabestellen an die Provinzial-Wanderbibliothek und deren Leitung ist also derartig gestaltet, daß eine dauernde und ununterbrochene Beaufsichtigung des Organismus stattfindet. Außerdem ist der Direktor in die Lage gesetzt, überall, wo es ihm nötig erscheint, an Ort und Stelle den Stand und den Betrieb der Bibliotheken zu revidieren, Hemmungen schnell zu beseitigen und sich mit den örtlichen Instanzen über geeignete Maßnahmen zur Beseitigung von Mißständen sowie über Vergrößerung und Verbesserung des Betriebes zu besprechen." *)

Die Posener Organisation ist erst 1903 ins Leben gerufen worden. Ihre Fortschritte zeigen sich in folgenden Ziffern: 1905 betrug die Zahl der Zentralstellen 40, die der Ausgabestellen 384, 1910 dagegen 50 bezw. 727. Die Provinzial-Wanderbibliothek zählte im ersten Jahre 2490, im letzten 31 206 Bände. Über die Zahl der sonst noch vorhandenen Bücher gibt es erst seit 1905/06 bestimmte Nachrichten. Sie betrug damals 71 740 und stieg bis 1910 auf

*) Focke, „Das staatlich organisierte Volksbibliothekswesen". 1911. S. 7.

97347. Verliehen wurden 1905/06 231000, 1909/10 387000 Bände. In der gleichen Zeit stieg die Zahl der Leser von 23000 auf 31000. Die Kosten der Organisation, soweit sie aus staatlichen und provinziellen Mitteln flossen, betrugen 1905/06 18000 Mark, 1909/10: 10500 Mark. An die Provinzial-Wanderbibliothek angeschlossen ist die Zentralstelle für Volksunterhaltung, deren Aufgabe es ist, „alles zur Einrichtung von Volksunterhaltungs-, Familien- und Vereinsabenden dienende Material zu sammeln und den Leitern solcher Veranstaltungen unentgeltlich zur Verfügung zu stellen".

Noch ehe ich von den Posener und oberschlesischen Organisationen genauere Kenntnis hatte, reichte ich 1904 der Düsseldorfer Regierung eine Denkschrift ein, in der ich einen Zusammenschluß der im hiesigen Bezirk vorhandenen Volksbibliotheken empfahl. Jedem Fachmann, der die bisher herrschenden Zustände kennen lernte, mußte sich mit Naturnotwendigkeit der Gedanke aufdrängen, daß hier nur auf dem Wege der Organisation Besserung zu erzielen sei. Nachdem mein Plan zunächst am Kultusministerium gescheitert war, wurde er mit besserem Erfolg einige Jahre später in Westfalen aufgegriffen und fand im Vorjahr auch im Regierungsbezirk Düsseldorf seine Verwirklichung durch die Errichtung von Beratungsstellen. Die Leitung derjenigen von Westfalen wurde dem Direktor der Dortmunder Bibliothek Herrn Dr. Schulz, die der Düsseldorfer mir nebenamtlich übertragen.

Die Kernpunkte sind bei allen Organisationen dieselben: Heranziehung der Mittel des Staates und Leitung durch einen ausgebildeten Fachmann. In Posen und Oberschlesien sind die Wege, die zum gemeinsamen Ziel eingeschlagen werden, verschieden, und sie werden auch mehr oder minder in den anderen Landesteilen voneinander abweichen.

In Posen und Oberschlesien dominiert die Macht des Staates, da er einen erheblichen Teil einmal der sachlichen Kosten der Volksbibliotheken trägt und ferner die Besoldung der Bibliothekare fast ausschließlich zahlt. Daher darf er mit Recht auch einen entsprechenden Teil des Einflusses beanspruchen. Anders liegen die Verhältnisse beispielsweise in Düsseldorf, wo die staatlichen Zuschüsse nur einen bescheidenen Teil der Gesamtaufwendung ausmachen und wo außerdem die meisten Bibliothekare — leider! — gar kein Entgelt für ihre Arbeit erhalten. Schon daraus ergeben sich wesentlich andere Gesichtspunkte. Während in Posen und Oberschlesien die Leiter der Organisationen unter Umständen die Macht besitzen, ihren Ansichten Geltung zu verschaffen, ist der Leiter der Beratungsstelle nur auf die Überzeugungskraft seiner Worte und den guten Willen der anderen angewiesen. Als die Beratungsstelle ins Leben trat, war das kennzeichnende bei vielen ein großes Mißtrauen. Man vermutete eine neue Aufsichtsinstanz, einen verkappten Bibliotheksinspektor. Diese Schwierigkeit mußte zunächst beseitigt werden, denn so lange man das Vertrauen der Herren nicht besaß, mußte die Arbeit fruchtlos bleiben. Sie mußten in dem Berater den Freund erkennen lernen, der in jeder Beziehung ihnen mit Rat und Tat zur Seite steht.

Die Tätigkeit der Beratungsstelle für den Regierungsbezirk Düsseldorf begann am 1. Oktober vorigen Jahres. Sie steht allen, die öffentliche Büchereien errichten oder unterhalten, vollständig unentgeltlich zur Verfügung. Die einzelne Bibliothek bleibt in der Selbständigkeit ihrer Beschlüsse unangetastet. In den wenigen Monaten sind bereits drei Kreiswanderbüchereien durch die Beratungsstelle ins Leben gerufen worden (Lennep, Mettmann und Düsseldorf-Land). In diesen Kreisen sowie in Krefeld-Land finden regelmäßige Sitzungen der Bibliothekare statt, in denen über empfehlenswerte Bücher gesprochen und gemeinsame Einkäufe getätigt werden. Gleiches ist für Essen-Land und Dinslaken in Aussicht genommen. Solingen-Land besitzt diese Einrichtungen bereits seit mehreren Jahren. Neben diesen Bestrebungen, die einzelnen Kreise zu kleinen Organisationen zusammenschließen, laufen die Arbeiten bei der Einrichtung neuer Bibliotheken und dem Ausbau und der Reorganisation schon bestehender. Um den Bibliothekaren ihre Aufgaben möglichst zu erleichtern, wurden praktische Vordrucke hergestellt, die billig, zum Teil auch unentgeltlich abgegeben werden. Die Inanspruchnahme der Beratungsstelle war so groß, daß manche Absichten auf eine spätere Zeit vertagt werden mußten. Rechnet man rein materiell den Nutzen, den die Beratungsstelle durch Vermehrung der Geldquellen und Ersparnisse beim Bücherbezug gebracht hat, so übersteigt er die für sie aufgewandten Mittel um ein mehrfaches.

Die Erfahrungen, die mit der Organisation der Volksbibliotheken im Osten und Westen gemacht wurden, zeigen, daß hier der einzige Weg gefunden wurde, Gutes und Dauerhaftes zu schaffen. Diese Vorteile lassen sich aber nur bei tätiger Mitwirkung der Regierung erlangen. Zunächst muß der Fonds der Staatsbeihilfen für Volksbibliotheken wesentlich erhöht werden. Er beträgt heute nur 100000 Mark für die ganze preußische Monarchie. Um auch die anderen Instanzen zu einer regeren Hilfe anzuspornen, dürfte es sich empfehlen, allgemein den Grundsatz aufzustellen, daß der Staat nur dann einen Zuschuß gibt, wenn Kreis und Gemeinde mindestens dieselbe Summe auswerfen. Dieses Mittel hat sich beispielsweise im Landkreis Solingen sehr gut bewährt.

Ein besonderer Teil der staatlichen Gelder müßte für die Beratungsstellen vorbehalten bleiben. Diese Einrichtung würde in der Richtung weiter auszubauen sein, daß allmählich hauptamtliche Stellen dafür geschaffen würden. Zurzeit sind Persönlichkeiten, die über die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen und das erforderliche Geschick verfügen, sehr spärlich vorhanden, so daß eine allgemeine Einführung dieses Instituts schon daran scheitern müßte. An solche hauptamtlich geleiteten Beratungsstellen ließen sich vielleicht auch andere verwandte Bestrebungen anknüpfen, so z. B. Jugendpflege und ländliche Heimat- und Wohlfahrtspflege. Auch hier fehlt es an Persönlichkeiten, die sich ganz diesen Bestrebungen widmen und den örtlichen Instanzen mit Rat und Tat beispringen können. Da besonders in den kleineren Gemeinden alle diese Angelegenheiten meist von ein und derselben Hand verwaltet werden, liegt eine solche Verbindung sehr nahe.

Die Aufgaben, die der Volksbibliothek gestellt sind, sind bereits heute sehr große und hohe. Sie werden durch den Ausbau unserer Fortbildungsschulen und der Jugendpflege sowie durch die beständige Verkürzung der Arbeitszeiten und die dadurch vermehrten Mußestunden noch steigen. Darum ist es doppelte Pflicht, hier bald mit entscheidenden Maßregeln vorzugehen. Daß diese nur auf dem Wege der Organisation liegen, darüber sind sich alle Sachverständigen einig.

Karl Anton Fürst von Hohenzollern

Von K. Th. Zingeler-Sigmaringen

Am 9. Dezember 1874 schrieb Karl Anton an seine Stiefmutter, die Fürstin Katharina: „Es ist leider eine Seltenheit, jüngeren Prinzen zu begegnen, die bei aller Nachsicht doch nicht noch recht vieles zu wünschen übrig lassen.“ Und von seinem Aufenthalt auf der Universität Genf, wohin ihn kein Geringerer als Goethe hingewiesen, erzählt er: „Den ‚Prinzen‘ mußte ich hier ablegen. In späteren Jahren habe ich erst recht gefühlt, wie wohltätig das in Genf beliebte Ignorieren aller Standesunterschiede auf mich gewirkt hatte. Man muß erst Mensch sein, nachher darf man auf den Zufall der Geburt einigen Wert legen, aber nur insofern, als sie höhere Pflichten ohne alle Rechte auferlegt.“

Als Karl Anton am 2. Juni 1885 gestorben war, da schrieb Kaiserin Augusta, die seit 1831 stets in treuer Freundschaft zu ihm gehalten hatte, an seinen Sohn, den nunmehrigen Fürsten Leopold, unter anderem: „Könnte dein edler Vater hören, welcher Nachruf ihm allseitig gewidmet wird, es würde ihm wohl tun, sich anerkannt zu fühlen. Aber er bedarf des irdischen Lohnes nicht, er hat ihn nie gesucht — — —“

Am 7. September 1911 sind es hundert Jahre, daß Karl Anton als der einzige Sohn des Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen zu Krauchenwies geboren wurde. Unsere Zeit ist raschlebig, und Deutschland war nicht arm an großen Männern. Wenn nun gleichwohl die Erinnerung an Karl Anton nicht geschwunden ist, dann darf man sich diese Erscheinung doch nur durch die Bedeutung des Mannes und durch den Einfluß erklären, den er auf die Mitwelt ausübte.

Karl Anton besaß das große Glück, einen Vater zu haben, der mit nicht gewöhnlicher Gewissenhaftigkeit, aber auch mit Güte, für die geistige und leibliche Wohlfahrt des Sohnes sorgte und sich über die Schulen und Universitäten, die er besuchen sollte, mit sehr maßgebenden Geistern beriet. Der Vater selbst hatte den berühmten Pädagogen Professor J. M. Seiler zu Landshut als Lehrer gehabt; dem nunmehrigen Bischof von Regensburg, übergab er den Sohn. Es ist bezeichnend, daß der erst vierzehnjährige Knabe nicht glauben wollte, daß die

Höllenstrafen ewig dauerten, daß er über gewisse Jesu zugeschriebene Wunder Bedenken hegte, und daß er von Gregor dem Siebenten meinte, es sei wenig christlich gewesen, in der Weise gegen Heinrich den Vierten in Canossa zu verfahren. Dabei ist zu bedenken, daß Karl Anton zeitlebens sich seines katholischen Bekenntnisses durchaus nicht scheute.

Nachdem Karl Anton die Gymnasialstudien zu Regensburg erledigt hatte, besuchte er die Universitäten Genf, Tübingen, Göttingen und Berlin. Auf Berlin hatte Alexander v. Humboldt den Vater gewiesen. Karl Anton war alles weniger als ein Kopfhänger, wenn ihm auch der laute Ton des studentischen Komments wenig zusagte, aber er studierte tüchtig und erwarb sich besonders in Tübingen und Göttingen, wie er selbst erzählt, einen „tüchtigen Schulsack".

Berlin ward bestimmend für sein ganzes Leben. Zwei Dinge waren es hauptsächlich, die er hier lernte: die Liebe zur Kunst und die in Fleisch und Blut übergegangene Neigung zum Militärstande. Er verkehrte in Berlin sehr viel mit dem königlichen Hause, wo ein „ausgeprägter Soldatengeist" herrschte, und da man den jungen schwäbischen Stammverwandten gern sah, so ergab sich die Vorliebe für das Militärische von selbst, zumal sich der Prinz von ausgezeichneten Generalstabsoffizieren unterrichten ließ.

Ein sehr wichtiger Wendepunkt seines Lebens trat 1831 ein, als er die nahe Bekanntschaft des Prinzen Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers und Königs, sowie dessen Gemahlin Augusta machte. Seit jener Zeit herrschte zwischen den beiden Stammverwandten und der Prinzessin Augusta ein überaus herzliches Verhältnis, das zu inniger, warmer Freundschaft auswachsen sollte. Es ist aber bezeichnend für Karl Anton, daß er niemals vergaß, daß König Wilhelm, der spätere Kaiser, sein Landesherr war, dem er allezeit mit der größten Ehrerbietung gegenübertrat, wenn auch schon früh das trauliche „Du" zwischen ihnen bestand. Wilhelm der Erste hat den Fürsten Karl Anton stets bevorzugt, hat ihn immer als den getreuen Paladin und den Stammverwandten behandelt, dem er sein ganzes Vertrauen schenken durfte.

Karl Anton hat öfter mit Freimut von Dingen gesprochen, die in der inneren und äußeren Politik dem Kaiser und Könige viele Sorge verursachten. Er hat aber nicht nur das gesagt, was sein kaiserlicher Herr vielleicht gern hörte, sondern er hielt mit seiner Meinung nicht zurück, wenn sie auch anderen Bahnen folgte, als die offiziellen Ratgeber des Herrschers es wünschten. Und da ist es denn rührend zu sehen, wie dankbar Karl Anton allemal ist, daß er dem kaiserlichen Herrn vieles enthüllen darf, was dieser nicht wußte, aber wohlwollend aufnahm. „Er ist so milde, nur nicht immer genügend orientiert", sagt er von Kaiser Wilhelm, der ihn, nachdem er 1871 aus dem Militärdienst ausgeschieden war, verschiedene Male in Krauchenwies bei Sigmaringen besucht.

Bald nachdem Karl Anton Berlin verlassen, machte er in Arenenberg die Bekanntschaft der Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden, einer Französin von Kopf bis zu den Füßen. Eine tiefe Neigung hegte er nicht für „Josephine,

die ein Madonnengesicht hatte", aber er erkannte doch, daß sie bei „ihrer außerordentlichen Schüchternheit einen inneren Gemütsschatz verbarg, dessen spätere Ausbeute zu meinem häuslichen Glück die beste Aussicht bot". Am 21. Oktober 1834 vermählte er sich mit Josephine von Baden, wiewohl „mein Herz nicht heiß für sie schlug". Und wie glücklich ist diese Ehe geworden! Während bis dahin von Fürst Joseph an, geboren 1702, das fürstliche Haus stets nur einen einzigen Sohn besaß, blühte jetzt die Familie tüchtig auf; Josephine schenkte ihrem Gemahl sechs geistig und körperlich gesunde und kräftige Kinder.

Im Jahre 1849 trat Karl Anton durch Staatsvertrag vom 7. Dezember die Regierung des Fürstentums für sich und seine Nachkommen an Preußen ab. Äußeren Anlaß dazu gab, daß die Hohenzollerer, wiewohl sie wahrlich keine Ursache dazu hatten, dem revolutionären Beispiele der Nachbarstaaten folgten und auch aufsässig wurden. Das bis dahin herrschende patriarchalische Verhältnis zwischen Fürst und Volk wurde dadurch vernichtet, und Karl Anton sah mit Unwillen, mit welchem Undank man seinen Vater und ihn behandelte. Aber bei Karl Anton war auch noch ein anderer Beweggrund geltend, der sehr lebhaft wirkte. Das war der Gedanke an die Möglichkeit einer Einigung Deutschlands. „Soll die Einheit Deutschlands aus dem Reich der Träume in die Wirklichkeit treten, so darf kein Opfer zu groß sein. Ich lege hiermit das größte, welches ich bringen kann, auf den Altar des Vaterlandes nieder."

Der Deutsche ist geneigt, an allem Kritik zu üben und zwar nicht immer wohlwollend. Das hat Karl Anton auch erfahren. Wenn man aber erwägt, was es für eine Dynastie, die achthundert Jahre über ein Land geherrscht, heißt, diese Regierung niederzulegen, wenn man den konservativen Geist eines solchen Hauses kennt, eine Ahnung davon hat, wie in solchen Familien die Tradition fortlebt und Wurzeln geschlagen hat, die nie auszurotten sind, dann wird man den Schritt, den Karl Anton für sich und — wohlverstanden — für alle seine Nachkommen tat, von einem höheren Gesichtspunkte beurteilen, als wie es häufig geschehen ist. Und wenn man den ganzen Lebensgang, den Charakter des Fürsten in Betracht zieht, so muß man zu dem Ergebnis kommen: bei diesem Manne haben höhere, edlere Beweggründe obgewaltet als nur Berechnung.

Sobald Preußen das Land übernommen, begab sich Karl Anton nach Neisse, um sich nun ganz dem Soldatenstande zu widmen. Er verzichtet darauf, „eine Uniform in der Residenz" zu tragen, wiewohl er preußischer General war, er will lernen und bittet sich vom Kriegsminister einen tüchtigen militärischen Vorgesetzten aus. Den erhielt er in Generalleutnant v. Werder, der die militärische Veranlagung seines fürstlichen Schülers bald erkannte und ihn zu dem macht, was Karl Anton erstrebt: „ein tüchtiger Soldat zu werden mit dem einzigen Wunsch, in unmittelbarer Nähe der Truppen und stets bei denselben bleiben zu dürfen".

Als er am 27. April 1851 zum Kommandeur der 12. Infanteriebrigade ernannt wurde, da schrieb ihm Prinz Wilhelm von Preußen: „Es ist ein schönes

Gefühl, daß Sie sich sagen können, daß Sie Ihrer Charakterfestigkeit und Ihrem festen Willen es verdanken, in so kurzer Zeit einen Ihnen ganz neuen Wirkungskreis so erfaßt zu haben, daß der König (Friedrich Wilhelm der Vierte) Ihnen mit allem Vertrauen ein selbständiges Kommando anvertrauen kann." Das ist das letzte Mal, daß der Prinz von Preußen Karl Anton „Sie" nennt; von da ab herrscht das familiäre „Du". Nun ging es rasch aufwärts mit dem Soldaten Karl Anton. Am 15. April 1852 wurde der Fürst zum Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf ernannt. Der Prinz von Preußen schrieb: „Hoffentlich wirst Du und Deine Familie wieder ein neues Leben dort kreieren."

Die Beziehungen zwischen dem bisherigen Kommandeur, einem Prinzen von Preußen, und der Stadt waren in Düsseldorf nicht die besten gewesen. Und doch haben die Hohenzollern es verstanden, die Düsseldorfer für sich zu gewinnen. Der Fürst erzählt von jener Zeit: „Ich nahm die Division fest in die Hand und es gelang mir, die Vermittlung zwischen strammem preußischen Wesen und schwäbischer Gemütlichkeit zu finden."

Die fürstliche Familie blieb achtzehn Jahre in Düsseldorf. Karl Anton hatte während dieser Zeit die höchsten militärischen Würden inne. Zwischen dem fürstlichen Hause und den Düsseldorfern wie den Rheinländern überhaupt entwickelte sich ein solch harmonisches Verhältnis, daß selbst Männer sich der Tränen nicht enthalten konnten, als die Hohenzollern im Jahre 1871 von Düsseldorf Abschied nahmen. Später, im Jahre 1875, schrieb Karl Anton an Kaiserin Augusta: „Als früherer Angehöriger des Rheins, an welchen die schönsten Erinnerungen meines Lebens sich knüpfen —"

Am 5. November 1858 forderte der Prinzregent Wilhelm von Preußen den Fürsten Karl Anton, der unterdessen Militärgouverneur und kommandierender General geworden, auf, sich an die Spitze eines neuen Ministeriums zu stellen und die Personen, die in dasselbe treten sollten, zu benennen.

Karl Anton war sich bewußt, daß er in dieser Stellung großen Schwierigkeiten entgegengehe. Seine politische Anschauung war durchaus nicht die, wie sie bis dahin von der Regierung beliebt worden. Seine politische Richtung war mehr, bei ganz natürlichen konservativen Anschauungen, wie sie sein Stand und seine Hohenzollernnatur selbstverständlich machte, eine gesunde liberalkonservative.

Karl Anton war schon einmal in einer politischen Mission von König Friedrich Wilhelm den Vierten verwendet worden. Das war 1854, als der König ihm die undankbare Aufgabe anvertraute, nach Paris zu gehen, um dort die Gründe auseinander zu setzen, die Friedrich Wilhelm bewogen hatten, mit den Westmächten Frankreich und England, sowie Österreich, nicht weiter gegen Rußland vorzugehen. Karl Anton war über diese Mission, die er von vornherein für ein totgeborenes Kind erachtete, nicht sehr erbaut, zumal er zeitlebens nie ein Schwärmer für russische Politik war und es später noch weniger wurde.

Als der Prinzregent den Stammverwandten an die Spitze des neuen Ministeriums rief, da stand Karl Anton in der Vollkraft des Alters und wollte wirken. Man hat ihm von Anfang an stark entgegengearbeitet. Aus den Kreisen der Standesgenossen verübelte man es ihm, daß er überhaupt dem Staate in solcher Stellung Dienste leiste. Wie er, der so gesund über Standesvorurteile dachte, auf diese Einwendungen antwortete, das lese man in meinem Buche über Karl Anton nach*). Aber er hatte auch manche Gegner, so viele Äußerungen der Freude, daß endlich ein anderer politischer Wind wehen werde, ihm auch zugingen. Man erblickte hier und da in seinen liberal-aristokratischen Ansichten eine Gefahr für das preußische Regime.

Karl Anton hat bis zum Jahre 1862 an der Spitze des Ministeriums gestanden. Wenn er nicht erreichte, was er erstrebte, so muß man eine Reihe von Umständen dabei in Betracht ziehen. Zunächst lagen die Militärverhältnisse sehr im Argen; diese zu bessern, war von jeher des Prinzen Wilhelm angelegentlichste Sorge. Sodann stieß er bei der fast ängstlichen Vorsicht seiner Kollegen, besonders des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten, auf Widerstand. Wohl wollte er selbst dieses Ressort übernehmen, aber der Prinzregent gab es nicht zu, weil er den Stammverwandten nicht in die Lage bringen wollte, vor dem Parlament seine Maßregeln persönlich vertreten zu müssen. Sodann, und das sollte man nie vergessen, war Preußen noch nicht so gereift, wie wenige Jahre später. Eine politische Anschauung, wie sie Otto von Bismarck, der echt konservative Junker von damals, vertrat, konnte wohl im Gegensatz zu der Denkweise eines Karl Anton stehen. Aber gerade er erkannte, daß dieser Mann Preußen notwendig sei, daß er Preußen groß machen werde. Mehrere Male lenkte er die Aufmerksamkeit des Monarchen auf den Gesandten hin, der die auswärtige Politik des Herrn v. Schleinitz mit beißendem Sarkasmus „Gymnastiastenpolitik" nennt. Aber zweimal vergebens. Und als dann König Wilhelm 1862 Bismarck doch an das Ruder rief, da war es Karl Anton, der den König in einem längeren Briefe zu dieser Wahl beglückwünscht. In einem Schreiben vom 17. September 1862 sagte er: „Es war schon längst meine innerste Überzeugung, daß er eine der wenigen staatsmännischen Kapazitäten darstellt, die der Schwierigkeit der Situation gewachsen sein dürften. Von ihm erwarten mit Recht alle Parteien, daß er nichts der Ehre Preußens, also auch der Krone und deren Ansehen kein Titelchen vergeben werde**)."

War nun Karl Anton ein Bismarckianer sans phrase? In der äußeren Politik hat er oft die Tatkraft, den klaren, weiten Blick und den eisernen Willen des großen Kanzlers anerkannt, in der inneren Politik ist er nicht immer mit seinen Maßnahmen einverstanden. Mehr als einmal spricht er es unumwunden aus, daß er kein Ultramontaner sei, daß er von einem politischen Zentrum

*) „Karl Anton, Fürst von Hohenzollern." Ein Lebensbild nach seinen hinterlassenen Papieren. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1911.

**) Karl Anton a. a. O. S. 121.

absolut nichts wissen wolle, ja selbst, daß er auf dem Boden der Maigesetze stehe, aber er bekämpft die Art des Vorgehens im sogenannten Kulturkampf. „Das fortiter in re, suaviter in modo ist nicht Sache unserer Regierung." Und wieder meinte er: „Wenn man nur in der Bekämpfung der Ungläubigkeit, der Auflehnung der Massen gegen jede Autorität, der Sozialdemokratie überhaupt so viel Energie walten ließe wie im Kulturkampf!"

Das Jahr 1866 brachte für Karl Anton eine ereignisvolle und starkbewegte Zeit. Als der Krieg gegen Österreich ausbrach, hatte er drei Söhne im Felde stehen und ein vierter, Karl, stand im Begriff, die Regierung eines Landes zu übernehmen, von dem Europa nicht viel Gutes wußte. Dabei trat an ihn selbst die Notwendigkeit heran, als Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens mit ungenügenden Kräften Preußen in diesen Gegenden vor Einfällen der Feinde zu schützen.

Als Vater stand ihm Schweres, sehr Schweres bevor. Am 5. August starb der hoffnungsvolle Sohn, Prinz Anton, der in der Schlacht von Königgrätz schwer verwundet worden war, noch nicht fünfundzwanzigjährig. Karl Anton trug auch diesen Schmerz, er trug ihn mit edler Fassung, wie er an Großherzog Friedrich von Baden schrieb: „Man kann älter werden, aber nicht schöner sterben!"

Durch die Mission seines Sohnes Karl wurde Karl Anton in dreifacher Art in Mitleidenschaft gezogen. Es lag nahe, daß er den schwierigen politischen Verhältnissen, die sich dem jungen Fürsten von Rumänien entgegenstellten, ein sehr reges Interesse zuwendete. Die politische und soziale Entwicklung des Landes beschäftigte ihn stark und was unten auf dem Balkan geschah, hatte Resonanz bei ihm, dem Politiker und dem Vater.

„Ich verstehe dies nicht und urteile nur objektiv; mein Sohn und dessen schwierige Lage beeinflußt nur mein Herz, nicht aber meine politische Vernunft", schrieb er am 4. Juli 1878 an einen Bekannten. Wie eifrig er Anteil an allem nimmt, was in Rumänien geschieht, an dessen finanziellen Schwierigkeiten in der Eisenbahnfrage, an dessen innerpolitischen Kämpfen, an den russischen Wühlereien, das zeigt uns das vierbändige Werk: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", wo des beständigen Briefwechsels zwischen ihm und dem Herrscher von Rumänien gedacht wird.

Und doch war alles das noch nicht der Höhepunkt! Der sollte für Karl Anton erst in der hohenzollerisch-spanischen Thronkandidatur seines Sohnes kommen.

Ob wohl über eine Phase in der neueren Geschichte soviel geschrieben worden ist, wie über den deutsch-französischen Krieg und dessen Vorgeschichte? Kaum! Und noch ist das Ende nicht abzusehen. Das Ergebnis des Krieges war ein gesegnetes und stand ganz außerhalb der Berechnung Frankreichs: die Einigung Deutschlands. Es hatte so großartige Wirkungen im Gefolge, daß man sich wohl erklären kann, wie sehr es den Geschichtschreiber angeregt hat. Ob aber das, was alles geschrieben und gemutmaßt wurde, im Verhältnis zu dem tatsächlich Geschehenen, zu dem, was sich vor dem Ausbruche des Krieges ereignete,

stand und steht, das möchte, wenigstens soweit es Hohenzollern und Preußen angeht, zu bezweifeln sein. Wie dem aber nun auch sei, wir haben es hier nur mit Karl Anton, mit dem fürstlichen Hause Hohenzollern zu tun.

Am 12. Juli 1870 schrieb Karl Anton an König Wilhelm: „Am französischen Gouvernement liegt es, heute Europa zu beweisen, daß es ihm durch Fallenlassen des Kriegsvorwandes um die Festhaltung des Friedens ernst ist. Wenn nicht, so ist es klargestellt, daß Napoleon nur noch das willenlose Werkzeug der Kriegspartei ist, der er aus dynastischen Erhaltungsgründen blind zu folgen gezwungen ist.“ *) An demselben Tage hatte Karl Anton dem Marschall Prim telegraphiert, daß er im Namen seines Sohnes auf die Thronkandidatur verzichte. Was Ollivier von der persönlichen Begegnung von Vater und Sohn erzählt, ist lauter Unsinn. Am 20. August schrieb Karl Anton an seine Stiefmutter — und so hat er sich oft geäußert — „Die Geschichte wird die Ursachen und die Folgen des gegenwärtigen Krieges klarlegen. Die spanische Frage war ein leerer Vorwand; denn Frankreich wollte den Krieg. — — Glänzend wird die Geschichtschreibung es rechtfertigen. Gott hat es so gewollt!“ Der Fürst wie sein Sohn behandelten die ganze Sache lediglich als eine Familienangelegenheit. Erst als der Verzicht seines Sohnes ohne Folgen bleibt, schreibt er an König Wilhelm: „Die Kriegsursache ist keine untergeordnete Familienangelegenheit mehr — der Krieg erhält einen nationalen Charakter und die deutsche Frage wird ihrer notwendigen Lösung nähergebracht.“

Es war eine aufregende Angelegenheit für den Fürsten, aufregender als alle bisher an ihn herangetretenen Fragen. Hier handelte es sich nicht um den Glanz des Hauses Hohenzollern allein; weit mehr stand auf dem Spiele. Das Wohl und Wehe von Millionen wurde leichtfertig von den französischen Chauvinisten in Frage gestellt. Das erkannte Karl Anton und deshalb tat er alles, was in seinen Kräften stand, um die Kriegsfurie einzudämmen und die Kriegspartei in Frankreich lahm zu legen.

Stand so Karl Anton inmitten der starken Bewegung jener Tage, so führte auch der Krieg, der nun entbrannte, schwere, innere Kämpfe für ihn herbei. Noch war es nicht so lange her, da hatte König Wilhelm ihm geschrieben: „Für den Fall eines Krieges steht Dir unter allen Umständen eine führende Stelle offen.“ Und nun da der Krieg mit Frankreich entbrennt, da kann er nicht mehr so tätig sein, wie damals, als König Wilhelm ihm das geschrieben. Wohl steht er noch in der Vollkraft des Alters — denn kaum zählt er sechzig Jahre und sein Geist ist urkräftig, wie je — aber sein Beinleiden hat immer größere Fortschritte gemacht. „Noch in keinem Moment habe meine trostlose Invalidität ich tief schmerzlicher empfinden müssen, als heute, wo es mehr als jemals gilt, Preußens und Deutschlands Fahnen hochzuhalten,“ schrieb er an den König. Es packt einen, wenn man den Schmerz eines solchen Mannes sieht,

*) a. a. O. S. 257.

der in demselben Briefe in den Ruf ausbricht: „Tue Eure Majestät es einem ‚Hohenzollern' nicht an, daß Sie ihn heute als ganz unbrauchbar verwerfen!" Und König Wilhelm verwarf den allzeit Getreuen nicht.

Nach dem Kriege nahm Karl Anton seinen Abschied als Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens. Kaiser Wilhelm schrieb ihm einen ungemein anerkennenden Brief und, um ihm Freude zu machen, verlieh er seinem Sohne, dem Erbprinzen, das Prädikat Hoheit.

Der Fürst kehrte auf sein „fabelhaftes Bergschloß", wie es Friedrich Wilhelm der Vierte 1856 genannt hatte, zurück, wo er nun bis zu seinem Tode lebte. Aber das beatus ille qui procul negotiis nahm Karl Anton nur wenig für sich in Anspruch. Nun hatte er erst recht Zeit, seine ausgebreitete Korrespondenz zu pflegen. Wie umfangreich die war, wie allseitig sein Interesse sich bewies, wie er alltäglich vom Morgen bis zum Abend beschäftigt war, daß er mit Recht sagen konnte: „Die Fülle der Arbeit erdrückt mich fast", das wissen die, die ihm im Leben näher gestanden.

Nach Berlin konnte er nicht mehr gehen zur Geburtstagsfeier seines vergötterten Königs und Kaisers, das verbot seine immer mehr zunehmende Invalidität, die ihn an den Rollstuhl fesselte. Torheit ist, was Ollivier erzählt, daß der Fürst nicht mehr nach Berlin kommen durfte, weil er in Ungnade gefallen sei. Seine Kinder, vor allem sein Sohn, Erbprinz Leopold, vertrat ihn alljährlich am Kaiserhofe, und keiner seiner Briefe, die er regelmäßig um diese Zeit an den Kaiser und die Kaiserin schrieb, ist frei von schmerzlicher Klage darüber, daß er nicht mehr kommen kann. Aber Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta besuchen ihn und das ist dann allemal ein Frohfest für ihn; denn immer wieder erkennt er, daß Kaiser Wilhelm ihm seine Zuneigung, sein Vertrauen, seine Freundschaft bewahrt hat.

Karl Anton nimmt an allem, was das Vaterland bewegt, lebhaften Anteil und aus seiner ungemein starken Korrespondenz geht hervor, mit welchem Eifer, mit welchem Feuer, aber auch mit welchem Verständnis und warmer Vaterlandsliebe er das tut. — Am 2. Juni 1885 stirbt Karl Anton. Am 11. Oktober 1884 hat der Kaiser noch durch seine Gegenwart das Fest der goldenen Hochzeit seines getreuen Stammverwandten geehrt. Es war dies das letzte Mal, daß sich die beiden sahen. Am 5. Juni 1885 wird Karl Anton in der fürstlichen Gruft beigesetzt. Hinter seinem Sarge schreitet Kronprinz Friedrich Wilhelm. Es war der letzte Gruß des kaiserlichen Herrn und seines edlen Sohnes.

Aus Anselm Feuerbachs Briefen an seine Mutter

„Alle Leute fragen mich: ‚Sind Sie verwandt mit dem Archäologen Feuerbach?' — ‚Das ist mein Vater; der Philosoph mein Onkel, der Staatsmann mein Großvater.' Nun sagt man: ‚Wenn da nichts aus Ihnen wird, dann muß man an der Welt verzweifeln.'" — So berichtete der junge Anselm Feuerbach voll Stolz aus Düsseldorf seinen Eltern. Als es ihm dann später durchaus nicht gelingen wollte, für sein künstlerisches Streben Anerkennung bei seinen Zeitgenossen zu finden, als aus ihm also „nichts wurde", da verzweifelte er oft an der Welt, und in vielen an die treu sorgende und verstehende Mutter gerichteten Briefen gab er seinen wechselnden Stimmungen „in unumschränkter Offenheit" Ausdruck. „In ihnen suchte der Mensch die Bitterkeit loszuwerden, die den Künstler in seiner Freiheit zu beschränken drohte, und es hat den Anschein, als ob nach einem Schreiben, das der geduldigen Mutter die schwerere Hälfte des Packes auflud, Erleichterung und Ruhe sich einstellten, die sonst nicht zu gewinnen gewesen wären. Eine psychologisch sehr begreifliche Erleichterung, doppelt begreiflich bei einem Menschen, wie es Anselm Feuerbach war." So urteilen G. J. Kern und Hermann Uhde-Bernays, die aus dem Besitz der Königlichen National-Galerie zu Berlin zum erstenmal vollständig „Anselm Feuerbachs Briefe an seine Mutter" in zwei Bänden herausgeben. Treffend vergleichen sie (im Spiel mit dem Namen Feuerbach) diese Briefe, in denen uns der geniale Künstler als Mensch mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, in lebensvoller Deutlichkeit gegenübertritt, mit „unregelmäßig geformten Kratergebilden, die mit Sprüngen und Furchen durchzogen als die sichtbaren Zeichen einer ungebändigten, glühend wogenden Naturkraft vor uns stehen". Aus dem in einigen Tagen im Verlag von Meyer u. Jessen zu Berlin erscheinenden Werk, das die unmittelbarsten und temperamentvollsten Herzensergießungen eines großen Künstlers enthält, bringen wir hierunter einige Jugendbriefe zum Abdruck.

[Düsseldorf, Sommer 1845.]

. . . Komponiert habe ich noch nichts, ich habe es schon oft versucht, aber es geht nicht, ich sehe so viel Gutes, so richtige Zeichnungen, daß es mir nicht möglich ist, etwas zu tun, einen Arm z. B. zu zeichnen, von dem ich nicht ganz genau weiß, daß alle Muskeln daran richtig. — Früher hatte ich gut komponieren, ich machte Hände, Füße und dergleichen, phantasierte und fühlte mich glücklich und glaubte, alles, was ich gemacht habe, wäre gut, vortrefflich; jetzt fühle ich, daß ich nichts kann; so oft schweben mir Gedanken vor, wo die Formen so rein, die Muskeln so richtig sind, daß, käme es so zum Vorschein, so gäbe es an Formenreinheit einem Michelangelo nichts nach, aber dann geht's ans Zeichnen, und da soll ich nun die Formen nachzeichnen, und geht's eben nicht; immer aber umgaukelt mich das Phantasiebild. — Schon mehreremale schwebten mir eigentümliche Landschaften vor, manchmal überkräftige Gestalten; wie ich ans Zeichnen komme, da scheitert alles. — Früher war ich glücklicher, ich konnte meine Gedanken mir genügend versinnlichen, weil ich keinen Anstoß an der Form nahm; jetzt aber habe

ich eine Ahnung von dem, wie es ſein muß, ich ſehe manchen Michelangelo, manchen Raffael, und da dämmert's allmählich im Oſten, wie aber die Sonne weiter gehen will, da gibt's einen trüben Regentag. — Doch habe ich auch eine andere Ahnung, die mich nicht verläßt, das iſt die, daß ich noch einmal dazu kommen werde, das zu erreichen, was ich will, daß dieſe flüchtigen Bilder unverfälſcht herabkommen und ſich aufs Papier drücken werden, daß ich zum Bewußtſein komme, auf andere Weiſe kann ich nicht erklären, warum ich nicht komponieren kann. — Ich glaube, nur Zeichnen, nur Zeichnen, nach Antiken, die Natur ſtudieren, das hilft, ſonſt kommt man nicht weiter, und dann, wenn ich das hinter mir habe, glaube ich, bricht plötzlich das Wetter los. — Dann will ich anfangen zu leben. — Das ſind nun freilich Faſeleien, aber es iſt einmal ſo, hebe aber doch die Briefe auf, es kann mir ſpäter als Tagebuch dienen; ich glaube, ſie werden ſo ziemlich meinen Zuſtand, Entwickelung und äußeren Lebensumſtände in Düſſeldorf enthalten. —

Immer mehr aber neigt ſich meine Phantaſie zum Ernſten, Kräftigen. Ich kann nicht ſagen, ob ich rein Hiſtorienmaler werden kann, alte Sagen, bloße Gedanken ohne eigentlichen hiſtoriſchen Urſprung, mir iſt es immer, als wenn zu reine Hiſtorienmalerei unpoetiſch wäre, mich reizt eher die Hunnenſchlacht von Kaulbach, wo die Geiſter der Erſchlagenen in den grauen Lüften kämpfen, als reine hiſtoriſche Schlacht, wie die bei Ikonium von Leſſing, wo jede Figur der Herzog oder der, das Wappen ſo und das wieder ſo. — So zum Beiſpiel reizt mich mehr ein Barbaroſſa im Kyffhäuſer als ein Barbaroſſa, der Mailand demütigt; das ſei aber nicht damit geſagt, daß ich am Toten hänge, ſondern lebendig, feurig, kräftig muß alles ſein. — Beſonders zieht mich der tiefe Norden an mit den uralten Sagen, die ewig beeiſten Berge, das Romantiſche, dann wieder Arabien und Deutſchland im Mittelalter, die eiſerne Zeit des Mönchtums; auch ſchweben mir immer ſonderbar düſtere Landſchaften vor; eine Winterlandſchaft will nie aus meinem Geiſte; ich denke mir ſchwarze rieſige Tannen im Vordergrunde, tiefer Schnee mehr nach hinten, Schneeebene, und am Fuß eines ſchwarzen Tannenberges ein armes Kloſter, ſtürmiſcher Himmel; ein Mönch lieſt eifrig Holz zuſammen, um es zum Kloſter zu bringen; tiefe Ruhe auf dem Ganzen. — Dann habe ich mehr verſucht, abends nach dem Eſſen, den Rudolf von Schwaben mit der abgehauenen Rechten, einzelne Figuren habe ich noch davon, aber was und wie ich mir's denke, kriege ich nicht heraus; was nützt, wenn ich es beſchreibe, es lebt doch bloß in meiner Phantaſie. — Das iſt nun offen und deutlich mein jetziger Zuſtand, der mich oft alles ringsumher vergeſſen macht. Ich lebe oft in einem ganzen andern Zeitaltar, ich ſehe unbekannte Geſtalten und lebe ſo mitten drin; beſonders Abend, wenn ich matt bin von der Akademie, ſitze ich oft da vor Tiſch im dunkeln Zimmer und doch habe ich recht Zeit, über meinen Beruf nachzudenken. — Während der Arbeit habe ich ganz andere Gedanken, den Tag über denke ich nur an ſie, wie ich's machen könne, um es gut zu machen. — Wenn ich einmal nach Hauſe darf, ſollt Ihr ſehen, ob ich nicht ein ganz anderer Menſch geworden bin, ſowohl in Sprache und Bildung, als auch in meinem Innern. — Ich komme nach und nach ins Reine, fange an Menſch zu werden. Darum habe ich auch kein großes Verlangen zum Malen, da mir bis jetzt Zeichnen edler vorkommt, und ich fühle, nur durch gute Zeichnung zum Ziele zu gelangen.

* * *

Gerresheim, den 24. September 1845*).

Liebste Eltern, nehmt mit diesem Auswurf meiner Idee vorlieb, wie erbärmlich ist doch diese Zeichnung gegen das Bild, das in meinem Innern lebt. Der Gedanke ist mir peinlich, es nicht so machen zu können, wie ich will, ach, wäre meine Idee verwirklicht, was sollte das nicht ein Bild sein, edel, schön, großartig, aber so ist es eine kleine Zeichnung — ohne Feuer und Leben, mit erbärmlicher Ausführung (der Auswurf meiner Idee); doch wer weiß, vielleicht kommt's noch langsam dazu, wenn ich studiert und wenn ich Übung habe, denn ich kann ja jetzt noch nichts, ich muß erst lernen. — Raffael träumte von seinen erhabenen, göttlichen Bildern, Michelangelo, aber am anderen Tage stand es auch auf der Leinwand, doch das waren ja große, in der Kunst erfahrene Meister, die Besten der Maler; ich habe zwar nicht geträumt davon, sondern es lebt in meiner Idee beständig fort, ein ausgeführtes Bild, ich sehe es vor Augen, ich sehe sich die Figuren bewegen, deutlich, ich könnte es kopieren und kann es doch nicht. Es ist leider kein Traumbild, das mich umgaukelt, es steht, lebt und webt immer in mir, und doch ist es wieder Traum, denn es verfliegt mit Tücke, wenn ich es wieder zeichnen will; doch was hilft es, wenn ich Euch, lieben Eltern, von meinem Taumel benachrichtige, das beste, ich nehme Vernunft an und denke an das trockene und doch so wahre Wort Schadows, der diese Komposition ruhig besah und sagte: „Wählen Sie einfachere Gegenstände zum Komponieren, das ist viel zu viel, Sie sind dem noch nicht gewachsen." — Und er hat nur zu recht; ich will ihm folgen, will mich mit Gewalt bekämpfen, will, wenn die Gedanken wiederkommen, sie wie Sünden niederdrücken, doch das innere Feuer wird fortglimmen und wird einmal um so mehr zünden, aber auch wärmen dabei. Liebe Mutter, das unsichtbare Bild wird mich von ferne begleiten, wird vielleicht zeitenlang ganz vergessen sein, wird aber auch mit erneuter Gewalt hereinbrechen, wenn ich es herabbeschwöre. — Doch was werdet Ihr von mir denken, liebe Eltern, wenn ich Euch so vorschwatze, von Dingen, die Ihr vielleicht mißbilligt, Schwärmereien und dergleichen, denn was bin ich denn, jetzt noch nichts en un mot, nichts, ich will demütig weiter studieren und schaffen, daß ich weiter komme; diese Ferien sind mir solche Ideen gekommen, bei tüchtiger Arbeit werde ich ruhig, heiter weiterschreiten, ohne Faselei. — Es kommen eben bisweilen solche Gedanken, und es tut mir wohl, mich denen ausschütten zu können, die mich lieben, verstehen und mit mir fühlen.

Ich will Euch ein wenig beschreiben von dem, was ich eigentlich wollte, und mit etwas Einbildungskraft werdet Ihr vielleicht aus Wirrsal schlecht gezeichnete Figuren, Pferde usw. herausfinden. — Es ist, wie Ihr wißt, die Schlacht in den raudischen Feldern bei Verona. — Ich dachte mir einen unbestimmt trüben Himmel ohne schweres Gewölk; ein Lichtstrahl, vielleicht vom Mond oder scheidender Sonne, vermischt mit dem rotfalben Schein des eben aufsteigenden Feuers in der Wagenburg, beleuchtet nicht zu grell die Hauptgruppe germanischer Helden, nicht große Farbenpracht denke ich mir, sondern gedämpfte, bestimmte gräuliche Farben, die brillant sind durch die starke Beleuchtung. — In der Mitte mit gelbrötlichem Haar, um Brust und Leib knapp anliegendem Gewande, das untere flatternd, steht die Heldin der Schlacht mit großem Schwerte, das sie dem jungen Krieger ent-

*) Der Brief ist auf die Rückseite eines Aquarells geschrieben.

rissen hat, der, sie verteidigend, gefallen ist. Sie ist die höchste Figur im ganzen, majestätisch, schön und schlank. — Ihr zur Seite liegt ein Germane auf seinem Schild, von unbekanntem Pfeil getroffen, bei seinem Kopfe kniet seine Mutter, oder noch besser, seine Geliebte, die ihn umfaßt und mit einem schmerzlichen, vorwurfsvollen Blick zu der unerschütterten Heldin aufblickt, in deren Verteidigung der junge Germane gefallen ist. — Es wäre ein schöner Gegensatz, die zarte, weibliche Figur, vom Schmerze und Zärtlichkeit gebeugt, zu der ernst aufgerichteten Figur, die das Hünenschwert schwingt, um den Römern Rache und Tod zu bringen, ungerührt durch den Tod ihres heldenmütigen Verteidigers. — Rechts, über die Trümmer der Wagenburg klimmend, eilt ein anderer junger Krieger zu ihrer Beschützung herbei, aus dem Kampfgewühl, nur auf sie blickend, unbekümmert um die Feinde, die sich nahen; mit einem Schilde, worauf das Bild des Todes gemalt ist. — Hinter ihm stürzt ein germanisches Weib einen feigen Sklaven in die Flammen und Feinde; hinten Germanen, eine Furie das Lager ansteckend (die schlechteste von allen). Eine Germanin ermahnt, mit der Fackel in der Hand einen nur an den Schmerz seiner Todeswunden denkenden Germanen. — Unten der alte Germane, der wütend die Leiche seines Sohnes verteidigt; ganz rechts ein verwundeter Germane, das Schwert im Mund, schwingt sich an einer Achse in die Wagenburg hinein. — Ganz im Vordergrunde die Gruppe in matterem Lichte und Reflex, hebt sich hell gegen das Kampfgewühl der Römer. — Ein alter Germane steigt wie ein wütender Löwe in meinen Gedanken den Berg herauf, majestätisch und wild. Er zerbricht mit dem Drucke seiner gewaltigen Faust den Legionsadler einem jungen Fahnenträger, der von der Gewalt rücklings stürzt, im Kampfe noch mit einem zottigen, geketteten Hunde; rechts davon windet sich ein Römer, den ein toter Deutscher krampfhaft gefaßt hält. — Zwischendurch nun drängt sich dunkel der geordnete Knäuel der anstürmenden Römer, ich denke sie absichtlich dunkel; wie eine verworrene finstere Maschine, in eiserner Manneszucht, rücken die Römer an; wie ein ungeheures Tier mit hundert Armen zugleich, langsam, aber vernichtend, dringen sie vor, man weiß nicht, wo man hinhauen soll, dunkel, listig und todbringend ist die Schar — auch der Hund rüttelt an den vielen dichten Schilden. — Hinten der Numidier, dessen Pferd angefallen ist; ganz hinten in Nebel Marius, gebietend, vom Kern der Truppen umringt. Im Feuer meiner Schilderung finde ich keinen Platz mehr, verzeiht mein Geschwätz, ein anderer würde darüber lachen, aber Ihr seid ja so gut, ich habe einmal mit Euch gesprochen. Euer Anselm.

Ich habe sie bloß skizziert, wie es Vater immer haben wollte.

* * *

[Düsseldorf], 22. Januar 1846.

Liebe Mutter!

Ich habe Dir auf drei liebe Briefe zu antworten, der erste traf gerade Silvesterabend, wie wir in Gerresheim zu Tische saßen, ein, er machte mir selbigen Abend unendliche Freude, so ein schöner Gruß zum Neuen Jahre, es traf sich herrlich, ich dachte recht an Euch und wünschte mich herzlich zu Euch, nur nicht im Museum; der zweite traf von Koblenz aus bald darauf ein und der dritte mit dem großen Wechsel gestern. — Ach, wie kann ich Dir genug danken für die gütigen Mahnungen und für das viele, viele Geld; ich erschrecke ordentlich, wie

kann ich Balg doch so viel kosten, ich bin das mit meiner Zeichnerei nicht wert; wenn ich das bedenke, so wünsche ich mir oft das Malen, daß ich bald an ein Bild komme und was verdiene, anderseits aber bin ich doch um meiner selbst willen froh, daß ich noch am Zeichnen bin, ich fühle jetzt, wie nötig es war, ich will gar nicht ans Malen, bis ich nicht flott zeichnen kann; was hilft's mir am Ende, wenn ich früh und schön male und nicht zeichnen kann; ist aber ein fester Grundstein da, so wird das darauf errichtete Haus fest stehen gegen allen Andrang. — Ich will an die anderen nicht denken, die mich etwa überflügeln, es ist ihre Sache, ich darf wenigstens dreist sagen, daß ich es im Aktzeichnen mit den meisten Malern aufnehme. — Ich habe seit der Zeit ungemein mehr technische Fertigkeit und Gewandtheit erworben, das fühle ich an allem, es geht viel schneller und besser, alles fällt mir so leicht, aber ich habe noch so viel zu lernen (könnte ich nur einmal eine Figur aus dem Kopfe richtig zeichnen). — Sehr oft schon habe ich Schadow'n zugesehen, wenn er ein Porträt begann, ich meinte, ich müsse ihm helfen zeichnen oder malen, wenn ich nur dürfte.

Er ist übrigens nicht zufrieden mit mir, nicht mit meinen Zeichnungen auf der Akademie, sondern daß ich nichts komponiere. — Er fragte mich erst neulich, als ich ihm meine letzte Figur zeigte, ob Sohn mich noch nicht ans Malen lassen wolle, ich hätte wohl großes Verlangen danach usw. Damit ist er schon zufrieden, ihm wäre es aber viel lieber, wenn ich ihm eine gute Komposition zeigte, er nötigte mich fast. — Gegen Großartigkeit hat er nichts, wenn ich es nur ausführen kann, ich zerbreche mir den Kopf und kann nichts finden. — Es ist gerade so, als wenn mein dienstbarer Geist erzürnt wäre, daß ich ihm gänzlich entsagt, als ich hierher kam. Ich mußte mich ja da mit Gewalt zwingen und dachte gar an nichts anderes als an Komponieren. Die letzte Zeit zu Hause belagerten mich Ideen, jetzt, da ich will und soll, kann ich es nimmer. — Ich habe es zehnmal versucht, das, was ich wollte, zu Papier zu bringen, aber vergebens.

Schadow sprach neulich ernstlich mit mir darüber, ich solle doch Sonntags nicht auf der Akademie arbeiten, sondern zu Hause komponieren; er gab mir auf, etwas aus der altpatriarchalischen Zeit im Alten Testamente zu komponieren oder aus dem Buche Ruth, aber ich habe kein Altes Testament. Und wenn ich da nicht eine außerordentliche Idee habe, so ist es nichts, da alles schon so oft behandelt ist und wird. — Wolle ich da nicht komponieren, so solle ich an die alten Deutschen und Hermann, an die Kämpfe denken. — Da fiel mir wunderliches Zeug ein, was ich aber nicht zeichnen kann, z. B. die Verschwörung gegen die Römer auf dem Ting im Eichenwald, oder, wie den schwelgenden Teutonen am Arno ihr Untergang geweissagt wird, von einer germanischen Zauberin, oder der Triumph Hermanns nach geschlagener Schlacht, Opfer zu den Göttern, das hätte ich so ziemlich da, aber alles ist zu dumm, zu großartig, zu viel „sie sollen ihn nicht haben." — Meine Bemerkung über das Mittelalter schlug er zurück. Ihm hätte da immer zu viel der Schneider und der Waffenschmied zu tun, ich solle den reinen Menschen ohne Affekterei darstellen; dazu eignen sich die dargebotenen Themas sehr gut; er hat sehr wahr gesprochen, einfach, einfach, einfach, und wieder einfach, schreib' dir's hinter die Ohren, dummer Junge! — Doch ich kriege nichts heraus, das ist eine schöne Geschichte. — Doch, wenn ein Herzog, ein König einem Cornelius, Kaulbach einen Auftrag gibt, so bestimmt er ihm den Gegenstand auch,

und der Künstler hat noch Spielraum genug, aus dem Gegenstand das Schönste, aber auch das Schlechteste zu machen; denkt Euch nun (mit einiger Phantasie und Vorstellungsgabe), Ihr seiet der Herzog so und so und ich sei Kaulbach in spe, und gebt mir eine Bestellung, gebt mir einen Gegenstand an, den ich behandeln kann, oder doch nur eine Anleitung, die, weiter ausgebildet, zu einer glücklichen Idee gedeihen kann. — Ich bitte Euch, komme ich in den Fluß, dann soll es Ideen hageln. Doch müßt Ihr nicht glauben, daß dies meinen Kopf verrückt hat, ich bin heiter und gesund, weiß recht gut, was ich will, nur ist es das fatale Verhängnis, daß ich so strohdumm bin, ich muß mich eben so in acht nehmen in der Wahl des Gegenstandes, weil es Schadow ist. — Ich sehe so gut ein, was der Mann will, er hat die reinste, edelste Absicht, er will meinen Geist auch auf das Schöne der Kunst lenken, denn die Kunst ist kein Handwerk, sagt er. — Ich soll vernünftig es lesen, soll bisweilen ruhig, einfach komponieren. — Doch es läßt sich das nicht erzwingen, mit Gottes Hilfe fällt mir gewiß noch etwas ein, wodurch ich die Zufriedenheit Schadows erringen kann, ich habe ja Talent, und es muß doch gehen. Was meine Gesundheit betrifft, so sei ja ganz ruhig, liebe Mutter, ich arbeite nicht zu viel, es geht alles ganz gut, Anatomie, Perspektive, nur Geduld; ich hoffe doch, dieser Brief ist heiter genug geschrieben, ich wenigstens bin heiter und frisch. Das ist alles, was ich sonst noch weiß. — Meine Worte kommen aus dem Herzen und sind wahr, ich habe Euch aufrichtig mein geringstes Unwohlsein geschrieben, warum sollte ich nicht viel mehr schreiben, wenn ich wohl und gesund bin.

Nun adieu, meine liebe, gute Mutter, tausend und abertausend Grüße dem lieben Vater und Emilien.

* * *

Den 18. Februar 1846.

Liebste Eltern!

Wie bin ich froh, daß ich Euch nicht eher geschrieben, da ich heute so fröhliche Botschaft erhalten habe, denkt Euch, ich habe von Sohns eigenem Munde es gehört, ratet einmal — ich darf von heute an unwiderruflich zu malen beginnen, juchhe, heisa. Ich bin ganz kindisch froh, es schmeckt nun doppelt süß nach der herben Zeit, jetzt brauche ich nimmer betrübt zu sein, jetzt stehen wir wieder auf dem alten Fleck, nur mit dem Unterschiede, daß ich durchs Zeichnen ungeheuer profitiert habe, ich möchte um keinen Preis mit der vorigen Zeit tauschen, mit schon längerem Malen und weniger gutem Zeichnen; ich bin's so ganz zufrieden, es war sehr nötig, noch tüchtiges Zeichnen; ich habe genug ausgestanden, doch bin ich jetzt herrlich belohnt; ich will nun doppelt fleißig sein, ich bin nun auf geradem Wege, ohne anderes Ziel, als ein Bild malen zu dürfen. Ich hoffe, es soll gut gehen. — Ach, was zitterte ich, als Professor Sohn zu mir an meinen Fechter kam, ich dachte gerade an Chlodewig in der Alemannenschlacht, wie er das Gelübde tat und siegte, und siehe, Sohn sagte mir nach einigem Hin- und Herreden, ich könne jetzt malen, und ob ich nun einsähe, was es mir genutzt habe; ich war wie aus den Wolken gefallen, da er mich kürzlich noch durch seine Unzufriedenheit entmutigt hatte, jetzt aber soll's blitzen und donnern, nichts halte mich ab, vorwärtszubringen, die Bahn ist offen, der Antikensaal hinter mir. — Schadow, der schon längst mich wollte malen lassen, hat gewiß auch eingewirkt, ich bin ihm allen

Dank schuldig. — Vielleicht darf ich gleich nach dem Leben malen, vielleicht muß ich noch tüchtig kopieren, je nun, es ist mir alles recht, da ich fest sitze wie der Helm auf dem Ritter. — Ich hatte letzte Zeit für den Herrn Direktor sehr viel zu tun mit seiner großen Leinwand, ich bin noch nicht fertig, aber Geduld, ich tue für Schadow alles, er ist so gütig und lieb; wenn ich wieder etwas Schweres und Langweiliges für ihn zu tun habe, so sagt er immer: „Lassen Sie sich nicht abschrecken, die größten Meister waren Lehrlinge in der Werkstätte ihres Lehrers," wenn ich das bedenke und ihn, den alten, tüchtigen Meister, dabei ansehe, so wird mir das Schwerste ein Pappenstiel, wenn es mich auch hindert im Malen. Das tut nichts, ich lerne ungeheuer, und habe an ihm einen Freund für zeitlebens. — Wie ich die Architekturen aufzuzeichnen hatte, wollte ich fast verzweifeln, es wollte nicht voran, drei Tage quälte ich mich ab, endlich brachte ich sie zur Hälfte fertig, das andere mache ich Sonntags fertig. — Jetzt fällt's leichter, hätte ich einen Bock geschossen, so möchte mir es schlimm bekommen sein. — — Neulich sagte noch Schadow zu Ittenbach, in meinem Beisein, als ich etwas zu pausen hatte für ihn: „Ich kann den Kerl gut brauchen, ich werde ihn bald zu meinem Gehilfen machen." Dies einzige Wort entschädigte mich für alle Mühe und Arbeit.

Bald sollt Ihr meine Visage gemalt bekommen, Schadow nämlich will mich lebensgroß malen als Studie zu seinem Bilde, das kopiere ich recht getreu et voilà. — Ferner eine Neuigkeit: als Herr Müller, mit dem ich auf sehr gutem Fuße stehe, dieser Tage bei uns war, sagte er, daß Schadow vorhabe, diesen Herbst auf sechs Wochen zu ihnen auf den Apollinariusberg zu kommen, da reise ich wahrscheinlich mit ihm, besehe die Fresken in der Kirche und Stolzenfels, und während er auf seinem Gute ist, gehe ich zu Euch, was auch ohnedies geschähe. Das kommt mir sehr gelegen, ich war immer bange, ich könnte nicht lange genug zu Euch. — Bis im Herbst will ich ein gutes Stück hinter mich geschafft haben, daß ich wenigstens Euch malen kann und alle Lehrgegenstände beendigt habe. — Ich glaube nicht, daß ich beim Malen die Anatomie fortsetzen kann, denn es nimmt mir zu viel Zeit weg. — Perspektive muß sein, es geht soso, sie macht mir viel zu schaffen, auch wird sie immer kitzlicher und schwieriger, ich danke Gott, wenn wir sie bis Ostern absolviert haben. — Ich schaffe jetzt an einer Komposition, ich suchte überall nach Büchern über Böhmen, insbesondere über Prag, konnte aber durchaus nichts finden; es wäre ein reicher Schatz, doch fordert es ernstes Studium; ich war bei Lessing und sprach viel darüber mit ihm, er meint doch, ich solle mich nicht an bestimmte Faktas wenden, das käme erst mit dem ernsteren Studium der Geschichte, ich solle komponieren, was mir einfiele, ohne mich an historische Genauigkeit und Kostüm zu binden, soviel Figuren ich wolle, wie und was ich wolle; doch sagt auch er, gar nicht komponieren wäre schlimmer als zuviel; immer komponieren, und sei es ein bloßer Heereszug eines Kaisers. — Er riet mir, Beckers Weltgeschichte zu kaufen. — Er war überhaupt sehr fidel, allein mit seiner Frau; sein zweites Wort war: „Nun, hat man Sie noch nicht katholisch machen wollen?" Darauf sagte ich ihm ganz unbefangen, bis jetzt seien noch keine Versuche gemacht worden, auch würde das sehr wenig nützen. — Doch, was schwatze ich alles für dummes Zeug, ich will lieber stillschweigen, aber ich bin so voll Freude, Verwirrung, Arbeit, daß es mir für dieses Mal unmöglich ist, viel Vernünftiges zusammenzubringen, indes das nächstemal ordentlich, auch dem

lieben Fritz, bis jetzt genüge Euch, daß ich wohl und glücklich bin; warum sollte ich es auch nicht sein, ach könnte ich mit Euch sprechen, Ihr guten Eltern und Emilie, da sollte es schon gehen, aber so — doch Ihr wißt es ja, wie mir's zumute ist — nicht wahr? Wegen meines Körpers, liebste Mutter, sei ganz unbesorgt, ich verkrüppele keineswegs, ich stehe immer an der Staffelei, und habe bei Schadow Bewegung genug, zum Tanzen habe ich diesen Winter gar keine Zeit noch Gelegenheit. — Fast alle aus dem Antikensaal haben Tanzstunde, aber viel zu gemein, auch nimmt es ihnen so Sinn und Kraft weg, daß es im Arbeiten sehr schlecht steht; sie sind matt, faul und verdorben; ich turne manchmal in Schadows Atelier an seinem Gebälke. — Verzeihe, wenn ich schon schließe, aber es ist schon dunkel und Zeit zum Akt, auch wünsche ich, daß die Freudenpost heute noch abgehe, das nächstemal alles. Euer treuer Anselm.

Sobald ich ein Buch finde über Prag, will ich mich vertiefen, es interessiert mich ungeheuer, ganz mein Charakter.

Frau Löw in Wiesbaden hat mich wieder Ostern einladen lassen durch Roux, auch hat sie die Adresse geschickt, ich bin ihnen sehr dankbar, aber einstweilen, solange ich Herr über mein Herz bin, wird nichts daraus.

* * *

Samstag, den so und so vielten [Juli 1846].

Liebe, gute Eltern!

Ich freue mich ganz unaussprechlich auf diesen Herbst, ich bin so ruhig, so heiter und möchte an den Wänden hinauflaufen, wenn ich an Euch denke. Ich wäre gern nach Belgien gegangen, aber ich komme eben doch tausendmal lieber zu Euch, ich bin jetzt so vollkommen überzeugt, wie sehr gut es für mich ist, noch zu warten, bis ich noch mehr Sicherheit und Gehalt erlangt habe, daß auch die letzten Zweifel zerstreut sind; doch die Zeit in Freiburg will ich recht benutzen und ganz anders sein als im vorigen Herbst, wo ich doch exemplarisch faul war, besonders in wissenschaftlicher Beziehung muß und will ich weiterkommen oder vielmehr beginnen; ich weiß aber durchaus nicht, wie und wo und was ich anpacken soll, doch ich lasse das alles Euch anheimgestellt, Ihr wißt ja am besten das Wenn und Wie und werdet gewiß einen kleinen Plan machen können. Über antike Kunst, Mythologie, wozu ich mich ungeheuer hingezogen fühle, deren wahren Sinn ich aber noch gar nicht erfaßt und verstanden habe, wirst Du, lieber Vater, mich einmal recht belehren, und ich will auf Deine Worte lauschen wie auf Orpheus' Gesang, ach Gott, war ich den vorigen Herbst ein Narr oder ein Kindskopf, daß ich auch keine vernünftige Silbe geredet habe, ich möchte weinen, wenn ich an die schöne Zeit denke, was hätte ich nicht alles erfahren können, worüber ich jetzt so unklar bin, lieber Vater, Du mußt mir leuchten, meine ganze Richtung erhellen und leiten, sonst, das fühle ich, tappe ich, wie soviele andere, ewig im Finstern herum, ich kenne Deine Poesie und Deine Kenntnisse, welch ein Glück habe ich doch vor sovielen, die keinen so prächtigen liebevollen Vater haben wie ich. Ha, eben sehe ich auf, und die Abendsonne bescheint in meinem Zimmerchen das ernste, finstere Angesicht meines polnischen Juden mit dem schwarzen, zottigen Haar und Bart, er schaut mich finster und durchdringend an, als wollte er sagen, „du Nichtsnutziger, wie hast du deine schöne Zeit vergeudet, die nie wiederkehrt",

und jetzt steigt sie zu meinem Bacchus und mahnt mich recht an die alten Griechen, an die schöne Zeit, wo die Götter noch unter Menschen schritten, jetzt aber haben sie die Erde längst verlassen. — Doch was schwätze ich da; ja, lieber Vater, ich komme mit dem ernsten Vorsatze hin, gründlich zu studieren, all mein Denken und Trachten Dir zu vertrauen und mir Rats zu holen, den ich sehr bedarf; könntest Du meinem Wissensdrang eine bestimmte Richtung geben, daß ich nur aus dieser verfluchten Allgemeinheit der Ideen, an der außer Lessing, aus Mangel an gediegener Bildung, alle leiden, herauskomme; ich glühe vor Sehnsucht, das darzubringen, was ich fühle und will, ich möchte nicht bloß Nachäffer und Anstreicher nach der Natur werden, ich möchte gerne Seele, Poesie haben, es schlummert in mir, aber es muß geweckt werden, und jetzt ist der Zeitpunkt, jetzt bin ich feurig und jung, habe zwar noch mit Anfangsgründen zu tun, bin aber im Begriff, in die Seele der Malerei einzudringen, ich grübele und denke und irre hin und her, und könnte so mein ganzes Leben lang irren, wenn ich nicht jemand hätte, der mich beruhigt und weiterführt; ich vertraue mich Dir ganz an, denn ich weiß, Du hast dasselbe gefühlt wie ich, das sind Perioden, aber sie müssen geleitet und gelenkt werden. Es tauchen mir oft wunderliche Ideen auf, Träume, Phantasien, ich fürchte mich vor der Nüchternheit und Hohlheit, die die jetzige Welt regiert, man muß sich zurückflüchten zu den alten Göttern, die in seliger, kräftiger, naturwahrer Poesie den Menschen darstellen, wie er sein sollte; in die Zukunft flüchten geht auch nicht, denn welche Zukunft steht denn unseren Geld- und Maschinenmenschen bevor; man könnte Heilige malen, allein die sind jetzt so fade wie faule Äpfel; man kann sie malen, aber nur keine schmachtenden Engel, keinen blondgelockten, gekräuselten Christus als Osterlamm, nein, einen Südländer mit schwarzem Haare, tiefliegenden, seelenvollen Augen, Ideal in allem, aber nur nicht fade. Das Alte Testament, das hat noch Kraft, da lebt und webt noch der alte Gott mit seinen Menschen; auch das Neue Testament ist göttlich und begeisternd, aber es ist kein Feld mehr für uns. Geschichtlich mittelalterliche Gegenstände, wie Lessing sie malt, ist auch ausgezeichnet, aber bis jetzt ist es mir noch nicht das, was ich will, es kann sein, daß das Gefühl aus Mangel an Geschichtskenntnis entspringt, darum eben soll sie auch ein Hauptstudium sein. — Man sagt, der echte Maler müsse alles können, das ist schon gut, aber eine echte Seelenrichtung tut doch not, denn nur um Gottes willen keine Gemeinplätze, es brauchen ja nicht gerade historische Momente zu sein, es können tiefe poetische Empfindungen sein, aber nur muß die Handlung ergreifend und klar sein, auch dürfen keine Modellgestalten umherwandeln, die ebensogut Griechen, Ägypter oder Mongolen vorstellen können. . . .

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

Friedrich Mergner. Ein Lebensbild. Mit einem Vorwort von **August Sperl.** Leipzig 1910. A. Deichertſche Verlagsbuchhandlung Nachf. Preis 3 M.

„So iſt dieſes Buch das ſchlichte Denkmal eines Edeln unſeres Volkes — es iſt aber auch ein Ehrenbuch des äußerlich ſo armen, innerlich oft ſo reichen, evangeliſchen Pfarrhauſes“. Mit dieſen Worten ſchließt der als Kulturhiſtoriker und als Dichter gleich hochgeſchätzte Würzburger Archivar Sperl die einführende Vorrede zu dem Lebensbilde des bayeriſchen, lutheriſchen Pfarrers Friedrich Mergner, der von ſeiner Tochter „mit kindlicher Liebe und, was mehr iſt, durchaus mit Wahrheitsliebe gezeichnet“ iſt. Der Zweck dieſes Buches iſt die eigenartige Schilderung eines deutſchen Gelehrtenlebens, das trotz ſeiner Schlichtheit doch ein Spiegelbild deutſchen Idealismus und evangeliſcher Frömmigkeit iſt. Ein Leben, in dem Theorie und Praxis ſich ſehr genau miteinander gedeckt haben, iſt wert, auch kommenden Geſchlechtern als Vorbild zu dienen, von dem ungeſtüme Winkelpropheten und Schwarmgeiſter, die mit ihrem Tatendrang ſich überhaſten, Ungeſtüme, die ſteter Wechſel ergötzt, Ideologen, die ins Blaue und Leere hineinſtürmen, um den Beifall der Menge buhlen und von der blöden Maſſe das Heil in Staat und Kirche erwarten, von dem alle, die es angeht, lernen können, wie leeres Idealiſieren in der ſittlichen und religiöſen Welt nichts nützt, wenn nicht eine ſtarke, feſte Perſönlichkeit das Leben diesſeits der Grenzen von Gut und Böſe meiſtert. Mergner war Theologe, Dichter, Gelehrter, vor allem aber Muſiker. In allen Lagen des Lebens hat er ſich als edel, fromm, tatkräftig, bedeutend, als Kirchenpolitiker unabhängig nach oben bewährt. Er muß ein Mann geweſen ſein, der viele überragte, vor dem viele, Hohe und Niedrige, der Jüngling und der Greis am Stabe in neidloſer Anerkennung ſich beugten. Der Schauplatz ſeines Lebens hat nicht ſelten gewechſelt, Regensburg, Erlangen, Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe, Meinheim, Pfofeld, Ortenburg, Ditterswind, Muggendorf, Altſtadt Erlangen, Heilbronn. Bürgerliches Kleinleben aus den Jahren 1818 bis 1891, wie es in den proteſtantiſchen Landesteilen Bayerns ſich abſpielt, wird in idylliſchen Zügen liebevoll geſchildert, manchmal eine ausführliche, ſtets eine höchſt feine Malerei. Der Held der Erzählung, ein religiös orthodoxer Lutheraner vom alten Schlage, entwickelt ſich zum religiöſen Komponiſten, auf den religiöſe Katholiken wie Dominikus Mettenleiter aufmerkſam werden, den frommen Laien wie Staatsrat Hallwachs in Darmſtadt zitieren, um ſeine Paſſionsmuſik aufzuführen, dem gelehrte Profeſſoren wie Köſtlin in Friedberg und Spitta in Straßburg wünſchen, daß ſeine edelgefügten, tief empfundenen Lieder dem feſten Beſtande des deutſchen Hausſchatzes eingefügt werden und bleiben. Außer am Helden ſelbſt erfreut man ſich von Herzen an der trefflichen Charakteriſtik von Mergners Frau, an Mergners Brüdern, Vettern, Schwägern, den Sperls und Brauns, lauter Männergeſtalten, die ihre tüchtige Herkunft nicht verleugnen. Wohlgelungene Epiſoden, wie die heimliche Teilnahme der fünf Neuendettelsauer Schweſtern an der Kaiſerproklamation zu Verſailles bekunden eine feine Hand, die treffliche Schilderungen von Zeit und Ort zu gut beobachteten Stimmungsbildern und ernſten Kulturſchilderungen zu geſtalten weiß. Das Buch kann jedermann aus dem Volke leſen und

verstehen, es ist mit den schlichtesten Mitteln, schmucklos, ohne alle Tendenz geschrieben, aber doch empfindet den Reiz der bescheidenen Einfachheit nur ein feiner Sinn. Alle geht es an, die einen Einblick in dies häusliche Leben unserer Väter lieben und aus der Schlichtheit derselben lernen wollen, daß auch unsere Zufriedenheit, unsere Freude und unser Lebensglück dort erblüht, wo diese Bedingung erfüllt ist und damit das Erbe der Väter erhoffen läßt.

Heinrich Reuß-Hamburg-Fuhlsbüttel

Rußland in der Auffassung des russischen Dichters. Über den von langen Wegen, Tälern und schmalen Schluchten umgürteten Feldern, die sich hinter den Horizont verkrochen, hing unsichtbar und unhörbar, aber fest und schwer das Ungeborene. Die Erde wollte etwas gebären —, was? — weder Wälder, noch Berge, noch Wolken —, die Erde wollte etwas gebären.

Hier und da hatten sich Gutshöfe und Dörfer weit über das leere Gelände zerstreut und an sie geschmiegt, schüchtern steckten Kirchen ihre vergoldeten Häupter empor; der Wind trug von irgendwoher Lieder herüber und streute sie um sich, Lieder, trostlos, wie der Wind, breit wie die Felder. Taumelnd ging es weiter, dies nackte von allem entblößte Leben, von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, — immer das gleiche.

Wo gibt es ein Versteck in den Feldern? — Überall wird man gesehen. Die Felder haben für alles eine einzige Seele zusammengeschweißt, und sie hat sich durch alles hindurchgewunden; alles hat eine Seele: das Sommergetreide, das Wintergetreide, die Brache, der Getreidekäfer, die Dürre, der Hagel, das Weib, das Pferd, die Feiertage und Fasten, die Dorfgemeinde, das Jenseits und über alledem der ordnende, schwielige, unermüdliche Gottarbeiter im Himmel.

Vögel — fröhliche Waldglöcklein, gibt es auf den Feldern nicht. Raben, Dohlen, Saatkrähen, Bussarde, Kiebitze und Ammern sind keine fröhlichen Vögel. Selbst die Zieselmaus im Felde pfeift traurig.

Es trauert das Frühlingsmorgenrot, es trauern die Wiesen, es trauert das schwellende Korn.

Die Frühlingstage der Felder sind Tage erschlaffend wilder grüner Hoffnungen. Der Glaube ist fast geschwunden, tausendfach betrogen und verlacht, glimmt er noch kaum, aber auch er ist bereit, sich von zärtlicher Liebe zur lodernden Flamme entfachen zu lassen. Von der Kraft des warmen Regens getränkt, bläht sich jede eckige Scholle der Schwarzerde. Um die Wette recken sich eilig und lachend die dünnen Röhrchen der Grashalme, lassen aus ihrem Dickicht Lerchen zum Himmel aufsteigen; trinken den nächtlichen Tau und strecken sich immer höher, immer höher bis an den Bauch der niedrigen braunen Bauernmähre und noch höher, immer höher hinauf. Bis sie plötzlich Halt machen, sich umsehen und erschreckt eilig abblühen, gelb werden, zu welken beginnen.

Dort, wo im Sommer unter der stillen Sonne das von Menschenhand Gesäte goldig reift, dicht und schwer die Ähren sich wiegen, stehen erntefroh die Tennen, klagen sehnsuchtsvoll die Felder um das Ungeborene. Höre nur, — sie klagen es den fernen Horizonten:

„Vergebens!"

Es schlafen die Horizonte, die unbarmherzig genau gezirkelten Kreise. Irgendeine dunkle Macht hat sie einst vor undenklichen Zeiten gezogen: wer wird den Zauber lösen?

Und wenn man die Felder schert wie Schafe, deren Vlies sich wellt, sind sie mit einem Male leer, elend, erniedrigt und überflüssig, und sie bitten die Herbstwolken, wie um ein Almosen, daß sie sie von Kopf bis zu Fuß in Schnee einhüllen möge, damit sie den Himmel nicht sehen, der über sie lacht.

Welch eine ungeheuerliche Anspannung, welche unerhörte Kraft hat die Erde aufgeboten, um aus sich etwas Großes unter die Liebkosung der Sonne zu bringen, — und sie hat doch nichts hervorgebracht!

Meine Felder! Seht, ich stehe allein in eurer Mitte mit entblößtem Scheitel. Ich rufe euch, hört ihr's? Der Wind zaust mein Haar, — ist das euer Atem? Grau, glatt, weit und breit übersehbar, voll Trauer über eine unheilvolle Zeit, bergt ihr das Geheimnis Gottes, — ich stehe unter euch verloren und allein.

Meine Kindheit, meine Liebe, mein Glaube! Ich lasse meinen Blick über euch schweifen von Osten nach Westen und Tränen umnebeln

meine Augen. War es in meiner Kindheit, in meiner aprilgrünen Kindheit, als ihr mich mit diesem abgrundtiefen Blick demütig und streng ansaht? Und jetzt stehe ich da und warte, stehe und lausche mit scharfem Ohr, — gebt Antwort!

Ich fühle euch, wie eine Wunde, mit dem Herzen fühl' ich eure ganze Weite. Nur ein Wort, nur ein einziges vernehmbares Wort, — ihr lebt doch? Eure sehnsüchtigen Augen sehe ich dort, — dort am Ende der Welt. Nur ein einziges Wort, — ich höre ... Nein! Vor mir ist es öde und ihr schweigt, und eure Trauer ist meine Trauer.

Ihr Leidensgefährten, meine Felder, meine Heimat, — ich bin an eure feuchte und warme Brust gesunken und küsse euch, alles vergessend, mit kindlicher Inbrunst*).

Naturwissenschaften

Der fossile Mensch. Unter diesem Titel hat der o. Professor der Geologie und der Paläontologie an der Berliner Universität **W. Branca** vor zehn Jahren in einem Vortrage anläßlich des fünften internationalen Zoologenkongresses eine der wichtigsten und interessantesten Fragen der paläontologischen Forschung behandelt. Unsere Kenntnis vom fossilen Menschen ist in diesen zehn Jahren durch zahlreiche glückliche, bezüglich ihres geologischen Alters sichergestellte Funde wesentlich vermehrt worden. Wieder zeigt uns Geheimrat Branca in einer gründlichen, lesenswerten Veröffentlichung den gegenwärtigen Stand dieser Kenntnis an. (W. Branca, „Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen". Veit u. Cie., Leipzig 1910. 8°. 112 S.) Was an positiven paläontologischen Daten ermittelt worden ist, hat er mit Sorgfalt zusammengetragen und kritisch verwertet, doch ist der Standpunkt, den er im Jahre 1901 dem Problem gegenüber gewonnen hatte, durch die neuen Erfahrungen nur in sehr geringem Maße verändert worden. Das neue Tatsachenmaterial hat seinen damaligen Anschauungen in den wesentlichen Punkten Recht gegeben.

Eines der Hauptergebnisse der Studien Brancas ist der Nachweis, daß schon in der Diluvialzeit zwei stark verschiedene Schädeltypen gleichzeitig nebeneinander in Europa vorkommen. Der eine, höhere Typus, dem Schädel des heutigen Europäers sehr ähnlich, ist mindestens durch sechs, sicher diluviale Schädel repräsentiert. Ihm gehört wahrscheinlich auch der altdiluviale Schädel von Galley Hill an. Man nennt ihn den Typus von Cro Magnon. Der zweite, minderwertige Typus wird zumeist als Neandertaltypus bezeichnet, obwohl der Schädel aus der Höhle des Neandertales selbst aus der Liste der sicher diluvialen Menschenreste ausgeschieden werden muß. Charakteristisch für die Neandertalrasse war die fliehende Stirn und das niedrige Schädeldach, das Auftreten stark vorspringender Überaugenbrauenwulste, im Unterkiefer die Massigkeit und Höhe des horizontalen sowohl wie des aufsteigenden Astes, vielleicht auch der Mangel einer spina mentalis, eines kleinen Vorsprunges an der Innenseite der Fuge, im Zusammenhang mit dem noch unentwickelten Sprachvermögen. Dieser nach den Schädelmerkmalen tieferstehenden Rasse gehören die Schädel von Krapina, le Moustier, Mauer bei Heidelberg und la Chapelle aux Saints an. Es gibt aber noch einen Zwittertypus, vertreten durch drei diluviale Schädel, an denen der Oberschädel die Merkmale der höheren Rasse, der Unterkiefer jene der tieferstehenden aufweist. Der Schädel des Neandertaltypus findet sich übrigens heute noch bei den Ureinwohnern Australiens.

Die Schädel beider Rassen finden sich in Europa gleichzeitig, auch würde der Versuch, die höhere Cro Magnon-Rasse auf die tieferstehende Neandertalrasse zurückzuführen, noch in anderer Beziehung erheblichen Schwierigkeiten begegnen.

Fossile Reste von tertiären Menschen kennen wir noch immer nicht. Die angeblich tertiären Menschenreste aus Südamerika können einer

*) Wir entnehmen diesen Abschnitt einem symbolischen Roman von S. Sergejew-Zenski: „Die Trauer der Felder", der den ungeheuern Pessimismus verrät, von dem die dünne geistige Oberschicht der Russen nach den Exaltationen von 1905 und 1906 ergriffen ist. Die Übersetzung stammt aus der Feder des Petersburger Journalisten Edgar Mesching, der sich als Übersetzer einer ganzen Reihe von zeitgenössischen russischen Schriftstellern bereits bewährt hat.

kritischen Untersuchung nicht standhalten. Nur für einen vereinzelten Wirbel vom Monte Hermoso läßt sich die Möglichkeit pliozänen Alters vielleicht noch nicht mit Bestimmtheit ausschließen.

Es sind also vorläufig immer noch nur die Eolithen — Artefakte von sehr unvollkommener Art —, die als Beweise für die Existenz eines tertiären Alters der Gattung Homo herangezogen werden können.

Die heutigen Menschenaffen, beziehungsweise deren unmittelbare Vorfahren, können nicht in der direkten Ahnenreihe des Menschen stehen, wenngleich sie mit diesem im vollsten Sinne des Wortes blutsverwandt sind (Friedenthalscher Versuch). Auch von Pithecanthropus, auf den seinerzeit große Hoffnungen gesetzt wurden, muß man in dieser Hinsicht absehen. Die Armut der Tertiärbildungen an fossilen Menschenaffen ist geradezu auffallend. Dazu kommt noch, daß die weit überwiegende Zahl der fossil bekannten Arten nur durch Zähne oder Kieferfragmente in unseren Sammlungen repräsentiert wird. Von fossilen Zwischengliedern, die eine zusammenhängende Ahnenkette von den Halbaffen bis zum Menschen darstellen, wie sie Haeckel zu kennen vorgibt, ist bis heute leider noch gar nichts gefunden worden. Noch immer besteht Brancas Ausspruch vollinhaltlich zu Recht, daß der Mensch in der Diluvialzeit als ein ahnenloser Parvenü, als ein wahrer Homo novus auf den Plan trete, natürlich nicht als ein Geschöpf, das überhaupt keine Vorfahren gehabt habe, aber als ein solches, dessen Vorfahren wir nicht kennen.

Als „Schlußbetrachtungen" hat der Verfasser die Besprechung einer Reihe von Fragen allgemeiner Natur angefügt, die sich auf die Entstehung des Lebens, die einstämmige oder vielstämmige Herkunft der organischen Welt, auf kirchliche und naturwissenschaftliche Dogmen, Religion und Monismus beziehen.

Prof. C. Diener-Wien

Tagesfragen

Von Krammetsvögeln war in unserem Aufsatz in Heft 34 „Im Hunsrück und Hochwald" die Rede. Nun schreibt uns Herr Oberrealschuldirektor Dr. Fr. Müller-Oberstein-Idar, daß der Fang von Krammetsvögeln im Großherzogtum Oldenburg, zu dem die geschilderte Hochwälder Gegend als Fürstentum Birkenfeld gehört, ebenso wie in anderen deutschen Staaten verboten ist. Demnach ist die auf S. 361 befindliche Angabe, daß ein Versand von Krammetsvögeln nach Saarbrücken und Trier stattfindet, irrig.

D. Schriftl.

Nur objektiv!

An dem Wettbewerb um das in Berlin geplante Eugen-Richter-Denkmal beteiligt sich auch Hugo Lederer

(Zeitungsmeldung)

Der Bismarck uns, den Hort des Reiches
Verkörpert hat unübertroffen —
Wir dürfen jetzt von ihm ein Gleiches
Bezüglich Eugen Richters hoffen!

Parteilos sein im Reich der Geister,
So ziemt sich's. Wer wagt da zu lachen?
Ist Richter fertig, wird der Meister
Sich ungesäumt an Windthorst machen!

Georg Böttticher

* * *

Eure gute Meinung beschämet mich.
Es freut mich mehr Nichts auf der Welt,
Als wenn Euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Tier erschuf,
Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren sein,
Und er auch manches nur ebauchiert,
Und gerade nicht alles ausgeführt.

— — — — — — — — — — — —

So hab' ich als ein armer Knecht
Vom sündlich menschlichen Geschlecht
Von Jugend auf allerlei Lust gespürt
Und mich in allerlei exerziert,
Und so durch Übung und durch Glück
Gelang mir, sagt ihr, manches Stück.

Für die Schriftleitung
Wolfgang v. Goethe

Reichsspiegel

(Vom 28. August bis 3. September)

Innere und auswärtige Politik

Wiederaufnahme der Verhandlungen über Marokko — Länge der Verhandlungen — Notwendigkeit der Geheimhaltung — Spanische Forderungen — Italien besinnt sich — Deutsche Anfrage in London

Herr Cambon ist am Donnerstag in Berlin eingetroffen. Er hat Herrn v. Kiderlen sofort nach seiner Rückkehr seine Karte geschickt, mit der Bitte die Verhandlungen wegen Marokko erst Montag wieder aufzunehmen, da er sich trotz schneller Überwindung der akuten Krankheit noch recht angegriffen fühle. Es handelt sich tatsächlich um keine Diplomatenkrankheit, wie hier und da gemutmaßt wurde, und es liegt für sie auch kein Grund mehr vor, nachdem ein Versuch, die Besprechungen in Paris zu verschleppen, dank Herrn Cambons unzweideutig zum Ausdruck gebrachten Entschluß, sich nicht zum Agenten Englands herabsetzen zu lassen, gescheitert ist. Am Montag wird der Staatssekretär des Auswärtigen Amts vermutlich die Instruktionen kennen lernen, die Herr Cambon mitgebracht hat, und somit dürften vor Ablauf der eben beginnenden Woche Einzelheiten über den Stand der Verhandlungen kaum bekannt werden — vorausgesetzt natürlich, daß nicht wieder an der Seine halbe Indiskretionen begangen werden. Wir haben indessen Grund zu der Annahme, daß auch die französische Diplomatie in der früher beliebten Art, mit halben Indiskretionen in der Presse zu arbeiten, ein Haar gefunden hat. Das Ziel dieser Manöver, die deutschen Unterhändler aus dem Bau zu locken oder einen der wenigen deutschen Journalisten, die Gelegenheit haben, den Verhandlungen etwas näher zu stehen, zu einer Entgleisung zu veranlassen, wurde nicht erreicht.

Bei einiger Unbefangenheit im Urteil muß man auch zugeben, daß das deutsche System der absoluten Geheimhaltung der Verhandlungen sich bisher als das bessere erwiesen hat, wenn auch gewisse Interessengruppen und die Sensationspresse sich zurückgesetzt fühlen. Gilt es doch nicht nur Einzelwünsche zu befriedigen, sondern dem Gesamtwohl zu dienen und vor allen Dingen das nationale Wirtschaftsleben vor Erschütterungen zu bewahren, wie sie leicht im Gefolge diplomatischer Verhandlungen auftreten können.

Wenn man bedenkt, wie viele Interessen bei einer Frage wie der marokkanischen zusammentreffen, wieviel Berufene und Unberufene und Elemente

mit zweifelhafter Legitimation sich einstellen, um die Gunst des Augenblicks höchst eigennützig auszuschlachten, wird man zugeben, daß alles vermieden werden muß, was die Lust zu spekulieren begünstigen könnte. Wie einmal die Stimmung ist, würde jede Nachricht, der man den Stempel amtlichen Ursprungs anhängen könnte, zu wüster Spekulation ausgenutzt werden, und was noch schlimmer, es würde eine Nachrichtenfabrikation einsetzen, die keine Grenzen hätte. Schon jetzt tauchen an der Börse von gewissenlosen Leuten lanzierte Gerüchte auf und wirken auf die Kurse, und eine gewisse Presse ist nur allzu gern bereit, dem Sensations- und Spielbedürfnis nachzugeben. Das Gebot größter Zurückhaltung wird um so stärker, je länger sich derlei Verhandlungen hinziehen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Verhandlungen vor Ablauf von Monaten zu Ende kommen. Man übersehe nicht, daß es sich um den Abschluß eines neuen Staatsvertrages handelt, der Verhältnisse zu berücksichtigen und Gegensätze auszugleichen hat, die in fünfzigjähriger Entwicklung herangereift sind. Ich habe die Genugtuung, mich mit meinen Auffassungen über die politische, strategische und wirtschaftliche Bedeutung Marokkos für Deutschland nunmehr auch in der guten Gesellschaft des Grafen Reventlow zu befinden. Der Herr Graf heißt das Vorgehen der deutschen Diplomatie gut. Ich nehme an, daß die Alldeutschen den Namen dieses ausgezeichneten nationalen Schriftstellers nun nicht auch als „Schwachkopf" oder „Offiziösen", was nach ihrer Terminologie ungefähr dasselbe ist, auf die Proskriptionsliste setzen werden, daß sie vielmehr erkennen werden, wie sie von einigen ihrer Vertrauensmänner zum Werkzeug für wirtschaftliche Interessen einer verschwindend kleinen Zahl von Personen gemacht worden sind, die vor etwa zehn Jahren kaum gewußt haben, wo Marokko liegt, geschweige denn, daß dort etwas zu verdienen ist. Die Mannesmannpresse (Rheinisch-westfälische Zeitung, Post und Tägliche Rundschau) ist in erster Linie für die Irreführung des deutschen Publikums verantwortlich zu machen, die wegen unserer Absichten in Marokko eingetreten ist, und es wird wohl demnächst angebracht sein, die Fäden bloßzulegen, die die genannten drei Blätter mit den Herren Mannesmann verknüpfen. Heute sei nur eine Entstellung der Täglichen Rundschau zurückgewiesen. In Nr. 413 heißt es in der Wochenschau: „In den Grenzboten werden wir belehrt, wie töricht die Expansionsgelüste des unleugbar sich immer noch vermehrenden deutschen Volkes sind, das nicht wie andere Nationen mit geringerer Kinderzahl Neuland braucht, sondern bloß die Lüneburger Heide und die Ödländereien Westpreußens zu kolonisieren nötig hat, um völliges Genüge in sich selbst zu finden." Solch ein Blech hat in den Grenzboten noch nie gestanden, wohl aber wurde unter Hinweis auf die üble Wendung in der Ostmarkenpolitik der inneren Kolonisation das Wort geredet.

Die etwa zwanzigtägige Pause — die Post sagt: der Waffenstillstand — hat der deutschen Stellung bei den Verhandlungen nichts geschadet, man kann sogar sagen: die deutsche Position ist besser geworden. Den Dank dafür können

wir uneingeschränkt an England richten. Denn es sind in erster Linie Folgen der Intrigen König Eduards mit Herrn Delcassée, die nun ihre Früchte tragen. Italien und Spanien, seinerzeit durch Eduards des Siebenten Liebenswürdigkeit und im Gegensatz zum eigenen Interesse auf die Seite Frankreichs gebracht, beginnen ihre Fehler vom Jahre 1906 einzusehen. Nun treten sie an den Bundesgenossen von Algeciras mit Forderungen heran, die diesem augenblicklich recht unbequem sein müssen. Die Italiener wurden seinerzeit gewonnen, indem die französische Regierung ihnen versprach dem Vorgehen in Tripolis keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, — mit anderen Worten, indem man auf den Zusammenbruch der Türkei spekulierte und Italien Rechte schenkte, über die man doch nicht verfügen konnte. Nun erkennen die Italiener, daß sie genasführt wurden und zwar um so mehr, als es immer deutlicher zutage tritt, wie der englische Einfluß auch in der Türkei zurückgegangen, seit die Intrigen, die den Bagdadbahnbau aufhielten, zur Kenntnis der türkischen Regierung kamen. Italien fordert jetzt die Zuerkennung des Rechts seinen Einfluß bis an den Tsadsee ausdehnen zu dürfen, dessen fruchtbare nördliche Ufergürtel bekanntlich von den Franzosen besetzt sind. Ähnlich steht es mit Spanien. Als die Engländer durch Vertrag vom 8. April 1904 den Franzosen die Oberhoheit über Marokko einräumten, versäumten sie nicht, die den Franzosen scheinbar gern überlassene Position durch ein Sonderabkommen mit Spanien von vornherein zu unterminieren. Der schwache Freund konnte im günstigen Augenblick sehr wohl gegen den starken ausgespielt werden. In seiner blinden Wut gegen Deutschland bemerkte Herr Delcassée natürlich das falsche Spiel nicht und tappte in die Falle. Jetzt präsentiert Spanien Wechsel, die es im Jahre 1906 unter dem Einfluß Englands noch nicht hervorzuholen wagte. Es beruft sich auf einen Vertrag mit Marokko aus dem Jahre 1860, der ihm das Recht auf Besetzung eines Hafens südlich von Agadir einräumt. Bisher hat Spanien von diesem Recht keinen Gebrauch gemacht, angeblich weil die territorialen Grenzen nicht mit der erforderlichen Genauigkeit angegeben waren. Jetzt fordert es den Hafen von Santa Cruz de Mar Pequena etwa 150 km südlich von Agadir.

Der französischen Regierung kommen wie gesagt die Forderungen der beiden bisherigen Freunde höchst ungelegen; sie hat jetzt bei den Verhandlungen stets mit drei Gegnern zu rechnen, drei Fragern zu antworten, drei Fronten im Auge zu behalten ohne sich auf England verlassen zu können, das seiner bisherigen Taktik gemäß seinen stärksten Kolonialgegner in Nordafrika schadenfroh im Stich läßt. Wenn Frankreich klug ist, benutzt es endlich die Gelegenheit zu einer restlosen Verständigung mit Deutschland. Am Ende behält doch nur der Starke und Fleißige Recht und noch so fein eingefädelte Intrigen zerschellen an der Macht wirklich vorhandener Tatsachen.

Im allgemeinen läßt sich in der Presse eine allmähliche Beruhigung wegen der Marokkofrage feststellen. Die besonnenen Stimmen gewinnen immer mehr die Oberhand. Nur die Mannesmannpresse tobt weiter, ohne einsehen zu

wollen, wie unwürdig ihr Spiel ist und wie sehr geeignet, das Ansehen der deutschen Presse im In- und Ausland zu schädigen. Selbst die Sedanfeiern mußten dazu herhalten, die Regierung zu Nutz und Frommen der Herren Mannesmann zu verunglimpfen. Die Post läßt sogar einen Offizier aussprechen, am Sedantage sollten Kornblumen mit Trauerflor getragen werden! Warum? Weil unsere Diplomatie angeblich die Würde des Reiches nicht zu wahren wisse, weil unsere Diplomatie sich dauernd auf dem Rückzuge befinde. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie groß der Landzuwachs Deutschlands seit dem Rücktritt Bismarcks gewesen, wie sich die Handelsbilanzen mit den Ausfuhrländern gestaltet haben und wie eifersüchtig die Reichsleitung aufmerkt, daß ja auf der Welt nichts geschieht ohne die Mitwirkung Deutschlands, um die Haltlosigkeit solcher Behauptungen einzusehen. Wir können somit die einundvierzigste Wiederkehr des Tages von Sedan mit dem gehobenen Bewußtsein feiern, daß von den Errungenschaften jenes Tages nichts eingebüßt, ja, daß auf ihnen ehrlich, tapfer und erfolgreich weiter gebaut worden ist.

Auf welcher Basis die Marokkoverhandlungen weitergeführt werden sollen, weiß heute noch kein Mensch. Herr von Kiderlen erfährt die französischen Instruktionen erst am Montag und Herr Cambon dürfte nur dann beruhigt über die Diskutierbarkeit seiner Forderungen sein, wenn diese sich inhaltlich an die Vereinbarungen vor der Pause anschließen. Also Geduld und keine theoretischen Erörterungen. Dies um so mehr, als wir glauben, daß Deutschlands auswärtige Politik gegenwärtig in den Händen eines Mannes liegt, der nicht nur einen richtigen Begriff von den materiellen Bedürfnissen des Reiches, sondern auch ein sehr feines Verständnis für ideelle Werte hat.

Wie zu erwarten stand, hat Herr von Kiderlen wegen der Ausführungen des Sir Fairfax Cartwright in London angefragt. Eine Antwort dürfte indessen bisher noch kaum eingegangen sein, da die in London maßgebenden Personen sich teils auf Reisen, teils auf dem Lande befinden. G. Cl.

Bank und Geld

Börsendebakle und Zahlungseinstellungen — Spekulationen an auswärtigen Börsen — New-Yorker Kursverluste — Bucketshops — Mißtrauen und Pessimismus — Überspekulation in Industriewerten — Die augenblickliche Wirtschaftslage und die Aussichten der nächsten Zukunft

Die Bilanz des Augustmonats lautet für die Börse recht betrüblich. Zahlungseinstellungen, Selbstmorde, Depotunterschlagungen sind die äußeren Kennzeichen für die Größe des Zusammenbruchs, der sich vollzogen hat. Und übereinstimmend geht die Feststellung in allen Fällen dahin, daß es nicht Verluste an der einheimischen Börse, sondern solche in London und New York sind, welche das Unheil angerichtet haben. Man erkennt daraus, wie sich das Spekulieren an auswärtigen Börsen, welches dem Publikum in der unglücklichen Periode des Börsengesetzes anerzogen worden ist, zu einer unausrottbaren Gewohnheit gestaltet hat, einer Gewohnheit, von der die verderblichsten Erfahrungen nicht abzuschrecken

vermögen. Jahr für Jahr erleben wir Perioden, in denen ein plötzlicher, meist ganz unvorhergesehener Kurssturz an der New-Yorker Börse eintritt und alle mit sich reißt, die unvorsichtig genug waren, sich über ihre Verhältnisse in amerikanischen Werten zu engagieren. Die raschen und unvermittelten Kursbewegungen in Wallstreet bieten eine starke Verlockung für spekulative Naturen; große Gewinne scheinen bei günstiger Konstellation in sicherer Aussicht zu stehen und fallen tatsächlich oft den vom Glück Begünstigten in den Schoß. Das Gefährliche liegt aber darin, daß der amerikanische Markt durchaus in den Händen der großen Faiseure ist, „manipuliert" wird, wie man sagt. Die Finanzmagnaten fechten auf dem Boden der Börse nicht nur ihre eigenen Interessenkämpfe aus, bei denen eine künstlich inszenierte Deroute ihnen ebenso oft als Waffe dient, wie ein Aufpeitschen des Marktes durch höher und höher steigende Kurse, sondern auch ihre Zwistigkeiten mit der Regierung in Ansehung der wirtschaftlichen Gesetzgebung. Die Börse ist für sie ein wirtschaftliches und politisches Kampfwerkzeug. Daraus ergibt sich, daß die Kursbewegung niemals mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden kann. Es wirken zuviel Momente auf sie ein, die mit der allgemeinen Wirtschaftslage in keinem oder einem nur losen Zusammenhang stehen und aus der Ferne nicht beurteilt werden können. Die Börsenkurse schlagen daher oft eine Richtung ein, die der augenblicklichen Konjunktur schnurstracks zuwiderläuft — wie dies eben jetzt im August der Fall war, wo alle Welt sich auf ein Steigen der Kurse eingerichtet hatte und jeder glaubte, sich beeilen zu müssen, um von dem zu erwartenden goldenen Segen auch sein Scherflein zu erhaschen. Und das Resultat? Kursverluste, die nach den Angaben eines Finanzblattes die Höhe von mehr als zwei Milliarden Mark erreichen und an denen leider Deutschland mit einem erheblichen Betrag beteiligt ist. Hier ist in einem Monat mehr verloren worden, als während der ganzen aufsteigenden Periode an den heimischen Börsen verdient werden konnte. Diese Verluste treffen sowohl die Börse als das Privatpublikum, letzteres aber in weit stärkerem Maße. Denn zu jeder Zeit sind die der Börse fern stehenden Kreise nicht nur waghalsiger und unternehmungslustiger als die berufsmäßigen Spekulanten, sondern sie halten auch an vorgefaßten Meinungen mit großer Zähigkeit fest und verstehen nicht, wie der Börsenmann, ihre Operationen blitzgeschwind den veränderlichen Forderungen des Tages anzupassen. Dabei stehen sie, weil schlechter unterrichtet und von den Ereignissen fast stets überrascht, durchaus im Hintertreffen, können günstige Konstellationen nur selten in vollem Maße ausnutzen und müssen ungünstige in ihrer ganzen Schwere tragen. Man könnte sich wirklich darüber wundern, wie gering die Urteilskraft und die Einsicht nicht nur der großen Masse, sondern auch sonst verständiger Leute ist, belehrten uns nicht die Tatsachen darüber, daß in Deutschland eine geradezu unerschöpfliche Vertrauensseligkeit und Unerfahrenheit in finanziellen Dingen besteht. Diese Beobachtung kontrastiert freilich seltsam zu der Rolle eines Industrie- und Handelsstaates von dem Range Deutschlands und nicht minder seltsam zu der

vollendeten Organisation unseres Bankwesens. Und doch ist sie richtig. Wer daran zweifeln wollte, hat nur nötig, sich die näheren Begleitumstände des Zusammenbruchs der Bankfirma Kwiet u. Gans vor Augen zu halten, um sich eines Besseren zu belehren. Eine „Bankfirma", die mit ganzen 10000 M. Kapital ihren Betrieb anfängt, in Fachkreisen keinen Kredit genießt, trotzdem aber sich einen Kundenkreis erwirbt, der in kurzem die Firmeninhaber anscheinend zu reichen Männern macht, bis der Konkurs die völlige Mittellosigkeit offenbart und Verluste des Privatpublikums in Höhe von zwei Millionen Mark zutage treten! Einem Geschäft, das den reinen Typus des Bucketshops darstellt, welches am Platze so schlecht akkreditiert ist, daß mit Leichtigkeit ausreichende Informationen über seine Qualität hätten eingezogen werden können, werden von Privatleuten zwei Millionen in bar und in Wertpapieren anvertraut! Das ist doch nur denkbar, wenn in weiten Kreisen der Kapitalbesitzer eine völlige Weltfremdheit obwaltet, eine totale Unkenntnis auch der einfachsten Grundregeln des Bank- und Börsenwesens. Unter den betrübten Gläubigern finden sich solche mit Forderungen von nahezu hunderttausend Mark und nicht nur blindgläubige Hinterwäldler, sondern Männer von Rang und Würden. Man sieht also, der Kampf gegen diese Parasiten der Börse, den der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes seit einiger Zeit mit Energie aufgenommen hat, ist ein solcher von höchstem Allgemeininteresse. Man darf sich aber nicht darauf beschränken, einzelne Schädlinge, wo man deren gerade habhaft werden kann, auszurotten; wichtiger noch wäre eine fortgesetzte Aufklärungsarbeit unter Mithilfe der Presse. Nun unterstützt die letztere ja freilich häufig die Bemühungen des Zentralverbandes, indem sie zweideutige Firmen, namentlich des Auslandes brandmarkt; überfliegt man dann aber den Inseratenteil, so findet man, nicht vereinzelt, sondern in ganzen Gruppen jene anrüchigen Anzeigen, in denen ungenannte Wohltäter „absolut sichere" Informationen über in- und ausländische Wertpapiere anpreisen. Diese Inserate sind eine der beliebtesten und, aus ihrer Häufigkeit zu schließen, wohl auch wirkungsvollsten Methoden des Gimpelfangs. Die Presse sollte unbedingt danach streben, diese indirekte Mitwirkung an dem Treiben der Winkelbankiers zu vermeiden und solchen Inseraten die Aufnahme versagen. Daß dies bei gutem Willen möglich ist, zeigt das Beispiel einiger großen Zeitungen, die ihren Inseratenteil von diesen verdächtigen Kostgängern gesäubert haben.

Es ist begreiflich, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein weit verbreitetes Gefühl der Unsicherheit und des Mißtrauens sich regt. Mancherseits wird sogar ein völliger Umschwung der Dinge und das Eintreten einer Krise prophezeit. Nun läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß augenblicklich gefahrdrohende Momente vorhanden sind, deren Zusammenwirken einen recht nachteiligen Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben ausüben kann. Zunächst bleibt ja leider die Unsicherheit der politischen Lage noch auf weiteres bestehen. Der Marokkohandel wird aller Voraussicht nach noch auf Wochen, wenn nicht

Monate hinaus eine Beunruhigung und Bedrohung bilden, die bei der ohnehin gespannten und unklaren wirtschaftlichen Lage einen starken Druck ausüben müssen. Für die Börse ist diese Sachlage besonders bedenklich, weil das Publikum noch mit Industriewerten zu exorbitant hohen Kursen überladen ist. Die börsenmäßigen Engagements sind eingeschränkt worden, aber den Besitz von Kassawerten hat das Publikum bisher nach Möglichkeit festgehalten. Es liegt also die Gefahr vor, daß bei erneuter starker politischer Beunruhigung oder bei erheblicher Verteuerung der Geldsätze ein empfindlicher Kurssturz auf dem Gebiet der Industriewerte erfolgt. Daher handelt der weise, der bei der augenblicklichen kritischen Sachlage sich zurückzieht und nicht dem Unwetter zu trotzen versucht. Sieht man aber von den politischen Bedenken ab und rechnet mit einer günstigen Lösung der Marokkofrage, so scheinen mir ausreichende Gründe für eine pessimistische Beurteilung der Wirtschaftslage nicht vorhanden zu sein. Die Auffassung, daß die seit etwa anderthalb Jahren herrschende „Hochkonjunktur" im Begriff stehe, in ihr Gegenteil umzuschlagen, wird durch die Tatsachen nicht unterstützt. Freilich trübt manches augenblicklich das Bild eines glänzenden Aufschwungs.

In Amerika machen sich Zeichen einer unverkennbaren wirtschaftlichen Erschlaffung geltend, in Deutschland vermag der Absatz weder der gesteigerten Kohlenförderung noch der Roheisenproduktion zu folgen, die Frage der Erneuerung der Verbände rückt nicht von der Stelle, und die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten bei der Zusammenschweißung des Roheisensyndikats zeigen, wie groß die Hemmnisse sind, die sich einer umfassenden Verständigung entgegenstellen. Endlich wird die Lebensmittelteuerung, die Futternot, das Brachliegen der Schiffahrt zu einer Stockung in den Absatzverhältnissen, zu gesteigerter Kreditinanspruchnahme und damit zu teuren Geldsätzen führen. Ungünstige Momente genug, in der Tat! Aber auf der anderen Seite fehlen doch alle die charakteristischen Anzeichen, welche dem Kundigen andeuten, daß das Wirtschaftsleben seinen Höhepunkt überschritten hat, daß eine Überanspannung der Kräfte vorliegt, die in einer Krisis ihre Auslösung suchen muß. Das sicherste und untrüglichste Zeichen für eine solche Verfassung des Wirtschaftskörpers ist zu allen Zeiten die Lage des Geldmarktes. Industrielle Überproduktion und Überanspannung sind nicht denkbar ohne erhebliches Wachstum der Kredite, ohne Erschöpfung der flüssigen Mittel, ohne starke und bedrohliche Verteuerung der Geldsätze. Nun ist zwar unsere Produktion in den letzten Jahren derart gewachsen, daß sie die Periode der letzten Hochkonjunktur ziffernmäßig nicht nur erreicht, sondern schon geschlagen hat. Aber unser Geldmarkt hat eine ganz andere Verfassung als in den Jahren 1906 und 1907. Nicht das geringste Zeichen einer Überhitzung ist an diesem untrüglichen Manometer abzulesen! Wir haben einen Reichsbankdiskont von 4 Prozent; die Ultimogeldsätze des letzten Monats beliefen sich gar nur auf $3^5/_8$ Prozent, die Devisenkurse stehen günstig und die Reichsbank ist im Besitz eines Barvorrates, wie sie ihn Zeit ihres Bestehens noch nicht aufweisen konnte. Spricht das für eine Über-

anspannung der wirtschaftlichen Kräfte? Gewiß nicht. Die finanzielle Rüstung Deutschlands ist in den letzten Jahren erfreulicherweise stärker geworden. Eine Produktion, die wir vor fünf Jahren nur mit wirtschaftlicher Erschöpfung erkaufen konnten, bewältigen wir heute, ohne darüber den Atem zu verlieren. Wir haben daher auch keinen Anlaß, schwarz zu sehen. Tritt eine Stockung in dem lebhaften Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens ein, so wird sie nicht einer Krisis, sondern einem Sammeln der Kräfte zu neuem Anlauf gleichen. Freilich wäre zu wünschen, daß von allen Seiten in klarer Erkenntnis der Sachlage zusammengearbeitet würde, um die gegenwärtig auftauchenden Gefahren beizeiten abzuwenden. Sache der Regierung ist es, durch geeignete Maßregeln der Lebensmittelteuerung abzuhelfen. Ob die Öffnung der Grenzen oder Suspendierung der Zölle, wie sie hier und da empfohlen wird, von Nutzen wäre, muß dahingestellt bleiben, da auch das Ausland unter der Dürre leidet und die eingetretene Preiserhöhung auf alle Lebensmittel zum großen Teil auf das Geschäftsgebaren der einheimischen Detailliſten zurückzuführen ist. Nur durch energisches Eingreifen kann dem Versiegen der Kaufkraft, neuen Lohnkämpfen in der Industrie und den damit verbundenen Störungen des Produktionsprozesses vorgebeugt werden. Sache der Börse ist es, durch Maßhalten und eine Einschränkung der Spekulation auf ein allmähliches Zurückgehen des Kursniveaus hinzuwirken, damit nicht durch einen plötzlichen und ruinösen Zusammenbruch Gefahren für die gesamte Volkswirtschaft heraufbeschworen werden. Sache der Arbeitgeber und Arbeiter ist es endlich, eine Verständigung über Lohn und Arbeitsbedingungen herbeizuführen, die sowohl den Interessen beider Teile als der gegenwärtigen Wirtschaftslage Rechnung trägt. Hier liegt vielleicht die dringendste Gefahr für tiefergehende Störungen vor. Denn so kurzsichtig es ist, eine augenblickliche Depression durch Aussperrung ausnutzen zu wollen, so liegt doch, wie der Gang der Verhandlungen im Metallgewerbe zeigt, bei einem Teile der Fabrikanten Neigung zu solchem Experimente vor. Noch ist es ja allerdings zu einer Generalaussperrung nicht gekommen, weil der Ausschuß des Metallverbandes vorläufig den Ausgang der Einigungsverhandlungen abwartet. Bezeichnend aber ist, daß er den Abschluß von Tarifverträgen seinen Mitgliedern grundsätzlich untersagt. Die große Errungenschaft unseres sozialpolitischen Jahrhunderts, der kollektive Arbeitsvertrag, der in Zukunft die Grundlage der ganzen industriellen Produktionstätigkeit bilden wird, ist leider einstweilen dem Verständnis eines guten Teils unserer Unternehmer noch recht fremd geblieben.

Spectator

Bücherliste

Rogers, James Edward: The American Newspaper. Chicago, Univer. of Chicago Press.
Myers, Walter Raleigh: The Technique of Bridging Gaps in the Action of German Drama since Gottsched. Chicago, Univer. of Chicago Press.
Diercks, Dr. Gustav: Kreuz und Halbmond. Wilmersdorf, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. M. 6.—.
v. Hornstein, Ferdinand Frh.: Zwei unveröffentlichte Briefe Richard Wagners an Robert v. Hornstein. München, E. W. Bonsels & Co. M. 0.50.
List, Guido: Die Armanenschaft der Ario-Germanen. Zweiter Teil. Wien, Guido v. List-Gesellschaft.
v. Pöhlmann, Robert: Aus Altertum und Gegenwart. Neue Folge. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. M. 6.—.
Falter, Dr. G.: Staatsideale unserer Klassiker. Leipzig, C. L. Hirschfeld. M. 3.—.
Monumenta Germaniae Paedagogica. Begründet von Karl Kehrbach. Herausgegeben von der Gesellschaft der deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte. Band XLVIII. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 14.—.
Stange, Carl: Die Stellung der Religion im modernen Geistesleben. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. M. 0.30.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Im nächsten Heft der Grenzboten beginnen wir mit dem Abdruck des Romans

Das Glück des Hauses Rottland

von **Julius A. Haarhaus.**

Wir hoffen unsern Lesern durch diesen Roman des alten Grenzboten-Mitarbeiters wieder einen auserlesenen Genuß zu verschaffen.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

529. **Oberlehrer** f. Realgym., Berlin, 1. 4. 12 (Volle Lehrbefähig. im Frz., Engl., Deutsch. u. Latein).
531. **Oberlehrer**, 1. 4. 12 (Mathematik und Naturwissenschaft), Berlin.
532. **Hauslehrer**, Theologe, 1. bezw. 15. 10., ev., für 2 Knaben, Pommern.
538. **Pfarrer**, 4000 (Freie Dienstwoh.), Rheinpr.
543. **Hauslehrer**, ev., mus. (guter Turner), 1. 10., Hessen-Nassau.
544. **Hauslehrer** (Neuphilologe), f. 2 Knab., 1. 10., Westpr.
545. **Hauslehrer**, Phil. oder Theol., f. Obertertian., Mitte Oktober, Ostpr.

B. Für Damen.

535. **Erzieherin**, ev., mus. (Latein), 1. 10., Pommern.
536. **Erzieherin**, ev., erf., mus. gepr., 1. 10., Pommern.
537. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 11., f. 2 Mädch., Westpr.
540. **Erzieherin**, 15. 10., f. 8jähr. Knab. (Latein), Westpr.
541. **Erzieherin**, z. Oktober, gepr., erf., ev., Schlesien.
546. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., 1. 10. 11, Pommern.
547. **Erzieherin**, gepr., erf., f. 2 Mädch., 1. 10., Ostpr.
548. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., 1. 10., Westpr.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Kulturarbeit des Privatversicherungswesens

Von Dr. Diedrich Bischoff-Leipzig

„Vergessen wir nicht: Die Arbeit, die von den Versicherungsinstitutionen, ihren Zentral- und ihren Außenorganen geleistet wird, ist eine Kulturarbeit."

Bericht des Schweizer Versicherungsamtes 1911.

Daß das vielgestaltige Versicherungswesen unserer Tage von hoher Bedeutung für das Gedeihen unseres Volkslebens ist, darüber herrscht heute im allgemeinen keine Meinungsverschiedenheit. Mehrung der wirtschaftlichen Sicherheit des Einzelhaushaltes durch bestimmte Rechtsansprüche, — so lautet immer mehr die Losung der Gegenwart. Vielen schwebt dabei als letztes und höchstes Ziel vor jene allumfassende Fürsorgeanstalt eines kommunistischen Zukunftsstaates, in dem einem jeden die Befriedigung seiner „vernunftgemäßen Bedürfnisse" gesichert sein soll. So lange aber diese allgemeine rechtliche Gewährleistung der Lebensbedingungen durch das Gemeinwesen noch nicht verwirklicht ist, wird dem Versicherungswesen die Rolle zuerkannt, in bestimmten, die Einzelwirtschaft mit materiellem Bedarf belastenden „Schadenfällen" aus einer gemeinsamen Kasse nach gewissen feststehenden Grundsätzen Hilfe zu leisten, um den Betroffenen die Erhaltung ihrer Daseins-, Wirtschafts- und Entwicklungsmöglichkeit zu erleichtern.

Diese Wirksamkeit des Versicherungswesens ist zweifellos eine sehr segensreiche. Ungeheure Kapitalmengen werden durch diese vielgliederige Sammeleinrichtung zusammengetragen, um an diejenigen Rechtsteilhaber, deren Haushalt in dem kritischen Falle von einem bestimmten Kapitalbedürfnis betroffen wird, verteilt zu werden. In diesem Sinne veranlassen Lebens- und Feuer-, Hagel- und See-, Invaliditäts- und Aussteuer-, Unfall- und Haftpflichtversicherung und alle die anderen Versicherungsbetriebe die Volksgenossen zu einer Spartätigkeit, bei der in gewaltigem Umfange die vorhandenen Geldmittel

einem weniger wertvollen Konsum entzogen werden. Durch die Gewährung der Sicherheit wird ferner ein bedeutsamer psychischer Einfluß erzielt und dem Unternehmungsgeist und Wagemut im Volksleben die erforderliche Entwicklung ermöglicht. Vor allem aber wird im eintretenden Schadenfalle — so bei Wertvernichtung durch Brand, Seeverlust, Hagelschlag, Tod des Versorgers — die als Zelle des Volkskörpers so grundwichtige Einzelwirtschaft mehr oder minder in ihrer sozialen Funktion wirksam erhalten.

Diese für die Erhaltung und Mehrung der Gesundheit des Volkslebens ungemein wertvollen Wirkungen des Versicherungswesens, die ein jeder in ihrer alle heutigen Lebensverhältnisse durchdringenden Entfaltung bei einigem Zusehen und Nachdenken unschwer sich klar machen kann, werden bei uns von Wissenschaft und Publikum, von den Regierungen und den politischen Parteien vollauf anerkannt. Sie sind es, auf die jenes allgemeine Urteil sich gründet, daß das Versicherungswesen für die nationale Gegenwart und Zukunft eine hohe Bedeutung besitzt.

Eben dieses Urteil aber neigt bei vielen Zeitgenossen dahin, den sozialen Wert des Versicherungswesens verschieden hoch zu bemessen, je nach der Betriebsform, deren man sich beim Versichern bedient. Ganz besonders geht in weiten Kreisen — bei Männern der Wissenschaft, der Politik, der Presse, der Regierung — die Meinung um, der Privatbetrieb sei hier grundsätzlich weniger wertvoll als der öffentlich-rechtlich organisierte Betrieb; vor allem die staatliche Zwangsversicherung sei ihm an nützlicher Wirksamkeit erheblich überlegen. Dem Privatversicherungswesen werden dabei der Gewinn der Aktionäre, die Höhe des Einkommens der leitenden und der Aufsicht führenden Personen und das Agentenwesen als wertmindernde Momente angerechnet. Auch behauptet man, daß hier die Gewinnsucht dahin führe, die im sozialen Interesse begründeten Rechte der Nutznießer des Versicherungsvertrages bei der Fassung der Vertragsklauseln und bei der Schadenregulierung zu vergewaltigen.

Aus solchen und ähnlichen Gründen hat man zum Schutze der Interessen der Versicherten zunächst eine weitgehende machtvolle Staatsaufsicht gefordert, die den antisozialen Neigungen und Gewohnheiten der Privatversicherer ein Ende bereiten und so den nationalen Nutzen unseres Versicherungswesens heben soll. Hierbei aber bleiben die Wünsche Vieler, die sich — manchmal ohne tiefere und umfassendere Sachkenntnis — mit dem Problem der Vervollkommnung des Versicherungswesens beschäftigen, nicht stehen. Man verlangt nicht nur eine Ergänzung der privaten Versorgung des Versicherungsbedürfnisses durch die öffentlich-rechtlich organisierte, man trachtet vielmehr letzten Endes nach einer völligen Verdrängung der Privatversicherung durch die Staatsversicherung. Der gegenwärtig in Italien zur Entscheidung stehende Antrag auf Verstaatlichung des gesamten nationalen Lebensversicherungswesens ist auch manchen deutschen Sozialreformern — und zwar nicht nur den Anhängern des sozialdemokratischen Fortschrittsprogramms — aus der Seele gesprochen.

Hie und da will man mit solchen Maßnahmen dem Staate Einnahmen verschaffen. Das Hauptmotiv jener allgemeinen Verstaatlichungsidee aber bleibt doch am Ende der Glaube, es werde durch eine solche Wandlung der soziale Nutzen, der kulturelle Segen des nationalen Versicherungswesens erheblich gesteigert.

Ist diese, bei uns in einflußreichen Kreisen stark verbreitete Annahme richtig? — Das ist die Frage, die hier einer kurzen Betrachtung unterzogen werden mag. Sie verdient eine solche öffentliche Erörterung, denn jener Verstaatlichungsglaube ist für den weiteren Werdegang unseres Versicherungswesens unter Umständen von entscheidendster Bedeutung. Im allgemeinen sozialen Interesse scheint es da geboten, der fraglichen Auffassung von der sozial-kulturellen Minderwertigkeit der privaten Betriebsweise etwas näher auf den Grund zu gehen und sie auf ihren Richtigkeitsgehalt an Hand unbefangener Wirklichkeitsforschung zu prüfen.

Bei dieser Prüfung ergibt sich zunächst, was die erwähnten Einzelvorwürfe gegen den privaten Versicherungsbetrieb angeht, folgendes: Ein sehr erheblicher Teil unserer Versicherungsgesellschaften ist überhaupt nicht mit Aktionärdividenden belastet, weil ihr Betrieb auf dem Gegenseitigkeitssystem beruht. Bei den meisten Aktiengesellschaften aber gehen die Aktionärbezüge keineswegs über dasjenige Maß hinaus, das zugestanden werden muß, um im Bedarfsfalle Aktienkapital dem Versicherungswesen zuzuführen und diesem die in mancher Hinsicht besonders zweckmäßige Betriebsform der Aktiengesellschaft zu sichern. Auch entspricht in den meisten Fällen — insbesondere im Bereiche der sogenannten Schadenversicherung — dem Aktionärgewinn auch insofern eine angemessene Gegenleistung, als die Aktionäre ein mit großen Schadenchancen verknüpftes Betriebsrisiko tragen. Ebenso bilden die Fälle der wesentlich über das sozial notwendige Maß hinausgehenden Vertragsvergünstigungen der leitenden und aufsichtführenden Gesellschaftsorgane die Ausnahme. Man lasse sich in dieser Beziehung nicht durch einige wenige „Rieseneinnahmen" hervorragend geschäftstüchtiger, aber auf höchste Bezahlung Gewicht legender Versicherungsdirektoren irreführen, die meist allein in weiteren Kreisen bekannt sind und hier zu allerhand verallgemeinernden Trugschlüssen Anlaß geben; ein gewissenhaftes Studium der einschlägigen Verhältnisse bei unseren großen Gegenseitigkeitsgesellschaften wird den unbefangenen Kritiker davon überzeugen, daß die im Grunde unter dem Einfluß von Nachfrage und Angebot sich herausbildende Leistungsbezahlung im privaten Versicherungsbetriebe zumeist keineswegs die Grenzen des Betriebsnotwendigen überschreitet, vielmehr der Regel nach eine richtig rentierende Aufwendung darstellt. Das trifft auch im allgemeinen für den vielbemängelten Agentenapparat zu, dessen Bedeutung und Nützlichkeit von manchen Beurteilern des Versicherungswesens recht ungenügend verstanden wird. Auf die Rentabilität dieses Faktors der Privatversicherung werde ich noch zu sprechen kommen.

Was aber schließlich die dem privaten Versicherungswesen vorgeworfene „Ausbeutung" der Versicherungsinteressenten durch schlechte Vertragsbedingungen

und unzulängliche Schadenregulierung betrifft, so möchte ich zu diesem Punkte unser zum Schutze der Versicherten bestelltes Kaiserliches Aufsichtsamt für Privatversicherung sprechen lassen. Diese Reichsbehörde hat sich auf die Anfrage der königlich bayerischen Regierung, ob eine Verstaatlichung der Mobiliarversicherung zu empfehlen sei, in ihrem Gutachten folgendermaßen geäußert:

„Auf Grund der von uns in einer nunmehr achtjährigen Aufsichtstätigkeit gemachten Wahrnehmungen halten wir uns zu dem Urteil berechtigt, daß im allgemeinen die in Deutschland arbeitenden privaten Versicherungsunternehmungen ihrer volkswirtschaftlichen Aufgabe, zuverlässigen und billigen Feuerversicherungsschutz zu gewähren, in durchaus befriedigender Weise gerecht werden, und daß erhebliche Mißstände, die die Errichtung staatlicher Mobiliarversicherungsanstalten geboten erscheinen ließen, nicht zu beklagen sind. Daß bei den millionenfachen Versicherungsverträgen und den nach vielen Tausenden zählenden Schadenfällen mannigfach Unzufriedenheiten und Beschwerden hervortreten, ist in der Natur der Sache gegeben und würde auch gegenüber einer aufs vollkommenste verwalteten staatlichen Anstalt unausbleiblich sein.

Im Jahre 1907 liefen bei den von uns beaufsichtigten Feuerversicherungsunternehmungen im Inland insgesamt 10 974 454 Versicherungsverträge und waren 235 885 Schäden zu regulieren. Wenn dem gegenüber jährlich etwa hundert Beschwerden gegen Feuerversicherungsgesellschaften bei uns einlaufen, von denen sich übrigens nur ein sehr geringer Prozentsatz als sachlich begründet zu erweisen pflegt, so darf die deutsche Feuerversicherung mit Stolz auf dieses Ergebnis hinweisen."

Aus dieser gutachtlichen Äußerung geht hervor, daß in Wirklichkeit die berechtigten Interessen der versicherungsbedürftigen Staatsbürger unter der privaten Betriebsform keineswegs so leiden, wie man das in manchen, der gründlichen Orientierung entbehrenden Kreisen vermeint und behauptet. Diese ungünstige Meinung wird übrigens vielfach nur dadurch hervorgerufen, daß bei der Privatversicherung die Interessenten gar oft aus Vorurteil gegen den „profitsuchenden" Unternehmer das Betriebsnotwendige für unrecht halten, während sie ganz das gleiche und sogar schlimmeres ohne Murren fatalistisch über sich ergehen lassen, wenn es ihnen durch Gesetz und Behörde beschert wird.

Daß dem jetzigen Zustande des Privatversicherungswesens hie und da noch Mängel der behaupteten Art anhaften, soll mit alledem keineswegs bestritten werden. Aber diese Mängel entbehren durchaus jener Allgemeinheit, die ihnen schlecht unterrichtete Kritiker vielfach nachsagen, und sie bedeuten bei weitem nicht eine solche Herabminderung des Gesamtnutzens der privaten Versicherung, wie sie von der übelwollenden Kritik behauptet wird. Trotz der noch vorhandenen Unvollkommenheiten leistet gerade unser fein entwickeltes, durch eine eifrige Fachwissenschaft unterstütztes deutsches Privatversicherungswesen eine vielseitige Befriedigung des Versicherungsbedürfnisses, die an Umfang und Qualität sehr hohen Anforderungen genügt. Dabei aber ist zu berücksichtigen, daß die soziale Be-

deutung dieses nationalen Wirtschaftsfaktors sich keineswegs erschöpft in der bloßen Sicherheitsproduktion, die im Schadenfalle das Fortwirtschaften der betroffenen Individualkräfte ermöglicht und durch die gewährte Schutzleistung die Anspannung und Verwertung dieser Kräfte fördert. Im Wirtschaftsleben ist ja — was im allgemeinen viel zu wenig beachtet wird — den einzelnen Institutionen neben der eigentlichen Produktionsaufgabe noch eine andere, gleich wichtige Aufgabe eigen: die Erziehungsaufgabe. Das wirtschaftliche Getriebe muß von der Art sein, daß es die nützlichen Individualtriebe und -kräfte nicht verkümmern läßt, sie vielmehr zu starker, fortschreitender Entfaltung treibt. Eine Betriebsform, bei der zwar eine umfangreiche Versicherungsleistung erzielt, aber die Erziehung tüchtiger Willens- und Schaffenskräfte im übrigen vernachlässigt wird, würde sozial nicht besonders hoch zu bewerten sein. Dagegen steigt die soziale Bedeutung eines Versicherungswesens in dem Maße, als dieses durch seinen erzieherischen Einfluß dazu beiträgt, wertvolle Willensqualitäten und Fähigkeiten hervorzutreiben.

Da nun muß gesagt werden, daß die private Betriebsweise im Bereiche des Versicherungswesens erzieherisch höchst Bedeutsames geleistet hat und noch leistet. Ihr ist das hohe Maß von Intelligenz und Energie zu danken, auf dem die heutige Entwicklung der Versicherungstechnik beruht. Nicht im entferntesten wäre diese Entwicklungshöhe erreicht worden, wenn etwa vor hundert Jahren an Stelle der privaten Betriebsform die staatliche im Versicherungswesen eingeführt worden wäre. Unter dem Drucke des eigenen finanziellen Risikos haben sich die privaten Versicherer bei Aufbietung aller Kräfte bemüht, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die bei der Befriedigung der verschiedenartigen Versicherungsbedürfnisse sich auftürmten und eine mühsame Pionierarbeit erheischten. Und die Versicherungsbedürftigen selbst, die durch keinen gesetzlichen Zwang geleitet wurden, vielmehr auf eigenes Denken und Entschließen angewiesen waren, fühlten sich angeregt, auch ihrerseits durch Ergründung ihrer Interessen und durch Formulierung neuer Wünsche zur Vervollkommnung der Versicherungseinrichtungen beizusteuern. Im Kampfe mit den — für alle Kulturentwicklung so wichtigen — Wünschen freier Konsumenten, von denen er abhängig war, mußte der Versicherer seine Fortschrittskräfte anspannen. Und das um so mehr, als die Konkurrenten sich um die Gunst der gleichen Abnehmerkreise bewarben und deren Wünsche auf das vorteilhafteste zu befriedigen sich erboten. Im Wettbewerb bemühte man sich, den Konsumenten über das, was er in seinem Interesse verlangen müsse, aufzuklären; das Agentenwesen insbesondere beteiligte sich mit größtem Nachdruck an dieser Erziehungsarbeit. So entspann sich einmal unter den Versicherungsproduzenten einerseits und den Versicherungskonsumenten anderseits und daneben wieder unter den einzelnen Produzenten ein Kampf von Nachfrage und Angebot und ein Wettbewerb, der für die Erzeugung wertvoller Willens- und Schaffenskräfte, Kenntnisse und Einrichtungen von größter Bedeutung war. In diesem ganzen, unter der Herrschaft

eigener Verantwortlichkeit sich vollziehenden Interessenkampfe hat sich auch im Bereiche des Versicherungswesens immer wieder die Wahrheit des alten Wortes bewährt, daß der Krieg der Vater aller Dinge ist.

Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Das ist die Sachlage, die auf unserem Schaffensgebiete eine große Fülle von Persönlichkeitswerten zutage fördert und entwickelt.

Diesen sozialen Nutzen teilt an sich das Privatversicherungswesen mit der freien Privatwirtschaft überhaupt. Dieses ganze Getriebe mit seinem erzieherischen Kampf der Interessen besitzt als Schule unentbehrlicher Fortschrittskräfte eine Bedeutung für die Bereicherung des Volkslebens, die in gleicher Weise keiner anderen Betriebsform eigen ist. Auf dem Versicherungsgebiete aber hat diese Art der Erzeugung sozialer Werte noch ihre besondere Wichtigkeit. Im privaten Versicherungsbetriebe handelt es sich auf seiten der Versicherungsnehmer um freiwillige Spar- und Fürsorgeakte, die in ihren Wirkungen dem sozialen Gedeihen unseres Volkes außerordentlich dienlich sind. Erziehung zu einer höchst gemeinnützigen Selbsthilfe spielt hier in der Wertproduktion eine solche Rolle, wie sie bei kaum einem anderen Wirtschaftsvorgange zu verzeichnen ist. Der Versicherungsbedürftige wird veranlaßt, selbst das ihn belastende Risiko zu studieren und für dessen Deckung durch eigene Entschlüsse zu sorgen, damit er und seine Familie bei Eintritt des befürchteten Kapitalbedarfs nicht anderen zur Last fallen. Auf die hohe erzieherische Bedeutung dieser Selbsthilfe durch die auf Verträgen beruhende Privatversicherung weist auch Kohler in der Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaft hin, indem er ausführt: „Noch besonders mag bemerkt werden, daß der Versicherungsvertrag der Initiative der Persönlichkeit entspringt. Diese ist nicht von selbst versichert, sondern sie versichert sich; sie kann regelmäßig den Versicherer auswählen und die Normen, unter welchen die Versicherung erfolgen soll, bis zu einem gewissen Maße bestimmen. Das gibt dem ganzen Versicherungswesen den Hintergrund der persönlichen Selbsttätigkeit und knüpft die Segnungen des Versicherungswesens an das persönliche Wollen. — Jedes Rechtsverhältnis ist aber um so schätzenswerter, wenn es Vorteil und Nachteil an die Wirksamkeit des Beteiligten selber knüpft, denn dies hat den großen Vorteil, daß Tag für Tag das Gefühl der Verantwortung wacherhalten und die Kraft der Persönlichkeit gesteigert wird."

Eine ganz besondere Bedeutung besitzt diese Entwicklung des freien Fürsorgewillens im Bereiche der Lebensversicherung. Da handelt es sich ja im allgemeinen um den Entschluß, Aufwendungen aus eigenen Mitteln zu machen für andere, die nach dem Todesfall Nutzen davon haben. In erster Linie spielt hier die uneigennützige Familienfürsorge eine große Rolle. Die aber bedeutet, wo sie sich richtig entwickelt, einen außerordentlich tiefgehenden Nutzen

im Bereiche echter Volkswohlfahrt. Weit über den Rahmen einer schablonenhaften Minimalfürsorge hinaus, wie sie die staatliche Zwangsversicherung dem einzelnen aufnötigt, findet hier in hohem Maße eine zweckmäßig individualisierende Anpassung der Versicherungsfürsorge an die Verhältnisse der Beteiligten statt. Vielfach geht der Familienvater, wenn es sich z. B. um die Sicherstellung einer zahlreichen Familie und um die Sicherung einer, hohen Anforderungen entsprechenden Kindererziehung handelt, bei der Erwerbung von Lebensversicherungen bis zur äußersten Höhe der Prämie, die er sich von seinem Einkommen abzusparen vermag.

Wenn aber in diesem Sinne das Forschen und Wollen zahlloser Staatsbürger durch das Privatversicherungswesen angeregt, geschult und zur Tat getrieben wird, so bedeutet dieser Erziehungseffekt, auch wenn er nicht mit statistischen Formeln sich fassen und nicht in Mark und Pfennig sich beziffern läßt, eine Wertproduktion, die dem Volksleben der Gegenwart und der Zukunft in hohem Maße zugute kommt. Es trifft da jenes Urteil zu, das einmal in Schmollers Jahrbüchern ausgesprochen worden ist: „Indem das Familienhaupt eine Versicherung eingeht und dem Verfügungsrecht über seine Ersparnisse fast vollständig entsagt, zeigt es eine Kraft der Aufopferung, die nur auf einer hohen Stufe moralischer Kraft möglich ist. Mancherlei sind die Maßstäbe, mit denen man die Kultur der Völker zu messen getrachtet hat; ich glaube kaum, daß es einen zuverlässigeren gibt als die Lebensversicherungsstatistik. Die Zahl und Höhe der Versicherungen, die größere oder geringere Zähigkeit, mit welcher sie festgehalten werden, entscheiden mit großer Sicherheit über die moralische Bildungsstufe, auf welcher das Volk steht."

Wesentlich beteiligt an dieser Erzeugung wertvoller sittlicher Triebkräfte ist der seinen Provisionsverdienst suchende Agent, der durch seine mühsame pädagogische Arbeit die Intelligenz und Entschließung der Versicherungspflichtigen in Bewegung setzt und so unermüdlich für die Entwicklung des freien Fürsorgewillens sorgt. Das Agentenwesen als ein Organ mühsamer, aber fruchtbarer Sozialpädagogik stiftet da — was so vielfach verkannt wird — mehr Nutzen als so manche andere Berufstätigkeit, die bei dem oberflächlichen Urteil unserer Zeitgenossen weit höher im Kurse steht. Es wäre sehr fraglich, ob dadurch sozialer Segen gestiftet würde, wenn man die im Berufe des Versicherungsagenten arbeitenden Mitbürger auf diesem Felde brodlos machen und sie in andere Berufsbahnen hineinzwingen wollte.

Wenn wir alles das beachten, so bekommen wir eine wesentlich andere Vorstellung von der sozialen Bedeutung des Privatversicherungswesens, als sie so manchen mangelhaft unterrichteten Kritikern eigen ist, die keinen Blick für die grundlegende Tatsache haben, daß schließlich Erziehungseffekte und Willenswerte bei der sozialen Einschätzung wirtschaftlicher Einrichtungen und Vorgänge mit ihrem Zeugnis ebenso viel zu sagen haben als die Statistik über die finanziellen Wirkungen des Versicherungswesens.

Die Annahme, es könne der soziale Gesamtnutzen des deutschen Versicherungswesens dadurch gehoben werden, daß man die Form des Privatbetriebes auf diesem Gebiete beseitigt und an ihre Stelle allenthalben den öffentlich-rechtlich organisierten Betrieb setzt, — diese in manchen Kreisen immer wieder vorgebrachte reformpolitische Annahme kann nach alledem keineswegs als zutreffend angesehen werden. Sie verkennt und unterschätzt die geschilderte Produktion sozialer Werte, die sich in eigenartiger Weise gerade mit dem Privatversicherungswesen verbindet, und hat andererseits zu wenig Blick für die Mängel und die teilweise recht bedenklichen sozialpädagogischen Wirkungen einer umfassenden staatlichen Zwangsversicherung. Gewiß hat die staatliche Zwangsversicherung, trotzdem sie nur eine schablonenhafte Minimalfürsorge bietet, infolge ihres vormundschaftlichen Charakters der Erziehung zur Selbsthilfe mannigfach entgegengewirkt. Sie hat tausendfältig ohne genügenden Grund bei der Bemessung des Risikoentgeltes die einen Versicherten zugunsten anderer überteuert und am Ende sogar allerhand willenspathologische Erscheinungen (z. B. Rentenhysterie) erzeugt; sie unterliegt auch den Gefahren des Bureaukratismus und der Ausbeutung in besonderem Maße. Dennoch hat sie auf weiten Gebieten ihre soziale Berechtigung, weil hier den vorhandenen dringenden Versicherungsbedürfnissen anderweitig nicht rasch genug abgeholfen wird und insbesondere bei willens- und zahlungsschwachen Individuen die Selbsthilfe versagt. Aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß die Verallgemeinerung dieser Betriebsform die gesamte Wertproduktion des Versicherungswesens steigern würde. Im Gegenteil muß bei gründlicher Würdigung aller einschlägigen realen Vorgänge und Wertungsfaktoren die Überzeugung gewonnen werden, daß auf unserem Gebiete das Nebeneinanderwirken beider Betriebsformen das notwendige und kulturdienliche ist. Die Ausschaltung des privaten Versicherungsbetriebes würde auch deshalb sehr nachteilig sein, weil diese durch größere Beweglichkeit ausgezeichnete Betriebsform viel besser die notwendige Gelegenheit zu neuen praktischen Versicherungsexperimenten bietet, die für den Fortschritt des Versicherungswesens — wie die Erfahrung genugsam gezeigt hat — ungemein wichtig sind. Die an einen schwerfälligen politischen Apparat gebundene Staatsversicherung ist weit weniger in der Lage, mit praktischen Entschließungen den vielgestaltigen neuen Versicherungsbedürfnissen im Einzelnen zu folgen und das zweckmäßige durch Versuche zu erproben. Ihm tut die Pionierarbeit der Privatversicherer als Lehrmeisterin sehr not. Würde man diesen fortschrittsfrohen Wettbewerb des Privatversicherungswesens beseitigen, so würde man damit ein erzieherisches Moment ausschalten, das jetzt für die Entwicklung und Handhabung der staatlichen Versicherung von nicht geringer Bedeutung ist. Sind doch im Grunde alle die technischen Fundamentalsätze, deren sich der Staat und seine Organe bei ihren Versicherungskonstruktionen bedienen, mehr oder minder dem Erfahrungsschatze entnommen, den die Privatversicherer durch viele Jahrzehnte im Kampfe mit realen Bedürfnissen und Schwierigkeiten gesammelt haben.

Wenn wir alle diese Verhältnisse mit Unbefangenheit und Sachkenntnis uns klar machen, so gelangen wir zu dem Schluß, daß die Frage einer Einengung des Privatbetriebes im Bereiche des Versicherungswesens von Fall zu Fall mit großer Sorgfalt studiert und entschieden werden muß, wenn soziale Mißwirkungen vermieden werden sollen. Da mag jene Mahnung beherzigt werden, die das Eidgenössische Versicherungsamt, die oberste Schweizer Aufsichtsbehörde, in seinem neuesten Jahresbericht ausspricht: „Vergessen wir nicht: Die Arbeit, die von den Versicherungsinstitutionen, ihren Zentral- und ihren Außenorganen, geleistet wird, ist eine Kulturarbeit." Wer den sozialen Gesamteffekt unseres deutschen Versicherungswesens heben will, der darf nicht blindlings von allgemeinen Theoremen über die Minderwertigkeit des Privatbetriebes und die hochentwickelte Gemeinnützlichkeit des Staatsbetriebes ausgehen, der muß vielmehr das wirkliche Wesen und die wirklichen Entwicklungsbedingungen echten Kulturfortschrittes auf Grund eigener Tatsachenbeobachtung und eigener Denkarbeit mit in Rechnung ziehen. Da wird manches Rezept, nach dem man heute das Versicherungswesen zum Nutzen der Allgemeinheit „sanieren" möchte, als ein höchst fragwürdiges, auf die Dauer durchaus schädliches Kulturmittel sich erweisen. Gewiß soll unser deutsches Gesamtversicherungswesen noch weitgehender Fortschritte in technischer und sozialer Beziehung sich erfreuen. Zu dieser Freude aber wird es nur gelangen, wenn Wissenschaft und Politik, Presse und öffentliche Meinung bei ihrer Kritik und ihren Reformbestrebungen über ein klares Verständnis verfügen für Wesen, Wert und rechtes Gedeihen der Kulturarbeit des Privatversicherungswesens.

Die Begabung der Rassen und Völker

Von Prof. Dr. S. R. Steinmetz-Amsterdam

Das Problem von der gleichen oder ungleichen Begabung der verschiedenen Menschenrassen gehört zu den wichtigsten, die es überhaupt zu lösen gibt, theoretisch ebensowohl wie praktisch. Theoretisch: Hat der geographische Materialismus recht, der die ganze Geschichte der Völker aus den drei Faktoren Boden, Klima, Lage ableiten will, der ihre Wohlfahrt, ihr Glück, ihre Leistungen auch auf den höchsten Gebieten allein aus diesen Umständen oder aus solchen, die auf sie zurückzuführen sind, erklären zu können meint, wie dies als letzte Professor Tower besonders mit Rücksicht auf die Zukunft der Großstaaten und Professor Huntington hinsichtlich der Türkei getan haben? Sind Volk und Geschichte im Grunde weiter nichts als die Funktion des Wohnortes, oder gesellt sich hierzu als ein neuer, mächtiger Faktor die Rasse mit ihrer Eigenart und ihrer besonderen Begabung? Derjenige Teil der Soziologie, welcher vor seiner empirischen Zeit den Namen

Philosophie der Geschichte trug, kennt kaum eine wichtigere Frage als die nach der Bedeutung der Rasse im Lebensprozesse der Menschheit. Und praktisch: Nicht nur unsere ganze Kolonialpolitik, unser Verhalten den Eingeborenen unserer Kolonien gegenüber hängt von der Beantwortung dieser Frage ab; die Lage aller europäischen Völker wird eine andere sein, je nachdem, ob die vierhundert Millionen Chinesen notwendig unsere unterwürfigen Kulis bleiben müssen, ob sie sich zu unseren mehr oder weniger geschickten Nachahmern aufschwingen können oder ob es ihnen gelingen wird, als unsere ebenbürtigen Mitbewerber aufzutreten. Ebenso hängt es von dieser Antwort ab, wie wir den Negern und den Malaien unserer Kolonien gegenüber aufzutreten haben, denn es ist selbstverständlich, daß man gleich geartete Menschen anders erziehen und behandeln muß als solche, die von den unserigen ganz verschiedene Vorzüge und Fehler besitzen, auch wenn man diesen gegenüber von den besten Absichten beseelt ist. Die afrikanische Kolonialpolitik sowie die Behandlung der Neger in Amerika könnten unmöglich dieselben bleiben, wenn einmal die Überzeugung durchdringen sollte, daß die Schwarzen eigentlich verkannte, schlecht erzogene Angelsachsen sind.

Wahrlich, die Frage, ob alle Rassen, welche die Erde trägt, von den äußeren Umständen abgesehen, dieselbe und gleich hohe Begabung besitzen, ist für Praxis und Theorie von der allergrößten Bedeutung! Und dennoch ist dieses Problem durch die Wissenschaft nicht allein nicht gelöst worden — das hat es ja mit allen tieferen Problemen gemein —, sondern es wurde sogar nur sehr selten einer gründlichen, objektiven Erörterung unterzogen. Besonders an der unbedingt nötigen Objektivität hat es fast immer gefehlt. Einerseits trat der Gegensatz zwischen den Völkern und Nationalitäten hier hindernd in den Weg, und anderseits suchte der Haß und der Interessengegensatz zwischen den Rassen in den fremden Weltteilen, zwischen Weißen und Negern, Weißen und Mongolen seine Instinkte und Erfahrungen in Theorien umzusetzen. Eine andere Tendenz vertraten schon seit längerer Zeit der Humanismus und der Kosmopolitismus. Beide wollen wenigstens einen Grund der Trennung und Feindschaft zwischen den Völkern und Rassen beseitigen, indem sie ihre angeborene Ungleichheit leugnen. Die Wesensgleichheit aller Menschen ist ihr Losungswort und die Voraussetzung aller ihrer Träume und Forderungen.

Im Gegensatze zu diesen Interessenten hat die wissenschaftliche Forschung sich von den Tendenzen der Sympathie ebenso wie von denen der Antipathie fernzuhalten. Sie wird sich weder von dem Enthusiasmus der Zeitungen und der Kongresse noch von den Vorurteilen und dem Egoismus der praktischen Leute beeinflussen lassen. Sie hat wie immer nur auf die Tatsachen achtzugeben, und sie kann diesen nur gerecht werden, wenn sie allen menschlichen Erscheinungen teilnehmend und mitfühlend gegenübersteht. Die Wissenschaft entsagt ihrer Würde, wenn sie, statt objektiv zu forschen, Argumente zu vorgefaßten Meinungen zusammensucht, und es ändert hieran gar nichts, wenn der in solcher Weise verteidigte Gegenstand unsere Sympathie besitzt und sogar

verdient. Die Wissenschaft soll eben nie verteidigen, sondern bloß forschen und erklären. Finot in seinem bekannten Buche hat uns den Weg gezeigt, den wir nicht einschlagen sollen.

Die erste Frage, die wir uns gegenwärtig zu stellen haben, ist die, wie wir uns den Charakter einer Gruppe oder die Verschiedenheit der psychischen Beanlagung zwischen zwei Menschengruppen denken müssen. Wenn wir allen mystischen Vorstellungen von der Volksseele fernbleiben wollen, so müssen wir uns deutlich zu machen versuchen, in welcher Weise sich die eine Rasse von der anderen oder das eine Volk von dem anderen psychisch unterscheiden kann. Zwei Möglichkeiten bieten sich dar, die aber auch vereint vorliegen können. Ich nenne sie die elementare und die distributive Verschiedenheit. Unter der ersten verstehe ich die psychische Verschiedenheit aller Mitglieder der einen Gruppe von denen einer anderen. Wenn man z. B. die Neger kindisch nennt, meint man damit, daß alle Exemplare dieser Rasse die so bezeichnete Eigenart mehr oder weniger besitzen, und genau so verhält es sich, wenn man die nordamerikanischen Indianer der Grausamkeit bezichtigt: sie werden alle fremden Leiden weniger zugänglich gedacht als die Mitglieder anderer Rassen. Wenn aber die Deutschen musikalischer gerühmt werden als andere europäische Völker, oder wenn den Mischlingen von Europäern und Malaien oder von Europäern und Negern dieser Vorzug in besonders hohem Maße zugesprochen wird, dann liegen zwei Möglichkeiten vor: entweder alle Deutschen und genannten Mischlinge sind musikalisch begabt, oder die Masse bei beiden verhält sich nicht anders als bei anderen Menschengruppen, aber bei den ersteren kommt ein größerer Prozentsatz von musikalisch gut Beanlagten vor als bei anderen Völkern. In diesem Falle sind also die Elemente der Gruppe von denjenigen anderer nicht zu unterscheiden, die Verteilung der Anlagen ist aber in der einen Gruppe nicht dieselbe wie in der anderen. Im ersten Falle spreche ich also von elementaren, im zweiten von distributiven Unterschieden in den verglichenen Volkscharakteren.

Diejenige Form der distributiven Verschiedenheit, welche auf einer ungleichen Verteilung von höherer Beanlagung überhaupt beruht, dürfte von der größten Bedeutung sein. So wird vielfach von den Engländern behauptet, daß sie bedeutend mehr tüchtige Leute hervorbringen als irgendein anderes Volk. Es versteht sich, daß, wenn auch dieser Überschuß an Begabten im englischen Volke an sich von keiner eigentümlichen Färbung wäre, sein Vorhandensein allein schon genügen würde, den Engländern einen besonderen Charakter zu verleihen, genau so wie ein Mensch sich vor einem anderen hervortut, wenn er genau dieselben Eigenschaften besitzt, nur daß einige Züge bei ihm stärker entwickelt sind, so daß das eine Individuum nicht mehr als mittelmäßig, das andere als hochbegabt erscheint.

Es ist wohl ohne weiteres klar, daß ein Volk resp. eine Rasse, die durch den Besitz ausgezeichneter Eigenschaften oder hervorragender Persönlichkeiten vor

den anderen bevorzugt ist, im Wettkampfe der Völker siegen wird und für den Kulturfortschritt mehr leisten kann.

Von der Bedeutung der psychischen Verschiedenheit der Menschengruppen sind wir jetzt überzeugt; in wie verschiedener Weise wir sie uns denken können, wissen wir auch. Es fragt sich aber noch, ob sie wirklich besteht. Finot hat sie geleugnet, aber ihre Nichtexistenz kaum zu beweisen versucht, denn indem er auf der einen Seite das Vorhandensein der kollektiven Charaktere bestreitet, schwelgt er im nächsten Augenblicke im französischen Nationalgenius und erklärt diesen aus der Mischung gewisser Rasseneigenschaften! Er spricht von den besonderen Eigenschaften längst verschwundener Urrassen und nennt die neue nordamerikanische Volksseele ein wunderschönes Produkt aus vielerlei Mischungen; wie kann aber die Mischung etwas Schönes ergeben, wenn die Bestandteile der Mischung sich voneinander nicht unterscheiden?

Wir stehen jetzt der großen Frage gegenüber, ob die Gruppencharaktere ganz und ohne weiteres aus dem direkten Einflusse der Umgebung zu erklären sind und mit dieser sofort und vollständig wechseln, oder ob sie etwas Festes und Bleibendes bedeuten. Wir müssen gleich und ohne Vorbehalt zugeben, daß die psychischen Eigentümlichkeiten aller Rassen aus ihrer Umgebung entstanden sind. Wie könnte es anders sein? Der Charakter, den die Bewohner von ihrer Umgebung aufgeprägt erhielten, kann nun aber entweder vergänglich sein wie Schrift im Sande oder beharrlich wie Felseninschrift.

Es handelt sich also gar nicht um die Frage, wie vielfach fälschlich angenommen wird, ob die Umgebung allmächtig ist oder nicht. Nein, sie und sie allein gestaltet die Gruppenpsyche in unserem Sinne, ihr Werk kann aber von geringerer oder größerer Dauer sein. Auf das Maß dieser Vergänglichkeit kommt alles an. Wurde die Schrift der Umgebung tief genug in den Felsen der Volksseele eingeritzt, um von der psychischen Erblichkeit betroffen zu werden? Das ist die entscheidende Frage.

Die Erblichkeit der seelischen Eigenschaften ist also eine der Bedingungen des erblichen Gruppencharakters. Von Lucas und seinen Vorgängern bis auf unsere Zeit wurde das große Problem immer wieder erörtert. Seit Galton kann es wohl im allgemeinen als gelöst betrachtet werden; seit den Arbeiten von Jörg, Heymans und Wiersma, Pearson haben wir aber auch genauere Einsicht in die Gesetze der psychischen Erblichkeit, obwohl hier noch unendlich viel zu tun übrig bleibt. Wir dürfen also annehmen, daß die psychischen Ergebnisse der Einwirkung der Umgebung im weitesten Sinne in einer verwandten Menschenmasse erblich gefestigt werden können. Ob und in welchem Falle dies geschieht, wird vor allem davon abhängen, ob die Einwirkungen tiefgehende sind und ob sie längere Zeit bestanden haben. Wer also einerseits die Macht der Umgebungseinwirkung und anderseits die psychische Erblichkeit anerkennt, muß notwendig die logische Schlußfolgerung, den erblichen Gruppencharakter, in irgendeiner Form auch anerkennen! Schallmayer hat vollständig

recht mit der Behauptung, daß die psychische Erblichkeit den erblichen Rassencharakter bedingt. Vgl. dazu auch Bechers „Rassedienst", Grenzboten 1911, Nr. 23 und 24.

Man darf aus dem Vorhergehenden aber keineswegs folgern, daß jede seelische Eigentümlichkeit einer Menschengruppe nun auch notwendig einen Bestandteil ihrer erblichen Psyche ausmache. Denn so sicher gewisse Züge, wie sie auch entstanden sein mögen, erblichen Charakter haben, beruhen andere auf den aktuellen Umständen und würden mit diesen sofort oder sehr bald verschwinden. Sie können schon zur Gewohnheit geworden sein, bereits ein kleines Maß von Fixierung erlangt haben, ohne deshalb schon erblich zu sein, aber auch weiter nichts als eine direkte Reaktion auf die Reize der Umgebung bedeuten und mit diesen wechseln. Nur die induktive Forschung kann und darf entscheiden, welche Eigentümlichkeiten einer Bevölkerung dem erblichen Bestand angehören und welche direkt der Umgebung zuzuschreiben sind. Das einzige allgemeine diagnostische Hilfsmittel zur Unterscheidung der beiden Eigenschaftsgruppen ist wohl die Beharrlichkeit selbst. Was unter wechselnden Umständen beharrlich bleibt, dem Wechsel der Umgebung Widerstand leistet, gehört zur Erblichkeitsmasse; was aber mit den Umständen und zwar in ihrem Sinne wechselt, darf als ihre vergängliche Wirkung betrachtet werden.

Leider besitzen wir nur sehr wenige Studien, die darauf ausgehen, den Charakter irgendeiner Rasse oder eines Volkes sorgfältig festzustellen. Eigentlich wurden alle solche Versuche bloß nebenbei und grenzenlos oberflächlich angestellt. Selbstverständlich reicht das rein anthropologische Studium nicht einmal aus, um die höhere von der niedrigeren Begabung zu unterscheiden; die gröberen hirnanatomischen Methoden sind ungenügend, wie zuletzt Kohlbrugge nachgewiesen hat, und die feineren beherrschen wir noch viel zu wenig. Die von den Anthroposoziologen gegebenen Charakteristiken, z. B. die von de Lapouge und H. S. Chamberlain, sind doch gar zu wild und zu phantastisch begründet, von einem methodisch-kritischen Nachweise findet sich bei ihnen keine Spur. Chamberlain meint, daß bei den Juden der Wille, bei den Indoeuropäern der Intellekt besonders entwickelt sei; de Lapouge aber hält die letzteren nicht für intelligenter als die übrige Menschheit und sieht in der Stärke des Willens das Merkmal ihrer Unterscheidung! Es sind eben Meinungen, weiter nichts! Fouillée ist vielleicht der einzige, der versucht hat, eine Reihe von Völkern einigermaßen methodisch zu charakterisieren, aber auch er verfährt flüchtig und oberflächlich, ohne daß viel Überzeugendes dabei herauskommt. Im übrigen besitzen wir eigentlich nur eine allerdings große Zahl von Charakterschilderungen einzelner Völker von direkten Beobachtern, die sich oft durch Scharfblick, nicht aber durch systematische Vollständigkeit und kritische Methode auszeichnen. Unter diesen ragen u. a. die Schilderung der Russen durch Hehn, die der Chinesen durch Smith, die der Engländer durch Boutmy hervor. Auch Sombarts tiefer als gewöhnlich angelegte Untersuchung über den jüdischen Volkscharakter genügt doch den Anforderungen keineswegs, denn er stellt keine genügenden Kontroll-

versuche darüber an, inwieweit der angeblich erbliche Charakter der Juden vielleicht doch aus Umgebungseinflüssen erklärt werden könnte.

Es versteht sich von selbst, daß die Ableitung eines Volkscharakters aus Eigentümlichkeiten der Rassenelemente, aus denen dieses Volk hypothetisch zusammengesetzt ist, wie Finot sie unternimmt, außerordentlich geringe Gewähr für wissenschaftliche Sicherheit bietet.

In ganz anderer Weise stelle ich mir die wirklich wissenschaftliche, methodische Erforschung dieser Materie vor. Ich verhehle mir aber keineswegs, daß bessere Resultate erst dann erzielt werden können, wenn die spezielle Psychologie einen größeren Teil ihrer Aufgaben gelöst haben wird. Erst dann werden wir ja den Zusammenhang der verschiedenen Elemente des Charakters verstehen und aus den systematischen Beschreibungen großer Mengen von Individualcharakteren unsere Schlüsse ziehen können. Wir werden dann ganz genau feststellen, wie sich etwa Franzosen von Engländern und Russen, Europäer von Chinesen unterscheiden, und untersuchen, ob wir die gefundenen Unterschiede auch in besonderen Gruppen innerhalb dieser Rassen und Völker wiederfinden, z. B. ob die europäischen Genies und Verbrecher sich dem Wesen ihrer Rasse entsprechend von ihren mongolischen Kollegen unterscheiden. Natürlich wird sich unsere Untersuchung nicht hierauf beschränken dürfen. Wir werden feststellen, welche Eigentümlichkeiten sich sowohl in der höheren Kunst eines Volkes als auch in der niedrigsten Vergnügungskunst offenbaren und in welchem Grade letztere die Sympathie der verschiedenen Bevölkerungskreise genießen. Alle Seiten des Volkslebens, nicht nur die eigentlich kollektiven Äußerungen, sondern auch diejenigen einer möglichst großen Zahl von Volksmitgliedern in bezug auf die innere und äußere Politik, den Charakter der Religion, die Weise wie Wissenschaft und Kunst getrieben werden, die Art der Kriegführung, die Eigenart des Wirtschaftslebens müssen in dieser Weise untersucht werden.

Selbstverständlich ist es durchaus notwendig, daß alle diese Untersuchungen mit objektivem, vielseitigem Verständnisse und mit einer nicht geringen Gründlichkeit durchgeführt werden. Auf diesem Gebiet ist noch so wenig geleistet worden, daß wir den ernsten Versuchen die höchsten Erwartungen entgegenbringen dürfen.

Bei allen sozialgeographischen Forschungen stieß ich immer wieder auf Erscheinungen, die sich aus den aktuellen physischen Umständen nicht erklären ließen, sondern nur aus der mittels der Erblichkeit summierten Einwirkung einer Reihe von Faktoren auf den Volkscharakter. Zu demselben Schlusse kommen viele, die solche Studien treiben, so Dove, wenn er die Verhältnisse des britischen Weltreichs analysiert, Th. Fischer, der „nie mehr verwischte nationale Züge" der Juden aus ihrer alten Umgebung ableitet, de Rousiers, indem er konstatiert, daß die fleißigen, sparsamen, aber nicht unternehmenden, nicht großzügigen Bauern aus der Auvergne in Nordamerika, ungeachtet aller andersartigen Einwirkungen der neuen physischen und sozialen Umgebung, dennoch ihre alt-

angestammten Fehler und Tugenden beibehalten: „On reste Auvergnat même au Kansas!“

Wie aber können wir uns die Entstehung solcher psychischen Merkmale der Rassen und Völker denken? Da wir die Erblichkeit der Einwirkungsergebnisse bei einer gewissen Dauer und Intensität derselben annehmen, müssen wir jetzt fragen: wie können solche tiefen Einwirkungen erzielt werden? Wir wollen uns hier natürlich den Theorien der Biologen anschließen, da die Psychologen bis jetzt keine Meinungen über solche Fragen geäußert und positiv durchgeführt haben. Erstens könnte die direkte Einwirkung der Umgebung tiefgehende Unterschiede verursacht haben, durch das Klima könnte z. B. der Geist entweder gekräftigt oder geschwächt werden; die Nahrung könnte ebenfalls eine Wirkung ausüben. Auch kann die physische Umgebung mehr indirekt, indem sie zum Gebrauch oder Nichtgebrauch gewisser Fähigkeiten veranlaßt, nach der Hypothese Lamarcks die Entwicklung besonderer Seelenvermögen fördern oder hemmen. Eine zweite Möglichkeit wäre in der historischen Erziehung gegeben, unter der ich die Umbildung des Gruppencharakters durch eine große Vielheit von Umständen im Laufe der Geschichte verstehe; es wäre ja möglich, daß eine gute oder schlechte Erziehung, die Lehre irgendeiner Religion, moralische Erhebung oder Versumpfung auf die Psyche der Individuen wie der Masse einen so starken Eindruck machen, daß dieser einen erblichen Rest nachläßt. Und endlich gibt es noch einen dritten Weg: den der Auslese auf diesem Gebiete. Wenn die drei Bedingungen: die Erblichkeit psychischer Eigenschaften, die Ungleichheit der menschlichen Anlagen und die ungleichmäßige Fortpflanzung erfüllt sind, ist die menschliche Auslese die notwendige Folge. Es muß also eine gewisse Auslese auch in bezug auf die psychischen Typen in der menschlichen Gesellschaft stattfinden und zwar unausgesetzt. Diese psychische Auslese wird mittels sehr verschiedener Siebe geübt. Je nachdem die Gesellschaft verschieden organisiert, die Kultur eine andere ist, werden andere Charaktere bevorzugt oder ausgemerzt. Das Zölibat der Geistlichen eliminiert so gut wie der Neo-Malthusianismus unserer Großstädte. Leider sind uns diese Wirkungen noch sehr wenig bekannt.

Wenn wir das Werden eines Volkscharakters studieren wollen, müssen wir nicht nur die Einflüsse in Betracht ziehen, welche im gegebenen Augenblick darauf einwirken, sondern ebensosehr diejenigen, welche seinerzeit den Volkscharakter aus dem Rassencharakter herausgebildet haben, und nicht zuletzt diejenigen äußeren Faktoren, welche in früheren Zeiten die psychische Eigenart der Rasse gestaltet haben. Der Völkerpsychologe hat also mit drei verschiedenen Milieus zu rechnen.

Noch eine weitere Frage wollen wir jetzt beantworten. Kann der Charakter einer Rasse oder eines Volkes durch absichtliche menschliche Maßnahmen geändert werden, können wir Rassen oder Völker erziehen? Ändern tun sie sich, wie wir sahen, fortwährend, es ist also bloß die Frage, ob wir sie auch nach unserer

Absicht umgestalten können. Nach dem Vorhergehenden dürfte es selbstverständlich sein, daß wir dazu fähig sind, wenn wir bloß die Bedingung erfüllen, daß wir dieselben Mächte walten lassen und während ebenso langer Zeit wie die Natur. Sind wir aber dazu in der Lage? Wahrscheinlich wird dies selten der Fall sein, weil wir die maßgebenden Faktoren keineswegs beherrschen und nur sehr selten während so langer Zeit, wie hier erforderlich, der Einwirkung die gleiche Richtung geben können. Welche politische Maßregel wurde je jahrtausendelang durchgeführt? Nehmen wir einmal an, daß ein etwas rauhes Milieu die Arier und späterhin die nordischen Völker zu den jetzigen Welteroberern erzogen habe, sind wir nun imstande, Neger oder Malaien oder sonst irgendeine Rasse, deren menschlichen Wert wir erhöhen möchten, in eine ähnlich rauhe Umgebung zu verpflanzen? Und wenn wir das könnten, was gewiß nicht der Fall ist, würden wir sie dann bei unseren so sehr veränderten Lebensverhältnissen in jener Umgebung die erforderlich lange Zeit festhalten können? Man braucht die Antwort kaum abzuwarten. Die Geschlechter, die nach uns kommen, würden ja ihren Willen in bezug auf dieses Experiment zehnmal geändert haben.

Es geschieht aber manchmal etwas anderes, nämlich ein absichtliches, in nicht ganz belanglosen Motiven wurzelndes Hinüberführen einer fremden Rasse in neue, vielleicht höhere Verhältnisse, z. B. wenn wir die Chinesen in unser modernes industrielles Leben oder die Neger Südafrikas aus ihrer ererbten Clanverfassung fast unvermittelt in eine individualistische Gesellschaftsform drängen. Natürlich wird dieser Übergang, indem er ganz neue Anforderungen an den Charakter dieser Rassen stellt, sowohl durch direkte Anpassung als durch Auslese einen tiefen Einfluß auf ihre Beanlagung ausüben. Geistig dieselben sind sie vielleicht schon nach einem Jahrhundert eines so stark veränderten Lebens gewiß nicht.

Aber eine Erziehung im eigentlichen Sinne des Worts läßt sich dieses Verfahren doch kaum nennen! Wird eine solche uns möglich sein? Können wir durch bewußte, absichtliche Maßnahmen die Wirkung der Natur mit ihren langen Perioden ersetzen? Liegt es in unserer Macht, die letzteren abzukürzen, die angewandten Mittel zu mildern? Es gibt für die Menschheit kaum ein höheres Ziel! Wir müssen uns aber klar machen, daß die Menschheit als solche sich nie ein solches Ziel steckt; was sie zu erreichen vermag, ist immer etwas ganz anderes, als was ein einziger mit unserer Gesamtkenntnis ausgerüsteter Mensch in einem Jahrhunderte währenden Leben zustande bringen könnte. Konsequente Maßnahmen auf sehr lange Zeit hinaus sind von der Menschheit vorläufig nicht zu erwarten, und solche wären doch zur Erziehung einer Rasse resp. eines Volkes unbedingt nötig. Die Menschheit ist viel zu heterogen, um je zu einem methodischen Zusammenwirken zu gelangen.

Eine andere Schwierigkeit besteht in der sehr erwünschten Ersetzung der Auslese durch andere Umgestaltungsmittel, d. h. also durch Übung oder Nicht-

übung und direkte Einwirkung. Nach unserer jetzigen Einsicht wird dies nur selten gelingen. Ein Trost liegt darin, daß die Auslese durchaus nicht immer eine Ausmerzung Lebender zu sein braucht, die Verhinderung neuen Lebens reicht meistens aus. Und warum sollte ihre absichtliche Lenkung mehr Leid verursachen, da sie auch ohne unser Zutun doch immer stattfindet?

Unser Erziehungsvermögen im Sinne der Fähigkeit, eine psychische Begabung zu ändern, ist ohnehin sehr beschränkt; man bedenke doch, daß eine gegebene Anlage ausbilden etwas ganz anderes ist als sie umbilden. Das erstere können wir, das letztere nur in sehr geringem Maße. Unsere Erziehungshoffnung läßt uns beides verwechseln. Der beste Unterricht macht noch keinen besseren Intellekt, und deshalb wird der den Negern erteilte Unterricht, auch wenn er zehnmal besser wäre, als er tatsächlich ist, ihre Begabung nicht erhöhen, sondern höchstens zur vollen Entfaltung bringen. Ebenso wird kein Erziehungssystem die Zahl ihrer Hochbegabten mehren, obwohl ihnen dies viel mehr als irgend etwas anderes not täte. Ein besseres Ergebnis können wir eben nur durch tiefer einwirkende, erblich wirksame Mittel erzielen. Welche diese sind, wissen wir noch nicht, wir fangen erst an sie zu studieren.

Zur Reform der Literatur über die Universitäten

Von Dr. Hans Schmidkunz-Berlin-Halensee

Es ist sehr dankenswert, daß eine Persönlichkeit von dem Rang und von der Erfahrung Heinrich Waentigs mit der Schrift „Zur Reform der deutschen Universitäten" das Wort ergriffen hat. Man kann sich gewiß freuen, daß der Autor den vorhandenen Diskussionen über ziemlich bekannte Verhältnisse der organisatorischen und administrativen Seite der Universitäten eine neue hinzufügt.

Man kann sich darüber um so mehr freuen, als dies der Autor mit einer solid durchgeführten Arbeit tut, die sorgfältig die Tatsachen jener Seite prüft, und die manches schärfer hervorhebt, als es bisher hervorgehoben worden ist.

Schon einigemal haben „außerordentlich gehaltvolle Ausführungen" sich um die Universitäten überhaupt und speziell um diese Seiten an ihnen lebhaft bemüht und haben dabei „Mängel aufgedeckt", auch in dem Sinne, daß dadurch solche Mängel zum erstenmal für die Öffentlichkeit zur Diskussion gestellt wurden.

Nachdem bereits eine mannigfache Literatur dieser Art vorangegangen, haben die Rektoratsrede von Karl Lamprecht 1910 und das Büchlein „Die Lage der außerordentlichen Professoren an den preußischen Universitäten" 1911 sich ein großes Verdienst durch Darlegungen der tatsächlichen Verhältnisse und durch ein beweiskräftiges Eintreten für ihre Vervollkommnung erhoben. Da ist

es nun auch ein Verdienst, an solche Schriften anzuknüpfen, und namentlich die hinter der letztgenannten Schrift stehende Bewegung kann dem Autor dankbar sein, daß er ihre Beschwerden wieder aufnimmt. (Ob wirklich diese Schrift, wie der Autor auf Seite 4, 10 und 48 betont, ihre Kritik zu sehr gegen die Regierung und zu wenig gegen die Fakultäten richtet, werden wohl die Verfasser jener Schrift selbst zu sagen wissen.)

Neues, namentlich durch die schärfere Darlegung der Tatsachen und durch ihre schärfere Kritik, bringt am meisten sein V. Abschnitt, über die Verwendung der Promotionsgebühren. Man wird gut tun, darauf auch dann zu achten, wenn die Dinge in der Tat vielleicht günstiger stehen, als sie bei unserem Autor erscheinen; denn es muß ja auch der böse Schein vermieden werden.

Mit Recht bemüht sich der Autor, den Begriff „Reform" richtig zu gebrauchen, also im Sinne einer Änderung oder Umbildung der geltenden Ordnungen und der bestehenden Einrichtungen, nicht jedoch bloß in dem Sinne einer Verbesserung oder Vervollkommnung von Zuständen, deren Grundzug im wesentlichen beibehalten werden kann, die aber einer Weiterbildung fähig oder bedürftig sind.

Überblickt man nun die seit Jahrhunderten und namentlich seit etwa Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aufgehäufte Literatur über unsere Universitäten, zumal die kritisch gehaltene, so gelangt man bald zur Kenntnis literarischer Typen — und wohl auch zu einer gewissen Kühle in deren Beurteilung. Eine beträchtliche Rolle spielt dabei der Typus derjenigen Schriften, welche das Heil der Universitäten (und eventuell auch der übrigen Hochschulen) in Reformen organisatorischer und administrativer Art suchen. Diese Richtung geht eben auf den Glauben zurück, daß derartige Reformen nicht bloß nötig sind — womit alle unsere folgenden Ausführungen übereinstimmen können —, sondern daß in solchen Reformen auch der springende Punkt für das Gesamtheil unserer Universitäten liegt.

Natürlich darf man von Schriften, die sich ausdrücklich auf ein ganz bestimmtes Thema beschränken, nichts anderes erwarten, als eben die Behandlung dieses Themas. Ganz anders aber, wenn sich eine Schrift ein weitergreifendes Thema stellt, ein Thema, mit welchem für das Wohl der deutschen Universitäten überhaupt durch Kritik und durch Vorschläge eingetreten werden soll. Und das tut jedenfalls eine Schrift mit dem Titel „Zur Reform der deutschen Universitäten", dem nicht noch ein besonderer Zusatz folgt.

Nun wird in der bisherigen universitätskritischen Literatur sehr häufig, selbst von bibliographisch und dialektisch eifrigen Autoren, gerade das am wenigsten beachtet, was am direktesten auf die eigentlich akademischen Probleme eingeht und mit dieser Bemühung bereits auch tatsächlich Gutes gewirkt hat. Es handelt sich um die „hochschulpädagogische" Bewegung.

Sie will das Akademische akademisch erfassen. Sie will es selbst zum Gegenstand einer Wissenschaft machen. Sie würde es leicht haben, damit in viel

weiteren Kreisen Gunst einzuheimsen, wenn sie dabei das einzig zutreffende Wort für die nottuende Hauptsache unterdrückte: das Wort „Pädagogik". Daß alle hier in Betracht kommenden Probleme letztlich auf pädagogische zurückgehen, das ist die Einsicht, auf der sie fußt; und daß sie damit „Schulmeisterei" von unteren Stufen her in die oberste Bildungsstufe hineintragen wolle, das ist die einsichtslose Ansicht derer, die sich durch jenes Wort davon abschrecken lassen, die Bewegung zuerst kennen zu lernen, ehe man sie beurteilt oder ignoriert.

Daß es eine Wissenschaft vom gesamten Erziehungs-, Unterrichts- und Schulwesen gibt, historisch wie systematisch, kann man längst wissen. Daß innerhalb dieser Wissenschaft die Behandlung der höchsten Bildungsstufe im wesentlichen noch fehlte und nun eben durch jene „hochschulpädagogische" Bewegung nachgeholt wird, war ein notwendiger Lauf der Dinge; und heute kann an diesem Fortschritte nicht mehr vorbeigehen, wer auf diesem Gebiet kritisch und reformatorisch auftritt.

Also eine Wissenschaft von der gesamten akademischen Welt, nur eben vom Pädagogischen aus und als spezieller Teil der pädagogischen Wissenschaft überhaupt, ist das, was die neue (oder eben manchen noch neue) Bewegung will. Erkenntnis und Förderung — also erst Theorie und dann Praxis — des akademischen Bildungswesens ist im kürzesten der Sinn dessen, was hier angestrebt wird.

Die gesamte Welt allerdings, die dadurch Gegenstand einer Wissenschaft wird, kann unstreitig auch von anderen Standpunkten aus behandelt werden als gerade vom pädagogischen: der Soziologe wird sie auch von sich aus betrachten, der Jurist erst recht, der Historiker nicht zuletzt; und selbst der Architekt bekommt für seine Tätigkeit praktisch und theoretisch mit dieser Welt zu tun. Längst aber ist man es gerade in der akademischen Welt gewöhnt, daß ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen wissenschaftlichen Seiten her behandelt werden kann und soll. Es fragt sich nur, welche Behandlungsweise für ihn besonders nötig ist; und über den Bedarf der akademischen Welt nach pädagogischer Betrachtung und Behandlung können wenigstens die Kenner der pädagogischen Wissenschaft einerseits und der akademischen Welt anderseits keinen Zweifel haben.

Nach dieser Richtung also hat bereits die stille wie auch die öffentliche Behandlung der Universitätsdinge eine neue Orientierung gefunden; und nach dieser Richtung hin ist sie auch weiter zu orientieren, ja sogar zu „reformieren". Nur ist dabei der springende Punkt immer der, daß man endlich über die vielen meist sehr singulären und individuellen Ansichtsäußerungen, Tadelungen, Reformvorschläge usw. hinauskommen und ebenso zu wirklichen Einsichten vordringen, die Sache ebenso wissenschaftlich fassen muß, wie sonst auf akademischem Boden die Objekte wissenschaftlich gefaßt werden.

Es sind dies leider unsäglich triviale Gedankengänge, und sie werden hier längst nicht zum ersten Male vorgetragen. Aber sie bedürfen eines solchen

wiederholten Vortrages in dem Maße, als sie eben noch immer nicht Gemeingut geworden sind. Und ihre Verwirklichung hat längst begonnen.

Von der „hochschulpädagogischen" Bewegung aus liegen nicht nur tatsächliche Leistungen von einem bereits ziemlich weiten Umfange vor, sondern es ist ihnen auch die tatsächliche weite Anerkennung nicht ausgeblieben. Längst schon, ehe seit Neujahr 1910 eine eigene „Gesellschaft für Hochschulpädagogik" mit mehreren hundert Mitgliedern und eine eigene „Zeitschrift für Hochschulpädagogik" mit einem mannigfachen weitreichenden Mitarbeiterkreis für die Sache eintreten konnten, haben deren Anhänger durch weit mehr als ein Jahrzehnt hindurch ihr Gebiet sowohl in zusammenfassenden wie auch in spezialistischen Darstellungen so gut gepflegt, als es bei dem Mangel an öffentlicher Gunst möglich war. Mit Zitaten soll der Leser hier ebensowenig aufgehalten werden, wie mit einer systematischen Einführung in das Gebiet der „Hochschulpädagogik" selbst; es würde ein solches Wiederholen von oft Gesagtem auch in der kürzesten Fassung über den hier zu beanspruchenden Rahmen hinausgehen. Nur auf Weniges sei hier noch hingewiesen!

Trotz der unvermeidlichen Überzeugung von der Notwendigkeit, allem Pädagogischen eine sichere und breite philosophische Grundlage zu geben, ist auch die organisatorische und administrative Seite der akademischen Welt von hier aus keineswegs hintangesetzt, vielleicht sogar fast schon zu sehr begünstigt worden, wie namentlich die bisherigen Hefte der „Zeitschrift für Hochschulpädagogik" zeigen. Natürlich ist auf dem „hochschulpädagogischen" Boden auch die notwendige Vermehrung der „ordentlichen" Professoren längst nichts Neues mehr. Nur muß ebenso wie die „Extraordinarien-Bewegung" dieses Postulat mit Recht in die Mitte gestellt hat, eine auf das Wohl der akademischen Welt überhaupt gerichtete Bewegung, wie eben die „hochschulpädagogische", die Vermehrung des wissenschaftlichen Lehrkörpers überhaupt als eine der dringendsten Forderungen vorbringen, was denn auch geschehen ist.

Nun aber bedarf es zwischen jener philosophischen Grundlage, die hier am wenigsten gekennzeichnet werden kann, und diesen Sorgen für die äußeren Verhältnisse des Aufbaues auf ihr gerade auch der breiten Durcharbeitung seiner Details. Das Pädagogische ist hier ebenfalls nicht nur eine Nuance, sondern eine eigene und anspruchsvolle Welt. Es besteht nicht bloß im Unterricht, sondern auch in der Erziehung; und es besteht nicht bloß in diesen beiden, sondern auch in den mannigfaltigen Anforderungen, die sich durch die „Fürsorge" für die Personen einer Anstalt und durch deren sonstige Verhältnisse ergeben. Das letztere macht hauptsächlich das eigentliche Schulwesen aus, hier also das Hochschulwesen, und greift in die mannigfachsten Gebiete, nicht zuletzt ins politische, hinüber; es ist auch das von außen am ehesten sichtbare, faßbare und als reformbedürftig erscheinende.

Die hochschulpädagogische Bewegung war von vornherein überzeugt, daß die beiden ersten Felder der Pädagogik die Erziehung und der Unterricht, für

die Hauptsache, d. i. für die Übermittelung der akademischen Güter an die Jugend, grundlegend und die übrigen Felder von ihm bedingt sind. Sie sah aber, daß gerade der Erkenntnis und Vervollkommnung jener Grundlage bisher nicht das genügende Interesse und jedenfalls nicht das wissenschaftliche Interesse entgegengebracht wurde, das sonst einem der Erkenntnis und Vervollkommnung würdigen Gegenstande gerade auch in der akademischen Welt mit Recht entgegengebracht zu werden pflegt. Wie die Philologie die sprachlichen Erscheinungen, wie die Pathologie und Therapie die Krankheitserscheinungen und ihre Behandlung studieren, so wollte die Hochschulpädagogik die akademischen Erscheinungen und ihre Behandlung studieren und sodann zu ihrer bestmöglichen Behandlung das Bestmögliche tun.

So mußte sie vor allem nach einer Wissenschaft vom akademischen Erziehen und Unterrichten streben und rasch über die beliebte Annahme hinweggehen, daß es auf dieser Stufe ein Erziehen und vielleicht selbst ein Unterrichten gar nicht gebe. Das erstere erschien ihr, wie jeglicher Pädagogik, sogar als das Wichtigere, das letztere allerdings als das einer breiteren Behandlung Bedürftige. Hier galt es wieder, sowohl den allgemeineren Anforderungen des Unterrichtes, also der Allgemeindidaktik, wie auch den besonderen Anforderungen der einzelnen Unterrichtsfächer, also der Spezialdidaktik, gerecht zu werden. Wiederum erschien für die hochschulpädagogische Bewegung das Erstere als das Wichtigere, für die Außenstehenden als das Unwichtigere oder sogar als etwas überhaupt Illusorisches.

Der tatsächliche Lauf der Dinge hat allerdings dazu geführt, daß in dieser Bewegung gerade die Spezialdidaktik eine relativ besonders umfangreiche Vertretung bekommen hat, begreiflicherweise mit einem Voranstehen derjenigen Disziplinen, in welchen den Beteiligten die Not am meisten auf den Nägeln brennt, wie namentlich der juristischen. So hat sich im Laufe von mehr als einem Jahrzehnt eine Summe von spezialdidaktischen Arbeiten angesammelt, die weit über die Möglichkeit eines zusammenfassenden Berichtes an dieser Stelle hinausgeht.

Auch die bevorstehende zweite Jahresversammlung der „Gesellschaft für Hochschulpädagogik", die zu München am 18. bis 20. Oktober d. J. unter dem Präsidium Geheimrat Professor F. v. Liszt's als des ersten Vorsitzenden der Gesellschaft stattfinden wird, also der nächste hochschulpädagogische Kongreß, soll hauptsächlich unter dem Zeichen der Spezialdidaktik verlaufen — wieder mit einer naheliegenden Bevorzugung des rechtswissenschaftlichen Unterrichtes, aber dann weiter bis zum kunstwissenschaftlichen und auch dem künstlerischen Unterricht.

Die „Zeitschrift für Hochschulpädagogik", deren Juliheft und Oktoberheft Näheres über diese Veranstaltung mitteilen, hat allerdings noch mehr die Pflicht und — wenn auch in knappstem Rahmen — die Gelegenheit, dem so überaus weiten Umfang ihres Gesamtgebietes, von den philosophischen Grundbegriffen an bis hinein in zeitliche und örtliche Details des Hochschulwesens, gerecht zu werden.

Doch bedarf dieser Umfang mit seinen mannigfaltigen Ansprüchen an spezielle Fachkenntnisse auch umfangreicher und vielseitiger Mitarbeit. Deshalb strebte ja die hochschulpädagogische Bewegung von Haus aus nach einem Zusammenschluß all Derer, die von den verschiedensten Seiten her an dem gesamten oder an einem Teilgebiet interessiert sind, und ladet sie nach wie vor zur Beteiligung ein, sei es Mitarbeit oder sei es bloße Unterstützung.

Aufbauend soll die dadurch erzielte Tätigkeit jedenfalls sein und — kurz gesagt: möglichst optimistisch. Die Universitäten sind weitaus nicht so schlecht, wie sie manchmal scheinen, und die Schaffensfreude, die sich in ihren Dienst gestellt hat, ist groß genug, daß mit ihr auch Großes erreicht werden kann.

Reformbedürftig sind die Universitäten allerdings. Nur tut einerseits ihnen selbst anderes als „Reform" noch mehr not; und anderseits sind sie selbst weit weniger reformbedürftig, als es zwei andere Faktoren sind.

Reformbedürftig ist vor allem die Benützung der so überaus wertvollen und reichhaltigen Gaben unserer Universitäten. Und reformbedürftig ist die Literatur über sie, einschließlich der öffentlichen (und auch privaten) Meinung über sie.

Neuer Formierungen bedürftig sind unsere Universitäten in erster Linie; und nur in zweiter Linie, allerdings auch in einer unvermeidlichen und nicht aufzuschiebenden Weise, sind sie einer Reform, d. h. einer wesentlichen Änderung nach einigen Seiten, bedürftig. Aber Neues schaffen ist die Hauptsache — Neues allerdings nicht im Sinne des Unerhörten, sondern im Sinne der Entfaltung dessen, was nur erst in Ansätzen vorhanden ist. Und als das erkennen eben die Vertreter der hier erwähnten Bewegung immer wieder das eigentlich Pädagogische.

Die Erweckung des Bewußtseins davon beim Universitätsdozenten, die Auffassung der Dozentur als eines — und zwar des höchsten — Lehramtes: das ist eine Forderung und eine Zukunftshoffnung, die auch nach der von H. Waentig und von anderen vertretenen Seite fruchtbar werden muß. Je mehr sich nämlich Lehrer gerade als Lehrer fühlen, oder gar als Erzieher, desto näher liegt es ihnen, sich gegenseitig als möglichst gleichwertig zu behandeln und weiterhin für eine möglichst gleichmäßige und möglichst ausgiebige äußere Anerkennung ihrer Tätigkeit zu sorgen. Je weniger der Lehrer ein „Stundengeber" sein darf, desto weniger darf er in wirtschaftlichen Verhältnissen gelassen werden, die schließlich auch ihn zum „Stundengeber" herabziehen würden, wenn nicht unsere gesamte Lehrerwelt bis hinauf zum höchsten Dozenten allzu charaktervoll wäre, um diese Gefahr nur in ganz vereinzelten Fällen zuzulassen.

Allerdings kann das bloß Pädagogische allein noch lange nicht alle Übel heilen. Hängt es doch selbst von so vielem ab: auf der einen Seite von allem, was Weltanschauung ist, auf der anderen Seite von irdischer Gunst! Gerade der Pädagoge kann sein Eigenstes nicht mehr geben, wenn an der für ihn und für seine Lehrmittel nötigen Dotierung und sozialen Anerkennung Wesentliches fehlt. Zu diesem wesentlichen Fehlen muß auch dies gerechnet werden, daß

zahlreiche Personen niedergehalten oder ganz ferngehalten werden, die gerade zum akademischen Pädagogen vielleicht viel mehr Eignung und Eifer besitzen, als manche andere, die über Lehrverpflichtungen ein Klagelied anstimmen.

Die Pädagogen aber, und auch die akademischen, werden dasjenige, was sie brauchen, am wenigsten dann finden, wenn sie es nicht selbst fordern. Fordern sie es selbst, dann kann's ihnen immer noch vorenthalten werden; aber es wird ihnen um so weniger vorenthalten werden, je mehr ihnen weitere Kreise und speziell die Literatur über sie nach der wichtigsten Seite hin helfen: nach der pädagogischen, also hier nach der spezifisch hochschulpädagogischen.

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

I.

Wenn die Theologen und Philosophen mit ihrer Behauptung recht haben, daß irdische Güter zur Erlangung wahrer Glückseligkeit eher hinderlich als förderlich seien, und daß der köstlichste Schatz, die Zufriedenheit, durch geduldige Hinnahme aller Schicksalsfügungen, durch redliche Arbeit und durch treue Sorge für Angehörige und Untergebene erworben werde, dann war der alte Freiherr Salentin v. Friemersheim auf Haus Rottland einer der glücklichsten Menschen im ganzen Herzogtum Jülich.

Alle Mächte, deren sich die Vorsehung zur Ausführung ihrer Pläne bedient, schienen sich vereinigt zu haben, um dem Freiherrn zu diesem vollkommenen Glück zu verhelfen. Anno 1673 hatten die Holländer unter dem Fürsten von Ostfriesland das stattliche Burghaus eingeäschert, Anno 1679, als der Marquis d'Humières die Stadt Münstereifel besetzt hielt, hatten französische Dragoner außer vier Pferden den ganzen Bestand an Rindvieh, vierzehn Kühe und drei Gespanne Zugochsen, weggetrieben, und zum Überfluß waren kaum drei Wochen danach sämtliche Schafe, die auf der entlegenen Weide im Tale des Eschweiler Baches den Spürnasen der Soldaten entgangen waren, bei einem nächtlichen Wolkenbruch elend ums Leben gekommen. Im folgenden Jahre hatte dann auch die Pest den Weg in die stillen Eifeltäler gefunden und unter den Einwohnern des Dörfchens Rottland nicht minder erbarmungslos gewütet als unter dem freiherrlichen Gesinde. Sie hatte eigentlich nur die alten Leute verschont, gleichsam als hätte es sich nicht gelohnt, sich mit denen abzumühen, die ohnehin dem Grabe entgegenwankten, und so kam es, daß man in der Gesindestube nur einem Knechte und zwei Mägden begegnete, die alle das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten und, da sie mit den Gebrechen des Alters behaftet waren, der Nachsicht und der liebevollen Fürsorge ihres Gebieters bedurften.

Damit dieser aber auch Gelegenheit hätte, die Tugenden der Nachsicht und Fürsorge an lieben Blutsverwandten zu üben, hatte das Schicksal dem Freiherrn

dessen Gattin nach kinderloser Ehe schon im Jahre 1664 gestorben war, zwei alte Schwestern ins Haus gelegt, die die glückliche Gabe hatten, immer wieder zu vergessen, daß die Rottländer goldene Zeit dahin war, und daß man die bescheidenen Räume des Renthauses, eines von den Holländern zufälligerweise verschonten Nebengebäudes, nur deshalb so ungestört bewohnen konnte, weil es auf dem Gute schon längst keine Renten mehr zu verwalten und daher auch keinen Rentmeister mehr gab.

Die beiden alten Damen waren Antonetta, die Witwe des Herrn Franz Kaspar v. Ödinghoven, Pfalz-Neuenburgischen Kämmerers, Obersten eines Regiments zu Fuß und Gubernators von Jülich, und Felizitas, die Priorin des Klosters Marienstern. Die Gubernatorin — so ließ sich Frau v. Ödinghoven am liebsten nennen — zehrte in ihrem Asyl von den Erinnerungen an die glänzende Rolle, die sie in der großen Welt gespielt und die sie dank der anspruchsvollen Lebensführung ihres Gatten mit ihrem ganzen, wenn auch nicht allzu bedeutenden Vermögen teuer genug bezahlt hatte. Ihre Domäne war also die Vergangenheit.

Schwester Felizitas war in früher Jugend in das Augustinerinnenkloster Stella Mariae eingetreten und hatte schon sieben Jahre das Amt einer Priorin bekleidet, als bei dem Tode der Äbtissin die Wahl der Nonnen nicht, wie sie erwartet hatte, auf sie, sondern auf eine Bürgerliche gefallen war. Das hatte sie bitter gekränkt, und als bald darauf die neue Domina mit dem ganzen Konvent zum Prämonstratenserorden übergetreten war, hatte sie als die einzige sich geweigert, das schwarze Ordenshabit mit dem weißen zu vertauschen. Seitdem lebte sie bei ihrem Bruder, gab ihm von Zeit zu Zeit zu verstehen, wie dankbar er ihr sein müsse, daß sie ihm Gelegenheit biete, sich durch ihren Unterhalt die Gunst des Himmels zu erwerben, hoffte im stillen, daß man sie eines Tages doch nach Marienstern zurückholen und ihr die ihr gebührende Würde übertragen werde, und freute sich im voraus der Belohnungen, die ihr das in diesem Leben erduldete Martyrium dereinst in jenem eintragen mußte. Sie hielt es mithin mehr mit der Zukunft.

Recht mitten zwischen den Schwestern stand der Freiherr. Er dachte weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft. Jene war für ihn abgetan, und diese erschien ihm, dem kinderlosen Manne, wenig verlockend. Er hatte gerade genug zu tun, wenn er mit den beschränkten Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, die Wirtschaft weiterführen und für sich und die beiden Damen den Lebensunterhalt beschaffen wollte. Ihm gehörte trotz seiner zweiundsechzig Jahre die Gegenwart, und ob er schon gezwungen war, in Haus und Hof, in Wald und Feld tüchtig mit Hand anzulegen, so hatte er doch ein aufmerksames Ohr für die Fragen der Zeit und liebte, unterrichteter als die meisten seiner Standesgenossen, ein Gespräch über wissenschaftliche Dinge und ganz besonders über die Merkwürdigkeiten der Natur, der er einen offenen Sinn und ein scharfes Auge entgegenbrachte.

An einem sonnigen Aprilmorgen saß der alte Herr, wie es seine Gewohnheit war, in der Gesindestube und löffelte gemeinsam mit dem treuen Gerhard, der Knecht, Vogt, Jäger und Kutscher in einer Person war, aus der irdenen Schüssel die Frühstückssuppe. Er trug einen verwetterten Leibrock von unbestimmbarer Farbe, den er der Bequemlichkeit halber eigenhändig mit der Schere gekürzt hatte, auf dem Kopfe einen grauen Schlapphut mit dem letzten Reste einer Straußfeder

und an den Beinen Lederhosen und vielfach geflickte Reiterstiefel. Aber die blühenden Farben des noch immer ziemlich glatten Antlitzes und der schlohweiße Zwickelbart gaben der Erscheinung doch etwas Vornehmes, und man hätte sich den derben Landedelmann sehr wohl in höfischer oder kriegerischer Tracht vorstellen können.

Plötzlich brach er das Gespräch, das er mit dem Knechte geführt hatte, ab, legte den hölzernen Löffel aus der Hand und lauschte. Dann erhob er sich, stieß die Tür zur Diele auf und blieb auf der Schwelle stehen. Aus dem Obergeschoß, wo die beiden Damen ein gemeinsames Gemach bewohnten, schollen erregte Stimmen. Der Freiherr lehnte am Türpfosten, kraute sich hinter dem Ohr und warf dem alten Diener vergnügte Blicke zu.

„Das Frauenzimmer hat wieder seine Querellen," sagte er, „sie streiten sich um die Kutsche. Die v. Ödinghoven will nach der Stadt, um der v. Syberg eine Visite zu machen, und die andere will zur Beichte nach Breitenbenden."

Der Knecht hatte sich dem Herrn genähert und stand nun, die hohle Hand an der Ohrmuschel, ebenfalls in der Tür. Zu lachen wagte er nicht, aber sein von zahlreichen Runzeln durchfurchtes Antlitz zeigte einen schwachen Widerschein der heimlichen Schadenfreude, die er in den Zügen des Gebieters zu erkennen glaubte.

„Was meinst du, Gerhard," fuhr der Freiherr fort, „wollen wir denen die Suppe versalzen? Man könnte ihnen schon eine kleine Pön gönnen, denn nicht genug, daß sie immer malkontent sind und sich alle Tage ein paarmal mit einander brouillieren: sie mengen sich auch in meine Affären und tun, als ob sie hier zu kommandieren hätten."

Das breite Gesicht des Knechtes verzog sich zu einem verständnisvollen Grinsen.

„Mach, daß du auf die Nöthener Wiese und an deine Arbeit kommst und laß dich vor Mittag nicht wieder sehen," gebot Herr Salentin, „und wenn das Frauenzimmer hinter dir her ruft, so stell' dich taub."

Gerhard schlich sich aus dem Hause, nahm den Spaten zur Hand und verschwand mit schweren Schritten durch das Pförtchen des Baumgartens. Der Freiherr aber begab sich in den Pferdestall, legte den beiden Kleppern, einem blinden Schimmel, den die Franzosen verschmäht, und einem Fuchs, den sie, weil er an beiden Hinterhufen vernagelt war und lahm ging, von ihren eigenen Gäulen zurückgelassen hatten, das Geschirr auf, schwang sich noch im Stalle auf das Sattelpferd und trabte, so schnell er es mit den vierbeinigen Veteranen vermochte, dem Brachacker am Lambertsberge zu. Als er außerhalb des Hofbereichs war, ließ er die Pferde langsamer gehen, schaute sich noch einmal nach den Fenstern des Renthauses um, hinter denen er seine geliebten Schwestern wußte, und brach in ein schallendes Gelächter aus. Es war auch zu ergötzlich, sich die verdutzten Gesichter vorzustellen, die sie machen würden, wenn sie dahinter kamen, daß sie sich diesmal ganz unnötigerweise um die Gäule gezankt hatten.

Wo der Ackerpfad anstieg, sprang er ab und führte sein Gespann zwischen der Kuppe des Lambertsberges und den Abhängen des mit Wald bedeckten Stockerts hinüber in die Talsenkung, wo ein ausgedehntes Brachfeld der Bestellung mit Sommerweizen harrte. Dort hatte er schon am Tage zuvor mit dem Pflügen begonnen, und ein langer Streif des frischumbrochenen Erdreichs zog sich bis zur Holzheimer Flurgrenze hin. Die Sonne schien hier, wo der Wald Schutz gegen den frischen Morgenwind bot, schon recht warm, und ein bunter Schmetterling,

ein Pfauenauge, schwebte in gaukelndem Fluge vor den Rossen und ihrem Führer her, ließ sich von Zeit zu Zeit auf den kräftig duftenden Erdschollen nieder und spreizte die braun-violetten Flügel in wohligem Behagen.

Der Freiherr machte bei dem Pfluge halt, entwirrte die Stränge und befestigte die Scheite vor dem Karren, dann faßte er die Sterze und trieb die Pferde mit einem lustigen Schnalzen an. Die Tiere legten sich ins Geschirr, und nun ging es in der weiten Mulde auf und nieder, bis die Flanken der Gäule dampften und der Schweiß von der Stirn des Pflügers perlte. Als das Gespann wieder einmal den Waldrand erreicht hatte, gönnte er den Pferden ein paar Augenblicke Rast und setzte sich selbst, um ein wenig zu verschnaufen, auf den Pflugbaum. Da war auch gleich der Schmetterling wieder zur Stelle, gaukelte, als wollte er sich bewundern lassen, dicht vor den Füßen des alten Herrn hin, schwebte dem Walde zu und kehrte wieder zurück. Aber gerade, als er sich auf einem Steine niederlassen wollte, stürzte ein drosselgroßer Vogel aus der Luft, ergriff das Insekt und strich in schwalbenartigem Fluge mit ihm davon — ein Vogel, bei dessen Anblick das Herz des Naturfreundes zu klopfen begann. Ein so prächtiges Geschöpf hatte er noch nie gesehen! Mit dem braunroten Nacken, den strohfarbigen Schultern, der zitronengelben Kehle, der blauen Unterseite und den grünblauen, metallisch glänzenden Schwingen erschien er wie ein lebendes Juwel; das Allerseltsamste aber waren die beiden mittelsten Schwanzfedern, die weit über die anderen hinausragten und mit ihrem Goldschimmer das Fremdartige in der Erscheinung des Vogels erhöhten.

Obgleich sich das Tierchen nur einen kurzen Augenblick gezeigt hatte, war es dem alten Herrn doch gelungen, sich Gestalt und Farben genau einzuprägen, und er zweifelte nicht, daß er seinem naturkundigen Freunde und Berater, dem Pater Ambrosius vom Jesuitenkollegium zu Münstereifel, eine deutliche Beschreibung davon zu geben imstande sein werde. Hätte er nur erkennen können, ob der Vogel Füße gehabt hatte oder nicht! Denn er vermutete, daß das Tierchen ein Paradiesvogel gewesen sein könne, von dem er in Gesners Historia animalium gelesen hatte, daß er als eine fußlose Kreatur immer in der Luft schwebe und nie die Erde berühre. Aber wie kam ein solches Wunderwesen, dessen Heimat die fernen Gewürzinseln waren, hierher? Wunder über Wunder, Rätsel über Rätsel!

Der Freiherr ließ seine Pferde stehen und schlug wie im Traume die Richtung ein, in der der Vogel entschwunden war. Die schwache Hoffnung, daß er das merkwürdige Geschöpf doch noch einmal zu Gesicht bekommen könnte, lockte ihn immer weiter in den Wald, wo zwischen den hohen Stämmen und dem lichten Unterholze mit dem zarten Waldgrase die ersten Frühlingskräuter unter dem modernden Laube hervorsprossen. Ein Buntspecht hämmerte in einem Eichenwipfel, Häher zeterten in den Haselnußbüschen, ein Flug Bergfinken strich über eine Schneise, aber der fremde Gast ließ sich nirgends blicken. Dafür stieß der alte Herr auf eine glatte schwarz und weiß gescheckte Kuh, die sich an dem saftigen Grün gütlich tat und den Störenfried behaglich kauend mit neugierigen Augen betrachtete. Der Anblick des wohlgenährten Tieres, das er nur zu gut kannte, gab ihm jedesmal einen Stich durchs Herz, ganz besonders hier auf seinem Grund und Boden. Er wußte, wenn er noch weiter ging, würde er noch drei andere Kühe finden, und dann würde die rosige Laune, in die ihn der vermeintliche

Paradiesvogel versetzt hatte, verfliegen. Es war auch zu hart: er, der Freiherr, dem weit und breit Wald und Flur gehörte, nannte nur noch ein paar armselige Ziegen sein eigen, und die Holzheimer Merge, eine simple Bauerndirne, rühmte sich des Besitzes von vier stattlichen Kühen, wie man sie in diesen bösen Zeitläuften im ganzen oberen Herzogtum nicht schöner hätte antreffen können. Allerdings, die Holzheimer hatten von alters her das verbriefte Recht, ihr Vieh in den Rottländer Wald zu treiben, und die Merge, die seit langem Waise war, hatte es sich sauer genug werden lassen, sich selbst und ihre vier Tiere vor den Franzosen in Sicherheit zu bringen. Unter unsäglichen Mühen hatte sie einen verlassenen Stollen im Mechernicher Holze mit Hacke und Spaten erweitert, bis er zur Bergung der Kühe genügend Raum bot, und dann hatte sie ein volles Jahr mutterseelenallein mit ihrem Vieh an dem entlegenen Zufluchtsort gehaust, hauptsächlich von Milch, Wurzeln und Vogeleiern gelebt und sich aus Furcht, ihren Schlupfwinkel zu verraten, nur einige wenige Male unter die Menschen gewagt. Dafür war sie jetzt aber auch das reichste Bauernmädchen in der ganzen Gegend, und man betrachtete sie allenthalben mit einer Mischung von Neid und Bewunderung.

Herr Salentin wollte schon umkehren, als sein Blick auf die Besitzerin der Kühe fiel, die hinter einem Holzapfelbusche der Länge nach auf dem warmen Laubteppich lag, den Hinterkopf mit den schweren schwarzen Flechten in die gefalteten Hände stützte und mit ihren gesunden Zähnen an einem Reislein kaute, das sie von einem Wacholder abgerissen hatte. Sie schien den alten Herrn schon längst bemerkt zu haben, hielt es jedoch für überflüssig, sich zu seiner Begrüßung zu erheben, und begnügte sich damit, ihren kurzen Rock ein wenig weiter über die nackten Knie zu ziehen.

„Merge," sagte er, „du hast doch ein Paar klare Augen im Kopf, hast du hier im Busch heut oder die Tage zuvor nicht ein absonderlich Vöglein gesehen?"

„Vögel genug, Herr," erwiderte sie, indem sie das Wacholderreislein aus dem Munde nahm und hinter das Ohr steckte, „und wenn Ihr den Markolf und den Baumpicker absonderlich nennt, so muß ich Eure Frage mit Ja beantworten."

„Nein, die ordinären mein' ich nicht," erklärte er, „ich wollte nur wissen, ob du ein Vöglein gesehen hast so bunt wie ein Eisvogel, so groß wie eine Merle und so flink wie eine Schwalbe; eins, das immerfort in der Luft schweben muß und sich nie setzen kann, weil es keine Füße hat."

Das Mädchen richtete sich ein wenig empor und starrte den Freiherrn erstaunt an. Dann lachte sie laut auf und sagte: „Nun weiß ich, was Ihr meint. Was Ihr da sucht, das ist der Glücksvogel, von dem mir meine Großmutter selig immer erzählt hat. Der hat keine Füße, denn wozu sollt' er sie brauchen? Er flattert den Menschen um den Kopf, wenn sie aber die Hand ausstrecken und denken, er sollt' sich ihnen auf den Finger setzen, dann narrt er sie und fliegt davon und läßt sich nie wieder sehen. Wer ihn aber mit Gewalt an sich bringen will, dem ergeht es übel, das hat dazumal einer von den Spanischen erfahren müssen. Der vermaß sich, das Vöglein zu schießen, schlug sein Rohr drauf an und drückte ab. Da fuhr die Kugel wider eine Mauer und traf ihn selbst in die Stirn, daß er tot hinfiel."

Mergens Bericht befriedigte den alten Herrn durchaus nicht, aber die Art, wie sie zu ihm sprach, reizte ihn, das Gespräch fortzusetzen.

„Wenn es mit dem Tierlein also steht," sagte er lächelnd, „so wollen wir uns weislich hüten, ihm nachzustellen."

„Ja, man soll den Vogel niemalen suchen," meinte sie ganz ernsthaft, „alsdann kommt er von selbst und bringt einem das Glück."

„Darauf werde ich wohl umsonst warten müssen," entgegnete Herr Salentin, „wüßt' auch nicht, was er mir altem Manne für ein Glück bringen sollte."

„Ist keiner so alt, daß er nicht doch noch ein Glück brauchen könnt'," fuhr sie unbeirrt fort, „und zudem seid Ihr der älteste noch lange nicht."

„Nein, nein!" wehrte er ab, „wenn der Vogel zu einem von uns kommen soll, so wirst du's wohl sein, Merge."

Sie schüttelte den Kopf.

„Was ich brauch', das hab' ich," sagte sie. „Hab' mein Hüttlein und mein Brot — mehr verlang' ich gar nicht. Und wenn die Schecke da um Ostern kalbt, dann bekomm' ich auch noch ein brav Stück Geld, und dann tausch' ich mit keinem."

Sie reckte ihre vollen Arme und sah so zufrieden aus, daß der Freiherr ihren Worten Glauben schenken mußte. Er setzte sich auf einen Baumstumpf und betrachtete sie mit stillem Wohlgefallen. Die geschmeidige Üppigkeit ihres jungen Körpers, das pechschwarze Haar und die frischen Farben ihres Antlitzes stachen dem Weißkopf in die Augen.

„Hüttlein und Brot und Geld ist alles recht gut und agréable," meinte er, „aber zu einem rechten Weibsbild gehört auch ein Mann. Und so einen könnt' dir der Glücksvogel wohl bringen."

Sie lachte hell auf. „Wenn Ihr denkt, daß ein Mann für ein Weibsbild allemal ein Glück wär', dann habt Ihr von Euch und Euresgleichen eine gute Meinung, Herr," sagte sie. „Aber ich würd' mich zehnmal bedenken, eh' ich einen nähm'."

Der Alte wußte nicht recht, was er auf diesen für das stärkere Geschlecht nicht gerade schmeichelhaften Einwand erwidern sollte. Er strich seinen kurzen Schnurrbart und schaute die Dirne ein wenig mißtrauisch an.

„Hast freilich keine große Auswahl," bemerkte er nach einer Pause, „die Kontagion vergangenes Jahr hat die besten unter die Erde gebracht, und was von jungen Burschen am Leben geblieben ist, das hat bei den Brandenburgern drunten im Klevischen Handgeld genommen oder schanzt an den Werken zu Jülich. Und für einen Alten wirst du dich wohl bedanken."

„'s käm' drauf an, wie er wär'," erwiderte sie heiter. „Die Alten sind gemeiniglich kommoder als die Jungen, aber es müßt' schon einer sein, der mir gefiel. Es müßt' schon was Besonderes sein, und so einer nimmt wieder keine wie mich. Werd' wohl bis an mein selig End' Jungfer bleiben müssen."

„Wenn alle so dächten, müßte der liebe Herrgott bald wieder Klöße aus Erde machen," entgegnete der Freiherr. „Die Menschen sind so rar geworden, daß zu Eicherscheid keiner mehr da ist, den Acker zu bestellen, und zu Münstereifel wächst das Gras so hoch in den Straßen, daß die Hirsche des Nachts bis auf den Marktplatz kommen."

„Wo die Menschen rar sind, da wird auch wenig gesündigt," meinte Merge, „und der Herrgott wird sich's wohl überlegen, bevor er sie sich noch einmal über den Kopf wachsen läßt. Mir kann's gleich sein. Ich brauch' keinen. Nicht wahr, Schecke, wir werden schon allein fertig?"

Sie war aufgesprungen und hatte den rechten Arm um den Hals der Kuh gelegt, während sie mit der Linken das dichte Stirnhaar zwischen den Hörnern kraute. Das Tier schien für diese Liebkosung empfänglich zu sein, es hob den Kopf und stieß ein freudiges Gebrüll aus, das von einer der anderen Kühe, die tiefer im Walde weideten, beantwortet wurde.

Der alte Herr dachte an seine Pferde und erhob sich nun ebenfalls.

„Daß Ihr's wißt," sagte das Mädchen, als er sich zum Weggehen anschickte, „heut' treib' ich zeitiger heim. Muß noch nach der Röthener Mühle heut' abend."

„Gute Verrichtung!" entgegnete der Freiherr, „aber was kümmert mich's, wann du heimtreibst?"

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an.

„Ihr denkt wohl, ich wüßt's nicht, wie Ihr immer drauf lauert, daß ich heimtreib'?"

„Weshalb sollt' ich drauf lauern?"

„Weil Ihr allemal erntet, was meine Kühe gesät haben." Sie brach in ein tolles Lachen aus. „Ja," fuhr sie fort, „vergangene Woche hatte ich meinen Krug stehen lassen und kam noch einmal zurück, ihn zu holen. Da sah ich, wie Ihr mit einem Korb zwischen den Büschen herumgingt und fleißig auflast, was die Kühe zurückgelassen hatten, und wie Ihr dann den Korb aus dem Walde schlepptet und den Mist auf Eure Wintergerste streutet. Und nachher seid Ihr mit dem leeren Korb zu den Heidenlöchern gegangen und habt ihn da versteckt. Ja, Herr, meine Kühe sind stolz, die nehmen nichts geschenkt, sondern bezahlen ihre Zeche, so gut sie's verstehen."

Der alte Herr versuchte zu lächeln, aber es wollte ihm nicht so recht gelingen. Seine Armut, die ihm verbot, sich in dieser teuern Zeit Vieh zu kaufen, bedrückte ihn nicht, denn den meisten seiner Standesgenossen erging es nicht besser. Daß er selbst Bauernarbeit verrichten mußte, deuchte ihm ebensowenig eine Schande, obgleich der Adel in der Nachbarschaft, den Krieg und Pest um Knechte und Hintersassen gebracht hatten, meist vorzog, seinen Grundbesitz brach liegen zu lassen und tatenlos auf bessere Zeiten zu warten oder sein Glück im Kriegs- und Hofdienst zu suchen. Daß aber die Holzheimer Merge dahinter gekommen war, auf welche Weise er den himmlischen Segen, der auf der fleißigen Bestellung des Ackerbodens ruht, wirksamer zu machen trachtete, das verdroß und beschämte ihn über alle Maßen, und er, der Weißkopf, kam sich der jungen Bauerndirne gegenüber wie ein Schulknabe vor, den man bei einem dummen Streiche ertappt hat.

Er ließ das Mädchen stehen und ging denselben Pfad, den er gekommen war, zurück. Jetzt klang ihm das Gezeter der Häher wie Hohn und der Schrei des Spechtes wie Gelächter, und ihm war, als hätte beides ihm gegolten.

Die Pferde, denen die Zeit zu lang geworden sein mochte, hatten den Pflug umgeworfen und grasten am Waldrand. Der Freiherr nahm sie bei den Köpfen und brachte sie wieder auf den Acker. Aber in allen seinen Bewegungen lag etwas Ungestümes, und als der Pflug nun wieder das Erdreich zerschnitt, sauste öfter als sonst ein scharfer Peitschenhieb auf die Flanken der keuchenden Gäule nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Hamburg

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Jedem aufmerksamen Zeitungsleser wird es so wenig wie dem Literatur- oder Kunsthistoriker entgangen sein, wie viel öfter in den letzten Jahren von Hamburg die Rede ist als früher. Immer hat man von Hamburgs Bedeutung als großem Handelsplatz gesprochen und die Zahlen seiner Durchfuhr, den Raumgehalt seiner Schiffe, die Entwicklung seiner Werften und seiner Banken mit Aufmerksamkeit verfolgt. Auch in dieser seiner herkömmlichen, geschichtlich gewordenen Grundbedeutung hat sich der Ruf Hamburgs in den letzten Jahrzehnten wesentlich gehoben, seitdem seine Reederei alle anderen und sein Seehandel wenigstens den aller europäischen Festlandshäfen überflügelt hat.

Aber keineswegs nur in diesem Sinne ist Hamburg letzthin und in immer steigendem Maße aufgerückt und hat die Aufmerksamkeit der Beobachter gefesselt. Es sieht vielmehr wirklich so aus, wie es Karl Lamprecht schon vor längerer Zeit prophezeite: daß nämlich die immer stärkere Orientierung des deutschen Lebens nach der See hin den Einfluß Hamburgs in Deutschland steigen und damit zugleich Hamburg auch außerhalb des Handels und der Schiffahrt zu neuen Höhen aufsteigen läßt. In der Tat hat sich das Bild und das Wesen der Stadt in mannigfachen Zügen verändert. Der Zollanschluß, der 1888 nach der Vollendung des Freihafens zur Wirkung kam, warf eine ganze Reihe von Familien aus dem jetzigen Hafengebiet in die innere Stadt, und da sie dort keine Wohnung fanden, weiter hinaus in die ehemaligen Vororte. Rasch aber ward das dem Hafen zunächst liegende Gebiet für Kontore und Musterlager zu eng. Die alten, dort noch vorhandenen, nach einem bestimmten praktischen Schema gebauten Wohnhäuser genügten dem Zweck der sich dehnenden Kontortätigkeit nicht mehr, und allenthalben arbeiteten Spitzhacke und Mauerbrecher, die alten spitzgiebeligen Häuser sanken, und es entstanden die neuen Kontorhäuser und Höfe. Das erste große Gebäude dieser Art war der von dem Freiherrn v. Ohlendorff errichtete Dovenhof, der aber in Ausgestaltung und Einrichtung längst von einer ganzen Anzahl neuer Häuser von gleicher Bestimmung überholt worden ist. Das Kontorviertel reicht jetzt vom Zollkanal bis zum Hauptbahnhof und bis zur Binnenalster, die bereits auf der einen Seite ganz und gar von solchen Häusern umgeben ist. Wo noch in dem

Jahr der Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals zweistöckige Wohnhäuser mit Vordergärten standen, sind jetzt Steinpaläste mit breiten Fenstern links und rechts von dem neuen Dienstgebäude der Hamburg-Amerika-Linie emporgewachsen, das sich mit der einen Front im Alsterbassin spiegelt. Wer heute Hamburg vom Hauptbahnhof her betritt, von dem eine neue Durchbruchstraße bis zum Rathaus führt, sieht ein in keiner deutschen Stadt mehr so anzutreffendes Bild. Der reine Zweckstil des Geschäftsbaues ist nirgends so umfassend durchgebildet wie in dieser einzigen City, die die deutschen Großstädte kennen. Mit Ausnahme einiger Ärzte, Apotheker und Beamten wohnen jetzt in dem ganzen Viertel im Grunde nur noch ein paar Handwerker und die Hausmeister, sonst stehen die riesigen Bauten zwischen Kontorschluß und Kontoröffnung dunkel und leer. Musterhaft ist an einigen unter Verzicht auf jeden unnützen Schmuck der Gedanke zu Ende gebaut worden, dem das Haus dient. Über den Läden oder dem Kaffeehaus des Erdgeschosses heben sich vier bis fünf Stockwerke empor mit gleichmäßigen Fenstern zwischen schmalen Steinrippen. Die einzelnen Stockwerke sind nicht höher als unbedingt nötig und werden durch Scherwände nach dem Bedürfnis der einzelnen Mieter abgeteilt. Den in das Haus Eintretenden empfängt ein ungewohntes, rasselndes Geräusch — die sogenanten Paternoster-Fahrstühle laufen an elektrisch betriebenen Flaschenzügen ununterbrochen vom Keller bis zum Boden durch sämtliche Geschosse, so langsam, daß jedermann den gerade vorbeisteigenden, für zwei Personen bestimmten Fahrkorb betreten und an der gesuchten Stelle wieder verlassen kann. Nicht alle diese Häuser und Höfe, die wie in alten deutschen Städten ihre Namen haben (Mönckebergbaus, Seeburg, Lilienhof, Schiffahrtshaus usw.), entsprechen schon völlig der Forderung, daß die Flagge die Ware, das heißt in diesem Falle die Fassade genau den Inhalt der Räume decke. Aber einzelne, so das Gertighaus am Großen Burstah, der Barkhof in der Nähe des Hauptbahnhofs und mancher andere Kontorhof, entsprechen in jeder Beziehung allen Anforderungen der Praxis und des Geschmacks. Mit feinem Sinn gliedert sich die staatliche Baukunst neuerdings diesen Zweckbauten ein — das neue Gebäude der Steuerverwaltung ist trotz der traditionellen hamburgischen Barockfassade ein ganz und gar moderner, im besten Sinne moderner, klug ersonnener und in der Rundung der Ecke aus der Nähe und der Ferne gleichmäßig schön wirkender Bau. Seitdem ein Architekt von dem deutschen Ruf Fritz Schumachers aus Dresden hier an die Spitze der Baudirektion berufen worden ist, wird sich die öffentliche Baukunst sicherlich noch beträchtlich entfalten — sie hat zum Beispiel auch im Schulbau bereits in letzter Zeit Schönes von bleibendem Wert geschaffen.

Je mehr aber der Handel und mit ihm der Wohlstand der Stadt wuchs, die jetzt eine runde Million von Einwohnern zählt, um so stärker ward auch das Bedürfnis, einmal Mittelpunkte für wissenschaftliche und künstlerische Fortbildung zu schaffen und dann dem neuen städtischen Wesen eigenen künstlerischen Ausdruck zu suchen. Auf dem zweiten Gebiet, dem Suchen nach künstlerischem Ausdruck, sind Justus Brinckmann und Alfred Lichtwark seit Jahrzehnten vorangegangen, und in ihren Museen, durchaus persönlichen Schöpfungen beider Männer, zeigt sich klar das neue Hamburg von der Wende des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts. Aus einer Sammlung, die mit einer alten Meißener Tasse begann, hat Justus Brinckmann ein weltberühmtes Kunstgewerbemuseum geschaffen, angeregt

im Gange seiner Entwicklung von Wien her, wo er in den sechziger Jahren als Student der Naturwissenschaft bei Hyrtl und Simony hörte, aber sofort aufs lebhafteste durch Eitelberger und sein Museum für Kunst und Industrie angezogen und durch ihn, Lützow und Jakob v. Falke ganz für das eigentliche Arbeitsgebiet seines Lebens gewonnen wurde. Seine Sammlung erweist durch ihre glänzende ostasiatische Abteilung den Weltblick des Hamburgers, durch die liebevolle Aufnahme und Betreuung des Heimischen, insbesondere auch des Hamburger Kunstgewerbes, den praktischen Sinn ihres Gründers. Alfred Lichtwark zog in der Kunsthalle einen alten Hamburger Meister nach dem anderen wieder in das ihm gebührende Licht, beschrieb und erläuterte die alten Werke in musterhaften Einzelschriften und sammelte ihnen ein Publikum. Er vereinigte darüber hinaus andere Gemälde zu einer die Richtungen des Jahrhunderts wiedergebenden deutschen Sammlung, die zwar manchen geschenkten Ballast mitschleppt, aber bei einer Aussonderung in dem bewilligten großen Anbau sich erst in vollem Glanze zeigen wird. Und Lichtwark schuf vor allem eine nirgends so vorhandene Sammlung von Bildern aus Hamburg. Er zog die ersten Meister neuerer deutscher Malerei dafür heran, ohne übrigens Staatsmittel in Anspruch zu nehmen, nur auf Stiftungen angewiesen, und ließ von ihnen Bildnisse hamburgischer Persönlichkeiten, Ausschnitte aus der Stadt und den sie umgebenden Landschaften malen. Am zahlreichsten sind Graf Leopold Kalckreuth, der jetzt bei Hamburg lebt, und Max Liebermann vertreten; neben ihnen nenne ich Heinrich Zügel, Franz Skarbina, Ludwig v. Hofmann, Hans v. Bartels, Theodor Hagen, Gotthard Kuehl, Ludwig Dettmann, Hans Olde, Max Slevogt, Walther Leistikow, Wilhelm Trübner und unter den wenigen Bildhauern den Wiener Viktor Tilgner. Das ganze jüngere Geschlecht eingeborener Hamburger Maler ging nun dieselben Wege, und neben dem alten Valentin Ruths und Ascan Lutteroth sind eine ganze Fülle jüngerer Talente in der Sammlung, wie Arthur Siebelist, Karl Albrecht, Ernst Eitner, Friedrich Schaper, Julius v. Ehren, Jean Paul Kayser, Arthur Illies. Die Sammlung wird immer weiter ausgebaut und ist noch lange nicht fertig, die Möglichkeiten ihrer Entwicklung sind ja nahezu unbegrenzt.

Die Tätigkeit Brinckmanns wirkte besonders stark auf das hamburgische Handwerk. Das eigentliche, im Hause betriebene Kunsthandwerk war hier, in der Stadt und den Vierlanden, einem eigenartigen, zum hamburgischen Staat gehörigen Landbezirk, nie ganz erloschen. Es ward nun lebhaft befeuert, und wer das Hamburger Rathaus besucht, wird Werke hamburgischen Kunstgewerbes an repräsentativer Stelle zu erfreulicher Wirkung vereinigt finden, Goldschmiedearbeit, Holzwerk und Stickerei, alles gemacht von Händen, die nach einer niemals unterbrochenen Tradition schufen. Lichtwarks Tätigkeit wirkte nicht so stark auf die hamburgische Gesellschaft wie auf die Hamburger Volksschullehrer. Sie haben sich, in mancher Beziehung zu einseitig, aber doch vielfach mit sehr erfreulicher Wirkung, die künstlerische Bildung des Kindes angelegen sein lassen, eine besondere Vereinigung für diesen Zweck gegründet und Gutes geleistet; eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen ist aus diesem Kreise hervorgegangen, und eine ganze Anzahl weithin bekannter Namen bezeugt die geistige Regsamkeit dieses Volksteils: Otto Ernst entstammt der Hamburger Volksschullehrerschaft, ebenso wie Ilse Frapan und Jakob Loewenberg, auch Gustav Falke stand ihr ganz nahe, und die Lite-

rarische Gesellschaft ist wesentlich von Hamburger Volksschullehrern zuerst getragen worden, wie auch die lebhaften Bestrebungen zur Belebung des Niederdeutschen hier guten Boden fanden.

Die größte Hoffnung gerade der niederdeutsch Fühlenden, der Dramatiker Fritz Stavenhagen, ist im Jahre 1906 viel zu früh dahingegangen, auch Liliencron ist tot, aber die Zahl von Schriftstellern, die man auch draußen kennt und liest, ist immer noch größer, als sie seit hundertfünfzig Jahren jemals in Hamburg gewesen ist. Gustav Falke, Otto Ernst, Jakob Loewenberg habe ich schon erwähnt, ich nenne die feine Darstellerin der Hamburger Gesellschaft Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch), den Romandichter Richard Huldschiner, Charlotte Niese, Ewald Gerhard Seeliger, den Balladendichter, und könnte noch eine ganze Reihe Gewordener und Werdender nennen, begnüge mich aber mit zwei allbekannten Namen: Richard Dehmel und Gustav Frenssen. Wer auf literarischem Wege einen guten Begriff vom neuen Hamburg bekommen möchte, findet zwar noch kein Werk, das es ganz darstellt, aber er lese „Die Niederelbe" von Richard Linde, „Asmus Sempers Jugendland" von Otto Ernst, Ewald Gerhard Seeligers Balladenbuch „Hamburg", „Die Kinder aus Ohlsens Gang" von Gustav Falke, das allerdings schon recht spezielle Werk „Mein Heimatbuch" von Paul Bröcker und, wenn er von den sozialen Strömungen hier etwas empfangen will, „Helmut Harringa" von Hermann Popert und „Im Kampf um die Ideale" von Georg Bonne — dann wird er ein Bild gewinnen, das freilich noch durch Alfred Lichtwarks verschiedene Schriften (vor allem „Hamburg, Niedersachsen" und „Der Deutsche der Zukunft") ergänzt werden muß.

Vom Hamburger Theater ist letzthin beim Fortgang des Freiherrn Alfred v. Berger nach Wien so viel die Rede gewesen, daß ich es mir erlassen kann, auch darüber etwas zu sagen, zumal da anscheinend die nächste Zukunft hier noch Neues und Ueberraschendes bringen wird. Aber wie das bauliche, das künstlerische und das literarische, so ist auch das wissenschaftliche Hamburg zu ganz neuen Zielen fortgeschritten. Früher gab es hier ein Akademisches Gymnasium, das ein Mittelding zwischen Schule und Hochschule darstellte — seit seinem Eingehen ist der Drang nach höherer Bildung in der immer wachsenden Bevölkerung, zumal dem neuen Mittelstande, nie zur Genüge befriedigt worden. In den letzten Jahren aber ist das allgemein zugängliche Vorlesungswesen der Oberschulbehörde immer weiter ausgebaut worden und umfaßt heute in zahlreichen Kursen ziemlich alle Wissenschaften, von der Theologie und der Rechtskunde bis zur Medizin und allen Fächern einer philosophischen Fakultät. Daneben besteht ein besonderes technisches Vorlesungswesen im Zusammenhang mit den verschiedenen staatlichen technischen Schulen, neben denen eine lebendig und jugendlich wirksame staatliche Kunstgewerbeschule existiert, der Fritz Schumacher jetzt nach schönem Entwurf ein neues Heim schafft.

Das allgemeine Vorlesungswesen wurde lange Zeit nebenamtlich von Oberlehrern, Anstaltsärzten, Pastoren, Richtern, Anwälten und auswärtigen, besonders berufenen Gelehrten bestritten. Allmählich hat man eine ganze Reihe von Professoren im Hauptamt dafür anstellen müssen, und neben diese sind jetzt die Dozenten des Kolonialinstituts getreten, das nach Form und Betrieb eine völlige Hochschule darstellt. Eine Reihe der hier bestehenden wissenschaftlichen Anstalten

konnte ohne weiteres in den Dienst der neuen Sache gestellt werden, so die Stadtbibliothek, das Tropenhygienische Institut, die Botanischen Staatsinstitute, das geologisch-mineralogische Institut, das Chemische und das Physikalische Staatslaboratorium, die Museen für Naturkunde und für Völkerkunde; Professuren für Kultur und Geschichte des Islams, afrikanische Sprachen, Kultur und Geschichte Ostasiens, Erdkunde, Volkswirtschaftslehre, öffentliches Recht traten hinzu. Außerdem bestehen für das allgemeine Vorlesungswesen Professuren für Geschichte, deutsche Sprache und ältere deutsche Literatur, romanische Sprachen und Literaturen, englische Sprache und Literatur, Philosophie. Neben all das trat eine von wohlhabenden Bürgern teils durch Vermächtnisse, teils mit warmer Hand gespendete Wissenschaftliche Stiftung von mehreren Millionen; aus ihr werden Beiträge zu wissenschaftlichen Forschungsreisen gegeben, Erich Marcks ward von ihr als Professor der Geschichte nach Hamburg berufen und hat hier den ersten Band seines Bismarck-Werks beendet, und die Stiftung wird überhaupt zur Stützung des wissenschaftlichen Betriebes herangezogen, während ein Großkaufmann, Edmund Siemers, dem Staat ein Vorlesungsgebäude baute, das im Laufe dieses Jahres eröffnet worden ist. Damit sind wesentliche Vorbedingungen erfüllt, aus dem Kolonialinstitut, den übrigen wissenschaftlichen Anstalten und dem Vorlesungswesen eine Universität zu bilden, die in vielleicht nicht ganz dem Herkömmlichen entsprechender Form denn auch jedenfalls einmal in Hamburg errichtet werden wird.

Es verlohnt sich, all diese neuen Züge des hamburgischen Lebens einmal zusammenfassend zu überschauen. Denn man wird bei der Betrachtung noch einen gemeinsamen Zug finden: daß nämlich all dies rein bürgerlich geworden und gewachsen ist; während in den meisten anderen Großstädten Deutschlands, vielleicht mit Ausnahme von Frankfurt am Main, Wissenschaft und Kunst immer wieder von den Höfen her Förderung und Ausgestaltung empfangen haben, sind diese naturgemäß hier ganz ausgeblieben, und der in seinem Innern auf sich selbst angewiesene Stadtstaat hat all dies geschaffen. So läßt sich vielleicht erwarten, daß von dem weiteren wissenschaftlichen und künstlerischen Aufbau und Ausbau des hamburgischen Wesens auf weite Teile Deutschlands ein Einfluß im Sinne einer großen bürgerlichen Kultur ausgehen wird, wie ihn der wachsende Industriestaat mit seiner sich rasch mehrenden Bevölkerung nur zu wohl brauchen kann.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geſchichte

Geſchichte der Serben. Von **Conſtantin Jireček.** Erſter Band. (Bis 1371.) (Allg. Staatengeſchichte, herausgegeben von Karl Lamprecht. Erſte Abteilung, 38. Werk, I. Band.) Gotha 1911. Preis M. 10,—.

Vor uns liegt der erſte Band eines Werkes, das von den Fachleuten ſeit langer Zeit ſehnlich erwartet wurde: eine Geſchichte des mittelalterlichen Serbiens, von der Hand des beſten Kenners der geſamten ſüdoſteuropäiſchen Geſchichte, Joſef Conſtantin Jireceks in Wien. Die vielfältigen und wechſelvollen Beziehungen des mittelalterlichen Serbiens zu den angrenzenden Staaten, Beziehungen, die von Jireček ſtets ſorgfältig unterſucht werden, machen das Werk bedeutſam auch für den Hiſtoriker des byzantiniſchen Reiches, für den Erforſcher der bulgariſchen, der bosniſchen, der kroatiſchen, der venezianiſchen und der ungariſchen Geſchichte.

Jireček iſt für dieſes Werk vorbereitet geweſen wie ſicherlich kein zweiter. Eine früh erworbene vollkommene Kenntnis der mannigfachen Sprachen des Balkans, damit die Möglichkeit, alle Quellen der Balkangeſchichte aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, das bei dem Hiſtoriker ſeltene und um ſo wertvollere Verſtändnis auch für rein philologiſche Fragen — in dieſem Falle für die Fragen der ſlawiſchen Philologie —, eine genaue Kenntnis namentlich Bulgariens, deſſen Unterrichtsminiſter Jireček unmittelbar nach der Befreiung für einige Jahre geweſen iſt, umfangreiche Archivſtudien und eine Fülle von Monographien zur mittelalterlichen Geſchichte der Balkanländer — alles das hat ihn befähigt, ein Werk zu ſchaffen, das für längere Zeit abſchließend ſein wird. Es iſt der erſte vollkommene Erſatz für das vor mehr als hundert Jahren erſchienene, den einheimiſchen Quellen noch ganz fernſtehende Werk von Johann Chriſtian v. Engel „Geſchichte von Serwien und Bosnien“. Man weiß jetzt, was der hervorragendſte Kenner des Stoffes über die Geſchichte des mittelalterlichen Serbiens zu ſagen hat; bisher war man in dieſer Beziehung auf die wertvollen, aber naturgemäß knappen Artikel angewieſen, die Jireček der ſüdſlawiſchen Geſchichte im tſchechiſchen Konverſationslexikon gewidmet hat und die aus den verſchiedenſten Gründen nur einem kleinen Bruchteil der Forſcher zugänglich ſein konnten.

Eine Einleitung beſpricht allerlei, was für das Verſtändnis der ſerbiſchen Geſchichte notwendig iſt, vor allem die Grundzüge der Geographie und der Beſiedlungsgeſchichte der Balkanländer, die Anfänge der ſlawiſchen Siedelung, die ſich zeitlich nicht ganz genau feſtlegen läßt, im weſentlichen aber in den Beginn des ſechſten Jahrhunderts n. Chr. fallen wird. Es dauert einige Zeit, bis ſich in dieſer ſüdſlawiſchen Völkerwelle, die von den Quellen zunächſt ſtets mit dem einheitlichen Slawennamen bezeichnet wird, einzelne Stämme mit beſonderen Namen abheben, vor allem die Namen der „Serben“ und der „Kroaten“. Die Frage nach dem Alter und der Entſtehung dieſes Dualismus wird von Jireček freilich nicht ſcharf beleuchtet.

Die Geſchichte des ſerbiſchen Staates im Mittelalter beſtimmt ſich in der Hauptſache durch ſein Verhältnis zu den umgebenden Mächten, unter denen die ausſchlaggebende auf Jahrhunderte hinaus das byzantiniſche Reich iſt. Sein Niedergang wird für Serbien ein Anlaß zum kurzen Aufſchwung; doch hat der ſerbiſche Staat ſchließlich noch vor dem endgültigen Fall des byzantiniſchen Reiches ſein Ende gefunden. Der zweite Staat, der in die Geſchicke Serbiens eingreift, iſt Bulgarien, zunächſt kein ſlawiſcher Staat, ſondern die Gründung eines türkiſchen

Reitervolkes, an Kraft und Einfluß dem mittelalterlichen Serbien im ganzen überlegen, aber auch heftigeren Katastrophen ausgesetzt. Daneben greifen, wenn man von der kurzen Episode des lateinischen Kaisertums absieht, Mächte des Westens und Nordwestens ein, selten und in geringem Maße die deutsche Politik, mit wachsender Kraft aber der neu erstehende ungarische Staat und die Republik Venedig, die schließlich zu Rivalen um den Besitz der ostadriatischen Küste werden.

Der Begriff des mittelalterlichen Serbiens deckt sich geographisch nicht ganz mit dem, was wir heute darunter verstehen. Gegen Norden und wohl auch gegen Osten haben sich die Grenzen des serbischen Gebietes verschoben, vor allem durch die Ereignisse der Türkenzeit gegen Norden: Südungarn hat heute eine starke serbische Kolonisation. Die Hauptstadt Belgrad, die heute durchaus auf serbischem Gebiet liegt und die sogar, wenn man das Sprachgebiet in Betracht zieht, gar nicht so an der Peripherie liegt, wie es nach den politischen Grenzen scheint, war im Mittelalter im besten Fall ein nördlicher Vorposten des serbischen Reiches, meist aber ein Zankapfel zwischen Serbien und Ungarn wie vordem zwischen Byzanz und den Avaren. Das Kernland Serbiens lag auf einem Gebiet, das heute zum größeren Teile türkisch ist: das Sandschak Novipazar mit den angrenzenden Teilen des heutigen Serbiens und Montenegros, die mittelalterliche Residenz lag nicht weit vom heutigen Novipazar.

Dafür galten als serbisch seit ziemlich früher Zeit die Küstenländer von Dulcigno an bis zur Narentamündung, d. h. bis zum Beginn des kroatischen Küstenlandes.

Beide Gebiete haben in der Geschichte des mittelalterlichen Serbiens ihre Bedeutung: vom Küstenland ging im elften Jahrhundert die Gründung eines serbischen Staates aus, freilich nicht für lange Zeit; schon am Ende des Jahrhunderts gewann das Binnenland wieder die Oberhand, seitdem ist das mittelalterliche Serbien ein Binnenstaat, der die küstenländischen Gebiete gleicher Sprache und Nationalität nach Möglichkeit beherrscht, seinen Schwerpunkt aber nicht dort hat. Damit hängt der für die serbische Geschichte in erster Linie wichtige Umstand zusammen, daß die Serben trotz gelegentlicher Schwankungen im ganzen doch weit mehr dem Einfluß der orientalischen Kirche als dem der römischen unterlagen.

Die große Zeit des mittelalterlichen Serbiens und zugleich auch seine geschichtliche Erinnerung beginnt mit dem Herrscher Stephan Nemanja (um 1170). Nach ihm haben alle folgenden Glieder der Dynastie den Namen Stephan geführt, so gleich sein Nachfolger, Stephan der Erstgekrönte, der erste „König" von Serbien, dem auch die serbische Nationalkirche ihre Entstehung verdankt. Die Möglichkeit, die Grenzen namentlich gegen Süden auszudehnen, ergab sich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch den Verfall des byzantinischen Reiches unter den Paläologen. Den Höhepunkt erreichte die Macht Serbiens gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter Stephan Duschan: es wurde die Vormacht der Balkanländer und der gesuchteste Bundesgenosse für die sich befehdenden Parteien im byzantinischen Reich. Aber Stephan Duschan sah auch schon das Ende kommen. Die Türkengefahr, an die bis dahin niemand recht geglaubt hatte, war plötzlich durch die Festsetzung der Osmanen in Kallipolis am Hellespont und durch einige andere Geschehnisse allen zum Bewußtsein gekommen. Stephan Duschan hat bereits den Gedanken einer allgemeinen Abwehraktion von seiten des christlichen Abendlandes gefaßt; aber die Verhandlungen führten zu nichts, und bald danach starb ihr Urheber (1355). Es kam nun, wie es kommen mußte, aber doch schneller, als die meisten ahnten. Endloser Streit der Nachkommen Stephan Duschans untereinander und mit den anderen christlichen Mächten ließ in den nächsten Jahren keine gemeinsame Unternehmung gegen die Türken zur Reife kommen; und als sich einige serbische Magnaten zusammentaten, um der drohenden Gefahr zu begegnen, war es zu spät. Die Schlacht an der Marica im Jahre 1371 entschied gegen die Serben. Das serbische Reich als Ganzes war sechzehn Jahre nach Stephan Duschans Tod zertrümmert; wenigstens der Süden bis zur Schar Planina wurde bald ganz von den Türken abhängig, und im nördlichen Teil entstand eine Reihe von Einzelfürstentümern.

Bis hierher, d. h. zu der Gestaltung der Dinge, die bis zur Schlacht auf dem Amselfeld Geltung gehabt hat, führt uns der erste Band von Jireceks Werk. Der zweite Band soll zunächst die inneren Zustände des mittelalterlichen Serbiens zur Zeit seines Aufschwungs schildern und dann die serbische Geschichte bis zur Neuzeit weiterführen.

Sein Ziel hat Jirecek auf Seite X der Einleitung ausgesprochen: „eine quellenmäßig beglaubigte, zusammenhängende, nüchterne Darstellung der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte dieser Gebiete". Dadurch bestimmt sich Inhalt und Darstellungsform des Werkes. Jireceks Bestreben ist es, den Quellen zu folgen, soweit es irgend geht; bei einem Stoff, der meist keine rechte Handhabe zu ausgiebiger Quellenvergleichung bietet, ist das natürlich die einzig mögliche Form. Charakteristisch ist, daß in der Darstellung der cyrillomethodianischen Frage selbst eine so erwägenswerte Kritik, wie sie Brückner geliefert hat, ganz mit Stillschweigen übergangen wird.

Dem entspricht die Darstellung: nirgends ein Streben zu pointieren, scharf zu periodisieren, die Hauptpunkte in eine besonders helle Beleuchtung zu rücken; die Darstellung fließt in gleichmäßigem, ruhigem Strome dahin. Dinge, die vom Standpunkt der serbischen Geschichte nur sekundär sind, werden ausführlich besprochen usw. Mitunter ist es nicht ganz leicht, den Faden zu verfolgen. Und so ist auch die Sprache des Verfassers: gleichmäßig, unbewegt, objektiv kühl dem Stoff gegenüber, nicht ohne Humor, besonders in der Art, wie er die Worte seiner Quellen zitiert; wer seine Vorlesungen gehört hat, kennt diesen Humor. Aber das Pathos, das wahre wie das falsche, ist ihm stets fern geblieben.

Es ist ein Grundbuch der südslawischen Geschichte, dessen ersten Band uns Jirecek hier vorlegt. Und es ist ein hübsches Zusammentreffen, daß diese Grundlegung einem Enkel des Mannes verdankt wird, der einst die südslawische Philologie und Literaturgeschichte, in vieler Hinsicht auch die slawische Geschichtsforschung begründet hat, einem Enkel Paul Joseph Schafariks.

Prof. Dr. Paul Diels-Prag

Justiz und Verwaltung

Gerichte und öffentliche Meinung. Mein unter diesem Titel in Nr. 12 der Deutschen Juristenzeitung veröffentlichter Aufsatz hat in der Presse eine ungewöhnliche Beachtung gefunden, und obgleich die zustimmenden Erklärungen weit überwiegen, sind doch auch einzelne widersprechende Äußerungen laut geworden. So hat in Nr. 13 der Juristenzeitung Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. v. Buchka sich gegen meine Ausführungen gewandt. In Nr. 34 der Deutschen Tageszeitung nimmt Landgerichtsrat v. Pfister in Darmstadt im gegnerischen Sinne das Wort, und in Nr. 31 der Grenzboten sucht Dr. Roland Behrend nachzuweisen, daß meine Auffassung zu unhaltbaren Ergebnissen führe. Bei der Wichtigkeit der Frage dürfte es gestattet sein, nochmals auf sie zurückzukommen.

Mein Grundgedanke ist der, daß der Richter bei Bildung seiner Überzeugung und Fällung seines Urteils keine Quelle unbenutzt lassen dürfe, die sich ihm bietet, um der Gefahr einer einseitigen Auffassung vorzubeugen. Erst wenn er alle überhaupt ernst zu nehmenden Ansichten gehört und gewürdigt hat, ist alles geschehen, was in menschlicher Macht steht, um einen gerechten Spruch zu verbürgen. Zu diesen Quellen der Erkenntnis sind m. E. auch die Ansichtsäußerungen zu rechnen, die in öffentlichen Versammlungen, in den Parlamenten und in der Presse laut werden. Will man im Sinne des bisher herrschenden Dogmas, daß das „Eingreifen in ein schwebendes Verfahren" unzulässig sei, die öffentliche Meinung erst dann zu Worte kommen lassen, wenn das Urteil letzter Instanz gesprochen ist, so bedeutet das zunächst, dem Richter ein wertvolles Prüfungsmaterial so lange zu entziehen, wie er es noch imstande ist, es zu benutzen, um es zurückzuhalten bis zu einer Zeit, wo nur noch „retrospektive Betrachtungen" möglich sind. Das heißt also, den Brunnen erst zudecken, nachdem das Kind hineingefallen ist. Aber es läuft auch darauf hinaus, eine künstliche Scheidewand aufzurichten zwischen der Rechtsprechung und der Volksüberzeugung, die im Interesse der Volkstümlichkeit unseres Rechtswesens durchaus vermieden werden sollte. Das Bedenken,

daß dadurch die Unabhängigkeit der Richter beeinträchtigt werde, erledigt sich durch die Unterscheidung zwischen berechtigten und unberechtigten Einflüssen. Berechtigt sind alle, die durch Gründe zu wirken suchen, unberechtigt alle anderen, insbesondere solche, die auf den Richter einen Druck ausüben wollen dadurch, daß sie ihn in den Konflikt zwischen seinem Pflichtgefühl und in Gefahr äußerer Nachteile bringen. Deshalb ist es allerdings erwünscht, daß der Justizminister und andere Personen, die auf das persönliche Geschick des Richters Einfluß ausüben können, sich der Äußerung ihrer Ansicht enthalten, aber da die Abgeordneten und die Presse solche Druckmittel nicht besitzen, so brauchen sie diese Rücksicht nicht zu nehmen.

In den Angriffen, die gegen diesen meinen Standpunkt erhoben sind, scheint zunächst insofern ein Mißverständnis hervorzutreten, als gemeint wird, ich wolle den Richter verpflichten, der öffentlichen Meinung bei Bildung seines Urteils zu folgen. Selbstverständlich können die in der Öffentlichkeit geltend gemachten Ansichten keinen höheren Wert beanspruchen, als die im Gerichtssaale geäußerten. Beide dürfen den Richter nur soweit bestimmen, wie er sie nach gewissenhafter Prüfung berechtigt findet.

Nun wendet man ein, daß nach ausdrücklicher Vorschrift des Gesetzes das Gericht sein Urteil nur stützen dürfe auf die Hauptverhandlung und deren Ergebnisse. Dies sei aber nicht nur geltendes Recht, sondern auch durchaus zu billigen, da nur hier durch die Mitwirkung der Parteien, durch Beeidigung und Gegenüberstellung der Zeugen u. dgl. diejenige Kontrolle stattfinde, die erforderlich sei, um die Wahrheit zu ermitteln, während die öffentliche Meinung aller dieser Sicherungsmittel entbehre und deshalb notwendig unzuverlässig sein müßte.

Dabei scheint mir übersehen zu sein, daß alles dies sich nur beziehen kann auf die Feststellung von Tatsachen. Aber so wichtig sie sind, so wenig bilden sie die einzige Unterlage des Urteils. Neben ihnen handelt es sich zunächst um die Rechtsvorschriften, und gerade auf sie wird es häufig da ankommen, wo die Ansichten auseinandergehen. Immerhin berühren wir selbst hiermit noch nicht den springenden Punkt; er liegt vielmehr an einer ganz anderen Stelle. Wenn die Öffentlichkeit an einer gerichtlichen Verhandlung Interesse nimmt, so wird das selten geschehen wegen der zufällig dabei beteiligten Personen oder sonstigen nebensächlichen Punkte des Einzelfalles, sondern wegen der prinzipiellen Bedeutung der Angelegenheit und ihres Einflusses auf weite Kreise der Bevölkerung. Deshalb aber wird es sich fast immer handeln um allgemeine Gesichtspunkte, mögen sie auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem oder kulturellem Gebiete liegen. Ist nun diese Voraussetzung gegeben, so ist die Entscheidung notwendig bedingt durch die Stellung, die der Richter zu diesen Fragen grundsätzlicher Natur einnimmt, und die öffentliche Erörterung hat gerade den Zweck, ihn darüber aufzuklären, welches Gesicht der Einzelfall zeigt, je nachdem man ihn unter diesem oder jenem Gesichtspunkte betrachtet. Das steht nicht allein in keinem Widerspruche zu dem Gesetze, sondern ist durchaus erforderlich, um dem Richter die Möglichkeit zu bieten, sich vor der aus seinem persönlichen Standpunkte ergebenden Gefahr einer einseitigen Beurteilung nach Kräften zu schützen. Also nicht in der Ermittlung von Tatsachen und nicht in erster Linie in der Erörterung von Rechtsfragen sehe ich den Wert der öffentlichen Besprechung, sondern darin, daß Gelegenheit geboten wird, den Einzelfall unter Beleuchtung des entgegengesetzten Standpunktes zu betrachten.

Übereinstimmend bringen ferner meine Gegner eine starke Mißachtung der öffentlichen Meinung zum Ausdruck, indem sie daraus die Forderung herleiten, ihr möglichst wenig Einfluß einzuräumen. Ich bin weit davon entfernt, ihnen hierin grundsätzlich zu widersprechen und den Wert wechselnder Strömungen allzu hoch anzuschlagen, habe vielmehr immer gesucht, mir ihnen gegenüber meine Selbständigkeit zu wahren. Aber m. E. kann das nur dahin führen, daß der Richter sich der Unsicherheit dieser Erkenntnisquelle bewußt bleibt und deshalb den hervortretenden Ansichten nicht kritiklos einen unberechtigten Einfluß auf sein eigenes Urteil gestattet. Aber nicht allein bedarf es in dieser Richtung wohl kaum einer besonderen Warnung, sondern vor allem ist die Gefahr, die man im Auge

hat, bei nüchterner Überlegung als recht gering anzusehen. Ja, wenn die öffentliche Meinung stets oder auch nur in den meisten Fällen geschlossen und einheitlich sich in einem gewissen Sinne ausspräche! Aber das kann nach ihrer eigenen Natur nur äußerst selten eintreten, denn sie besteht ja begrifflich aus den Ansichtsäußerungen der allerverschiedensten Richtungen und Parteien, die sich gegenseitig kontrollieren und korrigieren. Sollten sie wirklich einmal ausnahmsweise zu demselben Ergebnisse gelangen, so würde dieses in der Tat eine sehr große Wahrscheinlichkeit seiner Richtigkeit besitzen.

Mit dieser Erwägung scheinen mir nun zugleich eine ganze Anzahl weiterer Einwendungen widerlegt zu sein. So wenn v. Buchka geltend macht, daß die Autorität des Gerichts beeinträchtigt werde, sobald man die vorherige Erörterung des Falles in der Presse gestatte, denn wenn nachher das gefällte Urteil mit der Äußerung der öffentlichen Meinung übereinstimme, so werde man eine Beeinflussung annehmen, im entgegengesetzten Falle aber die Richter der „Weltfremdheit" beschuldigen. Oder wie Behrend freilich zugibt, daß die in der öffentlichen Erörterung zutage getretenen Gesichtspunkte an sich für die Bildung des richterlichen Urteils wertvoll sein können, aber geltend macht, daß die öffentliche Meinung sich nicht darauf beschränke, mit Gründen auf den Richter zu wirken, sondern einen Machtfaktor darstelle, der ihn gegen seine bessere Überzeugung in ihren Bannkreis ziehe. Oder wenn derselbe Gegner darauf hinweist, daß durch die öffentliche Besprechung eines Rechtsfalles nicht allein auf den Richter, sondern auch auf die Zeugen eingewirkt werde. Alle diese Einwendungen würden Beachtung verdienen, wenn die öffentliche Meinung von einer einzelnen Partei gemacht würde, aber da in der Presse nicht minder als in Versammlungen und Parlamenten jede Richtung zu Worte kommt und deshalb fast niemals eine Einheitlichkeit der geäußerten Ansichten bestehen wird, so können alle die vorbezeichneten Gefahren sich in Wirklichkeit nicht geltend machen.

Daß endlich, wie Behrend einwendet, ein Abgeordneter sich ebensowenig äußern dürfe, wie ein Minister, da man nicht wissen könne, ob er nicht morgen Minister sein werde, ist mir ebensowenig einleuchtend, wie seine Ansicht, daß größere Kollegien nicht mehr Garantien für die Richtigkeit des Spruches böten, als Einzelrichter. Daß der Wert eines Gerichtes nicht liegt in der Zahl der Richter, sondern in ihrer Tüchtigkeit, ist selbstverständlich; aber so lange nicht ein Mittel gefunden ist, die Rechtsprechung ausschließlich durch hervorragende Richter ausüben zu lassen — Behrend hält diese sogar für so selten, daß nicht einmal ein einziger Senat des Reichsgerichts mit ihnen besetzt werden könne —, wird man an dem alten Satze festhalten müssen, daß vier Augen mehr sehen als zwei, und nur deshalb sich damit abzufinden haben, daß wir die Qualität durch die Quantität nach Möglichkeit ersetzen.

Ich meine, man soll sich bei der Beurteilung der öffentlichen Meinung von beiden Extremen fern halten, dem ultraaristokratischen und dem ultrademokratischen, d. h. von der Überschätzung sowohl wie von der Unterschätzung. Gewiß ist es falsch, zu behaupten: „Volkes Stimme ist Gottes Stimme", aber trotzdem kommt doch meistens in ihr ein instinktives Rechtsgefühl zum Ausdruck, daß wir am wenigsten dann unberücksichtigt lassen sollten, wenn wir als Ziel anerkennen, unser Recht so volkstümlich zu gestalten, wie es dessen Charakter als Wissenschaft nur irgend gestattet. Wenn Behrend weniger Wert legen will auf die Forderungen der Logik, als auf eine „praktische Politik", so finde ich die letztere gerade darin, daß wir dem Volksempfinden Rechnung tragen. Ein Spruch, der dieser Forderung genügt, ist für den Zweck, dem das Recht dient, wertvoller, als ein gelehrtes Urteil, das von der Bevölkerung als Unrecht empfunden wird. Das Recht kann seiner Natur nach nur aufgebaut sein auf dem Rechtsgefühl der Gesamtheit oder, wo eine völlige Einheitlichkeit nicht besteht, auf dem der großen Mehrheit der jeweiligen Volksgenossen. Deshalb hat es unvermeidlich einen geschichtlich und national bedingten Charakter. Unvollkommen bleiben alle menschlichen Einrichtungen, aber es ist schon viel gewonnen, wenn die Unvollkommenheiten möglichst wenig als solche empfunden werden.

Landgerichtsrat W. Kulemann-Bremen

Reichsſpiegel

(Vom 3. bis 10. September)

Innere und auswärtige Politik

Guter Fortgang der Verhandlungen — Deutſche Ziele in Marokko — Schaffung einer verantwortlichen Stelle — Falſche Grundlagen der Algecirasakte — Die Konſequenzen daraus — Le masque chérifien — Analogie mit Ägypten — Vorausſichtliche Vorteile für den deutſchen Handel — Die Kompenſationen — Togo — Der casus belli — Die „Mannesmannpreſſe“ und die Grenzboten

Wenn man ſich die Mühe nimmt, alles franzöſiſche und deutſche Material, das in Sachen Marokko der Öffentlichkeit übergeben worden iſt, zu ſichten und es von allen ſenſationellen Schlacken zu ſäubern, dann muß man zu der Überzeugung gelangen, daß entgegen anderen Auffaſſungen die Verhandlungen zwiſchen Berlin und Paris bisher einen durchaus normalen, Frieden verheißenden Verlauf genommen haben. Die ſeitens eines Teiles der Preſſe als „Abbruch der Verhandlungen“ gekennzeichneten Pauſen der mündlichen Ausſprachen zwiſchen Herrn v. Kiderlen und Herrn Cambon erweiſen ſich als die ſelbſtverſtändlichen Unterbrechungen, die bei allen, auch bei privaten Vertragsverhandlungen entſtehen müſſen, um Überlegungen und Beratungen der einzelnen Parteien unter ſich geſondert, im vorliegenden Falle auch um Rückfragen bei den übergeordneten Stellen zu ermöglichen. Auch von einem „Ultimatum“ iſt die Rede geweſen. Bisher läßt ſich noch in keinem Stadium der Verhandlung eine Note feſtſtellen, die den Charakter eines Ultimatums gehabt oder auch nur daran erinnert hätte. Man ſoll doch nicht vergeſſen, daß es ſich bei den Konverſationen um nichts geringeres als um den Abſchluß eines Staatsvertrages handelt, der den in der Entwicklung eines halben Jahrhunderts wurzelnden Intereſſen gerecht werden ſoll. Man überſehe auch nicht, daß, nachdem einmal die Beſprechungen in Fluß gekommen ſind, ſowohl in Deutſchland wie in Frankreich gleichmäßig die Notwendigkeit anerkannt wird, die Dinge in Nordweſtafrika für alle Zukunft ins Reine zu bringen. Im Rahmen dieſer Notwendigkeit liegen auch die beſonderen deutſchen Abſichten und Pläne.

Was Deutſchland in Marokko erſtreben ſollte, iſt an dieſer Stelle ſchon wiederholt angedeutet worden.

Wir brauchen in Marokko eine dem Reich verantwortliche Stelle, der wir den Schutz des deutſchen Handels anvertrauen können. Als ſolche verantwortliche Stelle galt bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte die Regierung des Sultans. Sie mußte ausgenutzt werden, wenn auch nur als Hebel, um in Marokko überhaupt

eindringen zu können. Das Vorhandensein einer einheimischen Staatsgewalt in Marokko war der Ausgangspunkt für die Bestimmungen der Algecirasakte, bildete die Grundlage für den Vertrag von 1909. Die marokkanische Regierung wurde zwar der Deckmantel für die tatsächlichen Machthaber, für die Franzosen — le masque chérifien, wie Tardieu es geistreich und zutreffend nannte — aber doch mit dem großen Loch von Algeciras, durch das Neugierige nach Belieben durchgucken konnten. Den für das Ding an sich fehlerhaften Aufbau hat nun die Regierung benutzt, spät zwar, wie viele meinen, aber nicht zu spät. Was sollte sie tun? sollte sie den Makfen mit Krieg überziehen und ihn für einen Vertragsbruch strafen, den er an den sämtlichen Teilnehmern der Algeciraskonferenz begangen? sollte sie Frankreich den Krieg erklären? Bismarck sagt (Ged. u. Erinn. Bd. II, S. 296):

„Ich habe während meiner Amtsführung zu drei Kriegen geraten, dem dänischen, dem böhmischen und dem französischen, aber mir auch jedesmal vorher klar gemacht, ob der Krieg, wenn er siegreich wäre, einen Kampfpreis bringen würde, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert und die heut so viel schwerer sind als in dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich mir hätte sagen müssen, daß wir nach einem dieser Kriege in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, solange wir nicht materiell angegriffen waren, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben."

Konnte uns ein siegreicher Krieg „einen Kaufpreis bringen, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert"? Wurde unter solchen Umständen nicht richtiger und bismarckischer und nationaler gehandelt, die einmal vorhandenen realen Machtverhältnisse anzuerkennen und auf ihnen ein neues sicheres Gebäude aufzuführen? Das Erscheinen des „Panther" vor Agadir konnte zum Kriege führen, dessen war sich jede einzelne der beteiligten Stellen bewußt, nämlich in dem Falle, wenn England sich störend dazwischen gemischt hätte. Dann wäre Deutschland wie ein Mann aufgestanden, denn es hätte der Kaufpreis im richtigen Verhältnis zu den aufgewendeten Opfern gestanden. Deutschland, von der Rücksichtnahme auf die Algeciras-Akte befreit, kann seitdem mit Frankreich allein verhandeln, und das ist nach den Tagen Eduard des Siebenten ein gewaltiger Fortschritt. Damit aber ist auch die erste, gefahrvollste Etappe durchschritten, über die der Weg zu einer allseitigen Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland führt.

Die zweite Etappe bestand in der Ausarbeitung von Grundlagen durch Herrn v. Kiderlen und Herrn Cambon, auf denen ein Vertrag aufgebaut werden könnte. Auch diese Etappe wurde glücklich und ohne Gefährdung des Friedens überwunden, wenn auch besonders in Paris genug Versuche gemacht worden sind, die deutsche Regierung einzuschüchtern. Erst als die Berliner Verhandlungen soweit gediehen waren, daß Herr Cambon mit den „Grundlagen" nach Paris reisen konnte, erst als England erkannte, daß sich bei den Verhandelnden das Verständnis für die Aufgaben des Augenblicks immer mehr vertiefte, auch erkennen mußte, daß die beiderseitigen Diplomaten einander in ihren Anschauungen immer näher kamen, da fuhr Sir Fairfax Cartwright mit seinen dreisten Auslassungen dazwischen, — wie der Verlauf der Beratungen in Paris zeigt, ohne den gewünschten nachhaltigen Erfolg zu erzielen.

Am Montag, den 4. d. Mts., sind wir inzwischen zur dritten Etappe der Verhandlungen vorgedrungen. Aus den „Grundlagen" war unter den Händen der französischen Staatsmänner der erste „Vertragsentwurf" geworden. Wie alle derartige erste Entwürfe war auch er etwas einseitig in der Betonung der Forderungen derjenigen Partei, die ihn ausgearbeitet, und dementsprechend auch etwas unachtsam bei der Bewertung der gegnerischen Interessen. Inzwischen hat Herr v. Kiderlen alles das in den Entwurf hineingetan, was ihm für Deutschland und für den weiteren Gang der Verhandlungen nützlich schien. Bis zu einer gewissen Grenze ist Herr Cambon den Anregungen der deutschen Regierung gefolgt, darüber hinaus aber reichten seine Instruktionen nicht. Denn er hat, genau so wie Herr v. Kiderlen, den Auftrag, so viel herauszuschlagen wie nur irgend möglich. Ebenso wie Herr v. Kiderlen seine Instruktionen durch den Herrn Reichskanzler ergänzen läßt, täglich, da sie nebeneinander wohnen, ebenso ergänzt Herr Cambon die seinigen in Paris. Nur dauert's hier etwas länger, da der Kurier immerhin zweimal zwanzig Stunden Eisenbahnfahrt zurückzulegen hat und obendrein alles umständlich geschrieben werden muß, was die deutschen Staatsmänner in einstündiger mündlicher Aussprache erledigen können. Also Ruhepausen sind unvermeidlich. Wie lange sich die dritte Etappe hinziehen wird, ist natürlich schwer im voraus zu bestimmen. Selbst wenn alles ganz ohne Zwischenfall und ohne Intrigen verliefe, wird man gut tun, sich noch für mehrere Wochen mit Geduld zu wappnen. Aber ohne Intrigen geht es selbstverständlich nicht ab, und was einer Regierung in einer Republik alles über Nacht passieren kann, haben wir so oft beobachtet, daß es kaum noch eines Hinweises darauf bedarf. Besonders gefährlich erscheinen in diesem Zusammenhange die sich immer und immer wiederholenden Treibereien englischer Agenten unter den französischen Marokkospekulanten. Daß innerhalb der französischen Armee der Krieg geschürt wird, ist weder erstaunlich noch gefährlich. Die Armee ist für den Revanchekrieg gegen Deutschland erzogen und würde kaum Achtung verdienen, wenn sie nicht jede Gelegenheit dazu beim Schopfe ergreifen wollte. Trotz alledem kann mit einer gewissen Sicherheit darauf gerechnet werden, daß auch die dritte Etappe der Verhandlungen ohne Störung des Völkerfriedens zu Ende gehen wird.

Was soll nun das Ergebnis dieser dritten Etappe sein? Ich meine, ein Vertrag, in dem einmal die Rechte und Pflichten Frankreichs in Marokko, die Stellung des deutschen Handels und deutscher Staatsbürger daselbst und schließlich die Kompensationen für die Preisgabe politischer Rechte Deutschlands in Marokko festzulegen wären.

Nach allem, was sich aus den vorsichtigen Mitteilungen gutunterrichteter Kreise entnehmen läßt, ist die künftige Stellung Frankreichs in Marokko mutatis mutandis nicht unähnlich der Englands in Ägypten gedacht, wenn auch mit größeren Vollmachten. Äußerlich soll das Scherifat bestehen bleiben; Gesetzgebung und Verwaltung sollen im Namen des Sultans geübt werden, doch unter französischer Aufsicht und Leitung; es scheint insbesondere beabsichtigt zu sein, den Franzosen die Finanzkontrolle, Steuer- und Zollerhebung unter gewissen Kautelen einzuräumen. Dagegen sollen die Franzosen die Verantwortung für die Sicherheit der Europäer und deren Unternehmungen tragen, selbstverständlich in einer Form, daß alle Ausländer genau dieselben Rechte erhalten wie die Franzosen. Wir

möchten eine solche Lösung der Marokkofrage für äußerst wünschenswert halten, vorausgesetzt, daß es auch tatsächlich gelingt, die Franzosen so zu verpflichten, wie es die Interessen unserer Unternehmer und unseres Handels erheischen. Natürlich sträuben sich die Franzosen, sich in dieser Richtung auf Einzelheiten festlegen zu lassen. Sie fürchten die deutsche Konkurrenz und suchen daher alle solchen Bestimmungen aus dem Vertrage fernzuhalten, die geeignet sein könnten, sie für alle Zeiten zu binden. Hierzu gehört vor allen Dingen die Festsetzung der Formalien ein für allemal beim Erwerb von Konzessionen, bei der Vergebung von öffentlichen Bauten, bei Kauf- und Pachtverträgen u. a. m. Ohne die Übernahme solcher Pflichten aber wäre jedes neue Marokkoabkommen nur eine Verwässerung des voraufgegangenen.

Die Kompensationen, die Deutschland erhalten soll, sind bisher nur in allgemeinen Umrissen vereinbart. Eine genaue Abgrenzung der in Frage stehenden Territorien wird, wie es besonders nach französischen Quellen scheint, Gegenstand weiterer Verhandlungen sein. Ebenso scheint noch keine Klarheit darüber zu herrschen, ob nicht Gebietsteile ausgetauscht werden sollen. Auch wegen Togo ist nach Zeitungsberichten das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wir möchten darum nicht verfehlen, die Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß sie das nationale Empfinden tief verletzen würde, wollte sie Togo verhandeln. Was deutsch ist, muß deutsch bleiben! Die Preisgabe Togos würde die an sich schon über Gebühr erregte öffentliche Meinung auf das empfindlichste berühren.

Die Marokkoverhandlungen haben im Innern des Reichs eine Bewegung hervorgerufen, die weder durch den Stand der Dinge noch durch das Objekt überhaupt gerechtfertigt erscheint. Solange sich nicht eine dritte Macht als Störenfried in die Aussprache zwischen Frankreich und Deutschland mischt, solange liegt für Deutschland kein Grund vor, zum Schwert zu greifen. Sollte wider Erwarten England aus seiner bisherigen Reserve hervortreten, dann freilich wäre der casus belli geschaffen. Wir glauben aber nicht, daß England seiner bisher beobachteten Methode untreu werden wird. Man weiß jenseits des Kanals die Stimmung in Deutschland durchaus richtig in das politische Rechenexempel einzusetzen und kennt auch den Wert der sozialdemokratischen Friedensdemonstrationen. In dem Augenblick, wo der Kaiser ruft, gibt es keine Parteien mehr in Deutschland, sondern nur eine deutsche Nation, die der Armee aus Millionen Kanälen Kräfte zuführt.

Die Beruhigung im Lande ist trotz dieser Sachlage nicht vorangegangen. Es rast der See und will sein Opfer haben! Wie das Bild unserer Wirtschaft augenblicklich aussieht, wird in der Abteilung „Bank und Geld“ dargestellt: ein Trümmerhaufen zerstörter Hoffnungen. Trotz der augenscheinlichen Verwüstungen in unserem Wirtschaftsleben fährt ein Teil der Presse fort, einseitig gegen alle die zu agitieren, die nicht in die Kriegstrompete stoßen. Unsere Warnungen in dieser Beziehung haben ebenso wenig genutzt wie die anderer, besonnener Tageszeitungen. — — — —

Ich habe in Heft 36 von der Post, der Rheinisch-Westfälischen Zeitung und von der Täglichen Rundschau behauptet, sie führten in der Marokkofrage die öffentliche Meinung irre, und habe auf ihre Beziehungen (Fäden) zu den Herren Mannesmann hingewiesen. Von den Blättern hat sich nur die Tägliche Rundschau

auf den Boden des Kampfobjekts gestellt, indem sie die Möglichkeit der Zumutung, sie sei von mir der Bestechlichkeit geziehen worden, weit von sich weist. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung bezeichnet meine sachlichen Vorwürfe im vorigen Heft als „eine nichtswürdige Verleumdung und journalistische Charakterlosigkeit", um dadurch ihre Leser vom Hauptpunkte, nämlich vom Vorwurf der Irreführung, abzulenken. Wenn meine sachlichen Angriffe wirklich als „nichtswürdige Verleumdungen" aufgefaßt werden müssen, dann wundere ich mich darüber, daß das Blatt nicht die Mittel ergreift, um die „Angriffe auf seine Ehre" ein für allemal gegenstandslos zu machen. Es wird mir jeder Unbefangene zugeben, daß aus meinen Ausführungen nur solche den Vorwurf der Bestechlichkeit herauslesen können, die nicht wissen, wie vielfach und vertraulich die Fäden zwischen der Presse und dem Publikum sein können. Ich habe die Rheinisch-Westfälische Zeitung wegen Beleidigung verklagt, ebenso die Post und die Tägliche Rundschau, weil sie die Ausführungen des Essener Blattes weiter verbreitet haben. G. Cleinow

Bank und Geld

Der Zusammenbruch an der Börse — Kriegsfurcht und Kopflosigkeit — Der Geldmarkt — Die Getreidebörse

Die Befürchtung, daß der Börse neue heftige Erschütterungen bevorstehen könnten, hat sich unerwartet schnell verwirklicht. Und wie vorauszusehen, war es zunächst der Markt der Kassaindustriewerte, der den größten Ansturm auszuhalten hatte. Die Kurse stürzten, als sei das Ende herangekommen und der Krieg erklärt. Eine kaum begreifliche Kopflosigkeit hat sich der Börse bemächtigt. Das Schlimmste dabei ist, daß es nicht gelingen will, der Ruhe und Besonnenheit wieder die Oberhand zu verschaffen. Es schien zwar einen Augenblick, als ob eine kühlere Auffassung wieder zur Geltung kommen wollte, nachdem eine offiziöse Notiz in der Nordd. Allg. Ztg. beruhigende Erklärungen über die Marokko-Verhandlungen gebracht hatte. Aber das war nur eine Episode, eine vorübergehende kurze Erholung, wie sie in der Regel nach scharfen Kursstürzen einzutreten pflegt. Nur zu bald gewann der Pessimismus wieder die Oberhand, gefördert durch die schwache Haltung der Auslandsmärkte und, teils geflissentlich, teils unabsichtlich, unterstützt durch die Machinationen der Baissespekulation und die scharfe Tonart gewisser Blätter diesseits wie jenseits der Grenze. So kam denn die Tendenz aufs neue ins Wanken und der Wochenschluß sieht die Börse in einer sehr traurigen Verfassung. Bezeichnend für die allgemeine Auffassung ist es, daß nunmehr auch die Ultimowerte, die sonst einer rückgängigen Bewegung stärkeren Widerstand entgegenzusetzen pflegen, weil der sofort auftretende Deckungsbegehr einem unbegrenzten Weichen der Kurse Halt gebietet, vollständig in den Strudel der Deroute gezogen sind. Das deutet daraufhin, daß sich die Kontermine durchaus als Herrin der Situation fühlt und daß die Mutlosigkeit einen beängstigend hohen Grad erreicht haben muß. Damit stehen freilich leider auch andere Wahrnehmungen im Einklang, die wir im Laufe der Woche haben machen müssen. Der durch ein leeres Kriegsgerücht — angeblich soll ein Viehwagentransport den Anlaß gegeben haben — verursachte Sturm auf die Sparkasse in Stettin, dem sich ähnliche Vorkommnisse in anderen Städten an die Seite reihen, liefert den

Beweis dafür, wie groß und wie tief die Beunruhigung ist, welche die politische Lage im Volke erzeugt hat. Man hat nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß die Vorgänge in Stettin sich an eine von alldeutscher Seite einberufene Versammlung angeschlossen haben, in welcher in der üblichen Weise durch kriegslüsterne Reden in den Gang der Dinge eingegriffen werden sollte. Ein solches Verhalten ist tief bedauerlich. Eine ungewisse politische Situation bringt es ohnehin schon mit sich, daß die Baissespekulation durch Verbreiten von Gerüchten und andere Mittel, in deren Anwendung sie nicht wählerisch ist, eine Beunruhigung des Wirtschaftslebens hervorruft und ängstliche Gemüter schreckt. Solche Spekulationsmanöver sind unabwendbare Begleiterscheinungen gewisser wirtschaftlicher oder politischer Lagen; sie werden meist bald durchschaut, wenn sie auch noch so geschickt inszeniert sind, und können daher kaum auf mehr als einen Augenblickserfolg rechnen. Wirklich gefährlich wird aber die Situation, wenn ein Teil der Presse oder Parteien, die man mit Recht oder Unrecht für einflußreich hält, den Absichten der Kontermine durch ihre Haltung Vorschub leistet. Diese Erfahrung müssen wir leider jetzt auskosten. Die Börse war, wie hier oft betont worden ist, übermäßig engagiert. Seit Jahr und Tag gewohnt, alles nur durch die rosa Brille zu betrachten, war das plötzliche Wiederauftauchen der Marokkofrage für sie ein Menetekel, eine Mahnung zur Besonnenheit und Mäßigung. Leider hat sie der Warnung nicht rechtzeitig Gehör geschenkt und die politischen Verhältnisse auch dann noch geflissentlich ignoriert, als schon Paris und London ihrer gegenteiligen Auffassung deutlichen Ausdruck gaben. Und nun ist es zu spät für einen geordneten Rückzug. Ein wildes sauve qui peut! übertönt alle Rufe zur Besonnenheit. Die Börse unterliegt in gefährlicher Weise den Einwirkungen einer Massensuggestion; nach dem geheimnisvollen psychologischen Gesetz, welches Massen zwingt, anders und entgegengesetzt zu handeln, als Einsicht und Vernunft jedem einzelnen gebieten, kann auch die Börse sich eines kopflosen Handelns im Zustand des Schreckens nicht erwehren, so wenig dem Einzelnen die Erkenntnis von der Unrichtigkeit und Verderblichkeit des Verfahrens mangeln mag. Es ist daher ein nutzloses Beginnen, eine solche Bewegung mit Gründen der Überlegung stauen zu wollen, und ebensowenig treffen Vorwürfe gegen Einzelne oder die Gesamtheit ihr Ziel. Hier heißt es nur mit den Tatsachen rechnen. Die Börse hat Millionen und aber Millionen verloren und steht betrübt am Grabe ihrer Hoffnungen. Noch aber ist es vielleicht Zeit, ein Übergreifen der Bewegung auf das gesamte Wirtschaftsleben zu verhüten. Diese Gefahr ist groß. Unvermeidlich ist es ja schon an sich, daß eine Börsendebaute eine starke Rückwirkung auf den Gang von Handel und Industrie ausübt. Die großen Verluste haben eine Einschränkung der Kaufkraft und ein Stocken der Nachfrage zunächst in den Luxusindustrien und von diesen ausgehend in immer weiteren Geschäftszweigen zur Folge; der Kapitalbedarf der Industrie, die gerade jetzt ihre Produktion durch Erweiterungen und Fusionen zu vergrößern bemüht war, findet plötzlich die Quelle seiner Befriedigung verstopft, da weder Aktien noch Obligationen verkäuflich sind und demgemäß auch die Banken ihre Hilfe zu solcher Kapitalbeschaffung versagen müssen. Die wirtschaftliche Prosperität, deren sich die Industrie bisher erfreute und von der der glänzende Abschluß des Phönix ein erfreuliches Beispiel lieferte, wird also einen scharfen Stoß erhalten. Gelingt es aber, der augenblicklichen

Kopflosigkeit Herr zu werden, so werden sich diese Schäden überwinden lassen. Denn, um es noch einmal zu wiederholen, die allgemeine Wirtschaftslage ist eine gesunde und gibt an sich keinen Anlaß zu Befürchtungen. Aber es ist hohe Zeit, nunmehr den Mut der Kaltblütigkeit wiederzufinden. Der Marokkohandel wird, woran kein Einsichtiger zweifeln kann, einen friedlichen und verständigen Ausgang nehmen; sollte es da nicht möglich sein, so viel Besonnenheit zu bewahren, als notwendig ist, um ein wirtschaftliches Debacle zu vermeiden? Wir dürfen dieser unsinnigen Kriegsfurcht keinen Einfluß auf unsere Handlungen einräumen; wir erwecken damit nicht nur im Auslande ein vollständig falsches Bild über unsere wirtschaftlichen Zustände und unsere finanzielle Widerstandskraft — wie schon aus den Äußerungen französischer Blätter zu entnehmen ist —, sondern wir verschlechtern auch unsere Position bei den Verhandlungen und beschwören gerade die Gefahr herauf, die wir vermieden wissen wollen. Also Ruhe und nochmals Ruhe in der Auffassung wie im Handeln!

Die politischen Verhältnisse in Verbindung mit dem Heranrücken des Herbsttermins beginnen ihre Schatten über den Geldmarkt zu werfen. Der Privatdiskont ist Stufe um Stufe gestiegen, bis er in dieser Woche die volle Höhe des Bankdiskonts erreicht hat. Das ist ein seltenes Vorkommnis und augenblicklich dadurch um so auffälliger, als im übrigen die Geldsätze nicht teuer sind. Tägliches Geld ist zu 2½ Prozent erhältlich. Beide Erscheinungen erklären sich daraus, daß die Geldgeber, vorab die Banken, ihre baren Mittel aufsparen, um auf den kommenden Quartalstermin gerüstet zu sein. Und wie die Banken, so disponieren auch die Sparkassen, welche durch die verschiedenen Anstürme auf Schwesterinstitute zur Vorsicht gemahnt sind, die Hypothekenbanken und die Versicherungsgesellschaften. Es fehlen also Käufer für langfristige Wechsel. Dagegen suchen die Geldgeber ihre flüssigen Mittel kurzfristig unterzubringen und bewirken daher auf der einen Seite ein Steigen des Privatdiskonts und auf der anderen ein Fallen der Sätze für kurzfristige Ausleihungen. Der hohe Stand des Privatdiskonts hat nun zur Folge, daß das Wechselmaterial der Reichsbank zuströmt. Das Wechselportefeuille derselben hat daher in der ersten Septemberwoche eine Zunahme von 27 Millionen erfahren, während es im Vorjahr um ungefähr den gleichen Betrag abgenommen hatte. Dieser Ablenkung der Diskontansprüche auf seine Kasse kann das Institut nicht lange zusehen, wenn auch seine Position einstweilen noch eine starke ist. Es verfügt über einen Metallbestand von 1146 Millionen Mark, der um etwa 120 Millionen größer ist als zur Zeit des Vorjahrs, und eine steuerfreie Notenreserve von 151 Millionen. Aber der Quartalswechsel mit seinen Ansprüchen steht vor der Tür, und sind diese schon immer außerordentlich große, so werden sie in diesem Jahr bei der Verteuerung der landwirtschaftlichen Produkte und bei den vermehrten Kreditansprüchen der Landwirtschaft voraussichtlich noch höher ausfallen. Wahrscheinlich hätte auch die Reichsbank, obwohl ihr Status augenblicklich noch keine Diskonterhöhung erfordert, in Erwartung der kommenden Ansprüche die Diskontschraube schon angezogen, wenn sie nicht, ihrer alten Gepflogenheit getreu, gerade in kritischen Zeiten eine ruhige Diskontpolitik zu verfolgen, es offenbar abwarten wollte, wie die Bank von England disponiert. In England sind die Verhältnisse des Geldmarktes den hiesigen nicht unähnlich. Auch dort hat der Privatdiskont die volle Höhe des Bankdiskonts erreicht, der allerdings um ein

Prozent niedriger ist, als der der Reichsbank. Auch das englische Zentralinstitut verfügt aber zurzeit noch über so große Reserven, daß es sich einstweilen noch nicht zu einer Erhöhung der Rate entschlossen hat. Einer Heraufsetzung würde aber die Reichsbank die gleiche Maßregel folgen lassen müssen, und zwar um so mehr als die Devisen London und Paris schon jetzt eine starke Neigung zum Anziehen bekunden. Wir werden also vielleicht schon im Laufe dieser Woche den Bankdiskont wieder auf 5 Prozent sehen.

An den Getreidebörsen ist unter lebhaften Schwankungen der Preis von Weizen und Roggen sprunghaft in die Höhe geschnellt und hat damit einen Stand erreicht, den er seit dem Frühjahr 1908 nicht wieder eingenommen hatte. Bei der Wechselwirkung zwischen Getreide- und Effektenbörse trug diese Preisbewegung dazu bei, die Tendenz der letzteren zu verschlechtern. Für die Verteuerung des Brotgetreides sind eine Anzahl von Umständen entscheidend: zunächst natürlich der schlechte Ausfall der Kartoffel- und der Futtermittelernte, sodann ein Mangel an Zufuhren, der sich teils durch eine starke Zunahme des Exports, ferner durch das Brachliegen der Binnenschiffahrt und zuletzt und hauptsächlich durch eine Zurückhaltung der Produzenten erklärt. Für die definitive Preisgestaltung ist die einstweilige Auffassung der Spekulation nicht entscheidend; es hat sich ja auch bereits gezeigt, daß die exzessive Preissteigerung, welche sie durchzusetzen versuchte, sich nicht aufrecht erhalten ließ. Es wäre aber auch sehr zu beklagen, wenn zu den übrigen Sorgen, die unser Wirtschaftsleben bedrücken, sich noch eine Teuerung

Zur Reform der deutschen Universitäten.

Von

Dr. Ing. und Dr. phil. h. c. Dr. jur.

Heinrich Waentig,

Wirklicher Geheimer Rat und Ministerialdirektor a. D.

Preis M. 1.80.

Hier schöpft ein warmer und erprobter Freund unserer Universitäten aus dem Vollen einer langjährigen Erfahrung und Beobachtung und findet dabei nicht nur die richtigen Formeln zum materiellen Ausgleich offenkundiger Unbilligkeiten, sondern seine ruhigen und von ungetrübter Sachlichkeit getragenen Darlegungen stimmen auffallend überein mit den vorbehandelten Haupterhebungen der Extraordinarien einerseits, anderseits aber auch mit den Forderungen und Reformvorschlägen, die führende und unbefangene Geister aus dem Kreise der Hochschullehrer selbst als vordringlich bezeichnen. „Hochschul-Nachrichten."

Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11.

des Brotgetreides gesellen sollte. Die Mißstände, welche die Verteuerung der übrigen Lebensmittel hervorgerufen hat, sind schon so groß, daß es eines ernsthaften Eingreifens bedarf, um die Not zu lindern. Erfreulicherweise wird mitgeteilt, daß sich das gesamte Staatsministerium bereits mit der Prüfung der Frage beschäftigt, welche Maßregeln über die bereits angeordneten Tarifermäßigungen hinaus zur Steuerung der Notlage ergriffen werden können.

Spectator

Bücherliste

Wielands gesammelte Schriften. Herausgegeben von der deutschen Kommission. Zweite Abteilung. Dritter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 12.

Brussoff, Valerie: Letzte Seiten aus dem Tagebuch einer Frau. Freiburg i. Br., Ernst Fehsenfeld. M. 2.—.

Raabe, Wilhelm: Altershausen. Berlin, Otto Janke. M. 8.—.

Giese, Dr. jur. Friedrich: Der Beamtencharakter der Direktoren und Oberlehrer an den nicht vom Staate unterhaltenen höheren Lehranstalten in Preußen. Leipzig, A. Kochs Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Epikurs Philosophie der Lebensfreude. Herausgegeben von Dr. H. Schmidt. Leipzig, Alfred Kröners Verlag. M. 1.—.

v. der Leyen, F.: Das Märchen. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.—.

Spann, Othmar: Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.—.

Megerlin, Dr. F.: Was hat uns Johannes Müller zu sagen? München, C. H. Beck. M. 0.80.

Urkull, Baron Woldemar: Die Schwurbrüder. Groß-Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge. M. 2.50.

Saius, Hugo: Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Leipzig, Xenien-Verlag.

Home University Library. Band 1. Albert, C. P.: Parliament. Band 2. Masefield, John: Shakespeare. Band 3. Belloc, Hilaire: The french Revolution. Band 4. Perris, G. H.: History of War and Peace. Band 5. Green, Alice. Stopford: Irisch Nationality. Band 8. Bruce, Dr. W. S.: Polar Exploration. Band 10. Donald, J. R. Mac: The Socialist Movement. London, Williams & Norgate. Jeder Band M. 1.—.

Raabe, Wilhelm: Unsers Hergotts Kanzlei. 8. Aufl. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung. M. 6.—.

Henschel, Hermann: Eine wissenschaftliche Akademie zur Erforschung und Lösung der sozialen Frage Hamburg, Johann Hinrich Meyer.

Püschel, Ernst: Die deutsche Pest. Skizzen und Satiren. Rostock, Kaufungen-Verlag. M. 1.—.

v. Geymüller, Baron Heinrich: Architektur und Religion. Basel, Kober, C. F. Spittlers Nachfg. Frs. 3.50.

Molière in deutscher Sprache. Übersetzt von Otto Hauser, Udo Gaede und Erich Meyer. 1. Band. Schöneberg-Berlin, Alexander Duncker. M. 4.—.

Vota, Dr. J.: Der Untergang des Ordensstaates Preußen und die Entstehung der preußischen Königswürde. Mainz, Kirchheim & Co. M. 10.—.

Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1909. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Adami, Prof. Franz: Die Elektrizität. 9. Band. Erster Teil. Leipzig, Philipp Reclam jun. M. 0.40.

Eulenberg, Herbert: Das keimende Leben. Aus dem Nachlaß eines jungen jüdischen Rechtsanwaltes. Leipzig, Ernst Rowohlt. M. 1.50.

Jahrbuch des Verbandes deutscher Schriftsteller in Amerika 1911. New York, Verlag des Verbandes deutscher Schriftsteller in Amerika. M. 4.25.

Schillers sämtliche Werke. Band 2, 3, 4, 5 und 10. Leipzig, Tempel-Verlag. à M. 3.—.

Uhlands poetische Werke. 2 Bände. Leipzig, Tempel-Verlag. à M. 3.—.

Walzel, Oskar: Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Leipzig, Insel-Verlag. M. 10.—.

Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner. Leipzig, Insel-Verlag. M. 10.—.

Parow, Prof. Dr. Walter: Die englische Verfassung seit hundert Jahren. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 4.80.

Waldthausen, F.: Der Bremer Vermögensschoß im Rahmen der direkten Besteuerung Bremens im 19. Jahrhundert. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. M. 3.50.

Schilling, Theodor: London als Anleihemarkt der englischen Kolonien. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. M. 2.50.

Dessoir, Max: Abriß einer Geschichte der Psychologie. Band 4. Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. M. 4.—.

Hollaender, Felix: Das letzte Glück. Berlin, S. Fischer. M. 1.—.

Hardt, Ernst: Der Kampf. 2. Aufl. Leipzig, Insel-Verlag. M. 3.—.

Sternheim, Carl: Ulrich und Brigitte. 2. Aufl. Leipzig, Insel-Verlag. M. 3.—.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Wir machen auf den der heutigen Gesamtauflage beiliegenden Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Georg Bondi**, Berlin W. 62, über **Theobald Ziegler: „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts"** hierdurch besonders aufmerksam.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Elſaß-lothringiſcher Nationalbund und Nationalismus

Von M. Winterberg-Straßburg i. E.

Im April dieſes Jahres wurde in Heft 16 der Grenzboten die Gründung, Entwicklung und politiſche Bedeutung des elſaß-lothringiſchen Zentrums beſprochen. Die Abhandlung kam zu dem zuſammenfaſſenden Urteil, die Zentrumsbewegung, die urſprünglich auch vom politiſchen Gegner als eine Förderung des Deutſchtums in Elſaß-Lothringen begrüßt werden konnte, habe durch eigene Schuld des reichsländiſchen Zentrums dahin geführt, daß dieſes heute mit Recht als national unzuverläſſig und als Schutz antideutſcher und undeutſcher Beſtrebungen gelte, und daß dieſer Vorwurf zu Recht beſtehe, ſo lange die Partei ſich nicht entſchließen könne, im eigenen Haus Ordnung zu ſchaffen, d. h. die Nationaliſten aus ihren Reihen zu entfernen.

Das elſaß-lothringiſche Zentrum hat ſich gegen eine derartige Beurteilung ſeines politiſchen und nationalen Charakters zwar ſtets zur Wehr geſetzt und das Beſtehen einer nationaliſtiſchen Richtung innerhalb ſeiner Organiſation beſtritten, aber die Ereigniſſe, die ſeit der Annahme der Verfaſſungsreform im politiſchen Leben Elſaß-Lothringens eingetreten ſind, haben ſchneller, als man erwarten konnte, die Richtigkeit jenes Urteils beſtätigt.

Aus der Mitte des elſaß-lothringiſchen Zentrums, gefördert von der Mehrzahl ſeiner Abgeordneten, iſt im Juni dieſes Jahres, wenige Tage nach der Annahme des Verfaſſungsgeſetzes, ein neues Parteigebilde hervorgegangen, das unter dem Namen „Elſaß-lothringiſcher Nationalbund“ alle Elemente der altelſaß-lothringiſchen Bevölkerung zuſammenfaſſen will, die in der bewußten Ablehnung jeder innigeren Verſchmelzung mit dem Deutſchen Reiche und dem Deutſchtum, dafür aber in um ſo innigerer Pflege aller kulturellen, wirtſchaftlichen, geſellſchaftlichen und auch politiſchen Beziehungen zu Frankreich das Heil des erträumten autonomen Staates Elſaß-Lothringen erblicken.

Hätte das Zentrum selbst diese Absonderung der nationalistischen Kreise herbeigeführt, dann würde man ihm die Anerkennung, zu einer ehrlichen, unzweideutigen Politik in nationalen Fragen zurückgekehrt zu sein, nicht versagen können. Aber das Gegenteil war der Fall. Die Personen, die von der Gründung des elsaß-lothringischen Zentrums an seine engere Verbindung mit dem altdeutschen Zentrum aufzuhalten, seinen deutschen Charakter zu verwischen und den französischen Grundzug des elsaß-lothringischen Volkstum zu beweisen und zur Geltung zu bringen versucht hatten, sie waren es, die die Trennung herbeiführten. Sie waren in den inneren Kämpfen, die im reichsländischen Zentrum seit dem Tage seiner Gründung ausgefochten wurden, infolge der schwächlichen Haltung der deutsch gesinnten Richtung so erstarkt, daß sie den Versuch wagen konnten, den gesamten reichsländischen Klerikalismus vom altdeutschen Zentrum loszureißen und selbst seine Führung zu übernehmen.

In dem Umfange, wie sie es erhofft hatten, ist ihnen dieser Staatsstreich zwar nicht geglückt. Aber er hat die verderbliche Folge gehabt, die politische Parteientwicklung in Elsaß-Lothringen, die bereits recht innige Beziehungen zwischen den elsaß-lothringischen und den altdeutschen Parteien geschaffen hatte, in den verworrenen Zustand der Zeit um die Jahrhundertwende zurückzuwerfen und eine nationale Zwietracht im Lande hervorzurufen, die an die schlimmsten Zeiten des Protestes erinnert.

Es ist nicht leicht, das Wesen des elsaß-lothringischen Nationalismus in eine bestimmte Formel zu fassen. Eine neue Erfindung ist er nicht. In den Kreisen der elsässischen Bourgeoisie, in einem Teil des lothringischen Notabelentums und vor allem in der Mehrheit der reichsländischen katholischen Geistlichkeit lebte er seit dem Kriege. Sein Grundzug war von jeher die Abschließung gegen deutsches Wesen und dessen Vertreter sowie die Pflege französischer Überlieferungen auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens. Die Art und Weise, wie er sich äußerte, wechselte mit den Jahren. Dem offenen Protest folgten Jahre verbissener Resignation; der Ablehnung jeder Mitarbeit an der Verwaltung des Landes und an der Gestaltung seiner politischen Verhältnisse folgte die stürmische Forderung, die Geschicke des Landes selbst zu lenken, lärmender politischer Opposition eine weniger geräuschvolle Werbearbeit auf kulturellem Gebiet. Auch an Anzeichen eines gewissen Versöhnungsbestrebens fehlte es nicht, wenn sich gerade Gelegenheit zu bieten schien, auf friedlichem Wege zu einer ausschlaggebenden Stellung im Lande zu gelangen.

Aber wie sich der in der französischen Vergangenheit des Landes wurzelnde Nationalismus auch äußerte, er blieb verhältnismäßig ungefährlich, so lange es seinen verschiedenen Richtungen an einer einheitlichen Führung, seinem Vorgehen an systematischer Geschlossenheit fehlte. Diese herbeizuführen, ist offenbar die Hauptaufgabe, die sich der Nationalbund gestellt hat, und es ist gar nicht zu verkennen, daß er, oder vielmehr die treibenden Kräfte, die seine Gründung herbeiführten, einen Teil dieser Aufgabe bereits gelöst haben.

Der Zweig der nationalistischen Bewegung, dem von der Presse die meiste Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist naturgemäß der politische. Der politische Nationalismus, der am 25. Juni d. Js. im Nationalbund eine feste äußere Form erhalten hat, ging von Colmar aus. Seine Führer waren seit 1896 bzw. 1898 die Herren Wetterlé und Preiß. So lange der reichsländische Klerikalismus keine feste, an ein bestimmtes Programm gebundene politische Organisation besaß, konnten diese beiden mit großer agitatorischer Gewandtheit ausgerüsteten Herren in ihm und mit ihm ihre besonderen nationalen Ziele verfolgen. Auf Widerstand stießen sie in diesen Kreisen nicht. Aber es gelang ihnen auch nicht, sich über eine vorwiegend lokale Bedeutung emporzuschwingen.

Die Gründung des elsaß-lothringischen Zentrums im Jahre 1902 änderte ihre Lage. Im Anschluß an das altdeutsche Zentrum schlug der reichsländische Klerikalismus einen Weg ein, der zum Ausgleich der Gegensätze zwischen Alt-Elsaß-Lothringern und Altdeutschen sowie zur Preisgabe der Absonderung gegenüber der Reichspolitik führen mußte. Auf diesem Wege wollten weder Wetterlé und Preiß noch die übrigen Politiker, die sich inzwischen um sie geschart hatten, mitgehen. Anderseits war die Zentrumsbewegung damals in Elsaß-Lothringen zu stark, ihre Anhänger waren zu gut gerüstet und zu energisch, als daß der unorganisierte Nationalismus ihnen erfolgreich hätte Widerstand leisten können. So machten sie bei innerem Widerstreben zwar äußerlich mit, benutzten aber, und das war die glänzendste Leistung ihrer Taktik, die neugeschaffene große und bis zu einem gewissen Grade einheitliche Organisation dazu, die Kreise, an die sie bis dahin gar nicht hatten gelangen können, für ihre nationalistischen Ideen zu gewinnen. So schlug die Bewegung, die bei etwas Entschlossenheit und Einsicht der Gründer und Führer des elsaß-lothringischen Zentrums dem Nationalismus hätte verderblich werden müssen, zu seinem Vorteil aus, weil das Zentrum aus Angst, Mandate im Reichstag und Landesausschuß zu verlieren, nicht wagte, den Trennungsstrich zwischen seinen aufrichtigen Freunden und den nationalistischen Mitläufern zu ziehen.

Wie notwendig diese Scheidung nicht nur aus nationalen, sondern auch aus parteitaktischen Gründen gewesen wäre, bewiesen die Vorgänge bei der Beratung und nach der Annahme der Verfassungsreform. Nicht auf fortschrittliche Entwicklung der staatlichen Verhältnisse Elsaß-Lothringens an sich kam es den Nationalisten an, sondern auf die Schaffung eines Staates, in dessen innere Gestaltung das Reich noch weniger hinein zu reden gehabt hätte, als in die der Bundesstaaten. Politisch undurchführbare und staatsrechtlich ganz unhaltbare Vorschläge wurden von ihrer Seite gemacht. Die Republik wurde gefordert, eine elsaß-lothringische assemblée constituante sollte die Verfassungsfrage lösen, die Instruierung der Bundesratsbevollmächtigten sollte durch den Landtag erfolgen, der Statthalter sollte auf Lebenszeit ernannt werden und aus eigenem Recht die Minister ernennen usw., und als man sah, daß die Verfassungsreform über die Grenzen der Souveränitätsfrage ganz sicher

nicht hinausgehen würde, einigte man sich auf einen Vorschlag, der deren Lösung mit umschloß. So äußerte sich die Tätigkeit des Nationalismus bei der Regelung der für Elsaß-Lothringen so außerordentlich wichtigen Verfassungsgesetzgebung ausschließlich in störender Weise.

Und nun zeigte sich, wie stark das nationalistische Gift im Körper des reichsländischen Zentrums bereits gewirkt hatte. Statt dem unverantwortlichen und gefährlichen Treiben der Nationalisten mit Entschiedenheit entgegenzutreten und die in der Verfassungsfrage zweifellos geschickte Politik des altdeutschen Zentrums zu unterstützen und zu verteidigen, schwenkte die ganze Schar der elsaß-lothringischen klerikalen Abgeordneten mit einer einzigen Ausnahme und fast die gesamte Zentrumspresse des Reichslandes zu ihnen über und verleugnete jede Gemeinschaft mit der altdeutschen Partei, durch deren Hilfe die Mehrzahl der reichsländischen Abgeordneten überhaupt erst eine gewisse Bedeutung im Reichstage erhalten hatte. Mit diesem Beweis der Schwäche und der Angst vor der nationalistischen Richtung gab das elsaß-lothringische Zentrum die letzte Möglichkeit preis, wieder Herr im eigenen Hause zu werden. Der Weg für die Gründung des Nationalbundes war frei.

Immerhin hätten es sich die Führer der nationalistischen Bewegung wohl noch lange überlegt, ob sie mit ihrem Plan an die Öffentlichkeit treten sollten, wenn es ihnen nicht nach den Reichstagswahlen gelungen wäre, die volkstümlichste Persönlichkeit der reichsländischen Demokratie, den früheren Reichstagsabgeordneten Blumenthal, zu sich herüberzuziehen. Blumenthal, der wie viele elsaß-lothringische Politiker in der Erfüllung persönlicher ehrgeiziger Wünsche den Hauptzweck seiner politischen Tätigkeit sieht, hatte bei diesen Reichstagswahlen durch die Schuld der Sozialdemokraten, mit denen er bis dahin freundschaftlich verbunden war, sein Reichstagsmandat verloren. Es blieb ihm außer dem Sitz im Landesausschuß seine Stelle als hochbesoldeter „Ehrenbürgermeister" von Colmar. An beides klammerte er sich mit der ganzen Zähigkeit seines Willens. In beiden Fällen war er aber nach dem Bruch mit den Sozialdemokraten auf klerikale Hilfe angewiesen. Da wurde aus dem radikalen Demokraten und Antiklerikalen ein Freund Wetterlés und des Klerikalismus. Da er aber als dessen Vorkämpfer nach seiner Vergangenheit doch eine zu lächerliche Rolle gespielt haben würde, griff er den Gedanken der Gründung einer neuen Partei, die außerhalb der konfessionellen Gegensätze stehen und sich um ein nationales Banner scharen sollte, mit Begeisterung auf. Er wurde Mitbegründer und einer der eifrigsten Vorkämpfer des Nationalbundes.

Und noch ein dritter Umstand begünstigte die Gründung des Nationalbundes.

Im Landesausschuß war es, gleichfalls aus Anlaß der Verfassungsreform, in der letzten Session zum Bruch zwischen der Regierung und dem Lothringer Block gekommen. Diese Notabelnpartei, die einem, für den Altdeutschen kaum verständlichen, auf die äußerste Spitze getriebenen Bezirks- und Lokalpartikularismus ihre Entstehung und ihren Bestand verdankte, war von Haus aus nichts

weniger als etwa deutschfreundlich gewesen. Sie kannte nichts als ihre lothringischen Interessen und identifizierte diese obendrein noch mit dem, was ihren einzelnen Mitgliedern erstrebenswert dünkte. Volkswünsche und Volkswillen gab es für sie noch weniger als für irgend eine der anderen Parteien des Landesparlaments. Aber gerade in diesem selbstsüchtigen Grundzug ihres Wesens lag auch die Erklärung dafür, daß sie jahrelang zur Regierung im besten Verhältnis stand. Do ut des war der Grundsatz, nach dem beide mit einander verkehrten.

So lange der Mandatbesitz und damit der Einfluß des Lothringerblocks nicht bedroht war, war sein Gouvernementalismus keinen Prüfungen ausgesetzt. Als er sich aber in seinem Lothringer Herrschaftsgebiet bedroht sah und außerdem erleben mußte, daß die Regierung eine Verfassung und ein Wahlrecht befürwortete, die den Einfluß des Einzelnen schmälern und dem Volksganzen erweiterte Rechte gewähren sollte, geriet seine Freundschaft für die Regierung ins Wanken. Und als dann gar bekannt wurde, daß bei der Wahlkreiseinteilung nicht für jeden Blocknotabeln ein besonderer sicherer Wahlkreis zurecht geschnitten worden war, so daß die alten Erbinhaber der lothringischen Mandate zum Teil neue, stark gefährdete Wahlkreise aufsuchen mußten, schlug die Regierungsfreundlichkeit des Blocks in das Gegenteil um. Die nationalistische Gruppe verstand es ausgezeichnet, diese Mißstimmung des Blockes zu benutzen und ihn bei den erregten Debatten der letzten Session auf ihre Seite hinüberzuziehen. So zeigte sich im Landesausschuß das seltsame Bild, daß dieselben Elemente, die sich noch kurz vorher auf das feindlichste bekämpft hatten, unter wohlwollender Neutralität des Zentrums in eine gemeinsame Kampffront gegen die Regierung und die Verfassungsreform einrückten.

Mit dieser Veränderung der parlamentarischen Mehrheitsverhältnisse eröffnete sich für die Colmarer Nationalisten aber gleichzeitig die Aussicht, auch den Lothringer Block für die geplante neue Partei zu gewinnen. Und tatsächlich waren bei der ersten Gründungsversammlung des Nationalbundes die meisten und einflußreichsten Mitglieder des Lothringer Blocks anwesend.

Am 25. Juni d. Js. erfolgte die Gründung des Nationalbundes. Die Wirkung dieses Ereignisses äußerte sich bei allen politischen Parteien des Landes gleich stark, wenn auch in verschiedener Weise. Der Lothringer Block schien zunächst mit ihr vollständig einverstanden zu sein. Die Liberalen und Sozialdemokraten erklärten sich sofort gegen ihn, konnten aber die große Besorgnis, daß er ihr gefährlichster Gegner werden würde, nicht verbergen. Das Zentrum aber geriet in kopflose Verwirrung, denn es täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß die Partei, die es selbst in seiner Anhängerschaft hatte heranwachsen lassen, nur auf seine Kosten leben und erstarken konnte. Aus Furcht vor völliger Zertrümmerung seiner Organisation beging es daher abermals den alten Fehler, klein beizugeben und der neuen Partei Zugeständnisse über Zugeständnisse zu machen. Vor allem suchte es sich sofort ihre Hilfe bei den bevorstehenden Landtags-

wahlen zu sichern. Als sich freilich herausstellte, daß der Nationalbund doch nicht die Zugkraft besaß, deren er sich in seiner Gründungskundgebung gerühmt hatte, als besonders der Lothringer Block eine merkliche Erkaltung seiner Begeisterung für den Nationalblock erkennen ließ und nicht nur von einer Verschmelzung mit ihm absah, sondern sogar auf ein grundsätzliches Wahlbündnis mit ihm verzichtete, bekam auch das Zentrum wieder etwas Mut, zumal sich einzelne Kreisvereine seiner Organisation gegen jede Gemeinschaft mit dem Nationalbund ausgesprochen hatten. Zwar vermied es alles, was das Wahlbündnis mit diesem hätte gefährden können, versuchte aber doch, gewisse Schranken zwischen sich und ihm für den künftigen Landtag zu errichten, indem es beschloß, daß die Mitglieder der Zentrumsfraktion nicht gleichzeitig Mitglieder der Nationalfraktion werden dürften. Der Fehler, den es beim ersten Erscheinen des Nationalbundes gemacht hatte, ließ sich aber nicht wieder gut machen. Die eifrigsten Agitatoren des Nationalbundes ziehen als Kandidaten des Zentrums in den Wahlkampf, und obendrein muß dieses erleben, daß seinen nicht nationalistischen Kandidaten hier und da noch nationalistisch gefärbte Gegenkandidaten gegenüber gestellt werden.

Mag also die Fraktion des Nationalbundes selbst in der Zweiten Kammer des Landtags auch recht klein werden — man rechnet auf allerhöchstens fünf Mann —, so wird im elsaß-lothringischen Zentrum nach wie vor ein nationalistischer Flügel bestehen, der überall, wo es sich um Fragen handelt, denen eine nationale Seite abgewonnen werden kann, mit dem Nationalbund gemeinsame Sache machen wird. Und außerdem werden voraussichtlich auch noch ein paar sogenannte unabhängige Kandidaten gewählt werden, die nach der Wahl aus ihrer nationalistischen Gesinnung, die ihnen vorher hinderlich sein könnte, kein Hehl mehr machen werden.

Alles in allem wird man daher mit einer ziemlich starken Vertretung der nationalistischen Richtung im neuen Landtage zu rechnen haben. Und da der Teil des Zentrums, der aus nationalen Gründen nichts mit dem Nationalbund zu tun haben will, in konfessionellen Dingen auf seine Unterstützung angewiesen ist, wird die gesamte Zentrumsfraktion wie im alten Landesausschuß schließlich doch den beifallspendenden Chor für die nationalistischen Redner bilden.

Mit dieser historischen Entwicklung des politischen Nationalismus hängt seine verhetzende Tätigkeit auf nationalem Gebiet auf das engste zusammen. Gleichzeitig greift diese aber auch so weit auf das kulturelle Gebiet über, daß sich hier politischer und kultureller Nationalismus nicht mehr trennen lassen.

Obwohl die ganze Wirksamkeit der Wetterlé, Preiß, Blumenthal, Collin (Priester in Metz) sie zunächst auf das politische Gebiet verwies, führte sie die unbeschränkte Verfügung über mehrere elsaß-lothringische Zeitungen — Nouvelliste d'Alsace-Lorraine, Elsässer Kurier, Elsässischer Volksbote, Blumenthals Volkspartei, Journal d'Alsace-Lorraine, Lorrain und einige kleinere — ganz von selbst auch zu einem gewissen Einfluß auf die kulturelle Entwicklung des Landes.

Die Art und Weise, wie sie, und zwar vor allem der Nouvelliste Wetterlés, ihn ausübten, trug vielleicht noch mehr als ihre politische Agitation dazu bei, die nationalen Gegensätze zwischen Einheimischen und Eingewanderten, die im größten Teil des Landes schon ganz verschwunden oder doch zum Schlummern gebracht worden waren, neu zu entfachen. Auf politischem Gebiet ist man an scharfe Auseinandersetzungen gewöhnt. Da werden auch harte Worte nicht leicht tragisch genommen, und vor allem pflegen Angriffe des politischen Gegners, selbst wenn sie gegen die Person gerichtet werden, nur in Ausnahmefällen die Ehre des Angegriffenen zu verletzen. Auf nationalem und kulturellem Gebiet ist die Feinfühligkeit glücklicherweise größer. Und gerade hier haben sich die Wetterlé und Genossen seit Jahren in wahrhaft empörender Weise gegen ihre altdeutschen Mitbürger vergangen. Deutsche Sitten und Gewohnheiten mußten ihnen zur Zielscheibe bissigen Spottes und plumpester Witze dienen. Das deutsche Nationalgefühl wurde mit Hohn überschüttet, deutsche Kulturleistungen in Elsaß-Lothringen, die dem Lande wahrlich nichts geschadet haben, wurden in den Staub gezogen und all diesen Herabwürdigungen gegenüber die Vorzüge der elsaß-lothringischen Kultur und vor allem der „edlen, hochherzigen französischen Nation" in den Himmel gehoben. Diese unausgesetzten Verunglimpfungen haben bei der altdeutschen Bevölkerung des Landes, soweit sie nicht alles nationale Selbstbewußtsein verloren hat, eine an Haß grenzende Erbitterung hervorgerufen, bei den Alt-Elsaß-Lothringern aber, die zum Nationalismus halten, neben dem Haß noch eine Überhebung und Selbstherrlichkeit großgezogen, die in einem schreienden Mißverhältnis zu ihrem wahren Kulturniveau, sowie zu ihren Leistungen auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete steht.

Und was die politischen Nationalisten mit ihrer groben Verhetzung nicht fertig brachten, besorgte die feinere, stillere Arbeit der literarischen und Ästhetenkreise in Straßburg, Colmar, Mülhausen und Metz. Die Bucher, Eccard, Dollinger, Laugel und wie die Förderer des kulturellen Nationalismus alle heißen, haben es, unterstützt von französischen Freunden, in systematischer Arbeit fertig gebracht, eine ganze Generation elsaß-lothringischer Bürgersöhne unter den Einfluß französischen Geistes- und Kunstlebens zu bringen. Französische Vorträge, französische Aufführungen, Pflege französischer Erinnerungen und Überlieferungen in gesellschaftlichen und akademischen Vereinigungen haben den Boden zur Aufnahme der politischen Ideen des Nationalismus bereit gemacht. Denn auch bei diesen Veranstaltungen geht es selten ohne versteckte oder offene Spitzen gegen Deutschland und das Deutschtum ab. Vor allem aber haben sie eine Schranke zwischen den beiden Bevölkerungen errichtet, indem sie dafür sorgten, daß beide sich einfach nicht mehr verstehen, nicht im sprachlichen Sinne natürlich, denn über dieses Hindernis käme man gerade hier im Lande verhältnismäßig leicht hinweg. Nein, die ganze Anschauungsweise der alt-elsaß-lothringischen Kreise, die unter dem Einfluß jener Personen gestanden haben, ist grundverschieden von der der deutschen Bevölkerung des Landes. Was dem einen

heilig ist, kennt der andere kaum oder beachtet es nicht. Wenn in der Welt Deutschland und Frankreich aufeinander stoßen, sehen die einen nur in Deutschland, die anderen nur in Frankreich den Anstifter alles Übels. Und wenn das Reich sich bemüht, Elsaß-Lothringen eine neue staatliche Zukunft zu geben, in der es all seine Kräfte entfalten kann, dann lehnen jene Kreise dieses „Geschenk des Siegers an den Besiegten" ab, während die eingewanderten Altdeutschen sie im Interesse ihrer neuen Heimat begrüßen.

Diesen Zwiespalt der Anschauungen, der in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege ganz natürlich war, zu bekämpfen, hatten die politischen Parteien mit bestem Erfolg begonnen. Der Sinn für das Praktische, der schließlich doch den Untergrund der Natur des Elsaß-Lothringers bildet, war ihnen zustatten gekommen. Gemeinsame Arbeit auf den realen Gebieten des staatlichen Lebens führten ganz allmählich auch zu einer Übereinstimmung der politischen Ansichten, und aus dieser ergab sich allmählich auch eine Verständigung in nationalen Fragen. Selbst ein starkes deutsches Nationalgefühl ist bei Alt-Elsaß-Lothringern, die sich den nationalistischen Beeinflussungsversuchen nicht zugänglich erwiesen haben, durchaus nichts Seltenes. Der Erfolg jahrelanger, mühevoller Arbeit der besten Elemente beider Bevölkerungsteile würde in verhältnismäßig kurzer Zeit vielleicht schon vollständig gewesen sein, wenn der Nationalismus nicht mit seiner vor keiner Mühe und keinem Opfer, aber auch vor keiner Gewissenlosigkeit zurückschreckenden Gegenagitation zu einer Zeit eingesetzt hätte, in der die neuen Anschauungen bei vielen Einheimischen noch an der Oberfläche hafteten und noch keine Überzeugungen der nationalen Verhetzung entgegengestellt werden konnten.

Jetzt wirbt der Nationalismus, mag er politisch als Nationalbund oder gesellschaftlich als Verein, Cercle, Société, Souvenir français auftreten, im ganzen Lande Anhänger. Die ausschließlich aus Alteinheimischen zusammengesetzten Sport-, Musik-, Touristen- und Vergnügungsvereine, die in jüngster Zeit entstanden sind, gehen sämtlich auf dieselbe Quelle nationaler Spaltungsbestrebungen zurück. Und sie münden alle schließlich in das große Sammelbecken des politischen Nationalismus.

Der Nationalbund als selbständige politische Partei wird schwerlich lange bestehen können, da sein Programm zu dürftig, sein parlamentarisches Wirkungsgebiet zu eng und seine Existenz nur das Erzeugnis ehrgeiziger Bestrebungen einzelner Personen ist. Der Nationalismus aber wird in Jahrzehnten noch nicht überwunden sein, denn sein Geist ist der elsaß-lothringischen Jugend unserer Zeit eingeimpft und wird durch sie in der nächsten Periode der elsaß-lothringischen Geschichte in irgendeiner Form immer wieder zur Geltung gebracht werden. Das einzige Mittel aber, ihn zurückzudrängen, ist fester, ehrlicher Überzeugungs- und Bekenntnismut des deutsch gesinnten Teils der elsaß-lothringischen Bevölkerung. Und gerade diese Eigenschaft ist in Elsaß-Lothringen nicht allzuoft zu finden.

Arndt als Agitator und Offizioſus

Noch ein Arndtfund*)

Von Albrecht Dühr-Göttingen

Am 12. Juni 1812 war der Freiherr vom Stein auf den Ruf des ruſſiſchen Kaiſers im Hauptquartier zu Wilna eingetroffen. Am 18. bereits übergab er dem Zaren die Denkſchrift, in der es heißt: „Man kann dieſe Stimmung der Gemüter [gegen die napoleoniſche Herrſchaft] verſtärken und erhöhen, wenn man in Deutſchland Schriften verbreitet, die ein treffendes Gemälde der unheilvollen und herabwürdigenden Lage dieſes Landes darbieten. Der zweite Teil des ‚Geiſt der Zeit' von Arndt iſt mit einer großen Kraft und einer erſchreckenden Wahrheit geſchrieben; in Schweden gedruckt hat er nicht in Deutſchland eindringen können, man müßte einen neuen Abdruck veranſtalten und ihn auf dem Wege des Schleichhandels auf der Galiziſchen Gränze Herrn Gruner in Prag zuſchicken, damit er das Buch in Deutſchland in Umlauf ſetze, und Herrn Arndt hierherziehen, um ihn bei der Abfaſſung der Flugſchriften zu gebrauchen, welche man in Deutſchland verbreiten ließe."

Der Zar war damit einverſtanden; Stein ließ Gruner die entſprechenden Weiſungen zugehen, und dieſer antwortete am 10. Juli, daß er zwei Leipziger Buchhändler für eine neue Auflage des „Geiſtes der Zeit" gewonnen habe, am 30., daß die Ausgabe unverzüglich in Leipzig gemacht werden ſolle, und daß er die geeigneten Vorbereitungen zum Vertriebe aufs ſchnellſte getroffen habe**).

Iſt dieſe Ausgabe nun aber auch wirklich erſchienen? Einer unſerer beſten Arndtkenner, G. Meisner, behauptet es in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe des „Geiſtes der Zeit" (Ausgewählte Werke E. M. Arndts. Leipzig, Max Heſſe.) S. 7: „Eine neue wohlfeile, wenig veränderte Auflage ließ J. Gruner heimlich in Leipzig 1812 oder Anfang 1813 drucken." Ich habe ihrer nicht habhaft werden können, möchte auch annehmen, daß hier ein Irrtum Meisners vorliegt. Denn erſtens iſt nach dem Verzeichnis der in den öffentlichen Bibliotheken Deutſchlands vorhandenen Arndtſchriften, das im Zentralblatt für Bibliotheks-

*) Vgl. Max Lehmann: „Ein Arndtfund." Deutſche Revue, Dezember 1904, und Ernſt Müſebeck: „Eine neu aufgefundene Schrift E. M. Arndts aus dem Jahre 1810." Preußiſche Jahrbücher, Juli 1910.

**) Vgl. Fournier: Stein und Gruner. Deutſche Rundſchau 1887/88, I, 203 ff., und J. v. Gruner im Korreſpondenzblatt des Geſamtvereins der deutſchen Geſchichtsvereine. 1894. 63 ff., 66 ff.

wesen (November 1904, Januar 1905, September 1906) erschien, keine Spur dieser Ausgabe überliefert; zweitens war Gruner, als Arndt am 14. Juli von Prag abreiste, des Buchdruckers noch nicht sicher („Briefe" 82)*); drittens wurde Gruner bereits am 22. August 1812 in Prag verhaftet; viertens schrieb Arndt im April 1813 aus Dresden an seinen Freund und Verleger Reimer über den Leipziger Buchhändler Hofmann: „Gruner war mit ihm schon in Unterhandlungen getreten wegen des Wiederabdrucks von ‚Geist der Zeit' 2. Thl., . . . wagt Hofmann es nicht, so gebe ich es dir." (Briefe 91); fünftens stellte Arndt selbst eine neue Ausgabe des zweiten Teiles her und brachte so endlich die Anregung Steins zur Ausführung.

Er schrieb nämlich an Reimer aus Dresden am 21. April 1813 folgendermaßen: „Hofmann hat mir allerlei bemerkelt, das mir nicht gefällt. Also willst Du? . . . Es werden 2 Bücher sein: Der 2. Thl. vom Geist der Zeit etwas verändert (Unrichtigkeiten und Unpaßlichkeiten nämlich) und der 3. Thl." (Briefe 93), und abermals aus Reichenbach am 17. August 1813: „Die Bücher und Manuskripte quaestionis kann ich ohne eine abermalige Revision nicht von mir lassen, ich muß, wie die Umstände sich gedreht haben, manche zu starke Züge verwischen; doch wird genug bleiben, mich zu dem Kandidaten irgendeiner festen Burg zu machen." (Briefe 98.)

Die Philologen hatten also guten Anlaß, die beiden Ausgaben des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit" miteinander zu vergleichen. Es scheint aber bisher noch nicht geschehen zu sein, vor allem wohl deshalb, weil bis zum Erscheinen der Arndtbibliographie (Januar 1905) die erste Ausgabe für verschollen galt. So betonte noch Ernst Müsebeck in seiner Schrift „E. M. Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit" (Tübingen 1905, S. 93), daß ihm die Ausgabe von 1809 „nicht zugänglich" war. Rassow zitierte in seinen Abhandlungen (Pommersche Jahrbücher 1906/07) nur nach der zweiten Ausgabe. Und da Meisner in seiner Einleitung „Werke" 9, S. 7 das Wesen der Veränderungen nicht kennzeichnet, nur von einer „2. veränderten", statt stark veränderten Auflage**) redet, so darf ich annehmen, daß auch ihm die Abweichungen damals noch unbekannt waren. Seitdem hat meines Wissens sich niemand zur Sache geäußert.

Eine Arbeit über Steins Einwirkung auf Arndts Schriftstellerei ließ mir einen Vergleich der beiden Ausgaben notwendig erscheinen. Die oben genannte Arndtbibliographie weist nach, daß die erste Ausgabe noch vorhanden ist an vier Stellen: in Frankfurt a. M. (Hochstift), Lübeck, Posen und Stralsund. Neben den oben angeführten Winken Arndts ließ auch von vornherein die Differenz der in der Bibliographie angegebenen Seitenzahlen erwarten, daß sich

*) „Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen." Herausgegeben von Meisner und Geerds. Berlin 1898.

**) Arndt selbst übrigens nannte im „Notgedrungenen Bericht" I, 241 die zweite Auflage „wenig verändert" und zitierte nach ihr.

die Mühe des Vergleichs lohnen würde. Die erste Ausgabe (465 Seiten) enthält nämlich, bei gleichem Oktavformat, 24 Seiten mehr als die zweite (441 Seiten). 24 Seiten also hat Arndt völlig gestrichen*); darüber hinaus aber nahm er noch 8 größere, 14 mehrzeilige und 43 ein- und zweizeilige Änderungen vor. Nimmt man noch die drei Seiten Zusätze und die durchgängige energische Verdeutschung der Fremdwörter hinzu, so ist es wohl erlaubt, von einer stark veränderten Auflage zu sprechen.

Wodurch sind nun diese Streichungen und Änderungen wertvoll? Was waren das für „Unrichtigkeiten und Unpaßlichkeiten" und „zu starke Züge", von denen Arndt in seinen Briefen schrieb?

Wer die politisch-militärischen Sorgen des beginnenden Freiheitskrieges kennt, wer im besonderen von den höchst bezeichnenden Änderungen weiß, die Arndt bei der zweiten Ausgabe des berühmten Soldatenkatechismus vornahm, wird nicht im Zweifel sein. Hier, in dem Katechismus, tilgte Arndt, wie Max Lehmann entdeckte, die Einleitung und die sieben ersten Kapitel, die den deutschen Fürsten so „herbe Wahrheiten" gesagt hatten, daß der Herzog Peter von Oldenburg, der Leiter des deutschen Komitees, den Katechismus „viel zu wild und zu revolutionär fand" (Briefe 84), und daß selbst mancher Offizier der russisch-deutschen Legion ihn „grob und ungezogen und ohne alle Form und Manier — wie Arndts Gebieter" (d. h. Stein) nannte. (Dorow, „Denkwürdigkeiten", IV 66.) Damals in Dresden im Mai und in Reichenbach im August 1813, als Arndt die Neuausgabe vorbereitete (vgl. Briefe 96 und 98), „konnte er nicht mehr", so begründet Max Lehmann die Änderungen, „die deutschen Fürsten in Bausch und Bogen anklagen und zum Abfall von ihnen auffordern, um so weniger, da die gegründete Hoffnung bestand, daß mehr als einer aus ihrer Mitte sich der guten Sache anschließen würde". Unter den gleichen Verhältnissen entstand die zweite Ausgabe des „Geistes der Zeit II"; auch ihr Kennzeichen ist eine durchgreifende Milderung der scharfen Anklagen wider Fürsten und Adel. Wir haben also in dieser Umarbeitung ein höchst wertvolles Seitenstück zu der des Katechismus, um so wertvoller, als uns der „Urtext" neben manchem anderen vor allem den Beweis dafür bringt, daß Arndt schon 1809 zu jenen revolutionären Konsequenzen des nationalen Gedankens gelangt war, zu jener Leugnung der Verbindlichkeit des Fahneneides, in der Max Lehmann den „springenden Punkt" des Soldatenkatechismus sieht. (Stein III, 177.)

Jene Konzession an die Fürsten war nun nicht die einzige Forderung, welche die Zeit an Arndt damals stellte. Wo war der Staat, für den er kämpfte? Auch er zwar konnte mit dem Reichsfreiherrn vom Stein sagen: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland; mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig", auch ihm war

*) Es sind dies hauptsächlich die Seiten
391—393 der 1. Ausg., — 389 der 2. Ausg., — 166 der „Werke" (dreizeiliger Absatz).
414—436 „ „ „ — 409/10 „ „ „ — 175 „ „

„das große Land zwischen den Alpen und der Ostsee nur ein Land", das Land deutscher Kultur, deutscher Sitte, deutschen Geisteslebens. Aber sein starker Wirklichkeitssinn, der von jeher den Staat auf die „Leiblichkeit", auf das Machtprinzip hingewiesen hatte, suchte mit heißem Verlangen einen „starken Herrn", der imstande wäre, sein Deutschland zur Einheit zusammen zu zwingen und dem Erbfeind die Spitze zu bieten. Es ist die Eigenart jener Epoche gewesen, daß der Patriotismus ihrer Helden nicht durchaus angeboren, sondern Sache der Weltanschauung, des freien Entschlusses war. So fand sich denn auch Arndt, „nachdem er von seinem schwedischen Partikularismus und fast auch von jeder deutschen Sonderheit geheilt worden, in der Lage des starken Sankt Christoffel, der auf die Wanderung ausging, sich einen Herrn zu suchen"*). „Ich hatte früher manches Sonderheitsgefühl gegen die Preußen gehabt**), selbst mein alter Herr hoffte im Anfang des Jahres 1813 nicht so viel von den Preußen, als er gesollt hätte.... Als nun aber der alte preußische Donner und Blitz alles aufschütterte, da glaubte ich einen Herrn zu sehen, dem wohl ein Stärkerer als zehn Christoffel sich gern dienstbar machen möchte; ich glaubte eine auch für die Zukunft erhaltende und schirmende Macht Deutschlands zu sehen. Ich ward mit voller Liebe und Zuversicht ein Preuße." Die Schrift „Der Bauernstand politisch betrachtet" vom Jahre 1810***), dann der Aufruf „An die Preußen" (Königsberg 1813), die begeisterte Flugschrift „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813" und das leidenschaftlich-kühne Bekenntnis für Preußens deutschen Beruf „Über Preußens rheinische Mark" 1815†) bezeichnen die Staffeln auf diesem Wege, der Arndt vom Weltbürgertum zum Nationalstaat und von Österreich zu Preußen führte.

Unter diesen so gewonnenen Gesichtspunkten lassen sich die beiden Ausgaben des „Geistes der Zeit II" nunmehr gut vergleichen. Wir betrachten zunächst die Äußerungen I. über Fürsten, Adel und Volk, II. über Preußen und Österreich, III. Arndts Stellung zu Weltbürgertum und Nationalstaat.

I. Fürsten, Adel und Volk.

Eine winzige Änderung schon, die Arndt 1813 auf der vierten Seite vornahm, ist höchst bezeichnend: die Saiten sind entspannt, der Ton ist herabgestimmt. 1809 hieß es: Die Könige und Fürsten verraten „feig und stumm" das Volk an die Fremden, 1813 nannte Arndt sie nur noch „bang und stumm". Das erinnert unmittelbar an jene bekannte Frage, die Gruner, der ehemalige preußische Polizeipräsident, damals Agent des nationalen Kampfes gegen Napoleon, 1812

*) Vgl. „Erinnerungen" 230 — Werke VII, 204, und „Notgedrungener Bericht" I, 102 mit dem Gedicht „Sankt Christoph" im „Wächter" III, 3—10 (1815).

**) Vgl. E. Müsebeck. Preußische Jahrbücher, August 1904.

***) Von E. Müsebeck als Arndts Werk erwiesen in den Preußischen Jahrbüchern, Juli 1910.

†) Sämtlich abgedruckt in den „Ausgewählten Werken". Herausgegeben von Meisner und Geerds, 1908 (Leipzig, Max Hesse).

an Gneisenau richtete, ob er den König in seinen Proklamationen als verächtlich, verdächtig oder unterdrückt darstellen solle*). 1809 verachtete Arndt dieses „entartete, knechtische Gesindel" (49—48—27)**), „jenen Pöbel" (165—169—72), diese „Zaunkönige" (454—429—184), und rücksichtslos gab er dieser Meinung Ausdruck. 1813 aber war es ratsam, mit einem mißtrauischen Seitenblick ὑπόδρα ἰδών die Empfindungen der Fürsten zu respektieren und — sie als unterdrückt darzustellen.

Das beleuchten gut folgende Beispiele:

1809	1813
138: Der elende Eugen von Württemberg	143—59: Der Herzog Eugen von Württemberg.
166: seine Fürsten dienen in Niedrigkeit	170—72: ... im Elend.
176: „Könnt ihr nicht lieber fürstlich und erhaben untergehen als niedrig und gebrandmarkt dienen wollen?"	179—76: ... als mit beklommenem und zerrissenen Herzen?
179: „Ich will sie nicht vernichtet wissen, was sie durch kleine und unvaterländische Gesinnung wohl verdient haben." „Es ist erschienen, wie verkäuflich, wie schwach und feig sie sind, wie sie keine Ehre, kein Vaterland, kein Volk haben."	182: gestrichen.
359: „mit den elenden und ehrvergeßnen deutschen Fürsten."	358—152: „mit den unglücklichen deutschen Fürsten."

Wie er den Deutschen im Katechismus (1812, Einleitung) beibringen will, „daß sie nicht durch größere Tugend und Streitbarkeit des Feindes, sondern durch Faulheit und Treulosigkeit ihrer Führer überwunden sind", so schleuderte er auch schon 1809 den Fürsten die Wahrheit ins Gesicht, daß sie die Schuldigen sind: „Faulheit und Dummheit der Fürsten haben uns vernichtet, das ist klarer als die Sonne am Mittage" (372—371—158). „So ist Teutschlands Unterjochung dem Feinde ein Spiel geworden, ihr seid die Verbrecher, denen die Enkel die schwarze Schande nachfluchen sollen, ihr habt seiner Wut und Tyrannei den Weg gebahnt. Wo ist die Stimme eines einzigen von euch gehört worden für Ehre und Gerechtigkeit?" (56—30). „Napoleon entschied eigenmächtig und ohne Widerstand das Schicksal Deutschlands ... durch die streitenden Interessen, besonders durch den Neid, Geiz und Haß der engherzigen Kümmerlinge, die unter dem Namen Fürsten die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes verteidigen sollten." (413—408—174.) Dasselbe ist der Inhalt der Seiten 391/93 (—389—166) der ersten Ausgabe, die Arndt 1813 gestrichen hat. Ich hebe die Kernstellen heraus: „Wie ist es möglich, frage ich, daß man so gar kein Gefühl von einem Menschen, ich sage nicht, von einem Mann, haben, daß man nicht zürnen und hassen kann, wann die Zeit es will? Wie ist es möglich, daß

*) Vgl. Fournier. Deutsche Rundschau 1887/88 I, 213, und Max Lehmann: Stein III, 179 ff.

**) Ich nenne zuerst die Seite der ersten Ausgabe, dann, wenn abweichend, der zweiten, schließlich die der „Werke", X. Band.

man gar keine Ahndung hat, was das Volk, welches man regiert, iſt, und was es will, ich ſage nicht, was es bedarf? wie iſt es möglich, daß man in Fürſtenſälen, in dem idealen Schein von Hoheit und Göttlichkeit erzogen ſein kann, ohne daß ein Funken von Tapferkeit und Ehre im Gemüte aufſchlage? wie iſt es möglich, daß ihr das Zeitalter nicht begreifen konntet? daß ihr nicht begreifen konntet, was ihr tun mußtet, um Fürſten zu bleiben, oder um fürſtlich zu endigen? Das Glück beherrſcht der Sterbliche nicht, aber die Ehre beherrſcht er... Wenn wir nicht andere Zeichen und Beweiſe hätten, ſo möchte ich die Deutſchen für eins der dummſten Völker der Welt halten. Welche Verhärtung in alten Torheiten und Vorurteilen! welches dumme Hingaffen auf politiſche Punkte, die gar nicht mehr waren? welche pedantiſche Förmlichkeit und kindiſche Anhänglichkeit an dem Alten, was wirklich veraltet war! Und das noch immer, als das Neue wie ein wütender Lavaſtrom verheerend und überſchwemmend daherbrauſte. O nur unſre Dummheit, unſre ſchlechte Politik hat uns verdorben, nicht die unüberwindliche Tapferkeit der Franzoſen, nicht die einzige Klugheit ihres Führers" u. ſ. f.

Statt deſſen leſen wir in der Ausgabe von 1813 nur folgende Zeilen: „Auch die Herrſcher und Fürſten des Volks begriffen die Zeit und ſich und ihr Verhältnis in der Zeit nicht."

Arndts ganzer angeſammelter Zorn entlud ſich vollends in den bitterernſten Anklagereden S. 414 ff. (—409/10—175), die er 1813 durchweg ſtreichen mußte: „O der Schwäche, o der Dummheit, wo die höchſte Palme des Glanzes aufgeſteckt iſt, nach dem niedrigſten Schmutz der Schande zu greifen! wo ein freier Wille ſchon unſterblichen Ruhm gibt, durch knechtiſchen Dienſt unſterbliche Schmach zu wollen! Ihr Fürſten, ihr könnet nicht alle eiſerne Männer, ihr könnet nicht alle außerordentliche Menſchen ſein; die Natur bringt das Höchſte in Jahrhunderten nur einmal oder zweimal hervor. Nur ein Narr begehrt von euch, daß ihr alle Kühnes wagen, Großes tun, Ungewöhnliches richten ſollet. Aber, ihr Fürſten, ihr alle könnet und ſollet Männer von Ehre ſein; ihr ſollet den heiligen Schmuck, der in der Wiege euch umgehängt ward, unbefleckt euren Enkeln überliefern; ihr ſollet nichts dulden noch tun, was in allen Geſchichten aller Zeiten als Verräterei und Knechtſchaft ſteht, denn Freieſte heißet ihr, damit das Volk die Freiheit, Herrlichſte heißet ihr, damit das Volk die Ehre begehre. Aber von dem Rhein bis zum Belt, von der Adria bis zur Nordſee, wo finde ich einen Einzigen, der groß und fürſtlich zu ſtehen und zu fallen gewagt, der in Einer großen Geduld, in Einem kühnen Worte die Schande aller vor allen offenbart, der dem Volke geſagt hätte: helfet euch ſelber, wir können euch nicht helfen? Glückſelige Männer und Herren, wenn der ſüßeſte Reiz von allen, der Reiz der Unſterblichkeit, euch lockte! — ach! ihr ſeid ſo dumm! — glückſelige Männer, ſo hoch hatte das Glück euch geſtellt, daß ihr ohne Arbeit, allein durch das Gefühl von Ehre unſterblich ſein konntet. Kein einziger hat es ſein wollen für ſo leichten Preis...

Ihr fühltet die Schande — o hättet ihr sie nicht gewußt, ihr fühltet sie und tatet sie doch. Noch sprachet ihr vor eurer Nation, vor Europa, von euren Leuten, von euren Untertanen, von dem Weh und Elend des Kriegs, das ihr ablenken, von dem Zorn und Grimm des Gewaltigen, den ihr beruhigen müßtet (S. 421). Ihr loget, denn ihr dachtet nicht an eure Leute, ihr dachtet nur an euch selbst: und deswegen konntet ihr weder an Ehre noch Heil denken. Nicht wahr, ihr dachtet an das Glück und die Glorie eurer Leute, als ihr sie mitziehen hießet, den einzigen teutschen Staat zu vernichten, durch welchen der teutsche Name mit Ehren auf die Nachwelt kommen konnte? nicht wahr, ihr dachtet an die Freiheit und Herrlichkeit eurer Leute, als ihr euch zu Knechten der höhnischen Nachbarn machtet? nicht wahr, ihr dachtet an die Kunst und Sitte eurer Leute, als ihr die teutschverachtenden Franzosen über sie setztet? — O Sklaven ohne Sinn und Gefühl! nur das nächste kurze Weh sahet ihr, nicht das entfernte lange Weh. In dieser Zeit mußtet ihr untergehen, aber ihr hättet glorreich vergehen sollen. Ihr werdet doch vergehen in Schande, euer Volk im Elende, aber euer Volk wird wieder erstehen (S. 422). — So waret ihr die Ersten, ihr Fürsten von Bayern, von Württemberg und Baden, du Bayerfürst, der schwärzeste Verbrecher, weil deine Stärke dem Verderber sogleich helfen konnte und zu des Vaterlandes Untergang ihm half. Ein Erzpriester war mit, du warst mit, Freiherr v. Dalberg, hieltest dem Vaterlande in Regensburg eine Leichenrede und bewillkommnetest dann die neue Knechtschaft in ebenso verdächtigen Phrasen. Laß andere über deine Gesinnung und deinen Zweck streiten, du entrinnest mir vergebens, daß du nicht als ein Pfuscher und Stümper erscheinest. Glaubst du, daß die Revolution und Umkehr Europens Gottes Werk ist, so mußtest du, gerade du, durch Gegenwehr den Sturz schneller und gewaltiger machen: Glaubst du aber, daß durch deine Winkelei und Elendigkeit dem Vaterlande Wundpflaster aufgelegt werden konnte, so kennest du weder die Wunden, noch die Heilmittel. Fahre hin in deiner Nichtigkeit, Mittelding von einem Zierling und Jesuiten! Die Zeit der Priester war vorbei, aber ein Dalberg mit Richelieus und Talleyrands Stärke und Geschmeidigkeit wäre anders gestanden und gefallen (S. 423).

Ebenso ging es den folgenden Herbst. Die Fürsten liefen davon, oder gingen den Schelmenvertrag ein gegen ihr Vaterland. Ja, die Knechte fingen an, auf Preußen und Österreich zu schimpfen. Was vor fünf, ja, was noch vor zwei Jahren tüchtig genannt wäre, war nun hündisch. Doch Teutsche selbst lobten hündische Schmeicheleien und den blutigen Muttermord als Weisheit. So schnell wuchs Unverschämtheit aus Schande.

Aber ich gehe unter in diesem Schmutz. Verderbet, elende Schwächlinge, eure Schande soll leben! unsere, die unverschuldete, werden wir einst rein waschen."

(Schluß folgt.)

Über die geiſtigen Grundlagen der Freimauerei

Von Dr. Artur Buchenau-Charlottenburg

Es gehört zu den ſchwierigſten Aufgaben der Kulturgeſchichte, geiſtige Strömungen richtig zu beurteilen und einzuſchätzen, die, wie die Entwicklung der Myſtik oder wie die Freimauerei, nicht im vollen Lichte der Geſchichte ſtehen, ſondern gleichſam die Rolle von zweiten Treffen in dem Kampfe um die Güter der Kultur ſpielen. Der Fernerſtehende wird da leicht geneigt ſein, ſie zu unterſchätzen, wer aber als Gegner mit ihnen aneinandergerät, der wird dem Reize des Verſuchs meiſt nicht zu widerſtehen vermögen, dieſe Bewegungen durch leidenſchaftliche Polemik wo nicht gänzlich zu unterdrücken, ſo doch in den Hintergrund zu drängen, um Raum für die eigene Anſchauung zu gewinnen.

So iſt es erklärlich, daß gerade in den letzten Jahren die Angriffe auf die Freimauerei einen ungewöhnlichen Umfang angenommen haben, da in unſerer Zeit des Radikalismus ſowohl die Hierarchie auf der einen wie die Maſſendeſpotie auf der anderen Seite einen gewaltigen Aufſchwung genommen haben. So wenig erfreulich dieſe Polemik an und für ſich für die auf der Grundlage der Humanität beruhende Freimauerei iſt, ſo zeigt ſich doch darin, daß die Gegner, die Streng-Kirchlichen ſowohl wie die naturwiſſenſchaftlich und ſozial materialiſtiſch Denkenden, in der Gedankenwelt und in der Organiſation der Freimauerei einen Machtfaktor erblicken, deſſen Zurückdrängung ihnen von Wert zu ſein ſcheint.

Und darin haben ſie ganz recht; denn je eher es den Anhängern der konfeſſionellen und der naturaliſtiſchen Strömungen gelingt, jeden dritten Machtfaktor auszuſchalten, um ſo eher können ſie hoffen, den Gegner zu überflügeln und ſo auch die ſtaatlichen Organe in ihren Dienſt zu zwingen. Solange dagegen dieſer dritte geiſtige Faktor beſtehen bleibt, hat der Staat die Möglichkeit, ſich freier zu bewegen und eine einſeitige Vorherrſchaft des Materialismus oder des Konfeſſionalismus zu verhindern. Daß die Freimauerei dieſen entſcheidenden Machtfaktor bildet, daß ſie gleichſam das „Zünglein an der Wage“ iſt, weiſt Ludwig Keller in ſeiner glänzend und dabei doch recht einfach und allgemein verſtändlich geſchriebenen Preisſchrift nach*).

Die Gegner der Freimauerei pflegen ihre Einwände dahin zuſammenzufaſſen, daß hier bloße Geheimniskrämerei, gegenſeitige Protektion, Vereinsmeierei und ein Gefühlsduſel, der ſich an harmloſen Symbolen ergötze, die bildenden Elemente ſeien, und wenn man den Logen noch weniger freundlich geſinnt iſt, ſo iſt auch wohl die Rede von dem „Kampfe gegen das Chriſtentum“, der durch die Freimaurer entfeſſelt werde. Und doch ſollte man wiſſen, daß es ſich hier um eine Organiſation handelt, die ſeit Jahrhunderten im geiſtigen Leben der abendländiſchen Nationen ſehr deutliche Spuren hinterlaſſen hat, eine Organiſation, die ſich trotz heftigſter Bekämpfung von außen und ſchwierigeren Verhältniſſen im Inneren erhalten hat, obwohl ſie keinen Zwang kennt, ſondern rein auf dem Grundſatze der freien Vergeſellſchaftung aufgebaut iſt.

*) Ludwig Keller: „Die geiſtigen Grundlagen der Freimauerei und das öffentliche Leben.“ Jena, Eugen Diederichs.

Mit dieser Idee der freien Vergesellschaftung setzt sich die Freimaurerei allerdings in einen ausgesprochenen Gegensatz zu all den kultischen Vergesellschaftungen, die, wie die heidnischen, jüdischen und christlichen Staatskirchen, auf dem Grundsatze der Rechtsgemeinschaft, d. h. Zwangsgemeinschaft, ruhen. Daher ist denn die Organisation der Freimaurerei nicht eine Bekenntnisgemeinschaft mit einer höchsten Autorität, wie sie die Katholiken im Papste, die Evangelischen in der Bibel finden, sondern eine Gesinnungsgemeinschaft mit dem höchsten Gebote der Liebe. Menschenliebe ist ihr wichtiger als der Glaube, die menschenfreundliche Tat stellt sie höher als die Lehre.

Man kennt daher in der Freimaurerei kein Glaubensbekenntnis mit allgemeinverbindlicher Kraft, sondern es sind, was den Glauben betrifft, die verschiedensten Schattierungen möglich, wie denn auch Mitglieder aller Konfessionen den Logen angehören. Die Gottesidee indessen bleibt von dem Streite der Meinungen unberührt; sie bildet einen unveräußerlichen Bestandteil der „Weisheitslehre", so daß logischerweise, wer den Wert dieser Idee für die heutige Kultur nicht mehr zuzugeben vermag, nicht Freimaurer sein dürfte. Es kann also keine Rede davon sein, daß die Freimaurer Gegner der Religion seien. Wer das behauptet, handelt in gänzlicher Verkennung des Sachverhalts oder er benutzt übelwollend vergiftete Waffen, um einen unbequemen Gegner in der öffentlichen Meinung herabzusetzen.

Die Gegner bedienen sich bei diesen ihren Angriffen des Kunstgriffs, für den keineswegs eindeutigen Begriff der Religion einfach den der „Kirche" einzusetzen, und tun dann so, als ob beides schlechthin identisch wäre. Das ist aber so wenig der Fall, daß vielmehr der schroffste Gegensatz zwischen den heutigen Staatskirchen und der alten, urchristlichen Gemeinschaft besteht, die völlig auf dem Grundsatze der freien Vergesellschaftung beruhte. Der Übergang zur Staatskirche geschah aus rein politischen Erwägungen in der Weise, daß vom Kaiser Konstantin die Privilegien der heidnischen Staatsreligion auf die neue Staatskirche übertragen wurden. Damit drang die Lehre vom Priestertum und vom Opfer und die Idee der Identität von Staat und Kirche, wie sie das Judentum gekannt hatte, in die christlichen Vorstellungen wieder ein. Gegenüber diesem alttestamentlich-pauliniſchen Christentum, das Konstantin für einen geeigneten Verbündeten des Zäsarentums hielt, haben sich die Freimaurer stets mehr an das johanneische Christentum gehalten, das der Platonischen Gedankenwelt innerlich nahesteht und das gerade die Gedanken festhält, die in der Verkündigung Christi von ihm selbst aufs schärfste betont worden waren.

Wenn man versuchen will, die Lehre der Freimaurerei in einem Worte zusammenzufassen, so ist es das der „Humanität", das schon zum Stichworte der freien Kultgenossenschaften griechischen Ursprungs geworden war, die später von den Staatskulten als „Philosophenschulen", „Kollegien", „Loggien" bezeichnet und bekämpft wurden. Diese Lehre der Humanität hat stets daran festgehalten, daß das letzte Ziel des menschlichen Geistes in dem organischen Aufbau einer vollendeten Menschheit oder des „Tempels der Weisheit" liegt. Dieser „Tempel" umfaßt aber keineswegs bloß die sinnliche, sondern zugleich auch die übersinnliche Welt, so daß also die Vertreter der Humanitätsidee im Gegensatze zu dem naturalistischen Realismus zugleich eine Welt des Übersinnlichen kennen und genötigt sind, sich über das Wesen dieser „Welt" eine Ansicht zu bilden.

Da die Welt des Geistes aber oder die des Übersinnlichen ebenfalls nur ein Stück des Alls ist, so gibt es für den Anhänger der Humanitätslehre keine außernatürliche oder „übernatürliche" Welt im Sinne der Kirchenlehre. Steht also gleich der Mensch — wie der Naturalismus ganz richtig betont — nicht außerhalb des Naturgeschehens, so gilt es doch, in der Natur nicht bloß physiologische Vorgänge zu erkennen, sondern in der natürlichen Welt, von der die Menschenseele nur ein Teil ist, ein nach ewigen Harmonien strebendes, ein zweckvoll geordnetes Ganze zu sehen, in dessen Schoß zahllose selbstbewußte Kräfte in unendlich vielen Stufen nach dem Plane eines allweisen Bildners in Freiheit zu ewigen Zielen streben.

Nicht Verstand und Wissen vermögen nach dieser Lehre die höchsten Lebenswerte zu gewährleisten, haben doch beide für die Erhöhung des Menschenwertes nichts getan und nichts tun können. Höher als Verstand und Wissen stand den Freimaurern jederzeit die Weisheit, und so zogen sie denn auch den reinen Wissensschulen die Erziehungsschulen oder „Schulen der Weisheit" vor, die viel wichtigere Werte schufen, als die Gelehrtenschulen sie schaffen konnten.

So erklärt sich denn auch die von keiner Seite bestrittene Tatsache, daß alle großen Vertreter der Erziehungslehre von Plato und Comenius bis zu Pestalozzi aus dem Kreise der Humanitätsfreunde hervorgegangen sind. Gelehrtenschulen, Standesschulen, Pfarrschulen sind sehr alt, aber Erziehungsschulen, auch die Volksschulen, die der Bildung und Erziehung aller dienen sollten, sind erst mit und durch die Vertreter der Humanitätslehre zur Bedeutung gekommen. Und nicht nur die Erziehung des Einzelnen oder die Selbsterziehung, sondern auch die Volkserziehung haben sie stets als eine der ersten Pflichten der Gesamtheit betrachtet, so daß es kein Zufall ist, daß Ludwig Keller, der Geschichtsschreiber der Freimaurerei, zugleich der Leiter der weitverbreiteten „Comeniusgesellschaft" ist, zu deren vornehmsten Zielen die Volkserziehung gehört.

Und wie steht es mit der Zukunft der Freimaurerei? Hat diese zu Unrecht als „geheime Gesellschaft" bezeichnete Vereinigung auch noch fernerhin Wert und Bedeutung? Um diese Frage vorurteilsfrei beantworten zu können, empfiehlt es sich, die heutigen deutschen politisch-sozialen Verhältnisse mit den englischen zu vergleichen. In England waren die Anfänge einer revolutionär-demokratischen Propaganda unter den Arbeitern ganz ähnlich wie in Deutschland, ohne daß es doch dort zur Bildung einer sozialdemokratischen Partei gekommen wäre. Woran liegt das? Die englische Staatskirche und ihre Organe besaßen mit den Arbeitern keine nähere Fühlung, so daß sie gänzlich außerstande waren, einen wirksamen geistigen Damm gegen die andrängende Flut zu errichten. Da zeigte es sich aber, daß neben der Hochkirche noch andere lebensfähige und starke Organisationen bestanden, vor allem die Dissentengemeinden, die mit den Logen eine enge Verbindung besaßen und die das Vertrauen der englischen Gewerkschaften genossen, weil sie wie diese von der Kirche unabhängig waren und keine Machtpolitik verfolgten. Unter der Führung von Charles Kingsley, Frederik Denison Maurice, John Malcolm Ludlow u. a. warfen sich nun die freien Kultverbände dem Zerstörungstrieb der revolutionären Massen entgegen, und nach längeren Kämpfen gelang es, die geistigen Führer der Gewerkschaften zu gewinnen und mit deren Hilfe die Arbeiterbewegung auf den Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung

zurückzuführen*). Es zeigte sich also hier mit völliger Klarheit, daß, wenn es gilt, soziale oder konfessionelle Kämpfe von entscheidender Bedeutung auszufechten, es für einen jeden Staat ein Glück ist, wenn organisierte Mächte vorhanden sind, die über den Gegensatz von Arbeitgeber und Arbeitnehmer erhaben sind und über den streitenden Konfessionen stehen, und die alle ihre Glieder zu der unerschütterlichen Überzeugung erziehen, daß es ihre Pflicht ist, die Autorität der Staatsgewalt sowohl gegen hierarchische wie gegen revolutionäre Übergriffe aufrechtzuerhalten und in Schutz zu nehmen.

Die Lehre der Humanität und ihre erprobten Organisationen besitzen eben eine Festigkeit, die sie von der Gunst oder Ungunst der Zeitverhältnisse unabhängig macht. Staaten sind gekommen und gegangen, Umwälzungen aller Art haben sich vollzogen, aber die Idee der Humanität und ihre Träger haben den Wechsel der Zeit überdauert, und der uralte Baum, obwohl von Stürmen gefährlichster Art erschüttert, steht heute in ungeschwächter Lebenskraft da.

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

II.

Die Frage, wer sich an diesem ungewöhnlich schönen Frühlingsmorgen der Kutsche bedienen sollte, war für die beiden Damen nicht leicht zu entscheiden gewesen. Die Priorin konnte ihr höheres Alter, ihre geistliche Würde und den frommen Zweck der von ihr geplanten Ausfahrt geltend machen, die Gubernatorin dagegen ihren höheren Rang, die Verpflichtung, den Besuch einer vornehmen und einflußreichen Freundin endlich einmal zu erwidern, und zuletzt den Umstand, daß sie beinahe drei volle Wochen lang nicht ausgefahren war. Nach lebhaften Erörterungen hatte man sich auf den Kompromiß geeinigt, daß beide Schwestern nach Münstereifel fahren, zusammen bei den Kapuzinern beichten und dann der Frau von Syberg eine Visite abstatten sollten — ohne Zweifel eine überaus glückliche Lösung, bei der weder der Himmel noch die Welt zu kurz gekommen wären. Man bereitete sich auf die Ausfahrt würdig vor: die Gubernatorin, indem sie nach sorgfältiger Musterung ihrer Toiletten die violenfarbige Damastrobe mit den Bouffanten und dem fünf Brabanter Ellen langen Manteau anlegte, die Priorin, indem sie sich eine Stunde lang geistlichen Betrachtungen hingab und ein Schälchen gezuckerter Früchte verspeiste, für die sie eine besondere Schwäche hatte, weil sie dadurch, wie sie behauptete, immer an das himmlische Manna erinnert wurde. Dann schickten die Schwestern die alte Silla, die in jüngeren Jahren Kuhmagd

*) Für das Nähere vergleiche den hochinteressanten Aufsatz von Ludwig Keller: „Charles Kingsley und die religiös-sozialen Kämpfe in England im neunzehnten Jahrhundert" (Vorträge und Aufsätze aus der Comeniusgesellschaft) 1911.

gewesen war, dank der französischen Invasion aber zu der ehrenvolleren Stellung einer Zofe hatte aufrücken dürfen, in den Hof hinunter, um Gerhard den Befehl zum Anspannen zu übermitteln.

Billa, die immer froh war, wenn sie ihre recht anspruchsvollen Herrinnen einmal für ein paar Stunden los wurde, suchte den Knecht mit einem nicht ganz uneigennützigen Eifer in Hof, Scheune, Keller und Garten; als sie ihn hier jedoch ebenso wenig fand wie im Stall und dabei auch noch die Entdeckung machte, daß die Pferde ebenfalls verschwunden waren, kehrte sie mit ehrlich bekümmerten Mienen zu den Damen zurück und meldete, daß es mit der Ausfahrt heute wohl nichts sein werde. Sie hielt sich für verpflichtet, ein wenig auf den alten Gerhard zu schimpfen, der nie zu finden sei, wenn die Herrschaft ihn einmal brauche, während er sonst den ganzen Tag in der Gesindestube hocke und faullenze; aber die beiden Schwestern kannten ihren teuern Bruder viel zu gut, als daß sie nicht sofort auf den Gedanken gekommen wären, er habe ihnen wieder einmal einen Schabernack gespielt. Diese Erkenntnis war bitter, doppelt bitter, weil sie, die seine Gastfreundschaft genossen, Böses nicht mit Bösem vergelten und ihm gegenüber nicht einmal ihrem nur zu berechtigten Groll Luft machen durften. Dafür suchten sie sich einigermaßen zu entschädigen, indem sie gemeinsam tüchtig auf ihren rücksichtslosen Salentin schalten und sich gegenseitig das herzlichste Bedauern darüber aussprachen, daß das unbarmherzige Schicksal sie zwinge, mit diesem Unmenschen unter einem Dache zu wohnen. Und weil die beiden alten Damen nie besser miteinander harmonierten, als wenn sie sich über den entarteten Bruder ihr Herz ausschütten konnten, so boten sie, nachdem sie ihrer Beredsamkeit eine knappe halbe Stunde freien Lauf gelassen hatten, das rührende und erhebende Bild schwesterlicher Zärtlichkeit.

Dieses schönen Bildes Anblick zu genießen, war ein männliches Wesen berufen, das in der Tracht eines Weltgeistlichen, auf dem Haupte den flachen Krempenhut der Gesellschaft Jesu und unter dem Arme ein längliches Bündel, auf der Münstereifeler Straße nach Haus Rottland wanderte, um jede der vom letzten Regen her stehengebliebenen Pfützen einen weiten Umweg machte und keine wichtigere Aufgabe zu kennen schien, als seine mit einfachen Stahlschnallen verzierten Schuhe vor der Besudelung mit Schlamm und Lehm zu behüten. Es war Pater Ambrosius Kercher, ein geistlicher Koadjutor und Lehrer am Jesuitenkollegium, der seit langem zu den Freunden des Freiherrn von Friemersheim und seiner Schwestern zählte und der Familie, seit er während der Pestzeit auf Haus Rottland die liebevollste Gastfreundschaft gefunden hatte, mit aufrichtiger Dankbarkeit zugetan war. Die Zuneigung, die er außer dieser Dankbarkeit noch für die Rottländer Herrschaften empfand, war allerdings nicht ganz frei von Eigennutz. Nicht, als ob er dabei an sich selbst gedacht hätte, denn er war für seine Person von wahrhaft vorbildlicher Anspruchslosigkeit und nahm es mit dem Gelübde der Armut sehr genau, aber die bösen Zeiten hatten die Einkünfte des Kollegiums gewaltig geschmälert, ehemalige reiche Gönner waren verarmt, die Schüler der Lateinschule hatten sich bei der Annäherung der Seuche in alle Winde zerstreut, und auf den stattlichen Gebäuden der frommen Väter lasteten drückende Schulden. Da war es ratsam, alte Freundschaften sorgsam zu pflegen und in der traurigen Gegenwart kein Saatkorn zu sparen, das in einer besseren Zukunft Frucht tragen konnte.

Als der geistliche Herr, der mit seinem dürftigen Körper und dem scharfgeschnittenen, fleischlosen Antlitz der personifizierten Askese glich, und dessen Alter sich ebenso gut auf dreißig wie auf fünfzig Jahre belaufen konnte, das Renthaus betrat, begegnete er der alten Billa. Auf seine Frage nach dem Freiherrn vernahm er, daß dieser seit dem frühen Morgen abwesend sei. Dann würde er seinen Besuch ein andermal wiederholen, bemerkte er. Die Magd meinte, die Damen würden sich gewiß freuen, ihn zu sehen, und fragte, ob sie ihn nicht anmelden solle. Er wollte Ausflüchte machen, fürchtete, er möchte die Damen mit seiner Aufwartung zu so zeitiger Stunde molestieren, aber da erschien auch schon Schwester Felizitas auf der Diele, eilte mit strahlendem Antlitz auf ihn zu und ergriff mit dem Gruße „Gelobt sei Jesus Christus!" seine dürre Hand.

„In Ewigkeit, Amen!" sagte er. „Sie müssen mich pardonnieren, daß ich mit meinen malpropren Schuhen dieses reine Haus betrete, mater reverenda. Aber der Wunsch, monsieur le baron wiederzusehen und mich nach dem Befinden von Dero Frauen Schwestern zu erkundigen, erlaubte mir nicht, die schuldige Visite noch länger zu retardieren."

Die Priorin befahl Billa, Frau von Ödinghoven von der Ankunft des lieben Freundes zu benachrichtigen, und nötigte den Besuch in die Wohnstube. Er kam der Einladung zögernd nach, legte sein Bündel in einen Winkel und erging sich in umständlichen Komplimenten, ehe er sich auf die äußerste Kante des ihm angebotenen Stuhles niederließ.

„Sie haben uns lange vernachlässigt, cher ami", sagte die Priorin mit der Vertraulichkeit, zu der der gemeinsame geistliche Stand sie berechtigte, „vier volle Wochen haben wir vergebens auf Sie gewartet. Wir fürchteten schon, Sie möchten malade sein."

„Au contraire", entgegnete er; „ich habe mich nie wohler befunden. Aber Sie wissen ja, mater reverenda: die geistlichen Übungen —"

„Richtig, die geistlichen Übungen! Daran hätte wenigstens ich denken sollen. Nun — ist denn nun endlich Aussicht vorhanden, daß man Sie zum professus quatuor votorum befördert?"

Der Pater wandte die Augen zur Decke und senkte sie ebenso schnell wieder zu Boden.

„Gott und die Oberen wissen es", erwiderte er mit Ergebung.

„Aber weshalb läßt man Sie so lange auf die Beförderung warten?" fragte Schwester Felizitas lebhaft, „Sie haben vier Jahre lang zu Köln theologiam sacram studiert, Sie haben das Tertiat hinter sich, Ihre Tugenden und Ihre Meriten um die Gesellschaft stehen außer allem Zweifel, da haben Sie doch ein gutes Recht darauf, Profeß zu werden."

„Vom Recht erwarten wir nichts," antwortete er, „desto mehr aber von der Gnade. Die Oberen werden davon persuadiert sein, daß es dem Interesse unseres Ordens vorteilhafter ist, wenn ich mit meinen schwachen Kräften als Coadjutor spiritualis weiterdiene, da beuge ich mich vor ihrer höheren Einsicht und suche meine Pflichten mit um so größerem Eifer zu erfüllen. Übrigens —" setzte er mit einem bedeutungsvollen Blick und einer leichten Verbeugung gegen Schwester Felizitas hinzu, „wenn es das Kriterium der Tugend wäre, schon in dieser Welt

ihren Lohn zu empfangen, dann würden andere Personen — ich will keinen Namen nennen! — längst den ihnen gebührenden Rang einnehmen."

Die Priorin schlug die Augen nieder, ein Zeichen, daß sie, auch ohne die Nennung eines Namens, verstanden hatte, auf wen der geistliche Freund mit dieser Bemerkung hinzielte.

„Die wahre Tugend trägt ihr praemium in sich selbst", bemerkte sie mit schlecht verhehlter Resignation.

„Und in der Perspektive auf die ewige Glückseligkeit," setzte er hinzu.

„Ach, Pater Ambrosius," sagte die alte Dame mit einem tiefen Seufzer, „wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß auch mir dereinst der Tisch mit dem himmlischen Manna gedeckt würde! Ach, oft bin ich so confiante, und dann plagen mich wieder die schrecklichsten Zweifel."

„Freuen Sie sich dieser Zweifel, mater reverenda, und danken Sie Gott dafür!" entgegnete er mit Wärme. „Denn an seiner Berufung zu der ewigen Seligkeit zweifeln, heißt an seiner Würdigkeit zweifeln. Das aber ist nichts anderes als das Kennzeichen der Demut und des brünstigen Verlangens nach Vervollkommnung."

„Wie soll ich Ihnen für diese consolation danken, cher ami!" stammelte sie mit einem verklärten Augenaufschlag, während sie die kleine bronzene Tischglocke schwenkte, die die Miniaturfigur einer altfränkischen Dame in Reifrock, Rüschenleibchen und hoch über den Hinterkopf emporragender Kröse darstellte.

Billa, die auf dieses Signal gewartet zu haben schien, trat herein, ließ sich von der Priorin eine Weisung ins Ohr flüstern, verschwand wieder und kehrte mit einem Zinnteller zurück, auf dem eine Karaffe mit Muskatwein und ein Spitzglas standen. Pater Ambrosius ließ es geschehen, daß Schwester Felizitas das Glas vollschenkte, stellte sich jedoch sehr überrascht, als es ihm präsentiert wurde, und weigerte sich auf das Entschiedenste, es anzunehmen.

Darüber erschien die Gubernatorin, warf einen flüchtigen Blick auf das Bündel in der Zimmerecke und begrüßte mit stark betonter Leutseligkeit den geistlichen Herrn, der sich ihr gegenüber in Verbeugungen nicht genug tun konnte. Sie nahm ihn, nachdem sie seine Entschuldigungen wegen des langen Fernbleibens gnädig und nachsichtig angehört hatte, mit Erkundigungen nach gemeinsamen Bekannten so vollständig für sich in Beschlag, daß die Priorin nicht mehr zu Worte kommen konnte und sich an dem von ihrem Tröster verschmähten Glase Muskateller schadlos hielt.

„Madame wünschen zu wissen, wie die v. Harff zu Drimborn mit denen v. Gertzen, genannt v. Sinzig, verwandt sind," sagte der Pater zu Frau v. Ödinghoven. „Ich habe mich darüber informiert, und wenn die Frau Gubernatorin die Gnade haben wollen, zuzuhören, so könnte ich mit einer explication aufwarten."

„Richtig, richtig, mon cher! Die v. Harff und die v. Gertzen! Wie war ich nur darauf gekommen? Ach ja, jetzt fällt mir's wieder ein: der v. Harff soll auf der Pallandtschen Hochzeit gewesen sein."

„Die Verwandtschaft rührt von der Metternichschen Seite her," berichtete Pater Ambrosius, „Herr Edmund v. Metternich war mit einer Print v. Horchheim vermählt —"

„Pardon, mon cher, der hatte eine v. Kolff; meine Großmutter selig hat sie ganz genau gekannt —"

„Madame meinen den Großvater, Edmund v. Metternich auf Bettelhoven, aber hier handelt sich's um den Enkel."

„Ach so, Sie reden von dem jüngeren Edmund! Dessen Tante war also die Gutta v. Metternich, die den kurkölnischen Landhofmeister v. der Leyen heiratete. Es muß eine superbe Frau gewesen sein."

„Das war die Tante seines Vaters. Soviel mir wißlich, hatte der jüngere Edmund von der Schwertseite her nur einen Onkel."

„Und dieser Edmund hatte eine v. Print? Hieß sie vielleicht Margaretha Susanne?"

„Mit Verlaub, Madame, das war ihre Mutter. Sie selbst hieß Maria Elisabeth."

„Maria Elisabeth! Richtig! Von der hat mir meine selige Mutter erzählt. Sie war blatternarbig und hatte eine hohe Schulter. Sie muß zeitig Wittib geworden sein."

„Ganz recht, Frau Gubernatorin, und ihr Gemahl hinterließ ihr eine einzige Tochter, Maria Katharina, die den Johann v. Harff zu Drimborn heiratete."

„Die habe ich gekannt, wie sie noch jeune fille war. Man konnte sie für eine beauté passieren lassen, ohngeachtet ihre Nase ein weniges zu groß war, aber ihre conduite ließ viel zu wünschen übrig, denn sie war coquette und zu allem capable. Auf dem Schlosse zu Düsseldorf sprang sie einmal mit weißen atlassenen Schuhen in die fontaine, und ich kann mich erinnern, daß dieser éclat noch Jahre lang besprochen wurde. Aber nun weiß ich immer noch nicht, wie die v. Harff mit denen v. Gertzen verwandt sind."

„Die Wittib des v. Metternich heiratete in zweiter Ehe den Johann Bertram v. Gertzen —"

„Ah — jetzt verstehe ich! Dieser v. Gertzen war also der beau-père von der v. Harff —"

„— Und hatte einen Bruder mit Namen Johann Otto —"

„— Und der ist der Großvater von der Katharina Ignatia, die neulich den v. Pallandt zu Breitenbend geheiratet hat. Merci bien, mon ami! Jetzt weiß ich Bescheid."

„Waren Madame und die mater reverenda bei den Hochzeitsfestivitäten?" erlaubte sich der geistliche Freund zu fragen.

„Je vous prie, mon ami! Wie kämen denn wir dazu!" entgegnete Frau v. Ödinghoven mit Schärfe.

„Nun, ich glaubte, weil Herr v. Pallandt doch wohl ein cousin von dem Herrn v. Pallandt zu Wachendorf ist. Und so nahm ich an, die Herrschaften hätten durch Dero Herrn neveu auch Relationen zu der Familie in Breitenbend."

„Die Verwandtschaft mit dem zu Wachendorf gilt uns keinen Deut," erklärte die Gubernatorin sehr bestimmt; „übrigens ist er nur der neveu unseres Bruders oder vielmehr der neveu unserer seligen Schwägerin."

„Und obendrein Calvinist," setzte die Priorin mit dem Ausdruck des Abscheus hinzu, „und von seinen débauches hört man entsetzliche Geschichten."

„Er führt ein tolles Leben und hat sich in den paar Jahren, da er im Felde stand, die übelsten Sitten angewöhnt," ergänzte Frau v. Ödinghoven den Bericht

ihrer Schwester. „Und in seiner Ökonomie ist er so derangiert, daß er vor Schulden nicht aus noch ein weiß."

„Wirklich? Es ist also wahr, was man sich von dem jungen Herrn erzählt?" fragte der Pater mit gut gespieltem Erstaunen. „Ich hab' es bisher nie so recht glauben wollen," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „aber wenn mesdames es selber versichern, dann darf ich freilich nicht länger daran zweifeln."

Die beiden Schwestern wurden neugierig.

„Sie wissen etwas Neues von ihm, cher ami?" fragte die Priorin, indem sie dem geistlichen Herrn ein wenig näher rückte. „Hat er wieder eine bêtise gemacht?"

„Mon dieu, alle Welt spricht von ihm," seufzte die Gubernatorin, „und wir erfahren es immer zu allerletzt. Erzählen Sie, Pater, erzählen Sie!"

Der von zwei Seiten Bedrängte rieb sich verlegen die Hände und zwang sich zu einem süßlichen Lächeln.

„Die Welt erzählt sich so mancherlei," meinte er, „und ich weiß nicht, ob ich die Ohren von mesdames mit den Klatschereien der Leute fatigieren darf."

„Hat er wieder eine aventure galante gehabt?" fragte Schwester Felizitas mit geröteten Wangen.

„Oder eine affaire d'honneur?" forschte Frau v. Ödinghoven.

„Etwas viel Schlimmeres! Er hat bei den Jabachs zu Köln zwölfhundert Taler aufgenommen."

Die beiden Damen waren bei dieser Mitteilung ein wenig enttäuscht. Sie hatten ganz andere Dinge zu erfahren gehofft.

„Wie ist das möglich!" sagte die Gubernatorin, „die Wachendorfer Possessionen sind doch schon längst überschuldet. Welche assurance hat er denn geboten?"

„Die Rottländer Erbschaft," berichtete Pater Ambrosius trocken. „Zweihundertundelf Morgen Acker, zweiundachtzig Morgen Holz und siebenunddreißig Morgen Wiesen — für dieses Pfand sind zwölfhundert Taler nicht zu viel."

„Unglaublich! Unglaublich!" stöhnte Frau v. Ödinghoven, während sich Schwester Felizitas mit zitternder Hand ein zweites Glas Wein eingoß.

„Und dabei sind die Gebäude und das Stammholz noch nicht einmal mitgerechnet," fuhr der geistliche Freund unbeirrt fort, als interessiere ihn nur die geschäftliche Seite der ganzen Angelegenheit.

„Welche crudité!" jammerte die Priorin, „der oncle ist noch frisch und gesund, und der neveu spekuliert schon auf seine Hinterlassenschaft! Hat man so etwas je erlebt? O mon père, die Welt wird mit jedem Tage verderbter!"

Die Gubernatorin hatte ein mit Spitzen besetztes Tüchlein aus dem geräumigen Mieder gezogen und betupfte damit ihre Augen. Ob sie wirklich weinte, war nicht recht zu erkennen; war es jedoch der Fall, so galten ihre Tränen wohl weniger ihrem bedauernswerten Bruder und dessen entmenschtem Neffen als dem ihr selbst bevorstehenden Geschick. Denn in dem Ehevertrag, den der Freiherr v. Friemersheim bei seiner Verheiratung mit Agnese v. Pallandt zu Wachendorf unterzeichnet hatte, war ausdrücklich bestimmt, daß die Herrschaft Rottland, die ihm die junge Gattin zubrachte, im Falle, daß er ohne Leibeserben mit Tode abgehe, an die Familie der Ehefrau zurückfallen solle. Der junge Mathias v. Pallandt hatte also ein unbestreitbares Recht, sich als den künftigen Besitzer von Haus Rottland zu betrachten, und sowohl die Gubernatorin wie die Priorin

waren sich darüber klar, daß mit dem Augenblick, wo der pietätlose Neffe die Erbschaft antrat, für sie die Stunde gekommen sein würde, mit Sack und Pack ihr Asyl zu räumen. Diese Erkenntnis hatte den beiden alten Damen schon manche schlaflose Nacht bereitet, und wenn sie in ihren Morgen- und Abendgebeten die Heiligen anflehten, über dem teuren Leben ihres geliebten Bruders zu wachen, so hatte das seine guten Gründe. Ihre einzige Hoffnung war, daß ihr Salentin, als der Jüngste von ihnen, sie nach menschlichem Ermessen überleben werde, aber diese Hoffnung wurde nicht wenig durch den Umstand getrübt, daß der Bruder im Vertrauen auf seine Rüstigkeit sich häufig zuviel zumutete und mit wahrhaft jugendlichem Leichtsinn auf seine kostbare Gesundheit loswüstete.

Der Pater war von der Wirkung seiner Mitteilung außerordentlich befriedigt, aber er hielt es für angebracht, sich den Anschein zu geben, als sei er über die Aufnahme, die seine Nachricht gefunden hatte, aufs Höchste betroffen. Er rückte auf dem Stuhle hin und her, vergrub die Hände in die Ärmel seiner Soutane und kniff die blutlosen Lippen zusammen.

„Herr v. Pallandt muß in großer Bedrängnis sein oder für seinen oncle sehr wenig verwandtschaftliche affection empfinden, um so handeln zu können," bemerkte er endlich.

„Keine Spur von affection!" klagte die Gubernatorin. „Wo er ihm einen Tort antun kann, da läßt er die occasion dazu nicht vorübergehen."

„Unser lieber Bruder hat ihm einmal wegen seiner conduite ernste Vorhaltungen gemacht, und das kann ihm der v. Pallandt nicht verzeihen," erklärte Schwester Felizitas mit verschleierter Stimme, während sie mit ihrem fleischigen Zeigefinger eine Fliege aus dem Glase fischte.

Um die Mundwinkel des geistlichen Freundes spielte ein feines Lächeln.

„Monsieur le baron hätte es doch in der Hand, den jungen Herrn empfindlich zu strafen und sein calcul über den Haufen zu werfen," sagte er nach einer kleinen Weile.

„Sie meinen, er sollte wieder heiraten?" fragten die beiden Damen wie aus einem Munde. Sie hatten diesen Gedanken schon seit langem gehegt und ihn auch schon ihrem Bruder gegenüber angedeutet, ohne jedoch bei ihm Verständnis dafür gefunden zu haben.

„Daran dachte ich allerdings, mesdames," gestand der Pater.

„Haben wir es nicht immer gesagt, Netta?" wandte sich die Priorin an ihre Schwester.

„Natürlich, ma chère, aber was hilft das, wenn er nicht will?" entgegnete diese. „Und dabei ist er doch gesund und stark, ist noch immer ein ansehnlich Mannsbild und hat zeitlebens eine inclination für das Frauenzimmer gehabt."

„Er ist vielleicht ein wenig commode geworden und scheut die Mühe, sich bei den dames aimable zu machen," meinte Pater Ambrosius. „Man müßte ihm zur Hilfe kommen und eine passende partie für ihn aussuchen. Vor allem aber müßte man ihn persuadieren, daß er durch eine Heirat monsieur le neveu in den größten embarras brächte. Was meinen Sie, mater reverenda? Ubi propositum ibi ratio!"

„Wir würden Ihnen bis in alle Ewigkeit dankbar sein, cher ami, wenn Sie ihn zu seinem Glück bereden könnten," versicherte die Priorin.

„Ich will versuchen, was in meinen schwachen Kräften steht," sagte er. „Haben mesdames schon erwogen, welche demoiselle man ihm als eine schickliche partie präsentieren könnte?"

„Ach, daran fehlt's nicht," meinte Frau v. Ödinghoven sehr zuversichtlich, „bei meinen Relationen könnte ich ihm ein ganzes bouquet präsentieren. Par exemple die Sibilla v. Herfel, Kanonissin im freiweltlichen Stift Schwarz-Rheindorf. Schöne Familie — der eine Bruder ist Johanniterkomtur zu Adenau, der andere kurkölnischer Amtmann zu Brühl. Sie hat eine belle taille und steht in den besten Jahren."

„Wie alt wird sie ohngefähr sein?" fragte der Pater vorsichtig.

„So in den Vierzigern."

„Schade," meinte er, „wenn sie ein weniges jünger wäre, hätte sie bessere Chancen. Man muß doch an die Aussicht auf descendence denken."

„Oder die v. Reiffenberg zu Bütgenbach," fuhr Frau v. Ödinghoven fort.

„Die Wilhelmine oder die Theresa?" fragte die Priorin.

„Natürlich die Wilhelmine. Die Theresa hat ein blödes Gesicht und eine ungeschickte figure. Aber die andere ist recht passable und wird sicher nicht über die Mitte der Dreißiger sein."

„Das läßt sich hören," bemerkte der Pater, „obgleich ein paar Jahre weniger kein Unglück wären. Sind noch mehr Geschwister in der Familie?"

„Noch drei verheiratete Schwestern und sieben Brüder", berichtete die Gubernatorin.

„Hm — viele Kinder sind ja ein Segen," meinte er, „aber wo zwölf sind, da gilt der Speziestaler nur zwei Groschen."

„Wahrhaftig, da haben Sie recht, cher ami, und die v. Reiffenberg sind ohnehin nicht gerade in glänzender fortune," stimmte Frau v. Ödinghoven bei.

„Aber die Wilhelmine ist eine fromme Person —", erklärte Schwester Felizitas.

„Mater reverenda," erwiderte der Pater mit Würde, „die Frömmigkeit ist allerdings die conditio principalis einer gesegneten christlichen Ehe, aber zur rechten Frömmigkeit gehören auch gute Werke, und zu den guten Werken gehören Revenüen."

„Überhaupt darf unser lieber Bruder bei seiner Heirat die Ökonomie nicht ganz neglegieren," meinte die Gubernatorin. „Sie wissen ja selbst am besten, mon père, was ihn der Kriegs-trouble gekostet hat, und — wie soll ich mich nur ausdrücken? — un peu d'argent würde uns sehr gelegen kommen. Wenn ich nur an unsere Kutsche denke! Ce vieux carrosse! Ich schäme mich jedesmal, wenn ich eine Ausfahrt mache."

„Wie wäre es denn mit den Robillards?" fragte die Priorin.

„Richtig, die Robillards v. Dumaine!" stimmte die Schwester bei. „Die Familie ist zwar nicht von altem Adel, aber der Vater ist als Obrister eines kurkölnischen Regiments zu Fuß zu Prosperität gekommen, und die Mutter ist im Ravensbergischen begütert. Die beiden einzigen Töchter sind Zwillinge und haben eine vortreffliche éducation genossen. Aber welche von ihnen könnte man unserem Bruder proponieren?"

„Die Barbara ist ein Engel," meinte Schwester Felizitas, „sie ist unschuldig wie ein Lamm und sanft wie eine Taube."

„Dafür iſt die Katharina von großer vivacité und von gutem Humor, und deshalb wird ſie mehr als ihre Schweſter nach Salentins Guſto ſein."

„Aber ſie würde uns hier alle in alarme bringen und das ganze Haus kommandieren," bemerkte die Priorin. „Ich votiere für die Barbara."

„Damit wir vor ennui umkommen? Du natürlich denkſt immer an dich und deine Ruhe, aber in meinen Jahren will man noch vom Leben profitieren." Die Gubernatorin tat, als wäre ſie gegen die um kaum drei Jahre ältere Schweſter noch ein Kind. „Wenn die Katharina herkäme," fuhr ſie fort, „würden wir wenigſtens von Zeit zu Zeit wieder eine assemblée haben, und ſchon deshalb wünſchte ich, daß ſich unſer Bruder für ſie dezidieren möchte."

„Daß du immer an weltliche divertissements denken mußt, Netta!" bemerkte Schweſter Felizitas ſeufzend. „Aber das ſage ich dir, ma chère, wenn wir durch die Katharina das Haus voll trouble bekommen, dann biſt du dafür responsable."

Die alten Damen ereiferten ſich immer mehr, und Pater Ambroſius ſaß mit verlegenen Mienen zwiſchen den ſtreitenden Parteien. Da ließen ſich draußen auf der Diele die ſchweren Schritte deſſen vernehmen, deſſen zukünftiges Glück die Veranlaſſung zu all dieſen Erörterungen geweſen war. (Fortſetzung folgt.)

Schule und Werkunterricht

Von Rektor P. Hoche-Wriezen

Unter den Reformen, die augenblicklich die pädagogiſche Sturm- und Drangperiode zur Diskuſſion ſtellt, dürfte kaum eine mehr in den Vordergrund des Intereſſes rücken als die des Werkunterrichts. Tauſende von Gemütern hat dieſer Begriff in leidenſchaftliche Aufregung verſetzt. Die Pädagogen hat er in zwei feindliche Lager geſpalten, die ſich erbittert bekämpfen und ſich im Kampfe um die vermeintliche Wahrheit manchmal bis ins äußerſte Extrem verlieren. Für die neue Arbeitsſchule! Gegen die alte, untaugliche Lernſchule! Das iſt das lautgerufene Kampfgeſchrei der Neuerer, die heftig gegen den bisherigen Schulbetrieb Sturm laufen. Ihre Bemühungen ſind auch nicht erfolglos geblieben. Weite pädagogiſche Kreiſe ſind durch das neue Erziehungsideal nicht nur aufgerüttelt, ſondern auch bekehrt worden. Wer vor einem Jahrzehnt noch über die ſonderbare Erziehung durch Leimtopf, Hobel und Säge ſarkaſtiſch ſpottete, iſt heute ſchon vielfach zu einem begeiſterten Anhänger des neuen Prinzips geworden. Kann auch von einem Siege auf der ganzen Linie vorläufig und in abſehbarer Zeit noch nicht die Rede ſein, ſo läßt ſich doch behaupten, daß der neue Erziehungsgedanke ſich nach und nach immer mehr Anerkennung verſchafft.

Der Werkunterrichtsgedanke iſt nach ſeiner Entſtehung eine Reaktion gegen verſchiedene Schulnöte oder Mißerfolge unſerer Zeit. Faſt alle unſere Schulen, höhere wie niedere, ſind bloße Stätten des Wiſſens und der Erkenntnis geworden. Tritt das Kind vom Leben in die Schule ein, ſo geht ein tiefer Schnitt durch

sein Dasein. Was bisher sein Sein fast uneingeschränkt ausmachte, besonders die bunte Welt seines Spiels, seine mannigfache konkrete Beschäftigung, das muß in der Schulstube zurücktreten. Unvermittelt setzt hier eine neue Tätigkeit ein, Lesen, Schreiben, Rechnen, für die der kindliche Geist vorläufig noch kein Interesse hat; es muß sich stundenlang in rein abstrakter Weise abmühen und wird dazu, wenn keine Lust vorhanden ist, mit Gewalt gezwungen. Die kommenden Schuljahre treiben es in dieser Gehirnkultur weiter. Und trotz der Anerkennung von der Anschauung als dem Fundament aller Erkenntnis regiert vielfach noch ein öder Verbalismus, der im Wort des Lehrers oder in den schwarzen Lettern des Buches seine wesentlichen Mittel sieht. Das viele angelernte Wissen ist meistens ohne erziehliche Einwirkung auf die Persönlichkeit des Schülers, weil es vom Tun getrennt ist und so neben seinem Leben hergeht, statt anregend und weiterwirkend in ihm aufzugehen. Daher ist es auch mit der Lebenstüchtigkeit durch die Schulerziehung so schlecht bestellt. Die Schule soll in jeder Beziehung für das wirkliche Leben vorbereiten, beide Begriffe sollen sich daher zueinander ergänzen. Ist das heute der Fall? Die Frage wird oft aufgestellt, aber fast immer verneint. Ja, es ist sogar so weit gekommen, daß die Worte Schule und Leben einen krassen Gegensatz bezeichnen und in diesem ganz unnatürlichen Sinn zu einem vielgebrauchten Schlagwort der Gegenwart geworden sind. Und seine Anwendung entbehrt nicht der Berechtigung. Gewiß hängt die Lebenstüchtigkeit nicht von der Schule allein ab, eine ganze Reihe von Momenten spricht hier bestimmend mit, wie Begabung, Geburt, materielle Verhältnisse, die tausend geheimen Miterzieher des Kindes, Charakterbildung, äußere Zufälle; aber gerade weil auf diese unsicheren Einwirkungen kein Verlaß ist, muß sich die Schule noch viel mehr als bisher auf ihre eigentliche Pflicht, dem Leben zu dienen, besinnen. Daß der Memoriermaterialismus noch immer zu sehr herrscht, daß eine gründliche Revision der Stoffpläne noch manches ausmerzen müßte, was keinen allgemein bildenden und keinen Lebenswert besitzt, das sind noch nicht die einzigen Übel. Auch darauf ist ebenso sehr zu achten, daß überhaupt nicht nur eine gewisse uniforme Geistesbildung erzeugt, sondern daß der harmonische Mensch erstrebt, daß eine vernünftige Körper- und Sinnenkultur getrieben werde, und daß man auch den Begabungstypen gerecht zu werden suche, die sich nicht vorzugsweise in geistiger, sondern in Sinnen- oder Handbetätigung auswirken wollen.

Aus diesen Erwägungen heraus ist auch die Schulreform durch den Werkunterricht entstanden und zu verstehen. Er will nicht nur Unterrichtsfach, sondern Erziehungsprinzip sein. In allen Schulen und auf allen Stufen will er herrschen, bald als besondere Disziplin, bald bei einzelnen Gelegenheiten.

Die Reformer knüpfen an die allgemeine Einführung des Werkunterrichts die weitestgehenden Hoffnungen. Sie glauben dadurch die ganze jetzige Erziehung im günstigen Sinne umgestalten zu können, sie wähnen, damit unsere Schulnöte beseitigen und die Jugend zu möglichst höchster Lebenstüchtigkeit durch praktische Erziehung führen zu können. Allein es ist bisher immer für neue Bewegungen typisch gewesen, daß sie sich eher zu hoch als zu niedrig in ihren Bedeutungen eingeschätzt und daß sie sich in Einzelheiten in ihren Mitteln oft vergriffen haben. Diese allgemeine Erfahrung dürfte auch bei unserem Begriff zu machen sein. Nicht alles, was uns radikale Reformer mit tönender Stimme preisen, können wir für bare

Münze nehmen. Manche Verirrungen liegen schon jetzt offen zutage. Trotzdem ist ein reicher Segen in der ganzen Bewegung, und es lohnt sich schon, dessen inne zu werden, was bei rechtem Betrieb aus dieser Reform Gutes und Dauerndes herauswachsen kann.

Es ist zunächst klar, daß die abstrakte geistige Beschäftigung, wie sie unseren Kindern schon in den ersten Schuljahren aufgezwungen wird, nicht natürlich ist, zum mindesten nicht kindertümlich, daß der Übergang vom bisherigen Leben des Kindes in die neue Schultätigkeit zu vieles, was bisher grünte und blühte, brach liegen läßt und zu schroff an neue Beschäftigung gewöhnt. Das Kind ist ein sinnenfälliges Wesen, es will sich konkret betätigen. Was Paulsen sagt, daß „unter hundert jungen Leuten, die unsere höheren Schulen besuchen, mindestens neunzig mehr Freude an Werken der Hände als an Exerzitien und Extemporalien hätten", das gilt allgemein von der Jugend und in besonderem Maße von den Schulanfängern. Es ist der Spieltrieb, der im Kindesalter allmächtig wirkt und der berücksichtigt sein will, der erziehlich den reichsten Segen wirkt. Hier zeigt sich der Werkunterricht, durchaus psychologisch begründet, der Natur des Kindes gemäß.

Vor allen Dingen aber ist dieser Unterricht eine Schule der Sinnenpflege und Handkultur. In dieser Beziehung bildet er gewiß eine wohltätige Ergänzung zu unserer modernen Lernschule mit ihrer etwas einseitigen Tendenz der intellektuellen Bildung. Auge und Hand, die bisher vernachlässigten Glieder des Menschen, können recht viel durch den Werkunterricht profitieren. Das Auge darf nicht flüchtig über sein Modell oder seine Arbeit hingleiten, wie es sonst im täglichen Leben meist geschieht, sondern muß genau hinsehen, Form und Farbe richtig auffassen. Die Hand äußert sich dabei als das feinste Werkzeug der Werkzeuge; die reichen Möglichkeiten, die in ihr schlummern, werden durch die reiche Übung immer mehr verwirklicht. Bemerkenswert ist es auch, daß durch diesen Werkunterricht die linke Hand mehr erzogen und die heute fast überall bestehende Einseitigkeit der Rechtshändigkeit ausgeglichen werden kann. Die Bekanntschaft mit dem Material, die Herstellung von Gebrauchs- und Schmuckgegenständen bildet in hohem Grade den ästhetischen Geschmack. Der Schüler lernt an der eigenen Arbeit erkennen, wieviel es ankommt auf die Echtheit des Stoffes, auf Zweckdienlichkeit des Gegenstandes, auf Wahrheit und Solidität, auf das Verhältnis des Schmuckes, des Ornamentes zum eigentlichen Gegenstande. Das sind alles wertvolle Erfahrungen, die jeder einzelne machen muß, ehe eine höhere künstlerische Hebung unseres ganzen Volkes erfolgen kann. (Man denke nur an die Kapitel „Geschenkwerke" und „Heim- oder Kleinkunst".)

Dem praktischen Leben kann die Schule nur dienen, wenn sie Auge und Hand wieder mehr übt, als es der bisherige Unterricht tut. Es liegt nicht nur in ideeller Hinsicht eine Fülle von Glücksmöglichkeiten in einer erhöhten Sinnen- und Gliederpflege, sondern auch in materieller Beziehung. Das wirkliche Leben braucht Menschen mit einem offenen Blick, praktischem Sinn, geübter Hand. Gewiß gibt es eine Anzahl von Leuten, die in ihrem Beruf eine überwiegend geistige Bildung gebrauchen, aber das läßt sich doch nicht vom Gros der Menschen behaupten, und ihren Bedürfnissen ist doch auch Rechnung durch die Schule zu tragen. Dem wirklichen Leben dient der Werkunterricht auch insofern, als er eine Abspannung, eine Entlastung von rein geistiger Beschäftigung bedeutet, die in unseren modernen Schulen oft den Schüler durch ihre fortwährende Dauer über-

bürdet, seine Nervenkraft übermäßig verbraucht und dann geschwächte, untüchtige Individuen ins Leben stellt. Endlich darf auch noch hervorgehoben werden, daß der Werkunterricht einem Begabungstypus gerecht wird, der in unserer Lernschule keine rechte Anerkennung findet, eben der Befähigung für manuelle Arbeit, für praktisches Tun. Wer in unseren Schulen mit ihren Anforderungen an den Geist nicht mit fortkommt, sinkt eben herab zum unbrauchbaren „Bodensatz" der Klasse. Daß solche Schüler oft eine reiche praktische Begabung haben, gibt ihnen kein Zeugnis mit auf den Lebensweg. Hier verfährt der Werkunterricht ausgleichend. Er erkennt auch die Individualität an, die die Lernschule verkennt, über die sie sich nicht selten hochmütig hinwegsetzt. Für Berufsfragen kann die werkunterrichtliche Betätigung eines praktisch beanlagten Schülers von der höchsten Bedeutung werden. Es kann mancher einem Beruf mit Handarbeit zugeführt werden, worin er dann Bedeutendes leisten kann, während er sich sonst bei mangelnder geistiger Begabung vielleicht mühsam zu einem Amte emporquälte oder das Heer der geistigen Proletarier vermehrte.

Das sind in kurzen Zügen die Vorzüge, die uns den Werkunterricht wertvoll genug erscheinen lassen, ihn als Ergänzung zu unserer jetzigen Schule zu wünschen. Die radikalen Arbeitsprinzipler lassen ja nun freilich an der „Altschule" kein gutes Haar, während sie die „Neuschule" in den Himmel hinein loben, wie sie ja auch das ganze Erziehungsgebäude auf der Grundlage dieses Unterrichts aufbauen wollen. Aber in beidem, im Niederreißen wie im Aufbauen, dürften sie viel zu weit gehen. Wenn sich die Altschule auf ihre Aufgaben mehr besinnt, wird sie der Menschheit nur zum Segen gereichen — eine Arbeitsschule wird sie stets auch sein und bleiben —, und ohne sie würde auch die Neuschule gar bald abgewirtschaftet haben. Es ist ein bedenklicher Mangel der modernen Schulreformer, daß sie so leicht das große Ganze aus den Augen verlieren und ihren Blick nur auf dieses oder jenes Teilziel heften und diesem ihre ganze Aufmerksamkeit und Liebe zuwenden. Dadurch kommt es dann so weit, daß gerade das, was ausgleichend wirken sollte, zur Unausgeglichenheit hinführt. Im Erziehungslärm unserer bewegten Schlagwortpädagogik ist daher stille und besonnene Kritik erst recht am Platze. Das gilt ganz besonders auch von dem Werkunterricht. Seine Probleme sind gewiß wert, daß ihnen gründlich nachgegangen wird, aber sie sollen uns den Blick nicht trüben für das Ganze der Erziehung und aus einer alten Bildungseinseitigkeit nicht in eine neue hinüberführen.*)

*) Die Arbeitsschule soll auf dem vom Bund für Schulreform veranstalteten ersten deutschen Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde, der vom 6. bis 8. Oktober in Dresden tagen wird, erörtert werden. Das interessante Thema wird sich folgendermaßen gliedern: 1. Der Begriff der Arbeitsschule (Oberstudienrat Dr. Georg Kerschensteiner, Schulrat Prof. Dr. Gaudig-Leipzig). 2. Das Prinzip der Arbeitsschule, angewendet auf: a) den Gesamtunterricht der Unterstufe (Direktor Prof. W. Wetekamp-Schöneberg, Lehrer Vogel-Leipzig); b) den Sprachunterricht (Prof. Otto Anthes-Lübeck, ...); c) den historischen Unterricht (Dr. Rühlmann-Leipzig); d) den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht (Direktor Prof. Grimsehl-Hamburg, Prof. W. Fricke-Bremen, Lehrer Herding-Hamburg). 3. Die erziehliche Handarbeit (Direktor Dr. Pabst-Leipzig, J. L. M. Lauweriks-Hagen, Margot Grupe-Berlin. 4. Die Vorbildung der Lehrer (Direktor Dr. Seyfert-Zschoppau). Die Schriftltg.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunst

Francisco de Goya. Von **Valerian v. Loga.** (Meister der Graphik Bd. IV.) Leipzig, Verlag von Klinkhardt u. Biermann.

Das letzte Ziel aller Kunsterziehung muß sein, dem Aufnehmenden zu einem persönlichen Verhältnis zu Kunstwerken zu verhelfen. Denn auf historische Kenntnisse oder gar auf Kritikfähigkeit kommt es wenig an; die Hauptsache bleibt, daß der Genuß des Kunstwerks zum persönlichen Erlebnis werde, zur Klärung eigenen dunklen Empfindens oder zur Bereicherung der eigenen Phantasie diene. Und um in diesem Sinne erzieherisch zu wirken, dazu ist das graphische Blatt weit eher geeignet als ein den Unerfahrenen oft verwirrendes oder erdrückendes Gemälde. Das graphische Blatt ermöglicht nicht nur verweilendes Betrachten zu beliebiger Zeit und in des Beschauers eigener Häuslichkeit, sondern es fordert den Ungeübten auch weit energischer zu stillem Sichversenken, zu bescheidenem, aber verständnisvollem Eingehen in die Absichten des Meisters auf, als viele oft restaurierte, oft schlecht beleuchtete Gemälde in Ausstellungen und Galerien voll hastender Sommerreisender und lärmender Führer. Graphik ist wie Kammermusik, nicht eigentlich für den großen Konzertsaal bestimmt und doch der tiefsten und feinsten Wirkungen fähig. Aber nicht jedem ist es vergönnt, sich eine, wenn auch noch so bescheidene, graphische Sammlung anzulegen, nicht jeder hat Gelegenheit, ein Kupferstichkabinett zu besuchen; und selbst in großen Städten, wo jetzt meist ganz vortreffliche Ausstellungen älterer Graphiker veranstaltet werden, liegen die Besuchsstunden so ungünstig, daß es selbst hochgebildeten Laien niemals in den Sinn kommt, einen guten Originalabdruck von Dürer oder Rembrandt eingehend zu betrachten. Diesen allen nun kommt die von Hermann Voß herausgegebene Sammlung „Meister der Graphik" entgegen, indem sie der größten Graphiker beste Schöpfungen in guten Nachbildungen und mit wissenschaftlich zuverlässigem Text weiteren Kreisen zugänglich macht, sei es, um das Interesse an Graphik überhaupt zu erwecken, sei es, um die Kenntnis viel genannter, aber wenig gekannter Meister zu fördern oder die durch unerschwingliche Marktpreise bedingten Lücken im Bestande kleinerer Sammlungen so gut wie möglich auszufüllen. Und so bringt denn der vorliegende Band neben einer orientierenden Einleitung des bekannten Goyaforschers Loga auf 72 Lichtdrucktafeln in Großquartformat eine vorzügliche Auswahl der besten Radierungen und Lithographien des großen Spaniers. Die Wiedergaben sind, was wichtig ist, nach den besten vorhandenen und oft überaus seltenen Originalen, wo es anging, in Originalgröße hergestellt. Gerade unsere Zeit dürfte diesem dem nach Dürer und Rembrandt vielleicht populärsten Graphiker gewidmeten Bande das regste Interesse entgegenbringen. —t.

Joh. Volkelt: Kunst und Volkserziehung. München, C. H. Beck.

Als eine Ergänzung seines „System der Ästhetik" veröffentlicht Prof. J. Volkelt einige Vorträge, die er über Kunst und Volkserziehung gehalten hat. Über dies Thema ist viel geschrieben worden, aber ich entsinne mich keines Buches, in dem das „Für" und „Wider" bei der Beurteilung ästhetischer Fragen in gleich maßvoller Weise erwogen, und, wo es sich um entschiedene Stellungnahme handelt, die Ansicht der Gegenpartei so sachlich begründet wäre, wie hier. Es ist ein Werk, das in leichtfaßlicher Sprache Klarheit verschafft über die feinen Beziehungen zwischen Kunst und

Moral und über die Bedeutung beider für den modernen Menschen.

Der erste Abschnitt behandelt das heiß umstrittene Thema „Kunst und Moral". Die Umwertung der bisherigen Lebensideale, die sich hauptsächlich unter dem Einfluß Nietzsches vollzogen hat, prägt sich in der Kunst sowohl inhaltlich in der Verherrlichung des Lebens um des Lebens willen, als auch technisch vor allem in dem Bestreben aus, sinnlich aufregend zu wirken. Während früher von der Kunst verlangt wurde, daß sie den Menschen veredeln solle — und auch heute gibt es noch viele, die das von ihr verlangen — leugnet eine große Anzahl Künstler und Kunstkritiker der Jetztzeit jeden Zusammenhang zwischen Kunst und Moral. Volkelt weist die Forderung der strengen Sittenrichter, daß die Kunst den Vorschriften eines ein für allemal feststehenden Moralkodex zu folgen habe, zurück. Ebenso energisch wendet er sich aber auch gegen die moderne Anschauung, die jeden Zusammenhang zwischen Kunst und Moral leugnet. Das Sittliche sei vielmehr als lebendiges Element der Kulturentwicklung in stetem Wandel begriffen, und die Kunst könne und dürfe sich nicht von dem übrigen geistigen Leben und Ringen der Menschheit abschließen, müsse also auch in stetem Zusammenhang mit den sittlichen Idealen ihrer Zeit bleiben. Dieser Zusammenhang ist nach Volkelt überall vorhanden, wo künstlerischer Drang schaffend einsetzt, da das rein künstlerische Schaffen sowohl wie Genießen naturgemäß auch immer von Sittlichkeit getragen sein wird. Sittlich in diesem höchsten Sinne müsse daher jede Kunst genannt werden, die, ohne an eine bestimmte sittliche Auffassung gebunden zu sein, ihren Ursprung dem Schaffen einer von sittlichem Streben beseelten Persönlichkeit verdankt. Solch ein Künstler würde naturgemäß seinen Schöpfungen einen Inhalt „von Bedeutung" zugrunde legen und nicht, wie es jetzt so vielfach geschieht, sich in der Darstellung pikanter oder verletzender Motive gefallen.

Wenn alle diese Ausführungen Volkelts überzeugend wirken, so lange es sich um grundsätzliche Fragen handelt, die verstandesmäßig erfaßt, zergliedert oder in ihrer begrifflichen Bedeutung genau umgrenzt werden sollen, so sagt er doch mancherlei, dem man nicht unbedingt zustimmen kann, wo es sich um Beispiele handelt, welche die vom Kunstwerke ausgehende Wirkung erläutern sollen. Er verlangt z. B., daß das Kunstwerk einen „bedeutungsvollen, einen charakteristisch menschlichen" Inhalt haben müsse, sieht in der Vernachlässigung der Historienmalerei in unserer Zeit den Beweis für eine gewaltige Verarmung an Geist, Gedanken und Lebensanschauung, und in Werken solch ernster Künstler wie Oskar Zwintscher eine Herabziehung der Kunst ins Unzüchtige und Schamlose. Damit läuft er Gefahr, daß seine früheren Ausführungen von vielen falsch und gar nicht in seinem Sinne ausgelegt werden könnten. Denn muß es nicht scheinen, als ob Volkert die glücklich überwundene Genre- und Historienmalerei zurückwünscht, die Zeit des Schemas und hohlen Pathos? Was in jener Zeit unkünstlerischen Angedenkens etwa an Geist und Gedanken in Werken der bildenden Kunst zutage trat, war zu neun Zehnteln nicht rein künstlerischen Ursprungs, sondern verdankte seine Entstehung literarischer oder historischer Anregung und entsprach, da es häufig pädagogischen oder patriotischen Zwecken dienen sollte, durchaus nicht der Forderung Volkelts einer „willenlosen Beschaulichkeit". Dieser kommt aber die von Volkelt gering geachtete Landschaftsmalerei in hohem Grade nach. Seit uns die Augen darüber geöffnet sind, daß der künstlerische Gehalt eines Gemäldes durch den „bedeutenden" Inhalt leicht erdrückt werden kann, erscheint es ganz verständlich, daß die modernen Maler sich wieder mehr der Landschaft zugewandt haben, die doch auch sittenbildnerisch wegen ihrer Wirkung auf unser Gemüt nicht unterschätzt werden darf. Volkelt sagt ferner: „Wenn irgendwo ein Kunstwerk sittlich beleidigt, so ist dies zugleich eine Versündigung gegen ästhetische Normen", doch muß sehr bezweifelt werden, ob sich diese Frage so einfach entscheiden läßt. Mit einem so vagen Maßstab können wir nichts anfangen.

Auch ob ein bestimmtes Kunstwerk aus „großem, ernstem Sinne" geschaffen ist, wird sich nur selten unzweifelhaft feststellen lassen. Denn so recht Volkelt mit dem Grundsatz hat, daß ein wirkliches Kunstwerk nicht in „fühl-

barem Grade" die Sucht nach Sonderbarem, Pikantem, Verblüffendem, Verletzendem ausdrücken dürfe, so hat gerade seine praktische Anwendung dazu geführt, daß manche unserer größten Künstler jahrelang verkannt und verdammt worden sind. Wir werden zum mindesten, ehe wir ein Kunstwerk aus obigen Gründen ablehnen, erst sehr sorgfältig prüfen müssen, ob der verletzende Eindruck, den wir dauernd empfinden, nicht in unserer Unfähigkeit begründet ist, fremden Anregungen zu folgen oder ungewohnte Stimmungen nachzuempfinden.

In den Abschnitten über die künstlerische Erziehung, über den Wert und auch die Gefahr der heutigen Kunst für die Volkserziehung weist Volkelt darauf hin, daß all die Leute, die heutzutage das Schlagwort der „künstlerischen Erziehung" im Munde führen, sich über seine Bedeutung gar nicht einig sind. Die größte Gefahr, die unserem Kulturleben droht, sieht Volkelt in dem Überhandnehmen der Erotik.

Volkelt ist durchaus nicht zu der Zahl jener prüden Sittenrichter zuzuzählen, die, ohne wahres Verständnis für den künstlerischen Gehalt eines Werkes, die Kunst nur als Verschönerin des Lebens gelten lassen wollen und vor der Nacktheit jeglicher Art nach dem Schutzmann rufen. So spricht er z. B. voller Bewunderung von den künstlerischen Stimmungen und bestrickend schönen „Verbindungen der Liebe mit großen Weltgefühlen", deren Künstler mit krankhaft zerfressener Seele, wie d'Annunzio oder Oskar Wilde, dennoch fähig sind.

Er kommt zu dem Ergebnis, daß die gefährlichste Seite an der gegenwärtigen erotischen Bewegung darin bestehe, daß sie das Schamgefühl als etwas Rückständiges bekämpft. An Stelle der Sittlichkeit wollen heutzutage Künstler und Dichter die „schrankenlose Hingabe an das Leben" gesetzt sehen. Dem gegenüber weist Volkelt den Selbstwert des Sittlichen, gegründet auf „Achtungs- und Pflichtgefühl", nach und sieht in der allgemeinen Anerkennung dieses Grundsatzes ein wirksames Mittel, unserer entarteten Überkultur entgegenzuarbeiten. Mag man auch den Ausführungen Volkelts nicht in allen Einzelheiten beistimmen können — vielleicht mißt er auch manchem modernen Auswuchs eine zu große Bedeutung bei —, in der Hauptsache ist sein Buch von unschätzbarem Wert: es klärt unsere Begriffe über grundlegende ästhetische Fragen und öffnet uns die Augen über die eminente Gefahr, die dem Volkswohl von seiten einer auf Abwege geratenen Kunstausübung droht. F. Moritz-Berlin

Schöne Literatur

Das Herz. Novellen von **Heinrich Mann.** Leipzig, Inselverlag.

Außer fünf wenig bedeutsamen, aber sorgfältig ausgeführten Charakterstudien enthält der vorliegende Band zwei schon früher veröffentlichte größere Stücke: „Schauspielerin" und „Gretchen". Ersteres ist eine Variation des Ute-Thema aus des Dichters „Jagd nach Liebe". Die vorzugsweise ehrgeizige Ute ist hier zur ursprünglichen echten Komödiantin geworden, gleichzeitig aber ist Leonie mehr Weib und liebt einen bis zur letzten Konsequenz gesteigerten Claude, während der frühere in dem den Modernen anscheinend schon rein technisch unentbehrlichen Dritten wiederholt wird. Und wie nun ein letzter Rest tief eingewurzelter gut bürgerlicher Erziehung die Heldin hindert, sich wie Utes Rivalin besinnungslos ihrer Leidenschaftlichkeit hinzugeben, und wie eben dadurch ihr elementares Komödiantentum bewahrt wird, das ist mit großer Feinheit dargestellt und durchgeführt, nur hätte der Schluß bei etwas breiterer Ausführung für Unkundige vielleicht an Überzeugungskraft gewonnen. In „Gretchen" ist jener letzte Rest von Bürgerlichkeit zum Element geworden, wohingegen das Romantische zu dem üblichen Backfischschwarm fürs Theater, insbesondere für den Bonvivant, zusammengeschrumpft ist. Und auch dieser letzte Rest von Romantik wird von den infolge eines höchst peinlich-komischen Erlebnisses siegreich anstürmenden Instinkten ehrenfester Philiströsität auf immer bezwungen; es triumphiert das Milieu der sächsischen Bürgerfamilie, über das sich Mann, durch die Art, wie er es sieht, gerechtfertigt, weidlich lustig macht. Wer Sinn hat für die eigentümliche vom „Professor Unrat" her bekannte „Rosserie" des Verfassers, wird dies Kabinettstückchen mit großem Behagen genießen. —a—

Offizier- und Beamtenfragen

Gewesene Leute. Ein Gönner unserer Bestrebungen, der sich die Verwertung verabschiedeter Kameraden auf kommunalen Gebieten besonders angelegen sein läßt, schlug mir kürzlich etwas folgendes vor: Ein Lehrgang würde einzurichten sein für den Beruf als Bürgermeister, Amts- und Gemeindevorsteher, als Standesbeamter, Amtsanwalt u. a.; er dürfte zerfallen in einen sechsmonatlichen Fachschulkursus mit der Gemeindesekretärprüfung als Abschluß und einer praktischen Lehrzeit bei Bürgermeisterei und Landratsamt, nach deren Beendigung ein Examen abzulegen wäre. Als Lehrer kämen hier in Frage: Bürgermeister a. D. mit Lehrbefähigung, Amtsanwälte, Hoch- und Tiefbautechniker, angesehene Handwerksmeister zur Behandlung von Mittelstandsfragen. Neben Einführung in die Verwaltungsgesetzgebung und Bearbeitung von Beispielen aus den verschiedenen Zweigen könnten Stadtverordnetensitzungen mit verteilten Rollen und Diskussionen über Vorlagen im Rahmen städtischer Politik dem der Institution aufzuprägenden, vorwiegend praktischen Charakter Rechnung tragen. Die vor einem Staatskommissar abzulegende Prüfung hätte nicht so sehr auf Paragraphenkenntnis wie auf Übersicht der einschlägigen Gesetze, rasche Orientierung, Kenntnis des Staatswesens und Urteilsfähigkeit in kommunal-politischen Dingen Wert zu legen; das Bürgerliche Gesetzbuch, insoweit seine Kenntnis zur Verwaltung städtischen Vermögens oder sachgemäßer Auskunft in nicht zu verwickelten Fragen in Betracht kommt, wird einzubegreifen sein. Für die Qualifikation des Prüflings wird man auf ein kompetentes Urteil über seine allgemeinen praktischen Anlagen und seine im Verkehr mit dem Publikum betätigten Eigenschaften nicht verzichten können. — —

Neben der Städtischen Handelshochschule in Köln bietet sich dem betätigungsfreudigen Offizier a. D. nun auch an der Akademie für kommunale Verwaltung zu Düsseldorf Gelegenheit zu umfassender Vorbereitung für diesen Beruf; er begibt sich aber außerdem damit auf den Boden des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, wo Fühlung zu nehmen, Beziehungen anzuknüpfen und auszugestalten ihm bei späterer Stellenbewerbung von vielseitigem Vorteil sein kann. Diesem Fingerzeig möge eine Warnung unmittelbar gegenübergestellt werden.

Im Berliner Tageblatt vom 17. Juli d. J. betitelt sich ein Aufsatz von H. M. „Betrogene Erfinder", der die fast täglich im Inseratenteil unserer gelesensten Blätter erscheinenden Aufforderungen zu rasch entschlossener Beteiligung mit wenigen Tausend Mark an einer glänzenden Erfindung zwecks Erzielung schwindelnd hoher Einkünfte gebührend beleuchtet.

Hand aufs Herz! Wer von „uns armen Kerls" ist nicht schon einer solchen Versuchung erlegen und hat Federn gelassen. Ist er mit blauem Auge davongekommen, so verdankt er es meist einem unverdienten Glückszwischenfall. Hier liegt ein Schulbeispiel vor, wo die geplante Rechtsauskunftsstelle segensreich wirken kann. Und ist die Organisation erst geschaffen mit ihrem umfassenderen Wirkungskreis, so werden die Lokal- oder Provinzial- (Landes-) Komitees, in denen die Bewegung sich zuerst konsolidieren muß, auch Mittel und Wege finden, für Hörer aus ihren Reihen an den verschiedenen Bildungsanstalten Erleichterungen und Vergünstigungen herauszudrücken.

Major a. D. v. Brixen-Düsseldorf

Geschichte

Geschichtsklitterungen. Gleich im Vorwort des starken Bandes, womit **Oskar Klein-Hattingen** („Die Geschichte des deutschen Liberalismus." Erster Band. Bis 1871. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe) den ersten Teil eines Hausbuches für alle bieten will, die staatsbürgerliche Bildung suchen, findet sich die inhaltlich anziehende Bemerkung, die Geschichte des Liberalismus sei wesentlich eine Geschichte der Mitwirkung der Liberalen bei der Gesetzgebung. So kann es geschehen, daß Goethe, als an ihn die Reihe kommt, mit vierzehn Zeilen als Nichtpolitiker abgetan wird, zwei Seiten hernach aber das Ergebnis der liberalen Vorzeitbetrachtung in dem Sinne gezogen wird, daß damals der Individualismus und sein Recht die Geister bewegte. Man braucht nicht Goethomane zu sein, um das Verdienst des Mannes gerade nach dieser

Richtung dann sehr sachwidrig unterdrückt zu erblicken. Noch merkwürdiger ist der Widerspruch, der darin liegt, daß Goethes „Kraftlosigkeit" gegenüber Napoleon getadelt, hierauf aber der Kaiser als unvorsätzlicher Wegbahner des deutschen Liberalismus anerkannt wird. Die napoleonischen Einrichtungen sind in diesem Punkte vorsätzlich genug, wofür allein die Geschichte der preußischen Stadtgemeinden schon zeugen kann, und es besteht in manchen (sogar liberalen) Kreisen der Glaube, Goethe sei fähig gewesen, das einzusehen. Zur Würdigung solcher Unebenheiten muß zugestanden werden, daß Klein-Hattingens Darbietung nicht von dem Ehrgeiz getragen ist, als Gefüge gelten zu wollen. Sie will volkstümlich sein, und wohl nicht einmal im feineren Verständnis. Das entschuldigt jedoch weder grobe Schiefheiten noch sonstige Mißgriffe, die durch ihr regelmäßiges Wiedererscheinen den Gedanken festigen, hier habe große Armut gewaltet, und zwar eine von der besonders traurigen Art, die hilflos an ihren Quellen hängt und daher unverarbeitetes Material aufreiht, sich mit dem Gegenstande also gar nicht einheitlich befaßt hat. Sonst würde der Autor bemerkt haben, daß die Ideen und Ziele des deutschen Liberalismus vor 1866 ohne ihre ausländische Herleitung unverständlich bleiben müssen, und diese Eigenschaft verleiht ihnen Klein-Hattingen denn auch wirklich durch seine Kunst. Selbst nimmt er das Wort gewöhnlich nur in Form von Nachsätzen mit einiger Neigung zum Anakoluth. Bei Hoverbecks Lebensabriß lautet diese Stelle: „Im ganzen: als Politiker, wie überhaupt, ein ganzer Mann, ein Charakter, ein allerbester Volksmann!" — „Was sagen von dem Schmerz und der Entrüstung...?" oder, mit Anklang ans Pastorale: „In der Revolutionszeit — was war es da um Kampf und Erfolg der Liberalen?" Übrigens hätte eine Bekanntschaft mit dem Werke von Veit Valentin „Frankfurt am Main und die Revolution von 1848/49" sicher reinigend auf die dumpfen Vorstellungen von diesem Zeitabschnitt gewirkt, denen man hier begegnet. Seit 1861 überwuchern getreu der Bemerkung im Vorwort die Bruchstücke aus Parlamentsverhandlungen, und zuletzt folgt eine vermeintliche Zusammenfassung, die allerdings den Inhalt irgendeines Werkes im Auge zu haben scheint, nur nicht den des Klein-Hattingenschen Flickwerks, das „seine Entstehung der Anregung durch Friedrich Naumann verdankt".

Mit aufrichtigem Bedauern erfüllt die gesinnungstüchtige Mühsal des Buches von Dr. **Paul Michaelis** „Von Bismarck bis Bethmann. Die Politik und Kultur Großpreußens." (Berlin, Schuster u. Löffler.) Hier hat ein Berliner Radikalliberaler, der das zweifelhafte Glück genießt, den politischen Tagesereignissen von Berufs wegen das Mäntelchen der Tendenz umhängen zu müssen, der Welt zeigen wollen, daß er auch auf der „hohen Warte" zu Hause und imstande sei, mit Adlerblick den großen Zusammenhang der Dinge zu erfassen. Es wäre unbillig und unfreundlich gewesen, wenn jemand anders vom Verfasser das verlangt hätte, was er sich selber hier zumutet. Man bleibt niemals über dem Stoffe, solange die Umstände nicht erlauben, eigene Sehfehler aus früheren Momenten wirklich und offenherzig zu verbessern, die Brille aber abzulegen, unter deren Einfluß falsche Brechungen erzielt werden und erzielt werden sollen. Die Politik und Kultur „Großpreußens" — mit dem Begriffe des Deutschen Reichs stellt sich Dr. Michaelis nur auf kühlen Grüßfuß — wird ganz mechanisch nach dem Zwar-Aber-System kritisiert; sobald das Aber nicht genug Gewicht zeigt, schüttet der Autor so viel freiheitliche Forderungen aus dem Vorrat des Unerfüllten oder Unerfüllbaren hinzu, daß die Wagschale sich wohl oder übel nach seinen Wünschen neigen muß. Wenn freilich erst einmal untersucht worden wäre, was es mit dem Freiheitsideal unserer größeren Parteiströmungen jeweils auf sich hat, dann hätte der Leser immerhin em Stück festen Bodens vorgefunden, und anderseits würden zahlreiche Ausführungen nicht möglich gewesen sein. Gewiß ist zu beklagen, daß in Preußen nicht überall die sachlich empfehlenswerte Grenzlinie zwischen Allgemeininteresse und gewohnter oder bequemer Handhabungsmanier dem staatlichen wie dem sozialen Leben gegenüber innegehalten wird. Bedenklicher ist noch, daß bei der Verteidigung viel angegriffener, zuweilen wirklich schwacher Punkte nicht ganz selten die Dialektik verflossener Zeiten für genügend erachtet wurde. Aber im politischen Kampfe werden solche Fehler auch stets von einem Gegner, mit dem zu rechnen ist, praktisch wahr-

genommen. Es würde ein schlimmes Symptom für den deutschen Linksliberalismus bedeuten, wenn die Langatmigkeiten dieses nervösen Buches ohne innere Gestalt auch nur von weitem den Ideen entsprächen, die seine Vertreter beseelten. Überall fehlt es an Freiheit, aber das Volk — es ist hier das „gute, tugendhafte Volk" gemeint — weiß, wie sie zu erringen und für ewige Zeiten rein zu erhalten ist. Man darf sich auf dem Wege dahin nur nicht etwa einfallen lassen, am Wesen und Wollen der „nützlichen" Sozialdemokratie Anstoß zu nehmen. Ihr „Terrorismus" ist nach Michaelis nicht viel mehr als eine Erfindung der Reaktionäre. „Hat sich das deutsche Volk erst einmal seine Freiheit vom Absolutismus und Bureaukratismus erkämpft, dann wird es sich auch schon künftige Freiheitsbeschränkungen vom Leibe zu halten wissen." Damit Punktum! Nirgends gelangt der Verfasser über diese leere Verheißung hinaus, die ihn gleichzeitig gegen jede realkritische Bewertung der tatsächlich herrschenden Zustände verblendet. Er wollte es anders haben. — Dem Grade von Gedankentiefe, womit sich Michaelis zufrieden gab, gesellt sich passend eine Diktion bei, die gerade vor denjenigen Schwierigkeiten nicht zurückschreckt, deren Überwindung ihr bisher mißlang. Vielleicht kommen nicht alle diese unterhaltenden Stilblüten auf des Verfassers alleinige Rechnung. Die Einheit seines Buches beruht ersichtlich hier und da auch auf technischen Bindemitteln.

Da ein halber Trost besser ist als gar keiner, so kann angesichts dieser beiden Veröffentlichungen wieder einmal hervorgehoben werden, daß sie ein im Grunde noch nicht befriedigend gelöstes Problem berührten. In keinem abendländischen Kulturstaate ist bisher eine liberale Partei aufgetreten, die im Verlauf ihres politischen Wirkens nicht eine Reihe von ganz kräftigen Sünden gegen den Geist des Liberalismus selbst begangen hätte. Oft ließ es sich gar nicht vermeiden, wie denn auch die Konservativen aller Länder häufig genug durchaus liberale Maßnahmen und Gesetze teils bewußt, teils widerwillig vertreten haben. Der Widerschein von solchen Vorgängen hat die Parteiprogramme beeinflußt. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem abgewandelten Verhältnis der späteren christlichen Kirchen zur Lehre des Neuen Testaments liegt vor, nur daß die liberale Urkunde nicht mehr besteht, seit J. J. Rousseaus Schriften die kanonische Geltung entzogen worden ist. Manchmal möchte man die Skala von Enttäuschungen, die auch die politisch siegreichen Liberalen jedesmal betroffen hat, auf eine ungenügend ausgebildete Pflichtenlehre des Liberalismus zurückführen. Er scheint das Pflichtgefühl beim Gegner allzu scharf, das eigene mit sehr weitgehender Duldsamkeit abzumessen: bei Parteiabstimmungen und dergleichen nicht, wohl aber bei individueller Betätigung der geforderten Weltanschauung. C. U.

Tagesfragen

Gulliver am Oeresund. Mit unserer nächsten Nachbarnation gegen Mitternacht werden die meisten deutschen Besucher Kopenhagens und seines umliegenden Gebietanhangs nicht so recht fertig. Auf den frostigen ersten Empfang, sei es durch einen dänischen Hoteldiener oder durch Leute von Honoratiorenrang, wird man nachgerade schon daheim vorbereitet. Es bestätigt sich auch meist, daß die Bewohner von „Gamle Danmark" wärmer würden, sowie sie erst über unseren persönlichen Gesittungsgrad beruhigt seien. Das kann als ein feiner Zug gelten, und sobald man den angenehm gedämpften Puls des öffentlichen Verkehrs mitfühlen, die gemäßigte Demokratie der uns nächstliegenden Einrichtungen mit ihrem Stich ins Gemeinnützige schätzen gelernt hat, geraten sanguinisch veranlagte Naturen leicht in einen gewissen Enthusiasmus hinein. Die neuartige, gute und reichliche Verpflegung, die sorgsame Zurückhaltung auch der unteren Klassen bei allem, was nach Erwerbsgier aussehen könnte, Idyllen der Landschaft und der Bewohner bewirken, daß der harmlose Pilger entzückt und voll Bedauern über das frühe Ende aller schönen Dinge nach Hause dampft. Er gehört der Mehrheit an. Eine achtsamer veranlagte Minderheit hingegen hat unfreundliche Blicke, ohne Anlaß dazu, aufgefangen und vermerkt, dem Inhalt gewisser Konversationen dieser fremden Zunge divinatorisch mißtraut; sie entdeckte, daß die dänische Gelassenheit nie zur Freundlichkeit oder gar zu freiwilligem Entgegenkommen ausartet. Vielmehr stecke etwas dahinter, was man in Deutschland

Inkulanz nennen würde. Auf den Passagierdampfern mit Danebrogflagge bekommt so leicht kein Deutscher eine Kabine, ehe nicht der letzte landsmännische Anspruch erfüllt ist, und die ländlichen Verpflegungshäuser schränken zwar nicht den Preis, wohl aber die Leistungen unbefangen ein, wenn nur noch Deutsche zu befriedigen sind. Das Wiedererscheinen dänischer Gäste bewirkt dann prompt eine vorteilhafte Umwälzung, und es freut den wundermilden Besitzer obenein, wenn naive Klagen, die zu den Ohren der Ankömmlinge dringen, seinen Ruf als Patrioten bekräftigen.

Doch gibt es noch einen Chorus der Billigdenkenden. Sie meinen, all dergleichen sei Gefühlssymptom, und zwar eins mit tragischer Note: Furcht und Abscheu. Der Abscheu datiere von Düppel und Alsen, die Furcht betreffe die Zukunft. Deutschland habe so viele Schiffe, Menschen, und weite Taschen überdies. Allein die Einwendung ist an sich ungenügend. Schon der alte Ernst Moritz Arndt hat den dänischen Charakter im Verkehr mit uns auf die heut noch zutreffende Weise skizziert.

Jonathan Swift schickte seinen Gulliver nicht nur nach Lilliput, sondern auch zu den Riesen. Sie waren gutmütiger als sie aussahen, aber es fiel dem Helden schwer, das immer vorweg anzunehmen. Ein solcher Gulliver unter den europäischen Nationen wohnt am Oeresund, ist alt dabei geworden, hat sich mit vielen verständigen Dingen verständig beschäftigt, Haus, Hof, Garten trefflich gepflegt und sogar gelernt, in perspektivischer Entfernung lebende Völker dreist zu betrachten. Nur die Riesen nahebei, die machen ihn heimlich in seinen ewigen Kinderschuhen erzittern. Er lehrt seine Sprossen, und diese lehren die Enkel, daß Giganten ein Exzeß der Natur und bestimmt wären, eines Tages den Hals gerade vor Gullivers Tür zu brechen. Bis dahin jedoch dürfe man sie nicht geradehin reizen, sondern nur bei ihrer Dummheit fassen, wo es irgend geschehen könne. Jahrzehnte hindurch gab es sogar eine Gulliverpolitik am Oeresund, bestimmt, die Riesen gegeneinander in Harnisch zu treiben. Das hat aufgehört, aber national ist die Erinnerung daran geblieben, und aus den dänischen Schulen sind, seit einem Jahrzehnt etwa, deutscher Schriftduktus und deutscher Sprachunterricht verbannt worden.

Jeder hat in seinem Hause das Recht, zu tun, was ihm gefällt und gut scheint. Er kann alle Türen und Fenster schließen, sich dann vor den Spiegel stellen und sagen, er wäre jetzt der riesigste Riese zwischen beiden Brandmauern. Aber die Erziehung zu künstlichem Hochmut und zur praktischen Betätigung zweckloser Unfreundlichkeiten macht erst recht klein, und, was noch hinderlicher werden kann, es vereitelt Sympathien, für die sonst der Boden da sein würde. Was die dänische Presse über die deutschen Besucher für Betrachtungen anzustellen liebt, ist mehr und mehr aufgefallen. Wir aber haben es fertig gebracht, vor nicht langer Zeit die Sommerwirte und ihren Anhang in einem deutschen Mittelgebirge nachhaltig zu bekehren. Seitdem herrscht dort wirkliche Kulanz. Es wäre doppelt empfehlenswert, wenn im kommenden Sommer die „Wurstdeutschen" auch einmal das Land, wo sie so heißen, überschlügen und den Erfolg anderwärts abwarteten.

D. O.

Veruntreuungen. Was noch zu Menschengedenken Aufregung erweckte und das ganze Land beschäftigte, geht heut als Tagesbegebnis, dem morgen ein gleiches folgen wird, ohne tiefere Spur vorüber. Als vor dreißig Jahren ein gewisser Jander mehrere Hunderttausende — oder waren es nicht einmal so viele — unterschlagen hatte und geflohen war, folgte man der langwierigen Suche mit höchster Spannung, und halb Berlin war dann bei seiner Einbringung um den Stettiner Bahnhof versammelt. Jung und Alt sang den Gassenhauer mit, der dieses Exemplum behandelte. Wenige Jahre darauf stand der Kassierer eines großen Leipziger Hauses vor Gericht und wollte, im Zorn über die mangelnde Geneigtheit der Richter für mildernde Umstände, dann geltend machen, daß alle seine Vorgänger auf dem Posten nicht treuer gewesen seien als er, der Pechvogel. Aber nun seien sie angesehene Männer . . .; die Entrüstung des Gerichtshofes schnitt dem Angeklagten das Wort ab. Heute würde zwar das Tribunal ebensowenig auf dieses naheliegende Manöver eingehen, aber man ist nach anderer Richtung schärfer

geworden. Besonders sorgsam wird geprüft, ob etwa das Gehalt eines Defraudanten nicht in zu großem Mißverhältnis mit der Verantwortung gestanden habe, die ihm auferlegt war, ob ihm ehrlicher Nebenerwerb unmöglich oder untersagt gewesen ist. Eine Firma der „leichten Industrie" entließ einmal einen ihrer „jungen Leute" niedriger Gehaltsstufe aus keinem anderen Grunde als dem, daß den Chefs zu Ohren kam, der Betreffende spiele nachts als Geiger in einer Restaurantskapelle mit. Das war auf Grund der guten Standessitte eine ebenso unanfechtbare Maßnahme wie die einseitige Normierung des Gehalts nach der Regel: „Wir können ganz andere Kräfte in Auswahl haben sowohl für das, was Sie jetzt erhalten, wie für das, was Sie angeblich zum Leben brauchen." Der moderne Kriminalist aber entzieht sich solchen für die Entwicklung von Veruntreuungsfällen wichtigen Feststellungen nicht mehr nach den alten formalistischen Gewohnheiten, auch wenn der Geschädigte darüber empfindlich wird und glaubt, nun suche man gar die letzte Schuld bei ihm selber.

Wir haben neuerdings schon Massenverhaftungen wegen Untreue erlebt. Und wir stehen am Beginn einer Teuerungsperiode, die voraussichtlich alles hinter sich lassen wird, was bisher an Preissteigerungen durchgemacht worden ist. Da wird die Konstatierung, daß Gestrauchelte nach irgendeiner Richtung leichtsinnig waren, über ihr Vermögen wirtschafteten, rechnerisch noch leichter werden, dafür aber durchschnittlich auf immer erheblichere kausale Bedenken stoßen. Allzuoft ist schon jetzt der erwiesene Leichtsinn, d. h. die Kette fortgesetzter Unregelmäßigkeiten ohne jeweils neue Einzelmotive bis zur Entdeckung, zuletzt doch nur ein circulus vitiosus, auf dessen Ursprung es ankommt. Das Übrige sind Konsequenzen. Allein weit seltener als gerechte Urteilsergründungen ist heut eine verständnisvolle Berichterstattung über den Gesamtcharakter solcher Prozesse, über die Psychologie des Falles geworden. Eindringliche volkswirtschaftliche Lehren reisen tagein, tagaus in unseren Gerichtssälen; sie sollten uns nicht vorenthalten werden und, wo der Journalist aus verständlichen oder aus anderen Gründen versagt, wäre es eine Aufgabe für die so schreibfreudigen jüngeren Juristen, in kürzeren Zeiträumen das erforderliche Fazit zu ziehen und es der öffentlichen Diskussion zu unterbreiten.

Dann wird sich unser Empfinden verfeinern und die allgemeine Wohlfahrt einen beträchtlichen Fortschritt machen. Man dürfte gleichsam von selbst einen Blick für den tiefen Unterschied zwischen reinen und darum schwerwiegenden Leichtsinnsfällen und den Veruntreuungen tragischer Natur bekommen. Die große Zahl der letzteren gediehe zur Erkenntnis. Der Erfolg würde nicht in einem neuen Griff auf die Klinke der Gesetzgebung, sondern in der notwendigen Schärfung des öffentlichen Gewissens bestehen. Ausgenutzte Menschen, die auf die schiefe Bahn geraten, verlieren zuletzt als Massenerscheinung das Stigma. Die Möglichkeit einer Abhilfe liegt heute in der allernächsten Forderung, daß die für sich Erwerbenden ihre brauchbaren Mitarbeiter nicht im bisherigen Maße als Marktgut einschätzen. Sie werden dabei ganz anders gewinnen.

B. M.

Reichsspiegel

(Vom 11. bis 17. September)

Innere Politik

Die Sozialdemokraten in Jena — Rede Bebels zur Marokkofrage — Die Macht der Sozialdemokratie — Die Linksliberalen — Kiew nnd Wien — Beeinflussung der Presse

Während die Diplomaten noch um Einzelheiten des neuen deutsch-französischen Marokkovertrages handeln, während sich das Gespenst eines Weltkrieges immer weiter von den friedlichen Stätten deutscher Arbeit zurückzieht, fallen schon hier und da neue, lange Schlagschatten auf die politische Bühne und künden das Nahen kommender Ereignisse. Der Sozialdemokratische Parteitag, der vom 10. bis zum 16. d. M. in Jena tagte, darf wohl mit Recht als die Einleitung des strategischen Aufmarsches bezeichnet werden, den die Parteien für die bevorstehende Wahlkampagne in heimlicher Arbeit vorbereitet haben.

Wie kaum anders zu erwarten, bildet der Marokkohandel auch für die deutsche Sozialdemokratie einen günstigen Ausgangspunkt für die Wahlagitation. Die große Rede Bebels zur Marokkofrage hat bei Freund und Feind berechtigtes Aufsehen erregt. Sie war im Hinblick auf die allgemeine innerpolitische Lage ein Meisterstück der Taktik. Durch die düstere Schilderung des Wesens des Imperialismus und durch die mit grellen Farben gemalten Schlachtenbilder nahm er die Aufmerksamkeit auch seiner radikalen Genossen so sehr in Anspruch, daß die Abschüttelung der unentwegten Revolutionäre Rosa Luxemburg und Ledebour keine laute Abwehr im radikalen Lager hervorrief. Damit erreichte Bebel zweierlei. Auf der einen Seite verhinderte er den lauten Protest der Radikalen, die die Rede hörten, und auf der anderen erzeugt er beim Publikum draußen, das die Rede nur liest, die Anschauung, als habe er, ohne den Protest der Versammlung zu erregen, die Radikalen tatsächlich abgeschüttelt. Wir greifen wohl nicht fehl, wenn wir dies Ergebnis als besonders auf die Linksliberalen zugeschnitten auffassen. Die Mitglieder der bürgerlichen Parteien hören bis auf wenige Journalisten die Rede nicht, sondern lesen sie, und zwar nicht im Vorwärts, sondern im Auszuge des Berliner Tageblatts.

Auch das große Heer der Arbeiter wird aus der Rede das herauslesen, was man bei den Linksliberalen so gern in ihr findet: die Abwehr des grundsätzlichen Revolutionarismus, die Abwehr des Massenstreiks im Kriegsfalle und die Abwehr des Versuchs, bei einer Kriegserklärung die Reservisten zum Landesverrat aufzufordern. Bebel hat mit dem Teil der Rede, der sich speziell mit dem Massenstreik beschäftigt, gewiß nicht national gesprochen. Diesen „Vorwurf" könnte man gegen ihn nicht erheben; aber er hat es doch für angebracht gehalten, der Stimmung innerhalb der deutschen Arbeiterschaft Rechnung zu tragen und damit auch den Auffassungen derjenigen bürgerlichen Politiker und Schriftsteller Recht gegeben, die behaupten, die Sozialdemokratie verliere bei der überwältigenden Mehrheit der deutschen Arbeiter an Einfluß, sobald wirklich ernste nationale Fragen an sie herantreten. Dasselbe gilt auch von Fragen der Weltanschauung, die bei den breiten Massen in instinktivem Religionsbedürfnis zum Ausdruck kommt. Auch auf diesen Punkt hat Bebel Rücksicht genommen.

Die Macht der Sozialdemokratie liegt sowohl in ihrem Wirtschaftsprogramm wie auch in den zweifellosen Verdiensten, die sich die sozialdemokratischen Organisationen um die Hebung des Wohlstandes bei den breiten Volksschichten erworben haben. Freilich konnte die Partei diese Verdienste nur einheimsen, weil gleichlaufend mit dem Aufstieg des Bedürfnisses sich auch das Verständnis dafür bei der Krone entwickelte. Die Verdienste der Krone um die Hebung der Masse, die Verdienste auch der Unternehmer um die Besserstellung der Arbeiter und damit der bürgerlichen Parteien werden selbstverständlich in der sozialdemokratischen Parteiagitation nach Möglichkeit vergessen gemacht, und so hat nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch ein recht großer Teil der Gebildeten die Auffassung, als verdankten wir unsere soziale Gesetzgebung, unsere sozialen Einrichtungen in den Städten bei den großen Fabriken ausschließlich der Arbeit der Sozialdemokratie.

Die bürgerlichen Parteien sind der mit dieser Auffassung betriebenen Agitation nur mit sehr schwachen Mitteln, zum Teil auch mit ungeeigneten Mitteln, entgegengetreten. Vielfach ist man ohne eine genaue Kenntnis der historischen Entwicklung der sozialdemokratischen Partei vorgegangen, und es wurden Dinge bekämpft, für die tatsächlich in der sozialdemokratischen Partei Deutschlands überhaupt kein Boden vorhanden war. Bei dem überall und im allgemeinen erstarkenden nationalen Bewußtsein glaubte man den auf wirtschaftlichen Voraussetzungen ruhenden Kämpfen durch starke Anwendung der nationalen Phrase entgegentreten zu können. Der Erfolg war gleich Null. Als dann aber wirklich eine große nationale Frage auftauchte und Fürst Bülow im Jahre 1907 die Parole gegen das Zentrum ausgab, verlor die rote Partei eine ganze Reihe von Sitzen.

Die Erfahrung von 1907 wird wohl auch nicht ohne Einfluß gewesen sein für die Haltung des Parteivorstandes in Jena und für die Taktik, die Bebel in seiner Rede zu den bevorstehenden Wahlen anwandte. So gelang es ihm,

der Stimmung in weiten bürgerlichen Parteien Rechnung zu tragen und trotzdem den starken Applaus des Parteitages für sich zu haben. Die praktische Bedeutung der wirtschaftlichen und politischen Resolution, die das eigentliche Banner für den Wahlkampf darstellt, wird um so größer sein, je mehr wunde Punkte sie berührt und je breiter die Operationsbasis sein wird, die Bebel und David, der Diplomat der Partei, anlegen werden.

Mit Rücksicht auf die Erfahrungen, die die Linksliberalen mit der Bülowschen Blockpolitik gemacht haben, ist man in ihren Kreisen nur zu sehr geneigt, den sozialdemokratischen Lockungen entgegenzukommen. Seit Wochen sind bereits ernsthafte Unterhandlungen im Gange, die eine Verständigung zwischen den Liberalen und der Sozialdemokratie zum Ziele haben. Das Bündnis der linken Parteien richtet sich in erster Linie gegen die Macht des Zentrums und kann infolgedessen auch bei den Kreisen Anerkennung finden, die, ohne sich zu den Liberalen zu rechnen, im Zentrum die größere Gefahr für Deutschland sehen. Immerhin ist es ein gewagtes Mittel, den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen. Trotz des letzten Parteitages haben wir noch keine Garantie in der Hand dafür, daß die Sozialdemokratie befähigt sein wird, von der reinen Klassenkampfpolitik abzulassen, und wir würden kein Glück darin sehen, aus der Herrschaft der „Junker" und „Industriebarone" unter die des „Proletariats" zu kommen. Trotz mancher berechtigten Klage und vor allen Dingen trotz des vollständigen Versagens des konservativen Großgrundbesitzes bei der letzten Reichsfinanzreform sieht Deutschland auf eine Epoche steigender wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung zurück, an der, wenn auch vielfach widerstrebend, der preußische Junker sowohl als Unternehmer wie als Beamter einen nicht zu unterschätzenden Anteil hat. Könnte heute die Sozialdemokratie die Garantie dafür geben, daß sie lediglich eine Reformpartei, nicht aber eine Umsturzpartei sei, dann könnte man angesichts der agrarisch-ultramontanen Koalition eine Annäherung zwischen den Liberalen und Sozialdemokraten unter Umständen als einen Fortschritt begrüßen. Der Jenenser Parteitag hat uns indessen trotz seines ruhigen Verlaufs nicht davon überzeugen können, daß die sozialdemokratische Partei keine revolutionäre Partei ist.

Der Jenenser Parteitag hat einen eigenartigen Abschluß erhalten durch die Worte, die der Vorwärts dem Attentat auf den russischen Ministerpräsidenten zu Kijew widmete. In ihnen kommt der ganze Haß zum Ausdruck, mit dem die Sozialdemokratie die herrschende Gesellschaftsordnung bekämpft. Solange dieser Haß noch so furchtbare Züge annehmen kann, sind wir genötigt, die Partei mit allen Mitteln, die politische Klugheit gewährt, zu bekämpfen und ihre zeitweiligen Anwandlungen von Loyalität mit dem größten Mißtrauen aufzunehmen.

Während die obigen Zeilen schon im Satz waren, trafen die Berliner Montagsblätter mit den ersten Nachrichten aus Wien ein. Dort haben — auch eine Illustration zum Jenenser Parteitage — von Sozialdemokraten

organisierte Kundgebungen wegen der Fleisch- und Wohnungsnot stattgefunden, die einen durchaus revolutionären Charakter annahmen. Die entsprechenden Verhältnisse, die als Vorwand dienen mußten, liegen in Österreich allerdings viel ungünstiger als bei uns in Deutschland. Die soziale Gesetzgebung hat bei weitem nicht die praktischen Ergebnisse zu verzeichnen wie die deutsche, und die Ausbeutung der kleinen Mieter durch die Hausbesitzer hat besonders in Wien einen Grad erreicht, der bei uns längst schon unmöglich geworden. Hierzu tritt noch die Schwäche der Staatsgewalt, die durch den häufigen Wechsel der verantwortlichen Minister in dem parlamentarisch regierten Staatswesen bedingt ist. Obwohl diesen Verhältnissen bei Beurteilung der Lage Rechnung getragen werden muß, bleibt von den Vorgängen in den Straßen Wiens noch genug übrig, was ausschließlich auf das Schuldkonto der revolutionären Sozialdemokratie zu setzen ist. Dazu gehört vor allen Dingen das Lösen eines Böllerschusses, wie schon jetzt entschuldigend bemerkt wird, „um ein Signal zu geben". Die Organisatoren von Straßendemonstrationen kennen die Psyche der Masse viel zu genau, als daß sie nicht hätten voraussehen müssen, welche Folgen der Schuß haben mußte. In panischen Schrecken versetzt gingen die Massen stellenweise zum Angriff auf öffentliche Gebäude über.

Die Vorgänge in Kijew und in Wien können natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die Wahlkämpfe in Deutschland bleiben. Sie werden auf beiden Seiten ausgenutzt werden, um die Gegensätze in der Nation noch weiter zu vertiefen. Immerhin sollten die rechtsstehenden Parteien jene beklagenswerten Erscheinungen nicht dazu ausbeuten, um nun die vielfach vorhandenen Ansätze zu sozialem Ausgleich in der Entwicklung zu hemmen. — — —

Zu meinem lebhaften Bedauern werde ich gezwungen, meine Mitteilungen über eine Mannesmannpresse in Heft 36 zu ergänzen. Meine als Warnung gedachten Ausführungen haben nur teilweise die gewünschte Wirkung gehabt, daneben aber eine Flut von Beleidigungen und sogar eine Denunziation beim Offizier-Ehrenrate durch die Presse entfesselt. Meine gewiß ruhige Erklärung in Heft 37 wird mir als „Kneiferei" ausgelegt. Die drei angegriffenen Blätter protestieren wiederholt gegen Behauptungen, die ich nicht aufgestellt habe. Was beabsichtigen sie damit? was wünschen sie zu verschleiern? Dem Chor der Gereizten gesellt sich nun die Deutsche Zeitung zu, die sich scheinbar auch getroffen fühlt, wenngleich ich sie bisher nicht erwähnte. Sie schreibt: „Für die Offiziösen der Grenzboten gibt es kein ernsthaftes, nationales Interesse und darum geben sie sich den Anschein, es auch nicht bei anderen zu begreifen." Die Entscheidung darüber, ob die Grenzboten auch unter meiner Leitung ernsthafte nationale Interessen verteidigt haben, überlasse ich meinen Lesern. Daß aber die Unterstützung der Gebrüder Mannesmann in Marokko in dem Maße eine nationale Angelegenheit sei, um ihretwegen einen Völkerkrieg zu rechtfertigen, das bestreite ich! Ich habe die sachliche Stellung der Grenzboten in der Marokkofrage bereits früher eingehend begründet und

kann infolgedessen darauf verzichten, meinen Standpunkt noch einmal darzulegen.

Dagegen möchte ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die Beeinflussung eines Teiles unserer Presse durch wirtschaftliche Interessenten, insonderheit durch Kolonialinteressenten, in einer Form auftritt, die der in Frankreich üblich gewordenen nicht unähnlich sieht. „. . . Die Gebrüder Mannesmann, so schreibt die Allgemeine Zeitung in Chemnitz, haben seinerzeit die Deutsche Presse geradezu mit Publikationen überschüttet. . . . Fast kein Tag verging eine Zeitlang, ohne daß unsere Schriftleitung kurze Notizen, lange Artikel oder gar umfangreiche Druckschriften empfing, um für die Mannesmann-Sache Stimmung zu machen. Da eine Kontrolle dieser Verhältnisse so überaus schwer war und der Allgemeinen Zeitung die Verantwortung zu groß schien, für eine — doch immerhin zunächst private — Sache einzutreten, für die so merkwürdig viel Geld durch Drucklegung und Versendung dieser Notizen und Artikel aufgewendet wurde, vermieden wir größtenteils die Aufnahme." Neben solcher mehr auf die kleinere Presse zugeschnittene Materiallieferung besteht in den Hauptstädten eine persönliche Beeinflussung durch mehr oder minder vertrauliche Besprechungen, bei denen „ausgezeichnete Kenner der Verhältnisse" in erster Linie zu Worte kommen, Kenner, die sich bei näherem Zusehen zum mindesten als Freunde der Interessenten entpuppen.

Wenn ich auf diese Verhältnisse hinweise, so will ich damit durchaus nicht sagen, daß Redakteure sich bei wirtschaftlichen Interessenten nicht über Einzelheiten unterrichten sollen. Im Gegenteil, es wäre sehr zu wünschen, wenn alle Redaktionen von dem ihnen gern eingeräumten Recht, Auskunft einzuziehen, möglichst ausgiebigen Gebrauch machen wollten. Freilich müssen dann die gewordenen Mitteilungen auch mit dem Vermerk ihrer Herkunft versehen sein, wie es bei der großen Handelspresse geschieht. Wogegen aber unbedingt Einspruch erhoben werden muß, das ist die Verbreitung von Auffassungen unter dem Deckmantel einer nationalen Frage, die in erster Linie einem wirtschaftlichen Unternehmer zugute kommen sollen. Denn gerade hierdurch wird der Leser, der glaubt von einer sich national und unparteiisch nennenden Zeitung objektiv unterrichtet zu werden, irregeführt. G. Cl.

Bank und Geld

Beruhigte Auffassung an der Börse — Kursaufschwung oder Rückgang? — Die allgemeine Wirtschaftslage — Der Geldmarkt und die ausländischen Guthaben — Tendenziöse Gerüchte — Deutsche Geldflüssigkeit und französische Geldklemme

Die Börse hat sich wiedergefunden. Der panische Schrecken ist verflogen, und das Gespenst, vor dem gestern alle Welt zitterte, wird heute im hellen Tageslicht lächelnder Miene erkannt als das was es war: eine Ausgeburt überhitzter Phantasie und kopfloser Bangigkeit. So vollständig ist der Umschwung in der Betrachtungsweise und Auffassung, daß heute tatsächlich die Marokkofrage

für das wirtschaftliche Kalkül ausgeschaltet ist; man betrachtet sie, mögen auch die Verhandlungen noch eine Weile dauern, praktisch als erledigt und möchte sie am liebsten vollständig ignorieren. So nahe wohnen auch hier wieder die Gegensätze beieinander. Die eingetretene Beruhigung — im wesentlichen eine Folge der genaueren Kenntnis vom Stand der Verhandlungen, welche man der Öffentlichkeit durch Lüften des diplomatischen Schleiers leider zu spät verschafft hat — darf mit ungeteilter Freude begrüßt werden, aber es erscheint die Warnung vor allzu sorgloser Sicherheit nicht überflüssig. Es liegt die Gefahr vor, daß man den schon einmal gemachten Fehler wieder begehe und eine allzu optimistische und unbekümmerte Betrachtung der Angelegenheit dann aufs neue zu büßen hätte. So unwahrscheinlich neue Komplikationen sind, mit ihrer Möglichkeit hat der vorsichtige Kaufmann zu rechnen, so lange nicht das Abkommen fix und fertig unterschrieben vorliegt.

Mit Überwindung des Kriegsschreckens sind natürlich auch die Kurse wieder gestiegen, ja zunächst sogar in so stürmischem Anlauf, daß die Einbuße des schwarzen Sonnabends vielfach ganz wieder eingeholt wurde. Das war freilich eine Übertreibung, die, wie häufig nach starken Kursrückgängen, in börsentechnischen Umständen begründet war. Die weitere Kursentwicklung der Woche zeigt, und eine ruhige Überlegung bestätigt es, daß so schnell und spurlos die Wirkungen einer derartig tiefgehenden Erschütterung sich nicht überwinden lassen. Der Stoß war zu kräftig, die erlittenen Verluste waren zu bedeutend, als daß die Börse nun, gleich als ob nichts geschehen wäre, den Faden da wieder anknüpfen könnte, wo er vor einigen Wochen abgerissen ist. Das wäre im Interesse der Gesundung des Marktes nicht einmal zu wünschen. Vergleicht man nämlich die gegenwärtigen Kurse mit denen des Jahresanfangs, so zeigt sich, daß trotz der bedeutenden Rückgänge der letzten Wochen das Kursniveau gerade der spekulativen Werte noch ein beträchtlich höheres ist. Das gilt vor allem von den Montanwerten, in ganz hervorragendem Maße aber von den schweren Industriepapieren des Kassamarktes. Es hat also die in bloß spekulativer Beurteilung wurzelnde Wertsteigerung bisher noch keine ausreichende Korrektur erfahren. Die Verhältnisse werden aber dahin drängen, eine weitere Ermäßigung der allzuhoch getriebenen Kurse eintreten zu lassen. Schon aus börsentechnischen Gründen würde die Kraft fehlen, eine neue Hausseekampagne einzuleiten und durchzuführen. Die ganze wirtschaftliche Situation steht aber auch einem solchen Beginnen hemmend im Wege. Der hoffnungsfreudige Optimismus, mit dem die Entwicklung der Konjunktur bei Beginn des Jahres betrachtet werden durfte, erscheint heute wenig angebracht. Die Zukunft des Geldmarkts scheint vielen ungewiß, die Landwirtschaft leidet Not, die Lebensmittelteuerung vermindert die Konsumkraft und stellt Lohnkämpfe in Aussicht, die Industrie fühlt sich unsicher in der Beurteilung der künftigen Marktlage — alles Gründe genug, eine vorsichtige Zurückhaltung und ein kritisches Abwarten zu empfehlen. Wer einen deutlichen Beweis zu haben wünscht, werfe einen Blick auf die jüngst veröffent-

lichten Abschlüsse des Phönix, der Rombacher Hüttenwerke und der Rheinischen Stahlwerke. Alle drei liefern ein glänzendes Bild von der Prosperität des letzten Jahres, zugleich aber auch einen Beweis für die Skepsis, mit der die Verwaltungen die Entwicklung der nächsten Zukunft beurteilen, denn sie sorgen durch außergewöhnliche Rückstellungen einem Abflauen der Konjunktur zu begegnen. Diese augenblickliche Wirtschaftslage macht es unwahrscheinlich, daß die nächste Zeit uns feste Börsen und steigende Kurse bringen wird. Auch der definitive günstige Abschluß der Marokkoverhandlungen wird kaum oder doch nur vorübergehend stimulierend wirken. Viel eher ist zu vermuten, daß mit dem Eintritt dieses Ereignisses, das keinerlei Überraschungen mehr bringen kann, gerade ein Rückgang der Kurse einsetzt. Das entspräche einer oft an der Börse zu beobachtenden Erscheinung. Ein großer Teil des Publikums und der Spekulation erwartet von der endgültigen Lösung des Konfliktes einen neuen Aufschwung, indem er übersieht, daß die Wirkung dieses Ereignisses heute schon als eskomptiert gelten muß. Es kann daher kaum ausbleiben, daß, wenn die erhoffte Kurssteigerung nicht eintritt, sich eine gewisse Enttäuschung geltend machen wird, die in einem mehr oder weniger scharfen Rückgang der Kurse zum Ausdruck kommen dürfte. Unterstützt wird diese Mutmaßung durch eine vergleichende Betrachtung der Kursbewegung an den Auslandsbörsen. Obwohl nämlich weder in London noch Paris die politische Beunruhigung eine gleich verhängnisvolle Rolle gespielt hat wie in Berlin, herrscht an diesen Plätzen eine ausgesprochen flaue Tendenz, die im wesentlichen auf allgemeinwirtschaftlichen Ursachen beruht und eine Reaktion gegen die vorangegangene Überspekulation darstellt. Die Berliner Börse, welche dem gegenüber in den letzten Tagen eine gewisse Widerstandskraft zeigte, wird sich auf die Dauer von den nachteiligen Einflüssen schwacher Auslandsmärkte kaum freihalten können.

Die wichtigste Frage freilich bleibt nach dem Ausschalten der Politik die nach der Gestaltung der Geldverhältnisse. Wir können aber mit Befriedigung und großer Genugtuung konstatieren, daß gerade unsere finanzielle Rüstung in dieser schweren Zeit eine glänzende Belastungsprobe bestanden hat. Deutschland schneidet bei einem Vergleich mit Paris und London nicht schlecht ab. Trotz Börsenderoute und politischem Mißtrauen hat der Geldmarkt seine Flüssigkeit bewahrt; kaum die geringste Einwirkung auf die Zinssätze war zu spüren. Der Privatdiskont hat sich im Laufe der Woche sogar wieder um ein Viertel Prozent ermäßigt und so es der Reichsbank ermöglicht, die Maßregel einer Diskonterhöhung hinauszuschieben. Ein Bankdiskont von 4 Prozent, ein Privatdiskont von $3^3/_4$, Sätze für tägliches Geld von $2^1/_2$ bis 3 Prozent in politisch unruhiger Zeit beweisen zur Genüge, daß unser Markt eine respektable finanzielle Widerstandskraft besitzt. Diese ist aber um so höher zu schätzen, als der Geldmarkt diese Flüssigkeit berechnen konnte, obwohl er den größten Teil der beträchtlichen Auslandsguthaben zur Rückzahlung gebracht hat. Diese fremden — namentlich französischen und belgischen — Gelder, die sich auf recht hohe Beträge (man

schätzte 300 bis 400 Millionen Mark) beliefen, bildeten einen Posten von zweifelhaftem Wert in der Bilanz unseres Geldmarktes. Denn es lag die Gefahr nahe, daß diese kurzfristigen Gelder eine künstliche Flüssigkeit vortäuschen und zu übermäßigen Investitionen verleiten könnten, die dann im Moment eines unerwarteten Zurückziehens jener Guthaben eine Bedrängnis auf dem Geldmarkt, scharfes Anziehen der Zinssätze und eine Kreditnot hätten hervorrufen müssen. Ähnlich hat man sich wohl auch die finanzielle Situation Deutschlands im Auslande vorgestellt, und aus dieser Auffassung heraus erklärt sich der frivole Versuch, durch falsche Gerüchte über die plötzliche Kündigung französischer und russischer Guthaben in enormen Beträgen Bestürzung und Verwirrung zu erwecken. Diese dunkeln Machenschaften haben freilich ihr Ziel verfehlt. Die Lügen und Übertreibungen waren zu handgreiflich, als daß sie selbst überängstliche Gemüter hätten schrecken können. Denn alsbald stellte sich heraus, daß die Dinge anders und just umgekehrt lagen, als es unsere guten Freunde im Ausland wünschen mochten. Deutschland zahlte seine französischen Guthaben zurück, ohne daß irgendeine fühlbare Anspannung auf dem Geldmarkt entstand; dagegen zeigte sich plötzlich, daß in Paris, der Metropole der Geldflüssigkeit, eine Geldklemme im Anzug war, die den schleunigen Einzug aller im Ausland untergebrachten Gelder notwendig machte. So wurden die französischen Guthaben nicht nur in Berlin, sondern auch in Brüssel, Wien, London gekündigt. Die Folge war ein starkes Steigen des Scheckkurses auf Paris, dem auch die Reichsbank durch starke Abgaben aus ihrem Portefeuille nur unvollkommen wehren konnte. Denn auffallenderweise wurden die ausländischen Rückzahlungen auf dem Wege der Anschaffung in Berlin geleistet — ein sicheres Zeichen dafür, daß jetzt Deutschland über Guthaben in Paris verfügen kann. Das erscheint rätselhaft; es erklärt sich aber wohl daraus, daß durch die starken Effektenverkäufe der jüngsten Zeit große Guthaben im Auslande, namentlich in London und New York, entstanden sind, die nunmehr auf dem Weg über Paris reguliert werden. So hat die Börsenderoute wenigstens den Vorteil gehabt, die Liquidierung unserer Zahlungsverpflichtungen an das Ausland zu beschleunigen und zu erleichtern. Hier wird drastisch vor Augen geführt, welchen außerordentlichen Wert ein starker Bestand von ausländischen Effekten für die heimische Volkswirtschaft besitzt. Freilich hat der durch die Börsenverhältnisse erzwungene Verkauf dieser Werte große Opfer erfordert; vom Standpunkt der Gesamtheit aus sind diese aber weit geringfügiger als der Schaden, der entstanden wäre, wenn eine solche Aufrechnung nicht möglich gewesen wäre. Die vielfach verschlungenen Fäden der internationalen Kapitalsbeziehungen aufzuknüpfen, ist außerordentlich lehrreich. Wer hätte glauben sollen, daß in Paris, diesem schier unerschöpflichen Geldreservoir der ganzen Welt, Mediozinssätze von 6 und 7 Prozent bezahlt werden müßten, während bei uns Geld auf die gleiche Zeitdauer von Mitte bis Ende September nur mit 2 bis 3 Prozent bewertet wird? In der Tat, wir können damit zufrieden sein, daß solchergestalt das immer wieder auftauchende Gerede von der finanziellen

Schwäche Deutschlands einmal drastisch ad absurdum geführt worden ist! Auch der Herbsttermin wird uns keine irgendwie bedenkliche Verschlechterung des Geldmarktes bringen. Die Reichsbank wird natürlich aus den schon früher erörterten Gründen ihren Zinsfuß auf 5 Prozent erhöhen, und das Ende des Monats wird eine gewaltige Inanspruchnahme der Bank zutage treten lassen. Diese wird sich aber ebenso rasch ausgleichen als an dem vorangegangenen Termin; denn dafür, daß sich die Geldanspannung nicht zu einer dauernden gestaltet, sorgt schon der langsamere Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens.

Spectator

Bücherliste

Budde, Gerhard, Professor am Lyzeum in Hannover: Die Pädagogik der preußischen höheren Knabenschulen unter dem Einfluß der pädagogischen Zeitströmungen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. 2 Bde. Langensalza 1910. (Je M. 7.50.)

In einer Zeit, wo wieder viel von Schulreform das Gerede geht, erhalten wir hier einen „Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der offiziellen preußischen Pädagogik der höheren Knabenschule". Doch beschränkt sich das Werk durchaus nicht auf objektive Darstellung, vielmehr wird namentlich der zweite Band in ganz beträchtlichem Umfange in den Dienst des Kampfes wider Extemporalien und das Griechische am humanistischen Gymnasium und für das „Einheits-Gymnasium" gestellt. Darin müht sich der Verfasser ja schon seit reichlich einem halben Dutzend Jahren in starker Produktion. Immerhin wird auch, wer an dieser Polemik nicht sonderlich interessiert ist, in den beiden nicht eben starken Bänden leicht Orientierung finden über Anschauungen und Bestrebungen der im höheren Schulwesen des verflossenen Jahrhunderts leitenden Persönlichkeiten und über die wirksamsten Einflüsse, die aus philosophischen und anderen Strömungen der Zeit für die mehrfachen Reformen maßgebend wurden. Die mitgeteilten amtlichen Lehrpläne u. a. bieten dabei reichliches Material zu selbständig vergleichendem Urteil. J. B.

Weigand, Wilhelm: Stendhal und Balzac. Leipzig, Insel-Verlag. M. 4.50.

Zur Reform der deutschen Universitäten.

Von

Dr. Ing. und Dr. phil. h. c. Dr. jur.

Heinrich Waentig,

Wirklicher Geheimer Rat und Ministerialdirektor a. D.

Preis M. 1.80.

Hier schöpft ein warmer und erprobter Freund unserer Universitäten aus dem Vollen einer langjährigen Erfahrung und Beobachtung und findet dabei nicht nur die richtigen Formeln zum materiellen Ausgleich offenkundiger Unbilligkeiten, sondern seine ruhigen und von ungetrübter Sachlichkeit getragenen Darlegungen stimmen auffallend überein mit den vorbehandelten Haupterhebungen der Extraordinarien einerseits, anderseits aber auch mit den Forderungen und Reformvorschlägen, die führende und unbefangene Geister aus dem Kreise der Hochschullehrer selbst als vordringlich bezeichnen.

„Hochschul-Nachrichten."

Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Wells, H. G.: Die Zukunft in Amerika. (Politische Bibliothek.) Jena, Eugen Diederichs Verlag. M. 3.—.

Steffen, Gustav, F.: Die Demokratie in England. (Politische Bibliothek.) Jena, Eugen Diederichs Verlag. M. 3.—.

Erler, Dr. Curt: Von der Macht der Presse in Deutschland. Berlin, Spree-Verlag, Paul Werner. M. 1.80.

Smith, William, Benjamin: Ecce Deus. Jena, Eugen Diederichs Verlag. M. 5.—.

Baudelaire, Charles: Die Vorhölle. Berlin, Oesterheld & Co. M. 1.—.

Rahmer, S.: Nikolaus Lenau als Mensch und Dichter. Ein Beitrag zur Sexualpathologie. Berlin, Karl Curtius. M. 2.50.

Zeiten und Völker. Monatshefte für Geschichte, Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde. Heft 1 bis 4. M. 0.50 das Heft.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Jahrgang VIII. Heft 1 u. 2. Leipzig, E. A. Seemann. Je M. 3.—.

Kirchsteiger, Hans: Die Erbsünde. Berlin J. Singer & Co.

Brand, Karl: Dichten und Trachten. Hochemmerich, Karl Brand Verlag.

Grobbeck, Georg: Die Frau und die Volkszukunft. Ein Vortrag, herausgegeben von der Propaganda-Gesellschaft für Mutterschafts-Versicherung.

Baur, B. B.: Klarheit und Wahrheit. Eine Erklärung des Antimodernisteneides. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 1.80.

Morawitz, Karl: Aus Arbeitstagen und Mußestunden. Wien, Wilhelm Braumüller.

Gello, Dr. Erich, Justizrat: Die Irrtümer der Strafjustiz und ihre Ursachen. Band I. Berlin, R. v. Deckers Verlag. M. 14.—.

Ostdeutscher Almanach 1911. Herausgegeben von Freifrau Adda von Liliencron und Karl Milczynski. Posen, Verlag E. Simon.

Lebenskunst. Ein Herrenbrevier. Berlin, Gustav Lyon.

Pfalz, W.: Naturgeschichte für die Großstadt. Teil 2. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Höchste Auszeichnungen. **Gegründet 1824.**

C. PRÄCHTEL

HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: **Amt I, 1035, 2619.**

Wir machen auf den der heutigen Gesamtauflage beiliegenden Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Strecker & Schröder** in **Stuttgart** betr. **Marokko** hierdurch besonders aufmerksam.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Stolypin und Rußland

Von George Cleinow-Berlin

Man hält mir vor, ich beſäße nicht das notwendige Rechtsbewußtſein, — man fordert, ich ſolle das Syſtem ändern; darauf kann ich nur erwidern: das iſt nicht meine Sache. Geſtützt auf ein geſundes Rechtsbewußtſein habe ich gerecht und ſtreng für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Rußland zu ſorgen. (Lärm, Pfiffe!) Dieſer Lärm ſtört mich wohl, aber er ſchreckt mich nicht und kann mich auch nicht ſchrecken. Ordnung herzuſtellen, das iſt meine Aufgabe; aber die Geſetzgebung an mich zu reißen bin ich nicht berechtigt. Geſetze kann ich nicht ändern. Die Geſetze ändern und entſprechend wirken werden Sie! (Lärm. Rufe: Abſchied! Abſchied!)" In dieſen kurzen Sätzen, die der damalige Miniſter des Innern am 8./21. Juni 1906 in die erregte Verſammlung im Tauriſchen Palais donnerte, iſt Stolypins ganzes Regierungsprogramm enthalten. Die Regierung ſorgt für Wiederherſtellung der Ruhe — die Volksvertreter mögen Geſetze ausarbeiten und die Änderung der veralteten vorbereiten! Die Duma hörte indeſſen nur den Vorſatz, — das Leitmotiv der inneren Politik Alexanders des Dritten! — der Nachſatz ging im Toſen unter. Der Demokrat (Kadett) Nabokow erhielt das Wort und erklärte dem Miniſter bei lautloſer Stille, daß alle ſeine ſachlichen Angaben auf falſchen Berichten beruhten, der unterſuchungführende Richter habe ihn ermächtigt, ſolches vor der Duma zu erklären.

Es handelte ſich um eine Interpellation, die behauptete, im Gebäude des Miniſteriums würden von Beamten der politiſchen Polizei aufreizende Proklamationen gegen die Abgeordneten der Reichsduma ſowie gegen die Juden gedruckt und durch Organe des Miniſters des Innern verbreitet.

In jener ſechſten Nachmittagsſtunde war das Schickſal Stolypins und damit dasjenige der Erneuerung Rußlands auf der Grundlage des Manifeſtes vom

17. Oktober 1905 entschieden. Und doch hätte ein Wort vielleicht genügt, um die Katastrophe zu verhüten. Wäre der Sitzungsleiter Muromtzow nicht Parteigänger der Kadetten gewesen, die auf eine öffentliche Bloßstellung der Regierung durch die Interpellation systematisch hingearbeitet hatten, so konnte die Sitzung schon vor der Erklärung Nabokows unterbrochen werden, das von den Kadetten einstudierte Stück brauchte nicht zu Ende gespielt zu werden. Es konnte eine Besprechung zwischen den Kadetten, Stolypin und dem Ministerpräsidenten Goremykin stattfinden, in der Stolypins Schlußworte: „Die Gesetze ändern und entsprechend wirken werden Sie!" zum Ausgang einer Verständigung zwischen der Regierung und den Kadetten gemacht wurden. Der Boden für eine solche Verständigung war lange vorbereitet. Im Ministerium selbst waren wohl nur die Herren v. Schwanebach und Stischinski ihre entschiedenen Gegner. Besorgt um die Zukunft des Großgrundbesitzes ließen sie kein Mittel unversucht, die Aufnahme von „Liberalen" in das Ministerium zu verhindern, ein Schritt, der sowohl in der höchsten Beamtenschaft, wie bei Hofe lebhaft erwogen wurde. Selbst konservative Männer, wie z. B. Michael Stachowitsch, erwarteten eine Wendung zum Bessern ausschließlich durch Berufung einiger Kadetten in das Ministerium. Dennoch hieße es die Geschichte fälschen, wollte man irgend jemand besonders für den Verlauf der Sitzung und die Preisgabe des Augenblicks verantwortlich machen. Die Ereignisse prasselten mit elementarer Gewalt hintereinander her. Jeder, der diese Vorgänge persönlich miterlebte, stand unter dem Eindruck, daß auf einen Wink von der Duma her draußen das gesamte Land aufstehen und die Vertreter der Regierung fortfegen würde. Stolypin selbst hatte noch keine rechte Vorstellung von den Stärkeverhältnissen, und in den ultrarussischen Zirkeln hoffte man Rettung eigentlich nur aus der Gegenrevolution. Die scheinbar führende Partei der Kadetten wagte keinen Schritt zu tun, der nicht die Zustimmung der radikalen Sozialisten hatte, und Muromtzow war ein alter Mann, unfähig zu tatkräftiger und selbständiger Leitung der Verhandlungen. Überdies glaubte man die Regierung niederzwingen zu müssen, weil man die Macht fühlte es zu können. Heute, fünf Jahre nach jener Dumasitzung, scheint's einem beim Lesen des stenographischen Berichts und der eigenen Aufzeichnungen wie ein glänzend durchgeführtes Possenspiel, in Szene gesetzt, um der Eitelkeit der Kadetten zu schmeicheln und die Vertreter der Staatsgewalt sowie diese selbst in den Schmutz zu ziehen. Die sich Führer des russischen Volks nannten, waren nicht befähigt der Regierung Gesetze an die Hand zu geben, mit denen sie Rechtssicherheit und Ordnung im Lande hätte aufrecht erhalten können. Stolypin war bis zum Tage seiner Verwundung gezwungen, sich an das alte System zu halten und ist dessen Opfer geworden, wie vor ihm Alexander der Zweite, der Zarbefreier, wie Ssypjagin, Plewe, Großfürst Ssergej und viele tausend gute Russen, wie — Rußland selbst.

* * *

Als Iwan Logginowitsch Goremykin im Frühjahr des Jahres 1906 plötzlich zum Leiter der gesamten russischen Politik berufen wurde, gab es eine große Überraschung. Allgemein hatte man geglaubt, Graf S. J. Witte, der Schöpfer des Oktobermanifestes, der kühne Spieler, den seine Gegner am Hofe für den Generalstreik im Herbst 1905 verantwortlich machten, der Mann des Vertrauens der Pariser und Berliner Bankiers, mit einem Wort, Witte werde auch die ersten Schritte der eben zum erstenmal zusammentretenden Duma zu lenken haben. Statt dessen trat ein alter Mann, schon zehn Jahre früher als Minister des Innern Wittes Gegner, an seine Stelle, der weder körperlich noch geistig dem ihm anvertrauten Amt gewachsen war. Aber hinter ihm standen Männer, Männer zwar nicht nach Wunsch der Volksvertretung, auch nicht durchweg vertrauenswürdig, aber doch Männer, die über den Durchschnitt hervorragten: Schtscheglowitow Justiz, Stischinski Ackerbau, Stolypin Inneres, Golytzin Heiligster Synod. Das waren für den Augenblick die wichtigsten; zu ihnen gesellte sich noch als Reichskontrolleur Peter Schwanebach, der als Bindeglied zwischen dem neuen Ministerium und der öffentlichen Meinung bei Hofe sowohl wie im Auslande eine besondere, nicht immer erfolgreiche Rolle spielen sollte.

So heterogen das Kabinett auch zusammengesetzt schien, stellte es doch ein festgefügtes Programm dar. Goremykin selbst mußte seinerzeit aus dem Palais des Ministeriums des Innern scheiden, weil er zu frei und im Gegensatz zum Finanzminister S. J. Witte für die Ausgestaltung der Sjemstwo-Institutionen im liberalen Sinne eingetreten war. Er würde die Sjemstwopartei im Lande mit Vertrauen erfüllen! Schtscheglowitow stand als tüchtiger Jurist, der stets an der Gerichtsinstitution von 1864 festgehalten hatte, selbst im Widerspruch zu dem rücksichtslosen Plewe, in hoher Achtung bei der städtischen, stark doktrinär veranlagten Intelligenz. Stischinski war der Vertrauensmann des einflußreichen Großgrundbesitzes, und Stolypin hatte sich als Verwaltungsbeamter im Nordwestgebiet sowohl wie an der Wolga als Freund der Bauern bewährt, ohne dadurch bei den Städtern, insonderheit auch bei den Juden, an Sympathie einzubüßen.

Das Kabinett hat die ihm zugedachte Aufgabe, Vertrauen und Beruhigung im Lande zu verbreiten, nicht durchgeführt. Die Forderungen der Sjemstwomänner, deren Erfüllung noch vor Ausbruch des japanischen Krieges, also nur drei Jahre früher, große Beruhigung geschaffen hätte, waren längst nur ein kleiner Teil dessen geworden, was selbst die gemäßigtsten Sjemstwo-Reformer, wie z. B. Graf Heyden, als Mindestmaß von Reformen für das Land in Anspruch nahmen. Man wollte nach dem Zusammenbruch bei Mukden nicht mehr Teilreformen, Abschlagszahlungen, sondern eine große Staatsreform mit festen Garantieen für die Zukunft. Dazu aber gehörten tiefgreifende Änderungen in der Stellung aller Staatsbürger zum Gesetz, insonderheit auch eine radikale Änderung der Nationalitätenfrage. Immerhin hätte Goremykins Erscheinen

einiges Vertrauen bei den politisch tätigen Sjemstwomännern erzeugen können, wenn nicht Stischinski mit seinem ersten Gehilfen Gurko geradezu wie ein rotes Tuch auf die gemäßigten Reformer gewirkt hätte. Stischinski hatte seinerzeit in der Sjemstwofrage in dem Goremykin feindlichen Lager gestanden und war bekannt dafür, daß er es stets verstand, den adligen Familien und damit dem Großgrundbesitz wirtschaftliche Vorteile zu erlisten. Stischinski war kurz gesagt der Vertreter und Vertrauensmann jener Adelskaste, die, durch Alexander den Dritten neu gefestigt, vor allen Dingen für die heillose Verwirrung verantwortlich gemacht werden muß, die im Jahre 1904 nach der Ermordung Plewes aller Welt offenbar geworden ist. Von Stischinski, oder, genauer gesagt, von den Hintermännern Stischinskis, etwa Graf d'Horrère, Pawlow und dem Kreise Gringmuts von der Moskowskija Wjedomosti, ging dann auch die Sammlung des Großgrundbesitzes auf „nationaler" Basis aus, die das Streben Stolypins, eine Erneuerung Rußlands herbeizuführen, zu einem schier unmöglichen Unterfangen stempelte.

Zu diesen inneren Schwierigkeiten des Ministeriums Goremykin gesellte sich noch eine weitere, die aber erst dem Ministerium Stolypin besonders lästig fallen sollte. Stolypin konnte der Öffentlichkeit nicht zum Bewußtsein bringen, daß er der Richtung gebende Mann des Kabinetts sei, weil er als solcher auch tatsächlich nicht in Aussicht genommen war. Stolypin ist durch einen reinen Zufall in die engere Wahl für den Ministerposten gekommen; im Laufe des Monats März 1906 wurde im allerengsten Kreise sein Name zuerst genannt. Die Dinge lagen damals so: Der Zar hatte sich entschlossen, dem Grafen Witte die Leitung der Reichsgeschäfte abzunehmen und damit einen Mann zu betrauen, der besonders das Ressort des Innern durch die Praxis kannte. Gewisse Männer, wie Durnowo, Ignatjew u. a. schieden von vornherein aus, weil ihre Namen allein den Terror geradezu provoziert hätten. Es mußte daher Umschau unter den Gouverneuren gehalten werden. Einige ältere Herren lehnten die Aufforderung des Zaren rundweg ab, andere kamen wegen mangelhafter Vorbildung oder auch als des Liberalismus verdächtig nicht in Frage. Träger deutscher Namen wollte man gleichfalls nicht nehmen, obwohl unter ihnen mancher brauchbare Mann vorhanden. Die Kleigels, Wahl, Plewe hatten deutschem Namen einen eigenen Klang gegeben, der die russische Intelligenz nervös zusammenzucken ließ. Da wurde die Aufmerksamkeit auf Stolypin durch einen Vorgang gelenkt, der zwar schon mehrere Monate zurücklag, aber doch erst jetzt Beachtung fand. Der Gouverneur von Ssaratow, P. A. Stolypin, hatte im Jahre 1905 eine demokratische Ärzteversammlung zu Zarytzin vor dem Pöbel gerettet und mit eigener Lebensgefahr mehrere jüdische Ärzte gegen Angriffe auf der Straße verteidigt. Stolypin wurde dabei durch einen Steinwurf verletzt. Dennoch verhinderte er durch sein imponierendes Auftreten, nur gestützt auf die Mitwirkung von zwei oder drei niederen Polizeiorganen, ein Blutbad. Die Unruhe in Zarytzin war durch den russischen Volksverband hervorgerufen worden, für den Gringmut einige Tage vorher in

der Gegend Vorträge gehalten hatte. Nun wurde in den Personalakten Stolypins weiter gegraben, und da traf man auch auf seine Amtstätigkeit in Grodno, wo er im Jahre 1902 den Gouverneur vertreten hatte.

In jenem dritten Jahre dieses Jahrhunderts lag über ganz Rußland eine erwartungsvolle Spannung. Nach langwierigen Vorberatungen und Überwindung mancher Intrige war am 22. Januar ein Ukas an den dirigierenden Senat ergangen, der die Durchführung einer besonderen Enquete über die Lage des Bauernstandes befahl und um Angabe von Mitteln ersuchte, die geeignet wären, die bäuerliche Wirtschaft zu heben und sicher zu stellen. Die liberale Reformpartei versprach sich von dieser Enquete, die im Zusammenwirken der Gouvernements- und Kreisbehörden mit den Selbstverwaltungsorganen gedacht war, zunächst die Herbeischaffung authentischen Materials über die Lage der Bauern, wie sie wirklich ist, und dann bei den Behörden die Erkenntnis, daß eine Abhilfe der trostlosen Zustände nur mittelst der Sjemstwoinstitutionen möglich sein werde, daß also die Enquete eine Ausdehnung des Selbstverwaltungsprinzips zur Folge haben müsse. In Gebieten, wo es noch keine Sjemstwo gab, wie in Grodno, hoffte man durch die Enquete dazu zu kommen. Nun ist das Gouvernement Grodno ein besonders heikler Bezirk für derartige Fragen. Das Gros der Landbevölkerung setzt sich aus katholischen Litauern und polonisierten Weißrussen zusammen. Die Oberschicht wird von polnischen und polonisierten Großgrundbesitzern gebildet, denen nur wenige Moskowiter gegenüberstehen. Die Städte und zahlreichen Flecken haben zwischen 40 bis 95 Prozent Juden. Das russische Element bildet, wenn man von den starken Garnisonen absieht, vielleicht nur 6 bis 8 Prozent der ganzen Bevölkerung. Dieser Hinweis auf die ethnographischen Verhältnisse genügt, um sich ein Bild davon machen zu können, welche Schwierigkeiten dem Vorsitzenden der Enquetekommission erwachsen mußten, wenn er nicht mit sehr gefestigten Anschauungen und sehr genauer Kenntnis der Vorschriften auftreten konnte. — Entgegen der Gepflogenheit anderer Gouverneure übernahm Stolypin nicht nur den Vorsitz, sondern auch die praktische Leitung der Verhandlungen.

In diesen Verhandlungen konnte der spätere Minister gewissermaßen ein Glaubensbekenntnis über alle die Fragen zum Ausdruck bringen, die für das Gesamtreich zu lösen vom Jahre 1906 ab seine Hauptaufgabe sein sollte. Alle Gegner, die er seit 1906 im großen hatte, lernte er schon damals im kleinen kennen. Und wie er damals mit seinen über den Parteien stehenden Anschauungen einzelne Interessenten verschnupfte oder doch wenigstens nicht befriedigte, so war er als Ministerpräsident gezwungen, ganze Parteien und einflußreiche Gruppen gegen sich einzunehmen, wenn er dem Ganzen dienen wollte. In Grodno bekämpfte Stolypin den Egoismus des Großgrundbesitzes, gleichgültig, ob dieser sich mit dem russischen oder polnischen nationalen Mäntelchen umkleidete. Als Fürst Swjatopolk-Tschetwertinski, ein polonisierter Litauer, die Einführung der allgemeinen Schulpflicht auch für die Bauern bekämpfte, weil der

Großgrundbesitz in erster Linie kräftige und gehorsame Arbeiter brauche, da wies ihn Stolypin, selbst Großgrundbesitzer, mit den Worten ab: „Bildung und Aufklärung fürchten, das Licht fürchten darf man nicht. Eine verständige und zweckmäßig organisierte Volksschulbildung wird das Volk niemals zur Anarchie führen." Und weiter erklärte er: „Es ist selbstverständlich, daß eine vom russischen Staate eingerichtete und geführte Volksschule in erster Linie für die Ausbreitung der Reichssprache, des Russischen, zu sorgen hat." Die Beziehungen zwischen Großgrundbesitz und Bauernschaft suchte Stolypin durchaus angenehm zu gestalten und wirkte dahin, alle solche Verhältnisse zu beseitigen, die nicht nur in Rußland geeignet sind, Unfrieden zwischen beiden zu erzeugen. So legte er sich für die Beseitigung der Gemengelage und des Servitutenrechts stark ins Zeug, obwohl gerade diese beiden Schädlinge der Landwirtschaft von russischen Politikern dort zur Anwendung empfohlen wurden, wo es galt, das Volk gegen die Herren im „nationalen Interesse" aufzubringen.

Dieses besonnenen und verständigen Mannes erinnerte man sich in Petersburg, wie gesagt, im März 1906, und der Zar berief ihn auf den Posten eines Ministers des Innern, obwohl ihm für das Amt vielfach theoretische Kenntnisse abgingen. Auch einen zweiten Mangel nahm man in Kauf. Stolypin verfügte nicht über intimere Beziehungen zu den großen Familien des Landes und konnte sich daher auch nicht von vornherein auf einen hilfsbereiten Freundeskreis stützen.

Die Familie Stolypin gehört zwar zu den älteren Geschlechtern des russischen Adels, aber sie hat es weder durch hervorragende Leistungen einzelner ihrer Glieder, noch durch großen Besitz zu besonderem Einfluß gebracht. Überdies stammte Stolypin selbst von einem Sprossen ab, der sein Leben im Kriegsdienst hingebracht hatte, ohne die Aufmerksamkeit Alexanders des Ersten dauernd auf sich zu lenken. Auch der Vater des Ministers war Offizier. Zwar gelangte er nach dem Kriege gegen die Türkei im Jahre 1878 in eine Hofstellung, genoß auch als talentierter Bildhauer und historischer Schriftsteller einen gewissen Ruf; aber es gelang auch ihm nicht, die Familie in die oberste Schicht zu bringen, mit der man in Rußland rechnen muß, wenn man Einfluß im Lande gewinnen will. Seinen Landbesitz im Gouvernement Kowno erbte Stolypin vom Vater, der das Gut als Dotation erhalten hatte, die Güter in Pensa und Kasan von Seitenverwandten. Im ganzen mag er 2000 bis 2500 Hektar Land besessen haben, also für russische Verhältnisse recht wenig und durchaus nicht hinreichend, um damit gesellschaftliche Beziehungen zur Hocharistokratie, zu den Schermetjew, Maltzew, Dolgorukow, Urussow und anderen unterhalten zu können.

Man wird es angesichts dieser tatsächlichen Angaben begreiflich finden, wenn Stolypin von vornherein nicht für die Stellung des Ministerpräsidenten in Aussicht genommen wurde. Ja, sein Amt als Minister des Innern war sogar mit so geringen Machtbefugnissen ausgestattet, daß er nicht einmal

während der kritischen Zeit befähigt war, Gouverneure zu ernennen und abzusetzen oder zu versetzen! Durch den Mangel an persönlichen Verbindungen zum kaiserlichen Hofe war Stolypin nur auf die Mittel angewiesen, die ihm die allgemeine Instruktion gab, nicht aber auf die Hilfen und Sonderbestimmungen, die sich Ssypjagin und Plewe dank ihrer langjährigen Beziehungen zur Petersburger Hofgesellschaft hatten von vornherein erwirken können.

Faßt man diese Verhältnisse scharf ins Auge, dann begreift man, weshalb ein so fähiger und fleißiger Mann wie Stolypin Fiasko erleiden mußte. Er stand von vornherein einsam auf seinem hohen Posten, fast ebenso einsam wie der Zar, und als er am 8./21. Juni 1906 die Hand der Volksvertretung ergreifen wollte, um mit ihr zusammen den schweren Weg der Reformen anzutreten, da griff er ins Leere.

* * *

Ob das was Pjotr Arkadjewitsch Stolypin trotz aller Schwierigkeiten zuwege gebracht hat von Bestand sein kann, läßt sich heute schwer sagen, weil nicht zu übersehen ist, ob es ihm in den wenigen Jahren gelang, sich innerhalb der Beamtenschaft Träger seiner Ideen und würdige Erben seiner Hinterlassenschaft zu erziehen. Keine seiner Reformen ist aus dem bedenklichen Zustande der Kinderkrankheiten heraus. Einstweilen sind nur Kräfte entfesselt, aber noch nicht zum harmonischen Zusammenwirken gebunden. Die Nationalitätenfrage hat eine Schärfe erreicht, wie sie selbst 1868 unter der Leitung der entarteten Slavjanophilen nicht bestand. Die Bauernfrage ist mit so unzureichenden Mitteln in Angriff genommen worden, daß sie eine weit gefährlichere Frage erzeugte: Die Auflösung der kommunistischen Bauerngemeinde hat nach Schätzungen russischer Statistiker vier bis fünf Millionen männliche Seelen in reine Proletarier verwandelt, die bisher durch einen wenn auch nur winzigen Anteil am dörflichen Besitz fest mit der Mutterscholle verbunden waren. Wo werden diese Massen bleiben? Das Gros wird den Industriezentren zuströmen, andere werden vielleicht als Hofleute ständige Arbeit beim Großgrundbesitz finden. Daß indessen in der zuletzt genannten Richtung nur wenig zu erwarten ist, lehrt eine Angabe, die Stolypin selbst im Jahre 1902 in Grodno machte. Er sagte: „Auf meinem Gut in Kowno, mit 500 Hektar Acker, bin ich genötigt, das runde Jahr hindurch 19 Hofleute, im ganzen 30 Arbeiter, zu halten; in Kasan halte ich auf 1000 Hektar 4, und in Pensa auf 600 Hektar 3 Hofleute! Alle übrigen Hilfskräfte besetze ich zur Zeit der Ackerbestellung und Ernte durch Wanderarbeiter". (Protokoll S. 143.) Seit 1902 hat sich in diesen Verhältnissen nur wenig geändert. Immerhin gibt es auch noch Momente, die dem Problem wenigstens für die nächste Zeit etwas an Schärfe nehmen werden: die rührende Familienanhänglichkeit der Russen und ihre Anspruchslosigkeit. Beide Eigenschaften werden wohl vielfach dahin zusammenwirken, daß unter den Lebenden das bisherige Verhältnis gewahrt bleibt, daß also im Sommer nach wie vor die

Induſtriearbeiter wieder in die Dörfer zurückſtrömen, und daß die Trennung ſich erſt in der nächſten Generation vollzieht. Dennoch muß man dem ruſſiſchen Sozialdemokraten Axelrod recht geben, der auf dem letzten Parteitage zu Jena erklärte, die ſozialdemokratiſche Partei habe in Rußland erſt nach den Reformen Stolypins einen Boden erhalten. Bis dahin ſtützte ſie ſich faſt ausſchließlich auf die bürgerliche Intelligenz.

Den Nachfolgern Stolypins wird es vorbehalten ſein, ſich mit dieſen neuen Problemen abzufinden; aber die Geſchichte wird dereinſt feſtſtellen, ob die Reformverſuche des Hingemordeten einer zweiten Bauernbefreiung gleichkommen, wie wir Zeitgenoſſen es im Intereſſe des ruſſiſchen Volkes wünſchen möchten.

Arndt als Agitator und Offizioſus

Noch ein Arndtfund

Von Albrecht Dühr-Göttingen

II.

Wie der berufene und befugte Richter rechnete Arndt dann ab mit dem reichsunmittelbaren Adel in Worten ſo klingend wie ſtahlhartes Schwert und ſo grollend wie Trommelſchlag in feuchtem Nebelwetter: „Nun noch ein Wort mit euch, ihr Edlen und Freien, ihr Grafen, Freiherren und Edelleute, des entſchlafnen römiſchen Reiches teutſcher Nation. Wurden die Fürſten ſiebenmal geſcholten von mir, wie es in der Bibel ſteht, ſo werdet ihr es ſieben und ſiebenzigmal. Auch ihr truget die Würde und Herrlichkeit des Volkes, auch ihr hättet ſie verteidigen und mit ihr ſtehen und fallen ſollen. Die Fürſten konnten kleinlich, geizig, nepotiſch an ihren einzelnen Beſitz denken, ihr waret für das ganze Reich geſtempelt; euch war die Weite der Ehren offen, wo ſie den Fürſten verſchloſſen war. Aber ich frage euch, wieviele von euch haben gedacht, daß das große Land zwiſchen den Alpen und der Oſtſee nur Ein Land ſei, daß ihr gemeinſchaftlich zuſammentreten, gemeinſchaftlich die Schwerter ziehen und ſiegen oder ſterben müſſet, wenn die Fremden kommen, es zu ſchänden und zu unterjochen? Ich will altes und älteres Weh nicht erneuen; aber als 1800 die Schlachten von Marengo und Hohenlinden verloren wurden, habe ich nicht teutſche Edelleute jauchzen gehört, daß der göttliche Bonaparte dem Adler Öſterreichs die Flügel beſchneide? aber als 1805 die Schlachten bei Günzburg und Auſterlitz verloren wurden und der raubgierige Tiger ſchon erwürgend auf unſerm Nacken ſtand, habe ich nicht teutſche Edelleute laut lachen gehört über Mack und Auersberg und die Generale in Ulm? teutſche Edelleute, die nachher an

der Saale davonliefen? ... wer da noch lachen konnte, der verdiente die Peitschenhiebe, die er jetzt fühlt. Auch hier gilt der biblische Spruch des ersten der vier großen Propheten: Dann freut sich der Pöbel, dann frohlocken die Junker, das wirst Du, Herr, ihnen nicht vergeben.

Doch nicht hierher! ich will keinen Hohn sprechen; er ziemt der Trauer nicht. Bist du blutig, Wahrheit, und mußt du blutig sein, so scheine der Ernst durch, der heilen möchte, wo er verwundet.

So wie die Frommen alles auf Gott und auf Satan schieben in letzter Instanz, so schieben die Schwächlinge dieser Zeit alle Schuld und alles Unheil gar zu gern auf die Fürsten. Aber ich will die Frage einmal an euch bringen, und ich muß sie an euch bringen. Ich frage denn: was bedeutetet ihr und was wolltet ihr bedeuten im Vaterlande? Besteht die Antwort nicht vor der Frage, wie mag ich es wenden, daß ein Teil der schwarzen Last von den Fürsten nicht auf euch gewälzt werde?

In unseren Staaten, was bedeutetet ihr? Gesetzlich durch altes Ungesetz, aber immer einmal gesetzlich, waret ihr die geborenen Herren nächst den Fürsten; euer waren die Freiheiten, euer die Herrlichkeiten, euer die Vorrechte und Würden; ihr waret die geborenen Befehlhaber und Anführer im Kriege, ihr die geborenen Räte und Mitregenten im Frieden; ihr waret die Gespielen, die Erzieher, die Begleiter, die Zier und der Schmuck der Könige und Fürsten; eure Stimme war der Befehl, die Erklärung, der Ausspruch für alle. Dies alles, so Großes, vielleicht so Ungesetzliches, bedeutetet ihr nach teutschem Gesetz. Aber viel mehr wolltet ihr bedeuten und maßetet ihr euch an, und konntet ihr euch anmaßen; denn ihr hattet die Macht in Händen. Ich kenne euch, ich habe die meisten Provinzen Teutschlands gesehen. Ich sage euch denn, wie ihr waret; ich weiß leider, daß noch viele Elende unter euch sind, die in größter Schmach veraltete Erbärmlichkeiten nicht vergessen wollen. Ihr waret in den meisten Staaten Teutschlands nicht nur die erste Kaste, sondern auch eine geschlossene und abgesonderte Kaste, die durch Gemeinschaft mit den übrigen Klassen des Volkes gleichsam befleckt ward. Dies hätte hingehen mögen, wenn es Stolz gewesen wäre, nicht Hoffart. O wie wollte ich knieen vor euch, hättet ihr eine geheime Lehre vorausgehabt vor den übrigen Ständen der Nation, eine geheime Lehre größerer Ehre, höherer Bildung, heißerer Vaterlandsliebe, ernsterer Aufopferung! Aber nein, ihr schlosset euch zusammen in eitler Hoffart, nicht achtend auf die Zeit und ihren Geist, nicht achtend auf das Volk und sein Bedürfnis, nicht achtend auf euch selbst und eure Ehre. Was geht es mich hier an, in welcher Zeit der Barbarei und durch welche Not oder welchen Zufall ihr entsprungen seid; aber ich sage euch, wenn ihr selbst es euch nicht zu sagen waget, es geht nicht mehr, die Welt trägt sich nicht mehr, wie in alten Zeiten: Wer nicht mit dem Neuen fortgehen will, muß mit dem Alten sterben. Höret es! euer Volk, das teutsche Volk, war unter den edelsten, aufgeklärtesten, fortgeschrittensten in Künsten und Wissenschaften, in Arbeiten und Erfindungen.

Höret es! ſollten denn die, welche ſich die Erſten und Freieſten in ihm nannten, nicht die Gebildetſten, Kunſtreichſten, Ehrenvollſten geweſen ſein? Doch ſie waren es nicht, weil ſie ſich immer geſchloſſen hielten, auch der höheren Bildung, dem edleren Sinn, dem freieren Geiſt der Nation ſich geſchloſſen hielten. Solchen Adel hat man nirgends in Europa geſehen. Nicht blos Träger von Korporalſtöcken, nicht blos Haſenhetzer, die auf ihren Freihufen lagen, ſondern Männer, die ihre Jugend in Studien verlebt hatten und Staatsämter bekleideten, hatten ſie nicht den Ton, den Glauben, ſich außerordentlich herabzulaſſen, wenn ſie einen Bürger, den ausgezeichnetſten, gebildetſten Bürger, durch eine Tat, eine Kunſt, eine Erfindung vielleicht einen unſterblichen Mann, nur in ihre Geſellſchaft aufnahmen? war es den meiſten der hoch- und hochwohlgeborenen Naſen nicht, als ſei irgendein Geruch im Bürgerblute, der etwas Unausſtehliches habe? So bliebet ihr ſtehen, vereinzelt und arm ſtehen, und der Sinn, die Ehre, der Glanz der Nation war bei euch nur in der Einbildung, nicht in dem Gefühl; ihr bliebet ſtehen, gleich Stöcken und Steinen und ſeid hingeſtolpert wie Stöcke und Steine.

Doch wollet ihr immer noch die Schwerter und Scepter halten — und ſie ſind zerbrochen in euren Händen, zerbrochen in Schande, und Narren und Buben ſpielen mit ihren Trümmern. Eure elende Eitelkeit, eure aufgeblaſene Unwiſſenheit, eure unbegeiſterte Ehrloſigkeit ſäeten Haß und Zwietracht im Frieden und konnten im Kriege Mut und Hoheit weder faſſen noch erzeugen. So ſtandet ihr fern von dem Volk und fern von ſeiner Kraft und Würde. Deswegen muß ich ſo ſprechen von eurer dicken Zahl! Die Edlen und Tapfern eurer Kaſte werden mir danken, denn ſie gehören nicht zu euch.

An euch muß ich mich halten wegen der Ratloſigkeit, Feigheit, Schlechtigkeit unſerer Fürſten. Wie ihr es auch wenden möget, ihr möget nimmer entrinnen, daß die Schuld nicht düſter und ſchwer auf euch laſte. Ihr truget nach den Verfaſſungen des Vaterlandes das Regiment und die Fürſten; die Darſtellung, der Rat, der Entſchluß, die Ausführung, ſelbſt das Größte, die Fortſchnellung oder die Hemmung des ganzen Volkes war bei euch. Waret ihr Männer von Tätigkeit, Kraft und Ehre, ſo mußten die Fürſten Tätigkeit, Kraft und Ehre offenbaren; wähltet ihr das Glorreiche, ſie konnten das Schändliche nicht wählen; ſprachet ihr Wahrheit, ſie konnten nicht Trug tun; wachtet ihr für das Vaterland, ſie durften nicht ſchlafen für das Vaterland.

Aber was habt ihr getan, noch in dieſer Zeit getan, wo die fürchterlichen Wogen der Zerſtörung und Umkehrung ſich von allen Seiten über das unglückliche Europa hinwälzten? was habt ihr getan in den letzten fünfzehn, zehn, ja in den letzten fünf Jahren noch? Sorglos der Gefahren, die drohten, unbewußt des Geiſtes, der in der Zeit ſtrebt, gefühllos der Not, die über dem Vaterlande hing, uneingedenk der Macht der Erinnerungen der Väter, uneingedenk der heiligeren Macht der Pflichten, waret ihr dem Pöbel gleich, aber viel ſchlechter als er, weil ihr als Pöbel verachtetet, was euch nicht gleich war.

Und als der Gewittersturm seine Donnerwolken immer näher heranwälzte, als es für den Kurzsichtigsten und Schläfrigsten galt, sich zu bereiten und zu rüsten, brachtet ihr da die Opfer, welche die Zeit forderte? zeigtet ihr da den Mut, der die Kleinen zu Sieg und Tod begeisterte? versöhntet ihr da alle Unbille durch neue Edeltaten? — Nein, nein! Als ihr hättet hinfahren sollen, wie die edlen Rosse, ginget ihr den schläfrigen Schritt der Esel; als ihr freundlich euch hättet verbinden sollen mit dem Volke, wolltet ihr immer noch übermütig über ihm stehen; als ihr für Freiheit und Rettung alles hattet darbringen sollen, gabt ihr von dem alten ungerechten Besitz auch nicht das Kleinste auf. So blieb die Entzweiung und das Mißtrauen, so dauerte die Stockung und Lähmung, und in einer Zeit, wo alles, wo die letzte Kraft des Volkes angespannt werden mußte, wo ihr die Anspanner, die Begeisterer, die Beispiele aller sein mußtet — erschien in euch nur ein Schatten von dem, was man hätte Geist nennen können? Eure Könige und Fürsten mußten um Kleinigkeiten mit euch unterhandeln und betteln; aber bald sollte der Mann kommen, der versteht, wie sich solche behandeln lassen, der Mann, der euch methodisch schändlich und arm zu machen weiß.

Ich sage denn — was am Tage ist — kein Fürst durfte dem Korsen das Knie beugen zum Sklavendienst und zur Verräterei, wenn kein Edelmann Sklave und Verräter sein wollte; ich sage denn, kein teutscher Mann focht in dieser Zeit gegen einen teutschen Mann, wenn kein Edelmann anführen wollte gegen das Vaterland; ich sage denn, wir wären ein freies und unbezwungenes Volk, wenn jeder teutsche Mann, dessen Stimme gehört ward, gerufen hätte 1805, wie jeder französische Mann rief 1793: Lasset uns aufstehen, daß die Fremden nicht herrschen in unserem Lande!

Und ihr — ihr habt gesessen zu Rat mit euren Fürsten gegen euer Vaterland, ihr habt eure Schwerter blutig gefärbt in teutschen Brüsten, ihr werdet sie blutig färben in teutschen Brüsten, bis der letzte freie Mann erschlagen oder ein Knecht ist. Soll ich sagen, daß ihr euer Vaterland hasset, daß ihr die Franzosen liebt, daß ihr Bonaparten vergöttert?

Nein, ihr tut das alles nicht. Aber ihr liebt euer Vaterland, ihr hasset die Franzosen, ihr verabscheut Bonaparten nicht genug. Kleinlich, beklommen, ratlos stehet ihr in der Gegenwart und blicket ihr in die Zukunft; denn ihr kennet die hohe Ehre und den hohen Stolz der Männer nicht. Hier hilft kein Stümpern, kein Einlenken, kein Hoffen auf das Ferne; denn das Fürchterlichste ist nahe, Schande und Unterjochung. Auch will ich euch sagen, teutsche Edelleute, warum ihr so stümpert, so einlenket, so hoffet. Ihr wißt nicht, was ihr sein, noch was ihr tun sollet. Fürsten und Edlen war nur hoher Besitz gegeben, daß sie höchste Gefahr beständen; Ehre soll ihnen über alles sein, jedes Opfer, jedes Leid, selbst der bitterste Tod soll ihnen unter Ehre sein. Aber ihr seid Krämer und Trödler, Juden und Lombarden, ihr treibt Kauf und Verkauf, wo das kühnste Wort und das blutigste Schwert

beweisen sollten, daß Gold und Silber und die Schande und Feigheit, die so oft an ihm hängt, nicht für Euch aus den Bergen gegraben werden.

Damit ihr eure Güter, eure Schlösser, eure Freihufen, damit ihr euer ganzes erbärmliches, daran gewachsenes Leben selbst als Knechte erhalten möget, zettelt und flickt ihr mit dem listigen Überzieher die verruchte Sklaverei zusammen. Könnt ihr nicht alle streiten und wirken mit Kopf und Faust für euer Land, nimmer müßtet ihr streiten und wirken mit dem Verderber gegen euer Land, nimmer müßtet ihr ihm einrichten . . . helfen, wie ihr tuet." (437)

Ich lasse diesen Sturmwind des vaterländischen Zornes brausen, wie er vor hundert Jahren durch deutsche Lande brauste; ich vermag es nicht ihn einzudämmen. Möge er, wenn es not tut, stürmen und rütteln in deutschen Landen bis in alle Ewigkeit.

Die Fürsten und Adligen also sind die Schuldigen, von ihnen ist nichts mehr zu erhoffen. Mit unabwendbarer Konsequenz ergab sich dem Patrioten die Folgerung: „Nein, des Vaterlandes Zustand wird durch solche Fürsten nicht besser, die das stumme Schweigen knechtischer Geduld üben; langsam wird das Volk sich selbst helfen müssen. Schon werden Männer aus dem Volke seine Märtyrer und einzelne erheben sich durch Edelsinn über die Fürsten. Palm, heiliger Bekenner für das Vaterland, du starbest edler als jene dulden: aus solchem Blute wachsen die Rächer. . . . und dann wehe euch schändlichen Dieben und Verrätern unserer Ehre und Freiheit! Ich schaudre vor solcher Rettung, aber wenn keine andere werden kann, freue ich mich darauf." (58/59—57/58—31) „An euch wende ich mich (ihr geistigen Führer der Nation), wenn die Fürsten ehrlos, feig und stumm für sie geworden sind." (187—190—81) „Eures ist es, zuletzt euch selbst und der Nation zu helfen, wenn die Fürsten sie verlassen und beschimpfen." Und nun leugnet er, wie im Soldatenkatechismus (Kap. I—V!), die Verbindlichkeit des Fahneneides solchen pflichtvergessenen Fürsten gegenüber: „Eures ist es, sie alle Gedanken und Pflichten gegen elende Fürsten, die für sie keine Pflichten ehren, vergessen zu lassen." „Jeden teutschen Fürsten und Edelmann, der jetzt noch mitzieht gegen Teutsche, jeden Mann, der mit Orden und Ehrenlegionensternen und Ehrensäbeln belohnt wird, weil er für Fremde Bruderblut vergoß und teutsche Festungen gewinnen, teutsche Heere schlagen half, wollen wir bei den Schultern fassen und sein schuldiges Haupt nicht lassen, ehe es das Zeichen der Schande trägt." (190/92—193/94—82/83.) „Eure Fürsten, eure Sprecher, eure Schreiber sind gemeiner Pöbel, die ohne Ehre für niedrigen Sold, für erbettelte Herrschaft euch in die Sklaverei verkaufen, die sich zu keinem Sinn des Zeitalters, zu keinem Gefühl der Hoheit, zu keiner Furcht vor der ewigen Majestät der Menschheit erheben können. Wahrlich ihr wäret lange Männer, ihr hättet vereint lange das Racheschwert gegen die unverschämteste und hinterlistigste Unterdrückung gezogen, wenn diese nicht euren Sinn verwirrten und eure

fertigen Arme lähmten. Ich frage euch, dürfen Fürſten, damit ſie ſelbſt kümmerlich herrſchen, ihr Volk zu Knechten machen?" (181/82—184—79.) Denn, wie Arndt ſpäter faſt gleichlautend im Katechismus verkündet (Kap. V: „Das Land und das Volk ſollen unſterblich ſein, aber die Herren und Fürſten mit ihren Ehren und Schanden ſind vergänglich"): „Nur das Volk iſt das Ewige und ſoll das Ewige ſein, und nach dem Sinn und der Not dieſes Volkes muß jeder leiden und tun mit der beſten Liebe und Pflicht ſeiner Zeit" (416). „Eure Fürſten waren keine Männer und ſtanden ſelbſt in der gefährlichſten Zeit noch in Zwietracht mit einander. Sie haben euch verraten und in die Knechtſchaft geliefert; ihr werdet euch ſelbſt wieder frei machen." (370—368—157.) Alle dieſe revolutionären Folgerungen wurden 1813 entweder ganz getilgt oder verallgemeinert und ſtark abgeſchwächt. Zwei treffliche Beiſpiele mögen die Methode noch kennzeichnen:

1809	1813
445: Ach! ihr (deutſchen Männer) ſeid erſchrecklich dumm. Schön iſt es an dem Menſchen, daß er ſich gewöhnen kann, daß er an alten Weiſen klebt, an langem Wahn hängt — nur dadurch iſt er ein Menſch. Ich ehre eure Liebe, eure Anhänglichkeit, eure Opfer für eure Fürſten, teutſche Männer! Aber jedes menſchliche Ding hat ſein Maß. Jetzt iſt dieſe Anhänglichkeit, dieſe Liebe, dieſe Gerechtigkeit, wie einige von euch ſie nennen, die allerplatteſte Dummheit, die ich keinem Manne verzeihe, der fünf Schritt weit ſehen kann; jetzt iſt die Zeit gekommen, wo ihr euch zu dem Sinn Einer Nation und Einer Gemeinſchaft erheben müßet, wo ihr alle für Einen und Einer für alle zuſammenſtehen und fallen müßet. Eure Fürſten können euch nicht ſchützen noch retten: ihren Knechtsſinn habt ihr genug geſehen, auf denn und helfet euch ſelbſt und tut die große Notwendigkeit!	419/420—179: Ach! ihr wollet die fürchterliche Zeit immer noch nicht begreifen! ... Will ich die Liebe und Treue ſchelten, wodurch ihr zurückgehalten werdet? Wahrlich nicht ich, — aber ſie ſoll euch nicht binden für den Dienſt des fremden Tyrannen. Es iſt eine heiligere und unverletzlichere Treue und Liebe, welche jeder teutſche Mann bei der Geburt geſchworen hat, die Liebe und Treue zum teutſchen Vaterlande .....
455: Darum ſeid nun gerüſtet, reißet euch los von dem leeren Wahn, verbindet euch zur Einheit und gehet unter einem teutſchen Führer zu Sieg und Tod.	430—184: nicht zum Ungehorſam gegen die Fürſten, ſondern zum Gehorſam gegen das Vaterland .....

Es iſt kein Zweifel: Arndt hat die letzte Konſequenz der deutſch-nationalen Idee nicht erſt, wie noch Max Lehmann (Stein III, 181) feſtſtellen mußte, im Soldatenkatechismus gezogen, ſondern bereits in der erſten Ausgabe des „Geiſtes der Zeit", II. Dadurch wird auch die Auffaſſung von der Tätigkeit Arndts unter Stein weſentlich geändert: Arndt hat nicht etwa nur, — ſo hat

H. Meisner es noch dargeſtellt*) — Steinſche Gedanken „in die volkstümliche und wirkſame Form gebracht", er iſt vielmehr in ſeinem Schaffen höchſt ſelbſtändig geweſen, wenigſtens in den Gedanken über die Fürſten und den Fahneneid, ſoweit, in jener Zeit beſonders, von Selbſtändigkeit die Rede ſein kann: Die urwüchſige Kraft des ‚Plebejers' ſchöpfte ja oft genug bewußt und gern aus der Fülle des Zeitgeiſtes; hat er ja ſelbſt einmal bekannt, daß er „zuviel geiſtiges Rebenblut geſchlürft habe, als daß er mattes und abgeſtandenes Waſſer ſchlürfen ſollte".**)

Es erhebt ſich nun die Frage: Wenn Arndt ſo über die Geſamtheit der Fürſten urteilte, wie ſtellte er ſich dann zu Preußen und Öſterreich?

II. Preußen und Öſterreich.

In ſeinem Aufſatze in den Preußiſchen Jahrbüchern Auguſt 1904 konnte E. Müſebeck behaupten: „In keiner ſeiner damaligen Schriften tritt der Gegenſatz Arndtſcher Weltanſchauung zu Friedrich dem Großen und dem friderizianiſchen Preußen weniger ſcharf hervor als im ‚Geiſt der Zeit II'." Müſebeck lag eben nur die zweite Ausgabe vor, nur für ſie trifft das zu! Hier iſt eben alles das, was Preußen verletzen konnte, durchweg ausgemerzt.

Geben wir zunächſt wieder den Ton an, auf den die Änderungen geſtimmt ſind: 1809 redete Arndt von den „bangen Preußen", 1813 konnte und mußte er ſie „die braven" nennen (19—13); 1809 hieß es: „Preußen ſpielte (1805/06) die Rolle eines politiſchen Schulknaben, der auch gern eine Kaſtanie aus der glühenden Aſche holen möchte, dem aber bange iſt, ſich die Finger zu verbrennen" (89); 1813: „Preußen hatte die günſtige Zeit verzaubert" (95—37); 1809: Preußen „überließ ſein Volk völlig als ein fremdes, während es ſeinen (Napoleons) Raub mit teilen half" (103); 1813: Preußen „ſchien ſein Volk völlig als ein fremdes zu verlaſſen" (109—43); 1809: ſeine Erwerbungen gaben ihm „viele Unehre und Haß bei ſeiner Nation" (105); 1813: „wahrlich bei dem deutſchen Volke keine Liebe" (110—44); 1809 tadelte er „die altgebornen und hochgebornen Dummköpfe" (99 — 104 — 41), „die ſchwache Mittelmäßigkeit des preußiſchen Kabinets" und „die Partei der Tröpfe, vielleicht der Verräter", 1813 milder „die bekannte Friedfertigkeit" und „die Partei der zaubernden Halbheit" (111 — 116 — 47), und ſtrich 1813: „Preußen mußte ein Knechtsgeſicht unter Knechten annehmen" (115—120—49). 1809 hatten die Preußen „von Öſterreich und Rußland kein Vertrauen und keine Hilfe verdient", 1813 „konnten ſie dieſe kaum erwarten" (116—121—49).

Seinem Bemühen, einen Weg zur Einheit zu finden, ſtellte die Exiſtenz Preußens, deren Berechtigung er doch auch nicht leugnen konnte, die größten Schwierigkeiten entgegen. Zwar hatte Arndt merkwürdigerweiſe 1809 für

*) „Werke" I, 34, anſcheinend, ebenſo wie Raſſow, Pommerſche Jahrbücher 1906, 229 f., in Verkennung der vorſichtigeren Formulierung Lehmanns (III, 175).

**) Briefe an Charlotte von Kathen. 1878. S. 147/8.

Friedrich den Großen höhere Lobesworte übrig als 1813 — er nannte ihn „den einziggrößten aller, die wir hatten (226—227—97), begehrte „einen Mann, der zünden und führen kann wie Luther und Friedrich“ (237—288—102) —, aber andererſeits bekannte er noch im „Notgedrungenen Bericht“ 1848 I, 246, daß Preußen ihm „ſtaatsrechtlich und bürgerlich damals völlig fremd war“. Dem entſpricht, was wir weiterhin über Preußen — und ſein Verhältnis zu Öſterreich — vernehmen: Über Preußens egoiſtiſche Politik im Frieden von Baſel heißt es (396—391—167): „Preußen, das vielleicht dumm (1813 „leichtſinnig“) hineingefahren war in dieſen Krieg, ging ebenſo dumm (1813 „leichtſinnig“) heraus ... und überließ das Vaterland und das noch immer gehaßte Öſterreich ihrem Schickſal. Es war indeſſen mit der ruſſiſchen Katharina gegen die armen Polen auf die kleine Mäuſejagd ausgegangen, wobei es nichts gewann als den äſopiſchen Eſelsanteil, Verachtung von ganz Europa und wachſenden Haß von ſeinem Vaterlande, das es verlaſſen hatte. Seine Politik zur Zeit der Raſtatter und Lüneviller Verhandlungen ſtrafte er mit bitteren Worten: „Das dumme und ſchlechte Preußen ſah mit dummem Geiz bloß auf kleine Erwerbe hin“ (404—399—170), „es fand die Mittelmäßigkeit, wodurch kein Staat beſtehen kann, die Faulheit, wodurch alles vergehen muß, beſſer als Ehre und Gefahr“ (406—401—171). „So ſtellte ſich Preußen nicht bloß als Zuſchauer außerhalb der Schranken hin — was ſchlecht und dumm war —, nein, es trat — was ſchlechter und dummer war — als Mitſuchender und Mitbittender, die Mütze unter dem Arm, mit an die Schranken, und erwartete, was der großmütige und gerechte Friedensſtifter, der treue und redliche Bundesgenoſſe, ihm von dem Raube zuteilen werde. Dieſe Zuteilung war kärglich genug; aber ein kleinherziger Geizhals iſt leicht zufrieden und rechnet immer für großen Gewinnſt, was er ohne Arbeit und Gefahr gewinnt; denn das iſt eben ſein Unglück und ſeine Strafe, daß er ſtaarblind iſt und nicht in die Ferne ſehen kann.“ (1813 wurde das abgeſchwächt in: „So ward aus Liebe des Friedens die Sicherheit des Friedens verſpielt ...“ (408—403—172). Unnatürlich, himmelſchreiend ... war die Dummheit und Schläfrigkeit der Miniſter und Räte, welche keine Zeiten und Begebenheiten unterſcheiden konnten; traurig war der Wahn des preußiſchen Hofes, daß er zu eigener Rettung ſich auf Frankreich lehnen müſſe und lehnen könne; traurig war der alte Haß und die apathiſche Langſamkeit Öſterreichs gegen Preußen; traurig die Verfinſterung, die ſelbſt in dieſen Zeiten in proteſtantiſchen Landsleuten kaum gleiche Brüder erkennen wollte. So kam es, daß die beiden wortführenden Staaten in ihrer eigenſten Sache kein Wort hatten“ (414). 1813 wurde dies geſtrichen (408—174 f.).

Sehr bemerkenswert ſind ſchließlich die Äußerungen über den preußiſchen Krieg 1806/07, über Hardenberg und den Herzog von Braunſchweig, und ihre Änderung in der zweiten Ausgabe. 1809 hieß es: „Der mittelmäßige Haufe ... blieb am Ruder des Staats, da die Männer des Kriegs, beſonders der Mann des Kriegs und des Königlichen Wortes gegen Bonaparte, Hardenberg, vom

Dienſt abtraten." 1813 ſtrich Arndt den zweiten Satzteil und ſetzte dafür: „die aber für Deutſchland — das Schwert ziehen wollten, vermochten nichts" (113—119—48). Auch die Beiworte Hardenbergs, „des biederen und patriotiſchen Miniſters", wandelte Arndt in „des Krieg und Rache rufenden", ob unter Steins Beratung, muß fraglich bleiben (170—174—74).

Erbarmungslos hielt er Gericht über den Führer der Jenaer Schlacht: „Zuletzt galt einer, der nach fünf, ſechs beſſeren Feldherren kaum hätte gehört werden ſollen. Daß doch immer Alter und Rang, die am Zufall hängen, meinen das Glück ziehen zu können. Alter Braunſchweig, in der Schnelligkeit und Kraft der Jugend, unter der Leitung eines großen Oheims, von dem Geiſt eines größeren Oheims, des preußiſchen Friederichs, beſeelt, erwarbeſt du Ruhm über ſchlechte Generale, Ruhm durch den preußiſchen Namen, der durch dich untergegangen iſt. Dein Zug nach Holland war eine Poſſe, dein Zug nach der Champagne hätte dich lehren ſollen, nie wieder ein Heer führen zu wollen. Du ſchloſſeſt da deine Laufbahn, und dem Unglücklichen hätte nimmer wieder das Glück eines Staates und die Ehre eines Volkes und Königs anvertraut werden ſollen. O hätte man auf die Stimme des Volkes gehört, andere hätten das Heer zu Sieg und Ruhm, immer zu langem, hartnäckigem Kampf geführt, das teutſche Volk hätte einen teutſchen Vereinigungspunkt bekommen, und am Rhein wäre es ausgefochten für die Weichſel. Wie dunkel auch jetzt noch die Geſchichte des unglücklichen Tages ſein mag, ſo weiß man, daß Braunſchweig ſeine Verwirrung und ſeine Folgen verſchuldet hatte" (135 vgl. 140 — 58). „... Rüchel und Blücher, Kalckreuth und Pfuhl, und ihr anderen Feldhauptleute, deren Namen weniger genannt ſind, hättet ihr den Befehl gehabt, nie hätte Teutſchland einen ſolchen Tag geſehen." „Was vielleicht eines Einzigen Sorgloſigkeit, Faulheit und Unfähigkeit verſchuldet hatte, das ſollten alle büßen" (137/38). Das alles mußte 1813 natürlich fallen (vgl. 141/42—59); ſo auch das allzu vernichtende Urteil über den preußiſchen Adel: „So endete der Adel hier (in Preußen 1806/07), wo er alles war und alles ſein wollte, ſo hat er ſich in den übrigen Gränzen des weiten Vaterlandes offenbart: alle letzte Schande hat er auf ſich geladen, trägt ſie und wird ſie tragen unter Fremden, bis die Herrſchaft und Tat an die markvollen Kinder der Erde, an die Autochthonen, kommt, die einſt aufrichten werden, was dieſe zerſtört haben" (244—245—105). „Ganze Regimenter waren bis auf wenige Mann geblieben, und die Offiziere las man zu zwanzigen und dreißigen auf den Gefangenenliſten" (142—146—61). Dafür fügte er im Gedanken an Stein und andere Patrioten den Abſatz ein, in dem es heißt: „Dies trifft euch nicht, die ihr durch Mühen und Gefahren ... euch mitten im Winter aufmachtet, daß ihr in ferner Weite euren König und den Streit wiederfändet."

III. Weltbürgertum und Nationalſtaat.

Die Ausbeute für dieſes merkwürdigſte und tiefſte Problem, dem wir durch Friedrich Meineckes glänzende Perſpektiven eigentlich erſt recht nahe gekommen

sind, ist verhältnismäßig gering. Doch fand ich einige interessante, aber mehr unbewußte Bekenntnisse Arndts.

Die romantisch-naturphilosophische Überzeugung, daß der Staat ein Organismus sei, der nach eigenen, irdischen Gesetzen sich fortentwickle, gehörte schon seit seiner ersten politischen Schrift „Germanien und Europa" (1803) zu Arndts festem Gedankengut. Kraft „eines bauernhaften Instinkts" konnte er „auf dem kürzesten Wege" zur Idee des Nationalstaates gelangen. Das hat Meinecke in unübertrefflicher Weise gewürdigt. Um so schmerzenreicher war das Suchen dieses Patrioten aus schwedisch-pommerschem Stamme nach dem Nationalstaat, nach dem „starken Herrn", der ihm deutsche Einheit und Kraft verbürgte. Konnte Arndt 1809 ahnen, daß Preußen ihm diese Garantien bieten sollte?

Und doch leuchtet kurz und blitzartig, wohl kaum voll bewußt, der Gedanke auf (S. 136): Das deutsche Volk hätte durch Preußen einen deutschen Vereinigungspunkt finden können. Dem stehen aber einige Äußerungen gegenüber, welche Österreich dieselbe Rolle zuweisen: Arndt nannte es „den einzigen Staat, durch welchen der teutsche Name mit Ehren auf die Nachwelt kommen konnte" (421), und er wünschte, daß die Fürsten, statt sich Napoleon zu fügen, diesem den Dienst verweigert hätten, da er den erniedrigen wolle, „dem der Herr das Szepter über sie gegeben hat" (424). In die rechte Beleuchtung rücken diese noch tastenden Gedanken erst, wenn wir sie zusammenstellen mit einer Notiz aus dem Juni 1812, die Arndt auf seiner Reise nach Rußland (vor Steins Einladung) in sein Tagebuch schrieb: „Ich dachte bei mir: siehe, nun bist du in Böhmen und mußt zu einem anderen Manne Herr sagen, und tätest es so gerne, wenn er unter die kaiserlichen Adlerflügel dein Volk versammeln und schirmen könnte". (Notgedr. Bericht I, 415.)

Bald, als Sehnsucht und Tatendrang ihn 1809 zurückgeführt hatten in die Heimat, erfuhr er in Berlin, daß die Patrioten unentwegt am Werke der Erneuerung und Befreiung arbeiteten; er konnte nun selbst seine erste positive Arbeit für Preußen leisten in der ausgezeichneten Schrift über den Bauernstand, die der Bauernbefreiung neue Impulse geben sollte, aber doch immer erst als ein erstes vorsichtiges Fühlungnehmen mit Preußen verstanden werden muß: Noch fanden seine weiten und hohen geistig-kosmopolitischen und politisch-nationalen Ideen nicht Raum genug in dem engen und wankenden Gehäuse des preußischen Staates.

Daß die Epoche seines schwedisch-pommerschen Partikularismus und seines Kosmopolitismus 1813 völlig hinter ihm lag, bekunden zwei kleine Streichungen: Arndt wandelte den „biederen Schwedenkönig" in den „König von Schweden" (130—135—56) und tilgte die Zusammenstellung „unsere Gustave und Friederiche", „unsere größten Männer" (240—241—109), in der so überaus bezeichnend sein früheres Zwitterwesen, deutsches Kulturgefühl und ererbte Sympathie für die Schweden zum Ausdruck kommt.

In mancher Äußerung glauben wir im „Geist der Zeit II" die fertige Idee des Nationalstaates zu erkennen: ihm ist „das große Land zwischen den

Alpen und der Ostsee nur Ein Land", das die Deutschen aus allen Gauen gemeinschaftlich verteidigen müssen (426). Ja, es sind sogar (wie übrigens auch in den anderen gleichzeitigen Schriften Arndts) Worte in der ersten Ausgabe enthalten, die von einem erstaunlichen Grad realpolitischen Sinnes zeugen: „Ich sagte", heißt es S. 104 (—110—44), „Preußen half den Raub teilen. Das soll man eben so schlimm nicht verstehen. Ich hätte es vergeben können, wenn herrlich und königlich geraubt wäre." (Vgl. auch die folgenden Sätze der zweiten Auflage!)

Deutlich spüren wir des Reichsritters Einfluß in folgender Änderung: Am Schlusse des „Geistes der Zeit II" entwickelt Arndt einen überaus revolutionären Entwurf einer deutschen Verfassung, in dem Staatsideal und Wirklichkeitssinn in der wunderlichsten Weise miteinander kämpfen. Da werden die sämtlichen Fürsten ihrer Souveränität beraubt und den beiden einzigen Herrscherhäusern Österreich und Preußen eingegliedert; sie und die zu Majoratsinhabern degradierten „kleinen Fürsten, Grafen und Herren" bilden das „Oberhaus". „Diese Pärs", lautet es dann in der ersten Ausgabe, „machten den einzigen erblichen Adel aus. Sonst wäre nur Verdienstadel auf Lebenszeit; die Stimme des Volks zeigte, der Regent stämpelte die Edeln, Tugend, Kunst, Tapferkeit machte sie." Dafür setzte Arndt 1813 jenen ganzen Abschnitt ein, in dem es heißt: „Auch für den kleinen Adel, wenn er bleiben sollte, müßten strengere Ordnungen und Satzungen gemacht werden. Oder . . . glaubt ihr . . ., daß die Mächtigen einem Mächtigsten, einem deutschen Kaiser gern dienen wollen? O kein deutscher Mann will dann lieber als ich die alte Ordnung des Reiches . . . erhalten wissen. Aber wer schafft mir die Liebe, die Treue, den Glauben und den Gehorsam wieder . . .?" Also gerade hier sorgte das „geistige Nebenblut" doch wieder einmal, daß romantisch-historische Pietät ihm nicht den Blick für die Realitäten des Lebens trübte, worin er ja überhaupt den Romantikern, ja zuweilen auch Stein, überlegen war*).

Durchaus rationalistisch-kosmopolitisch in dem Sinne, den Meinecke an Steins europäischer Garantiepolitik beleuchtet hat, ist aber der Aufruf Arndts an die „Vorstreiter Europens und Deutschlands", an Rußland und Österreich besonders (S. 177 ff.—180 ff.—77 f.). Sie sollen dafür sorgen, daß ein starkes Deutschland erstehe, und — ein Gedanke, der mit unserer Idee des Nationalstaates völlig unverträglich ist — „Rußland mag für seine herkulischen Arbeiten entschädigt werden, wohin ich nicht zu weisen wage." Höchst bezeichnend ist deshalb die Änderung von 1813: „Das aber darf ich sagen, daß neue und festere Bande um das Deutsche Reich geknüpft werden müssen." Diese kosmopolitisch-europäische Aufforderung an die fremden Mächte war 1813 natürlich noch mehr gerechtfertigt. Aus Rücksicht auf Rußland hat Arndt denn auch manche Offenherzigkeit gegen russische Regenten getilgt.

* * *

*) Vgl. Arndts Auseinandersetzung mit Adam Müllers Staatsphilosophie im „Bauernstand". 1810, und Ernst Müsebecks oben genannten Aufsatz: Preußische Jahrbücher, Juli 1910.

Überſchauen wir, was Arndt 1809 mit rückſichtsloſem Bekennermut verkündet und gefordert, 1813 unter dem Zwang der Verhältniſſe gemildert hat, ſo mag es uns ſcheinen, als habe er es zuweilen, was man ihm ſo oft vorgeworfen hat, an der rechten Mäßigung und Sachlichkeit fehlen laſſen. Aber gerade die Ausgabe von 1809 enthält einige Stellen, die bezeugen, daß auch Arndt aus jenem heroiſchen, ſelbſtbewußten Verantwortlichkeitsgefühl heraus redete, das den Helden jener einzigen Epoche in ſo wundervoll erhebender Weiſe eignet: „Wir anderen, die der ſüße götterverwandte Reiz nach oben zieht — wie viele durchwachte Nächte, wie viele heiße Tage, wie ſchwere und lange Arbeiten und Mühen, daß unſer Name nur von einigen des Volkes mit Ehren genannt werde! Und wie viele von uns werden in der Mitte der Bahn durch einen Windhauch Fortunens zurückgeworfen in den Staub! Und doch beginnen wir immer von neuem wieder und geben das Leben und ſeine Freuden für ein lockendes Bild, das erſt auf dem Grabe ſtill ſteht.... Denn ein Licht ſteht hoch über der weiten Welt und über den Torheiten und Herrlichkeiten, den ſchwarzen und weißen Taten der Thronen und Völker: keine Tugend mag jetzt ungewußt vergehen, keine Schande verborgen bleiben.... Die Geſchichte ſteht jetzt mit tauſend Argusaugen jeder großen Tugend und jedem großen Verbrechen auf der Spur der werdenden Tat und gräbt ſie ſogleich unauslöſchlich in ihre ehernen Tafeln ein (418). Es iſt meine Pflicht, dem Volk zu zeigen, was die Fürſten und der Adel des Vaterlandes geweſen ſind; es iſt meine Pflicht, es jenen ſelbſt zu zeigen. Nicht mit Luſt ſtelle ich dieſen Spiegel aus, nicht mit Schadenfreude, nicht, daß ich unſelige Zwietracht mehren, daß ich traurige Zerſplitterung teutſcher Kräfte und Gemüter verlängern will. Ich ſchwöre es bei dem heiligſten Schwur und rufe alle edle Männer zu Zeugen auf, ich ſchwöre es bei der Freiheit meines Vaterlandes und Europens; meine Zunge erſtarre, meine Hand verdorre, wenn kleiner Haß und kleine Ehrſucht in meinem Herzen brütet! Aber ich muß Schanden zeigen, damit Ehren aufſtehen, ich muß Schwächen aufdecken, damit Stärken erwachſen können“ (415).

Das ſind Worte von wahrhaft erſchütternd dramatiſcher Kraft, bei denen uns noch heute das Bild dieſes eiſernen Mannes aufſteigt in wundervoller Herrlichkeit: In grimmigem Unmut knirſchen die Zähne zuſammen, und nur mühſam hält die Träne des Zornes und der Schmach ſich zurück. Ich möchte, Hammer und Meißel in meiner Hand formten, was mein Auge ſchaut. — Wollte ein Künſtler dieſen Arndt des „Geiſtes der Zeit“ im Bilde wieder erſtehen und zu uns reden laſſen, er müßte mit ihm Zwieſprache halten wie der geniale ſchwediſche Künſtler Anders Zorn mit dem Könige ſeines Volkes Guſtav Waſa, als er das Standbild ſchuf, das zu Mora in Dalarne für alle Zeiten ergreifende Vaterlandsliebe kündet. So ſollte dieſer deutſche Recke vor uns ſtehen: Von der gewaltigen Wucht der Zeit und des Augenblicks erſchüttert, hoffend, zweifelnd, ganz Wille und ganz Werkzeug.

Zur Wehrbewegung in England

Der russisch-japanische Krieg hat für Asien ähnlich weittragende Anregungen gebracht, wie seinerzeit die napoleonischen Kriege für Europa. Die zeitweilige oder auch dauernde Ausschließung Rußlands vom Großen Ozean ist dabei ziemlich nebensächlich; viel wichtiger ist, daß der nationale Geist erwachte, nicht bloß in Japan lebendig ist, sondern sich auch in China und Indien mächtig regt. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Europäer, die Furcht vor Rußland, die den Indern die englische Herrschaft als das kleinere Übel erscheinen ließ, sind geschwunden, der Gedanke: Asien für die Asiaten! ist ausgelöst worden und hat das Vertrauen auf die eigene Kraft und den Haß gegen jeden europäischen Einfluß gestärkt. Die Sache ist noch im Werden, und insbesondere wird die Entschlußfähigkeit der Inder nicht hoch veranschlagt. Aber England hätte alle Ursache, sein hauptsächlichstes Interesse den dortigen Verhältnissen zuzuwenden. Auch jenseits des Kanals ist niemand im Zweifel darüber, daß der Verlust Indiens dem Erlöschen der britischen Weltstellung gleichkommt. Die wohlgemeinten und vielleicht auch zweckmäßigen Reformen hätten zur Zeit der Russenfurcht Wurzel schlagen können, jetzt kommen sie zu spät und erscheinen den Indern als Schwäche, denn den Asiaten gilt als einziges politisches Prinzip nur die Macht. Will England den Indern die Lust zu Aufständen benehmen und sie für Reformen zugänglich machen, so muß es ihnen durch Macht imponieren, es muß eine Armee besitzen, die sofort zur Einschiffung bereit ist.

Mit den schönsten Dreadnoughts kann man Indien nicht halten, auch die dort liegenden 75000 Mann, die keineswegs vollkommen zuverlässig sind, reichen samt allen möglichen Nachschüben von 150000 bis 180000 Mann im Ernstfalle nicht aus, wie der Burenkrieg schon erwiesen hat. Dazu gehört eine ganz andere Armee und nicht etwa jene lächerlichen 100000 Mann, die angeblich jemand Delcassé angeboten haben soll. Dazu gehört das Vier- und Fünffache; aber das einfache Vorhandensein würde schon jeden indischen Aufstand aussichtslos machen. In England gibt es Leute genug, die den Ernst der Lage erkennen und seit dem Burenkriege, noch mehr aber seit dem unerwarteten Emporsteigen des gehätschelten Japan, unausgesetzt bemüht sind, in Voraussicht möglicher schwerer Entscheidungen den Wehrsinn im Volke zu pflegen. Sie arbeiten auf die allgemeine Wehrpflicht hin, die allein imstande ist, die unbedingt erforderliche Armee und eine ausreichende Besatzung für die neuen riesigen Linienschiffe zu schaffen. Das Werbesystem liefert nicht einmal mehr die volle Bemannung für die doch sonst so populäre Flotte, wie Lord Beresford vor nicht langer Zeit ausdrücklich ausgesprochen hat. Die allgemeine Wehrpflicht ist in Preußen, wie nachmals im übrigen Deutschland, in Österreich und Frankreich erst nach schweren Niederlagen eingeführt worden, man braucht sich darum nicht

besonders darüber zu wundern, daß die Briten auf ihrer sicheren Insel bisher wenig Neigung dafür verspürten, außerdem ist ihnen der Dienst in Indien und in den Kolonien höchst widerwärtig.

Trotzdem hatte die Wehrbewegung unleugbare Fortschritte gemacht. (Eingehenderes findet sich in den Grenzboten III 1909, Heft 37). Die Agitation dafür wußte sehr geschickt mit dem allgemeinen Volksempfinden zu operieren und erfreute sich auch der besonderen Begünstigung durch den König Eduard. Von den Blättern ist dabei der Umstand vielfach zu ernst genommen worden, daß die „deutsche Invasion" eine große Rolle spielte. Um „sein Haus" zu verteidigen, hätte der freie Brite wohl die Flinte auf die Schulter genommen, sobald ihm die Notwendigkeit davon einleuchtend dargestellt wurde. Mit dem einstigen Erbfeind Frankreich konnte man ihm jetzt aus verschiedenen Gründen nicht kommen, und so blieb bloß Deutschland übrig, das wegen seiner zunehmenden Handels- und Flottenkonkurrenz ohnehin schon manchen Ärger erregt hatte. In den leitenden deutschen Kreisen ist diese Scheinhetze niemals höher eingeschätzt worden, als sie wirklich wert war, ebensowenig die Zusammenziehung der britischen Geschwader an den heimischen Küsten, angeblich auch Deutschlands wegen. Der eigentliche Beweggrund lag selbstverständlich anderswo. Die großen Entscheidungen zur See hatten gelehrt, daß es mit der bisherigen Kauffahrertaktik nicht mehr ging, und daß heutzutage die Geltung zur See nur mit einer wohl geübten und in großen Manövern durchgebildeten Flotte zu behaupten ist. Daß es den über alle Meere zerstreuten britischen Geschwadern daran mangelte, durfte nicht zugestanden werden; für die erforderliche neue Schulung und Ausbildung finden sich aber bloß in England die geeigneten Stützpunkte, die sogar noch vermehrt werden mußten. Der Hinweis auf Deutschland kam dabei der Wehrbewegung zugute.

Die liberalen Führer stehen ihr freilich verständnislos bis widerwillig gegenüber; kaum daß sie sich von der öffentlichen Meinung zur weiteren Verstärkung der Flotte und zur Begünstigung des bereits gescheiterten Experimentes ihres Zivilkriegsministers Haldane zur Reform des Freiwilligen- und Milizwesens bestimmen ließen. Vergeblich sind mannigfache Anregungen von auswärts geblieben. Der australische Minister George Raid hat es den Briten im vorigen Juli auf den Kopf zugesagt, daß die australische Bevölkerung die zwangsweise militärische Ausbildung auf sich genommen hat und für die Reichsverteidigung mehr tut als das Mutterland, das nicht einmal für Lord Kitchener eine Beschäftigung finde. Die Freunde, Japan und Frankreich, haben den Briten wiederholt unverblümt zu verstehen gegeben, daß ihr Bündnis ohne Landarmee des eigentlichen Wertes entbehre. Großbritannien ist keineswegs mehr ein vom Meer umspültes Inselreich, sondern namentlich in Asien eine große Landmacht, die verhängnisvollen Überraschungen ausgesetzt sein kann. Es ist unter diesen Umständen eine große politische Kurzsichtigkeit, daß die Liberalen die Wehrbewegung lähmen, indem sie das Land mit Verfassungskonflikten erfüllen,

deren Dringlichkeit von anderen nicht anerkannt wird. Unstreitig geht damit für die Wehrhaftmachung kostbare Zeit verloren, und man wird später die Bewegung von neuem beginnen müssen. Auch bei allgemeiner Wehrpflicht sind Armeen nicht aus der Erde zu stampfen, am wenigsten in einem Lande, wo die Vorbedingungen dafür gänzlich unentwickelt sind.

Man könnte nun dagegen einwenden: Wozu sollen wir uns den Kopf der Engländer zerbrechen, wenn sie durchaus ins Unglück hineinrennen wollen? Sie haben sich doch wahrlich um Europa wenig Dank verdient! — Das ist wohl richtig, aber es handelt sich nicht um das stolze Albion allein. Es liegt auf der Hand, daß ein Mißerfolg Englands in Indien für alle Länder mit europäischer Kultur und für die Handelsinteressen unseres Weltteils in Asien von viel größerer Tragweite sein würde als die Niederlage Rußlands. Selbst die Hilfeleistung Japans wäre höchst bedenklich, denn sie würde aller Voraussicht nach mit der Vertauschung der britischen Schutzherrschaft durch die japanische enden. In jedem Falle läge ein Erfolg Asiens über Europa, ein Sieg der gelben über die weiße Rasse vor. Europa und die Vereinigten Staaten würden die Folgen bald spüren, wenn England in Indien eine Überraschung erlebte. Die letzten Jahrzehnte haben aber doch schon mehrere gebracht. Die gebietende Stellung Österreichs im Deutschen Bunde bis 1866, die förmliche Schiedsrichterrolle Frankreichs unter Napoleon dem Dritten, die Vormachtsstellung Rußlands in Ostasien: alles ist unwiederbringlich in wenigen entscheidenden Tagen an andere verloren gegangen, weil verabsäumt worden war, die nötigen Machtmittel bereit zu halten.

Es empfiehlt sich noch, auch einen Blick auf den Mohammedanismus zu werfen. In Indien sind die Mohammedaner das tatkräftigste Element, und sie breiten sich rasch aus, weil sie das Kastenwesen nicht kennen. Sie waren auch 1857/58 die Seele des indischen Aufstandes, legten aber auf Geheiß des Sultans Abdul Medschid, der seinem britischen Verbündeten vom Krimkriege her den Gefallen erwies, die Waffen nieder. Ob der Sultan wieder helfen würde, ist mindestens fraglich, eine wirkliche Großmacht verläßt sich auch auf dergleichen nicht, sondern sieht sich selbst vor. Wie die jungtürkische Revolution erst vor kurzem wieder bewiesen hat, pflegen islamitische Bewegungen oft sehr unvermutet loszubrechen. Der sichere Schutz Englands davor besteht allein in einer ausreichenden Armee. Ein indischer Aufstand ist um so wahrscheinlicher, je mehr sich dort die Meinung festsetzt, daß England schwach ist, und die in Europa geschulten indischen Agitatoren sorgen dafür, daß sie besteht. —y—

Strömungen im ländlichen Genossenschaftswesen

Von Providens

Die nachstehenden Ausführungen sollen eine Ergänzung zu den Ausführungen Spektators in Heft 30 der Grenzboten darstellen; wir geben ihnen gerne Raum, weil sie, ohne die früheren Angaben zu entkräften, geeignet erscheinen, den Standpunkt der Preußenkasse klar vor Augen zu führen. Die Schriftleitung.

In der großen Finanzwelt ist das Genossenschaftswesen fast unbekannt, vollends das ländliche Genossenschaftswesen. Der Handelsteil einer großen Zeitung nimmt von ihnen kaum Notiz; es gibt da keine Aktionäre, die in der Zeitung darüber etwas lesen wollen. Wird nun aber einmal die Erörterung des ländlichen Genossenschaftswesens aktuell, so spielen Schlagworte, wie z. B. „Zentralisation" und „Dezentralisation", „Selbsthilfe" und „Selbstverantwortung" oder „Verstaatlichung", die an sich doch inhaltsleer sind, leicht eine bedenkliche Rolle. In der Tat ist der Überblick schwierig. Es handelt sich um eine Finanzmacht von mehr als 2 Milliarden Mark Betriebsmitteln, und diese Macht wird noch eigenartiger und größer dadurch, daß die Betriebsmittel in kleinen und kleinsten Posten in Hunderttausenden von Betrieben angelegt sind. Das ländliche Genossenschaftswesen ist zugleich ein so kompliziertes System von Organisationsformen, daß selbst der banktechnische Fachmann zunächst in einen Irrgarten einzutreten glaubt. Ohne die Kenntnis des geschichtlichen Werdegangs kann diese Organisation gar nicht verstanden werden.

Als Raiffeisen die ersten ländlichen Genossenschaften gründete, unterschieden sie sich in der äußeren Form nicht wesentlich von den städtischen Vorschußvereinen — hat doch Raiffeisen selbst seine erste Darlehnskasse mit einem Schultze-Delitzschen Statut gegründet. Indessen brachte doch der dörfliche Charakter wesentliche Unterschiede in dem Geschäftsbetrieb hervor; ehrenamtliche Arbeit im Vorstand und Aufsichtsrat, nebenamtliche Arbeit im Rendantenamt und die genaue und tägliche Kenntnis des Schuldners und seiner Wirtschaftsweise ermöglichten einen billigeren und weitergehenden Personalkredit, als ihn jede andere Kreditorganisation den Bauern bieten konnte. Das Fehlen von Bankfachleuten in der Verwaltung dieser kleinen Dorfbank rief aber auf der anderen Seite das Bedürfnis nach einer Zentralorganisation hervor, die von Bank-

fachleuten geleitet und in allen Geld- und anderen kaufmännischen Fragen die Vertrauensstelle der Genossenschaften ist, vor allem ihren Geschäftsbetrieb periodisch revidiert. In einem ähnlichen Vertrauensverhältnis stehen die Darlehnskassen zu der Bank, mit der sie im Verkehr stehen. Um eines unparteiischen Rates sicher zu sein, sind die Genossenschaften selbst die Anteilhaber ihrer Zentrale. Raiffeisen, der dies Bedürfnis rasch erkannte, begründete für die Revision der ländlichen Genossenschaften den Generalverband, für ihren Bankverkehr im Jahre 1876 nach dem Fehlschlag einer anders gearteten Organisation die Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse in Neuwied a. R., deren Sanierungsversuch und Kampf gegen die Preußische Zentralgenossenschaftskasse heute die Öffentlichkeit beschäftigt.

In den örtlichen Darlehnskassen schwankt der Geldstand je nach Jahreszeit, Ernte usw. in gewissen Grenzen. Infolge ihrer örtlichen Begrenzung pflegen sie aber auch für längere Perioden entweder Geldmangel zu haben oder Geldüberfluß, je nachdem das Dorf wohlhabend und wie weitgehend das in die Kasse gesetzte Vertrauen ist. In der Zentralgenossenschaftsbank gleichen sich dieser Überfluß und dieser Mangel aus. Weil nun aus diesem Grunde der Bankkredit für die einzelne Darlehnskasse im Verhältnis zu ihren Betriebsmitteln in sehr vielen Fällen ganz außerordentlich groß ist, so verlangt die Zentralgenossenschaftskasse im Interesse ihrer Sicherheit die „Ausschließlichkeit"; sie muß die Gewißheit haben, daß ihre Kundin nicht auch noch andere Geldquellen sich eröffnet und ihr Schuldenstand für sie dadurch unkontrollierbar wird. Sonst kann sie einen so weitgehenden Kredit nicht geben und sie müßte den Zinsfuß erhöhen, weil die Gefahr der Beleihung größer würde. Dieses Ausschließlichkeitsverhältnis bedeutet keineswegs eine Knebelung der Genossenschaft; denn wenn sie wirklich kreditwürdig ist, so ist es ihr auch möglich, sich eine andere Bankverbindung zu wählen, sobald die alte ihr nicht gefällt. Auch ist die Ausschließlichkeit an sich nicht etwas dem Genossenschaftswesen Eigentümliches. Die Deutsche Bank z. B. verlangt sie von ihren Kunden bei der Beleihung von Buchforderungen, also sobald es für sie im Interesse der Übersicht geboten ist. Es handelt sich also nur um die Anwendung kaufmännischer Vorsicht. Im genossenschaftlichen Kreditwesen bezieht sich die Ausschließlichkeit nur auf den eigentlichen Bankverkehr; es bleibt der Genossenschaft unbenommen, Spargelder heranzuziehen. Die Bedingungen der Preußenkasse sind sogar darauf zugeschnitten, die mit ihr arbeitenden Genossenschaftsbanken zu veranlassen, sich — abgesehen von der Vermehrung des eigenen Kapitals — auch durch Beschaffung von Spargeldern ihr gegenüber unabhängiger zu machen. Ebensowenig beschränkt die Ausschließlichkeit die Anlage der Betriebsmittel im Genossenschaftsbezirk. Die Ausschließlichkeit liegt auch im Interesse der Darlehnskasse und ihrer Mitglieder, denn sie haben dadurch die Gewißheit, daß ihr Geschäftsverkehr von der Zentralgenossenschaftskasse, deren Rat sie vertrauen, übersehen und wirksam kontrolliert werden kann. Auch Darlehnskassen, die dauernd im Geldüberfluß sind, daher

zur Ausschließlichkeitserklärung von ihrer Genossenschaftskasse nicht gezwungen werden können, pflegen hierauf freiwillig einzugehen, um der Gefahr zu entgehen, ihre Gelder illiquide oder gar unsolide anzulegen. Sie sind lieber mit den geringeren Bankzinsen zufrieden, die ihnen die Zentralgenossenschaftsbank bietet. Dieser Grundsatz möglichster Vorsicht und Übersichtlichkeit wird auch dadurch erfordert, daß die Genossenschaften fast ihre ganzen Betriebsmittel anleihen, sei es als Spargeld, sei es als Bankkredit. Das eigene Vermögen tritt dagegen ganz zurück. Die Anteile der Mitglieder sind regelmäßig geringfügig, und die dem Genossenschaftsgesetze entsprechende Haftung der Mitglieder muß dem Gläubiger in der Hauptsache als Sicherheit genügen. Selbstverständlich kann eine solche Genossenschaft, die fast gar kein eigenes Kapital hat, keine riskanten Geschäfte machen.

Die Ausschließlichkeit ist also ein Grundsatz, der den ganzen Bankverkehr der ländlichen Genossenschaften beherrscht. Es ist ein Verdienst der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse, diesen Grundsatz zu allgemeiner Anerkennung gebracht zu haben. Alle Genossenschaftsbanken, auch die Zentraldarlehnskasse, wenden ihn im genossenschaftlichen Bankverkehr an, und die Vertreter der Genossenschaftsbanken, die den Ausschuß der Preußenkasse bilden, haben ihn noch im letzten Jahre anerkannt und seine Beibehaltung für notwendig erklärt.

Gegenüber den Zentralgenossenschaftsbanken, die ihrerseits ihre Mittel durch die Preußenkasse erhalten und sie bei ihr anlegen, macht diese die Ausschließlichkeit keineswegs zur Bedingung für den Geschäftsverkehr. Sie räumt lediglich weitergehende und billigere Vorzugskredite ein, wenn diese Erklärung abgegeben wird. Das ist auch bankmäßig richtig, aus der ganz einfachen Erwägung heraus, daß in diesem Falle das Risiko geringer ist. Die Gewährung so weitgehender Kredite, wie sie von der Zentraldarlehnskasse 1907/08 beansprucht wurden — sie betrugen bei einem eigenen Kapital von rund 5 Millionen Mark mehr als 30 Millionen Mark —, ist für eine Bank ganz undenkbar, wenn sie nicht die volle Übersicht hat.

Auch kann man natürlich Vorzugskredite unter dem Zinssatz des offenen Geldmarkts nur dann gewähren, wenn die Ausschließlichkeit eingehalten wird. Denn sonst würde der billige Geldsatz ständig zu Geschäften nicht genossenschaftlicher Art am offenen Geldmarkt ausgenutzt werden. Es kann aber nicht die Aufgabe der geldgebenden Staatsanstalt sein, auf diese Weise einzelnen Genossenschaftsbanken Geschenke zuzuwenden. Durch die Ausschließlichkeit wird erreicht, daß der Vorzugskredit nur zu genossenschaftlichen Zwecken in Anspruch genommen wird. Anderseits fließen der Staatsbank auf diese Weise auch die Gelder zu, die in genossenschaftlichen Geschäften nicht Verwendung finden, so daß sie nicht zu einer reinen Pumpanstalt wird, sondern ihre Aufgabe als Geldausgleichstelle wirklich erfüllt.

Freilich hatte die ehemalige Zentralbank der Vorschußvereine, Soergel, Parrisius u. Co., den Grundsatz der Ausschließlichkeit nicht. Aber ihr unrühmliches

Ende ist nicht zum wenigsten gerade diesem Umstande zuzuschreiben. Denn viele Genossenschaften wußten sie in kritischen Zeiten wohl zu finden, ließen sie aber in normalen Zeiten liegen, so daß sie sich nicht auf das regelmäßige große Kontokorrentgeschäft mit den Genossenschaften genügend stützen konnte.

Es kommt gewiß vor, daß eine Genossenschaftsbank an den jeweiligen Bedingungen der Preußenkasse etwas auszusetzen hat; das wird im geschäftlichen Leben niemals anders sein. So darf man auch die Klagen der Zentraldarlehnskasse über die mangelhafte Verwertung ihrer Geldbestände bei der Preußenkasse nicht tragisch nehmen und darin etwa den Grund ihres Kampfes gegen diese suchen wollen. Der eigentliche Grund liegt vielmehr in einer gewissen Rivalität: die seit 1910 geschaffene Generaldirektion der Zentraldarlehnskasse glaubte sich berufen, eine Zentralbank für das ganze deutsche Genossenschaftswesen zu werden. Dies Streben mußte zu einem Zusammenstoß mit der Preußenkasse führen.

Seit dem Beginn des ländlichen Genossenschaftswesens ist der Streit um die zweckmäßige Gestaltung des allgemein als notwendig erkannten Oberbaus nicht zur Ruhe gekommen. Raiffeisen konnte nur einen Teil der Genossenschaften in seiner starren Zentralorganisation vereinigen und dauernd zusammenhalten. Daneben kamen selbständige Genossenschaftsorganisationen in den einzelnen Provinzen und Landesteilen empor, deren Zentralen 1883 zu dem sogenannten „Reichsverband" zusammentraten, der in Offenbach seinen Sitz nahm und diesem Zweige der Genossenschaftsbewegung den Namen der Offenbacher Richtung gab. Den zahlreichen Provinz- und Landeszentralbanken dieser Richtung fehlte es besonders an einer starken Bank, die ihnen die zu den fortgesetzten Gründungen nötigen Kredite gewährt hätte; so errichtete der Staat die Preußenkasse (1895). Die Zentraldarlehnskasse, die sich im ersten Augenblick abwartend verhielt, säumte nicht, sich diesen Kredit ebenfalls zunutze zu machen, um mit der Offenbacher Richtung Schritt zu halten; sie verdankt diesem Kredit ihre Erhaltung in den Krisen der Raiffeisenorganisation von 1904 und 1907.

Seit dem Tode Raiffeisens nämlich ist seine Neuwieder Zentralorganisation nicht zur Ruhe gekommen. In den Jahren 1895, 1899, 1904/05, 1909 und 1910, also nicht weniger als fünfmal, wurde an ihr gründlich herumkuriert, von den beträchtlichen Amputationen, Neben- und Nachkuren der Zwischenzeit abgesehen. Woran lag das? Nach dem Tode Raiffeisens zeigte es sich bald, daß die rasch wachsende Zahl von Genossenschaften nicht mehr von einem Punkte geleitet werden konnte. So schuf man 1895 in den einzelnen Provinzen und Landesteilen Filialen der Zentraldarlehnskasse und der zentralen Handelsgesellschaft Raiffeisen u. Kons., die den gemeinsamen Einkauf von Futter- und Düngemitteln usw. für die Genossenschaften betrieb.

Das Raiffeisen-System bot also jetzt das Bild eines Baues mit drei Stockwerken: lokale Genossenschaft, Filiale und Zentrale. Das System hatte sich der Offenbacher Richtung etwas genähert, freilich mit dem Unterschied, daß im

Neuwieder System die Provinzstelle keine finanzielle Selbständigkeit hatte, während beim Offenbacher System ein finanzieller Oberbau über den Provinzen nicht bestand, sondern statt dessen die Anlehnung an die Preußenkasse. Nun zeigte sich, daß auch im Neuwieder System die provinzielle Instanz eine immer entscheidendere Rolle spielte, je umfangreicher die Geschäfte wurden. Und bei diesen Geschäften, zu denen ja auch das nicht gefahrlose Warengeschäft gehörte, zeigten die Filialen mehrfach einen Wagemut, der sich nur daraus erklärte, daß das Risiko solcher Geschäfte auf die Allgemeinheit, nicht auf die Provinz fiel. Die Gründung der Kornhäuser, Winzergenossenschaften und anderer Betriebsgenossenschaften vergrößerte diese Gefahren. So entschloß sich 1899 Neuwied zu einem weiteren Schritt der Dezentralisation: es wurden in den einzelnen Provinzen Landesgenossenschaftsbanken errichtet, um alle Genossenschaften zu finanzieren, die nicht Darlehnskassen waren. Diese Landesgenossenschaftsbanken beruhten wie im Offenbacher System auf der Haftsummenbeteiligung der ihnen angeschlossenen Genossenschaften. Die Zentraldarlehnskasse gab ihnen das Geld, und ihr Risiko war durch diese Form bedeutend verringert. Sie blieben aber durchweg schwache Gebilde. Die Ideen möglichster Zentralisation der Geschäfte waren aber keineswegs eingeschlafen, es ist vielmehr auch für die spätere Zeit charakteristisch, daß trotz der schrittweise fortgesetzten Dezentralisation zentralische Strömungen fortdauerten und immer wieder bei praktischen Maßnahmen sich durchsetzten. Die Firma Raiffeisen u. Kons. hatte sich in den neunziger Jahren in Belgien eine Superphosphatfabrik angegliedert; Versuche, den Handel mit Wein, Hopfen und Tabak genossenschaftlich zu zentralisieren, folgten. Freilich wurde das Risiko dieser letzteren Zentralisation zum Teil den Landesgenossenschaftsbanken zugewiesen, die wegen ihrer Geringfügigkeit nicht in der Lage waren, sich eigene tüchtige Beamte zu halten, und die Weisungen der Zentraldarlehnskasse befolgen mußten. Der Grundsatz zentraler Leitung wurde in den Jahren 1902 und 1903 vom Generaldirektor Heller noch einmal stark angespannt. Trotzdem setzte sich seit 1900 allmählich die weitere Dezentralisation durch. Einige Landesgenossenschaftsbanken erstarkten; dagegen schritt in der Zentrale die notwendige Kapitalerhöhung nicht nach Wunsch voran und blieb seit der Krisis von 1904 ganz stecken. Die Verluste, durch welche die Zentrale durch die voreilige Organisation des Produktengeschäfts und durch die Fehler schlecht verwalteter Filialen getroffen wurde, mußten in den anderen Provinzen das Streben nach selbständiger Leitung und auch nach finanzieller Selbständigkeit bestärken.

Aus dem Gegensatz zwischen der Offenbacher und der Neuwieder Richtung war nach und nach ein offener Kampf in mehreren Provinzen entstanden. Als die Raiffeisen-Organisation im Jahre 1904 ihre gesamten Reserven verloren hatte und keine Dividende verteilen konnte, sah sie sich zu einem Friedenschluß genötigt, der in entscheidender Weise auch bei ihr das Schwergewicht in die Provinz verlegte; die bis dahin nichts bedeutenden provinziellen Verbände der Raiffeisen-Genossenschaften erhielten das bisher vom Generalverband in Neuwied

ausgeübte Revisionsrecht. Der Generalverband wurde damit zu einer mehr repräsentativen Vereinigung. Die Provinzen hatten fortan die selbständige und verantwortliche Beratung der Genossenschaften in allen geschäftlichen Dingen. Seit 1909 wurden auch die Warenabteilungen der Zentraldarlehnskasse aufgelöst, und das Warengeschäft ward trotz des heftigen Widerspruchs der zentralistischen Stimmführer an selbständige provinzielle Institute übertragen.

Es ist natürlich, daß in dieser Zeit des Ausbaues der provinziellen Organisation die Neuwieder Zentraldarlehnskasse nicht gestärkt wurde. Bei der geringen Dividende und den fortgesetzten Verlusten sträubten sich die Genossenschaften gegen die Zeichnung weiterer Aktien; die 1900 beschlossene Kapitalerhöhung von 5 auf 10 Millionen Mark konnte bis heute nicht durchgeführt werden und ist etwa auf dem Stande stehen geblieben, der 1904 erreicht war. Hieraus folgte der Mißstand, daß das kleine Kapital von 5 Millionen Mark als Sicherheit für einen immer größeren Geschäftsumfang und immer größere Einlagen gelten mußte. Heute liegen die Dinge so, daß den 5 Millionen Mark eigenem Kapital etwa 90 bis 100 Millionen Mark Depositen gegenüberstehen. Wenn nun auch der genossenschaftliche Geldverkehr von Haus aus kaum so viele riskante Geldanleihen mit sich bringt, wie der Geschäftskreis von Großbanken, so fehlt es doch auch in der Zentraldarlehnskasse nicht an solchen Geschäften — es sei nur an die Superphosphatfabrik „Unitas" erinnert. Ein großer Teil der Ausleihungen ist ferner zwar rechtlich, aber nicht tatsächlich in kurzer Frist einziehbar. Die Zentraldarlehnskasse kann infolgedessen mit Rücksicht auf ihre Liquidität die Anlehnung an den umfangreichen Kredit einer Großbank für Notfälle nicht entbehren. Sie kann sich diesen Kredit erleichtern, indem sie sich von den Genossenschaften für ihre Forderung Wechsel ausstellen läßt und diese Finanzwechsel diskontiert. Aber auch diese Finanzwechsel sind nur soweit marktfähig, als das Giro der Zentraldarlehnskasse für sicher angesehen wird, und diese Grenze ist wieder durch das geringe eigene Kapital der Zentraldarlehnskasse eng gezogen. Durch den Geldüberfluß, in dem sie sich seit längerer Zeit befindet, ist sie weiter in die Notwendigkeit versetzt, Gelder außerhalb des gewohnten und sicheren Verkehrs mit den Genossenschaften anzulegen. Garantien für die sichere und liquide Verwaltung dieser Gelder bietet die Generaldirektion der Zentraldarlehnskasse nicht mehr und nicht weniger als die Direktion jeder anderen Bank, bei der der Volkswirt deswegen ein entsprechendes eigenes Kapital als Sicherheit verlangt. Daß bei der Zentraldarlehnskasse ein Teil der Kunden zugleich Aktionäre sind, hat auf die Sicherheit der Geldanlage leider keinen Einfluß.

Die Gefahren dieser Entwicklung würden beseitigt sein, wenn die Neuwieder Organisation ihre Dezentralisation bis zu Ende durchführen würde, d. h. den allein noch zentralen Geldverkehr der Darlehnskassen auf die provinziellen und Landesgenossenschaftsbanken übertragen würde. Ohne Zweifel würden die Darlehnskassen sich bei diesen Banken so stark beteiligen, daß deren Kapital

genügende Sicherheit für die Depositen bieten würde; sind doch die entsprechenden Provinzbanken der Offenbacher Richtung einzeln an Garantiekapital größer geworden, als die Zentraldarlehnskasse, obwohl deren Depositen fünf- bis zehnmal so groß sind. Diese naturgemäße Entwicklung ist nun dadurch unterbunden worden, daß innerhalb der Neuwieder Organisation die zentralistische Strömung auf der Generalversammlung im Jahre 1910 die Oberhand bekam und in dem damals gewählten neuen Generaldirektor einen energischen Vorkämpfer gewann.

Die Neigung mancher der namentlich in den Körperschaften überwiegenden Geistlichen, geschäftliche Fragen des Genossenschaftswesens dogmatisch nach den wirklichen oder angeblichen Grundsätzen des 1888 verstorbenen Raiffeisen zu beurteilen, spielte hierbei verhängnisvoll mit. So wurde auch die Frage der Organisation, ob der Bankverkehr der Darlehnskassen in einer Zentralstelle fortzuführen oder an selbständige provinzielle Genossenschaftsbanken abzugeben sei, zu einer Prinzipienfrage gestempelt. Zu diesen Widerständen gesellte sich die Schwerkraft der bestehenden Organisationen mit ihren Beamten und langgewohnten Einrichtungen, die jeder durchgreifenden Neuerung entgegenwirkt.

Der neue Generaldirektor stellte das Prinzip auf, daß die Zentraldarlehnskasse das Hauptstück des Raiffeisenschen Systems und deshalb unantastbar sei. Er war bestrebt, die Dezentralisation auf die Provinzen nicht fortzuführen, sondern die Zentraldarlehnskasse zur Zentralbank für das gesamte deutsche ländliche Genossenschaftswesen zu erheben. Die Durchführung dieses Planes begann er mit der sogenannten Sanierungsaktion. Jede einzelne Darlehnskasse sollte der Zentraldarlehnskasse 750 Mark zur Verfügung stellen, um außerordentliche Abschreibungen und Beihülfen an Genossenschaften, die durch die Zentralisation des Handels mit Tabak, Hopfen und Wein geschädigt waren, daraus zu bestreiten. Es gelang, der Zentraldarlehnskasse auf diesem Wege etwa $2^1/_2$ Millionen Mark zuzuführen und dabei die Genossenschaften an der Erhaltung der Zentralisation wirksam zu interessieren, denn es wurde ihnen die Rückerstattung jenes Betrages in Aussicht gestellt, wenn sie im Geschäftsverkehr mit der Zentrale verblieben. Die provinzielle Organisation des Geldverkehrs ist damit von der Zustimmung der Zentrale selbst abhängig gemacht. Freilich brachte diese Form der Sanierung eine solche Unklarheit der beiderseitigen Verpflichtung mit sich, daß ihr finanzieller Wert zweifelhaft und die Bilanz deswegen angefochten ist. Die Zentraldarlehnskasse glaubt die Rückforderung der Genossenschaften gegen sie nicht als Schuld bilanzieren zu müssen, während ihre Aktionärgenossenschaften sie als Aktivum bilanzieren. Das Gericht wird nun entscheiden, ob die Zentraldarlehnskasse ihre Bilanz ändern muß — womit die Sanierung fehlgeschlagen wäre — oder die viertausend Aktionär-Darlehnskassen. Auf alle Fälle hat die Sanierung den Nachteil, der Zentraldarlehnskasse nur vorübergehend stärkere eigene Mittel zuzuführen, deren sie so nötig bedarf. Die Schwierigkeit, das Aktienkapital zu erhöhen, ist verstärkt, da man die Genossenschaften nicht nochmals in kurzer Zeit in Anspruch nehmen kann, ohne ihr Mißtrauen hervorzurufen.

Während dieser „Sanierung" versuchte die Zentraldarlehnskasse eine Interessengemeinschaft mit der Reichsgenossenschaftsbank in Darmstadt anzuknüpfen, die bestimmt war, in eine Fusion überzugehen. Dieser Versuch wirkte, wie in dem Aufsatz „Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen und die Preußenkasse" (Heft 30 der Grenzboten) bereits sehr richtig bemerkt wurde, wie eine Kriegserklärung gegen die Preußenkasse und rief den Kampf hervor, der seitdem auch die Öffentlichkeit lebhaft beschäftigt hat.

Die Reichsgenossenschaftsbank war 1902 von den Provinz- und Landesbanken der Offenbacher Richtung gegründet, die an Stelle der Preußenkasse eine von ihnen selbst abhängige eigene Zentralbank zu schaffen wünschten. Aber die Mittel dieser Provinzialbanken reichten nicht aus, um eine Zentralbank von genügender Stärke zu errichten, zumal sie sich fürchteten, mit dieser Beteiligung zu große Risiken einzugehen. So blieb die Reichsgenossenschaftsbank ein Torso, ihr Kapital, das schließlich auf 5 Millionen Mark gebracht wurde, blieb weit kleiner, als das Garantiekapital der einzelnen bei ihr beteiligten Provinzbanken. Die letzteren entschlossen sich also fast alle, an der Preußenkasse festzuhalten, die ihnen die Wahl ließ, den Bankverkehr nur mit ihr oder nur mit der Reichsgenossenschaftsbank durchzuführen, da die Übersicht des Geschäftsverkehrs und damit die Sicherheit der gewährten Kredite nur auf diese Weise gewährleistet waren. Der Reichsgenossenschaftsbank verblieb hauptsächlich der Geschäftsverkehr mit süddeutschen Landesbanken. Die Pläne des Neuwieder Generaldirektors nahmen nun jenen Plan einer genossenschaftlichen Zentralbank für ganz Deutschland wieder auf.

Ein solcher Plan erweckt zunächst Sympathien, wenn man einem gemeinnützigen Privatunternehmen grundsätzlich den Vorzug vor einer Staatsanstalt geben will. Aber die Voraussetzung muß sein, daß das Privatunternehmen stark genug ist, die Aufgabe der bisherigen Staatsbank zu übernehmen. Es ist gewiß richtig, daß die einzelnen Genossenschaften an Zahl und Größe seit jener Zeit sehr gewachsen sind. Aber für den Plan einer Zentralbank bedeutet das nur, daß diese ebenfalls über sehr große eigene Mittel verfügen muß, um das Genossenschaftswesen liquide zu erhalten. Hundert Millionen Mark eigenes Kapital dürften heute kaum für eine solche Zentralbank ausreichen. Man kann die Frage, ob eine so große Bank von den Genossenschaften geschaffen werden könnte, offen lassen. Die Fusion der Zentraldarlehnskasse mit der Reichsgenossenschaftsbank konnte unmöglich der Weg dazu sein. Die Zentraldarlehnskasse, die als stärkerer Teil den Kern abgeben mußte, war schon für den Geschäftsverkehr ihrer eigenen Genossenschaften viel zu schwach, die nur den vierten Teil aller in Betracht kommenden bilden. Bei den Schwierigkeiten, die einer Kapitalerhöhung der Zentraldarlehnskasse entgegenstehen, lag eine schwere Gefahr in der Übernahme noch weitergehender Aufgaben. Damit war die Stellungnahme der Preußenkasse gegeben, die zugleich die Stellung des Preußischen Finanzministeriums ist, wie auf der Tagung in Hannover hervortrat.

Die Preußenkasse ist eine Staatsanstalt und sie teilt daher die Abneigung, die weite Kreise jeder kaufmännischen Unternehmung des Staates entgegenbringen, hat doch auch die Reichsbank sich ihre heutige Anerkennung mühsam gegen jene Abneigung erringen müssen. So war es leicht, in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, als ob in diesem Streit auf der einen Seite die „Verstaatlichung" und Bureaukratisierung des Genossenschaftswesens angestrebt würde, wogegen sich das Prinzip der Selbstverantwortlichkeit und der wirtschaftlichen Freiheit auflehne. Indessen, so einfach liegen die Dinge nicht. Bureaukratismus ist sehr wohl auch in einer „freien" Anstalt möglich, und der Bureaukratismus schematischer Zentralisation hat niemals üppigere Blüten getrieben, als in der Zentraldarlehnskasse, während die Preußenkasse das Wachsen selbständiger und von ihr unabhängiger Provinzbanken förderte. Die Preußenkasse drängte sogar dort, wo das eigene Kapital nicht zureichte, zu einer Verstärkung. Hätte sie die Absicht gehabt, die Genossenschaftsbanken in Abhängigkeit zu bringen und zu erhalten, so hätten sie sorgen müssen, daß diese fortgesetzt möglichst viel Kredit bei ihr in Anspruch nahmen. Statt dessen gab sie durch ihre Kreditbedingungen und die Ausschließlichkeitserklärung den Genossenschaften Anreiz, als Betriebskapital lieber eigenes Kapital und Spareinlagen heranzuziehen. Der Bankkredit der Preußenkasse soll ausdrücklich nur als Ergänzung benutzt werden. Den Zinsfuß für Einlagen hielt sie zwar über den Satz des offenen Geldmarkts, aber doch so, daß die Genossenschaften Interesse daran hatten, ihre Betriebsmittel in erster Linie im eigenen Bezirk anzulegen. So begünstigte sie eine Geldpolitik, welche die Provinzbanken auch von der Preußenkasse unabhängig machte. Es ist charakteristisch, daß die mit der Preußenkasse arbeitenden Provinzialbanken über ein eigenes Vermögen von mehr als 20 Millionen Mark verfügen, dreimal mehr als die Zentraldarlehnskasse zur Deckung für den entsprechenden Geschäftsverkehr hat. Dazu aber kommt bei jenen Provinzialkassen das Garantiekapital der Haftsummen, die gewöhnlich das Zehnfache des Anteilkapitals betragen. Es ist also nur ein äußerer Schein, als ob sich die provinzielle Dezentralisation das Genossenschaftswesen an die staatliche Preußenkasse binden müßte. Im Gegenteil, diese Organisation hat so leistungsfähige Institute hervorgebracht, daß sie jedem Gläubiger gegenüber, auch dem Staate, ihre Unabhängigkeit bewahren. Die Preußenkasse würde es nicht hindern können, wenn diese selbständigen Institute ihren Bankverkehr statt bei der Preußenkasse, bei irgendeiner anderen Großbank wählen, und der bescheidenere Kreditbedarf einer Provinzialgenossenschaftsbank würde dies noch erleichtern. Aber die Neigung dazu ist äußerst gering, weil die Preußenkasse mit ihrem Geschäftsverkehr in besonderem Maße auf die Bedürfnisse der Genossenschaften zugeschnitten ist und darauf Rücksicht nimmt.

Man darf auch nicht außer acht lassen, daß die Staatsbank hierbei eine weitergehende Verantwortung trägt. Sie muß nicht nur wie jede Bank das eigene geschäftliche Interesse kaufmännischer Vorsicht walten lassen, sondern sie

vertritt auch das staatliche Interesse einer gesunden Organisation des Genossenschaftswesens. Das letztere fordert von einer genossenschaftlichen Zentralbank für das gesamte Genossenschaftswesen ein großes eigenes Kapital und eine weitgehende Liquidität, schließlich zur Sicherheit dieser Liquidität eine genügende Kreditfähigkeit, die wieder durch das eigene Kapital bedingt ist. Durch die etagenweise Überordnung des genossenschaftlichen Geldverkehrs verschärfen sich die Schwankungen von Geldbedarf und Nachfrage; die Geldbewegung ist verhältnismäßig stärker wie auf den Depositenkonten der Großbanken. Es konnte keine Rede davon sein, daß die Zentraldarlehnskasse diesen Anforderungen entsprach, und wenn dieser Gesichtspunkt bei den Parlamentsverhandlungen nicht so stark hervortrat, so erklärte sich das sehr einfach aus der Rücksicht auf schwebende Verhandlungen. Dasselbe staatliche Interesse an einem gesunden Genossenschaftswesen bedingte die ablehnende Haltung gegenüber der neuesten Entwicklung der Raiffeisenzentrale. Denn die papierene Sanierung an Stelle einer notwendigen Kapitalserhöhung und die Erneuerung der früher so kampf- und verlustreichen starren Zentralisation konnten nicht als gesund angesehen werden.

Die Preußenkasse hat keinerlei Möglichkeit, dies staatliche Interesse durch Verwaltungseingriffe zur Geltung zu bringen; sie kann lediglich als Kaufmann die Bedingungen ihres Geschäftsverkehrs mit den Kunden vereinbaren. Hierbei nimmt sie den Standpunkt ein, nicht bloß wie jede private Bank jedes beliebige gewinnbringende Geschäft zu machen, sondern nur mit solchen Genossenschaftsbanken zu arbeiten, die auf gesunder Grundlage beruhen und diese nicht verlassen sondern verstärken, worauf die Preußenkasse durch die Art ihrer Bedingungen indirekt zu wirken sucht. Billigerweise kann sich darüber niemand beschweren; es steht jeder Genossenschaftsbank frei, sich anderweit günstigere Bedingungen zu suchen. Die Bedingungen, die in den Verhandlungen von der Preußenkasse der Zentraldarlehnskasse angeboten wurden, greifen nur scheinbar in die Unabhängigkeit der letzteren ein. Es wurde verlangt, daß die Zentraldarlehnskasse ihren Provinzen künftig freie Hand für die Organisation des Geldverkehrs lassen müsse. Eigentlich ist dies in einem freien Genossenschaftswesen selbstverständlich, aber man darf nicht vergessen: die Zentraldarlehnskasse hat eben die Provinzen durch ihre „Sanierung" an das System der Zentralisation gebunden, und die Provinzen sind allein kaum imstande, diesen Knebel abzustreifen. Sollte also die jahrzehntelange Reform der Raiffeisen-Organisation zu Ende geführt und die Gefahr der Zentralisation auf unzulänglicher Basis beseitigt werden, so war diese Bedingung gegeben. Stimmen, die der Generaldirektion der Zentraldarlehnskasse nahe waren, verbreiteten in ihrer Genossenschaftspresse, die in mehr als hunderttausend Exemplaren erscheint, daß der Raiffeisen-Organisation Gewalt angetan werden solle. Die Preußenkasse habe sogar den Vertrag mit der Zentraldarlehnskasse verletzt, indem sie der opponierenden Posener Darlehnskasse den verlangten Kredit zu ihrer provinziellen selbständigen

Organisation gewährte. Das Gegenteil trifft zu. Obwohl der Vertrag dafür keine Handhabe bot und überdies gelöst war, mutete die Zentraldarlehnskasse der Preußenkasse zu, die selbständige Posener Bewegung zu unterdrücken!

Wird dieser Streit, wie es dem Unbeteiligten zunächst scheint, einen völligen Umschwung im Genossenschaftswesen bringen? Das ist sehr unwahrscheinlich. Die Schärfen, zu denen es auf dem Reichsverbandstage in Hannover kam, wollen dabei wenig besagen. Resolutionen haben im wirtschaftlichen Leben nicht viel zu bedeuten. Auch liegt in Wirklichkeit gar keine Resolution gegen die Preußenkasse vor, diese wurde erklärlicherweise von den maßgebenden Führern abgelehnt, denn man kann sich doch wohl nicht gegen das Institut erklären, mit dem man gemeinsam arbeitet. Die vorsichtig verklausulierte Resolution, die dem Generaldirektor der Raiffeisen-Organisation zu Gefallen beschlossen wurde, nimmt weder für die Zentralisation noch gegen die Dezentralisation Stellung, was auch der Geschichte des Reichsverbandes widersprochen hätte. Sie läßt also die Kernfrage unbeantwortet. Freilich tritt darin die ernste Gefahr hervor, daß der Reichsverband durch die Generaldirektion der Zentraldarlehnskasse majorisiert wird, was mit der Zerstörung dieser Gesamtvertretung des deutschen ländlichen Genossenschaftswesens gleichbedeutend wäre. Die Verbände der Raiffeisen-Organisation, die seit 1905 Mitglieder des Reichsverbandes sind, können in ihm nicht mehr selbständig auftreten, da ihre Leiter als Beamte dem Generaldirektor unterstehen, dessen Stimme für die Wahl des Reichsanwalts entscheidend wird. Der Block der Zentraldarlehnskasse bildet jetzt einen Fremdkörper im Reichsverbande, der sein loses Gefüge leicht zersprengen kann. Denn man kann sich den Reichsverband nicht wohl im Schlepptau der Zentraldarlehnskasse vorstellen.

Auch in früheren Jahren hat es nicht an Auseinandersetzungen mit der Preußenkasse gefehlt. Die Trennung der Zentraldarlehnskasse von der Preußenkasse ist vor einem Jahrzehnt schon aus den gleichen Motiven vorübergehend versucht. Wird sie jetzt in der Klientel der Dresdner Bank bleiben? Es sind dauernde Interessen und nicht Augenblicksstimmungen, wodurch die genossenschaftlichen Zentralbanken veranlaßt werden, an der Preußenkasse festzuhalten. Die Notwendigkeit, eine wirkliche genossenschaftliche Großbank als Rückendeckung zu haben, wird sich gegenüber Augenblicksstimmungen immer durchsetzen. Solche Stimmungen und zentralistischer Terrorismus können auch wohl die Dezentralisation der Raiffeisen-Organisation aufhalten, aber nicht auf die Dauer. Ihre selbständigen Institutionen, die in den Provinzen bestehen, sind schon zu stark, darum wird das langsam wirkende Schwergewicht der geschichtlichen Entwicklung die Reform der Raiffeisen-Organisation vollenden, indem die Provinzen die volle, finanzielle Selbständigkeit erlangen.

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

III.

Der Freiherr war nicht wenig erfreut, als er bei seinem Eintritt den Pater Ambrosius vorfand. Er begrüßte ihn mit einem derben Händedruck und meinte mit verstecktem Spott, die Schwestern würden den Besuch eines so lieben Freundes wohl geahnt und deshalb auf die beabsichtigte Ausfahrt verzichtet haben. Als er dann, hungrig wie ein Wolf und scheltend, daß der Tisch noch nicht gedeckt war, in der Stube auf- und niederwanderte, entdeckte er das Bündel, das der geistliche Herr mitgebracht hatte.

„Was ist denn das für ein Paket?" fragte er, indem er mit dem Fuße daran stieß. „Da ist wohl eine Muskete drin?"

Der Pater lächelte geheimnisvoll. „Eine Muskete gerade nicht," sagte er, „aber eine andere Waffe, wenn auch nur die einer unvernünftigen Kreatur."

Der Freiherr schaute ihn überrascht an.

„Etwas für die Naturalienkammer?"

„Sie haben es erraten."

„Packen Sie aus, Pater, packen Sie aus! Ich sterbe vor curiosité!"

Mit dieser Behauptung hatte Herr v. Friemersheim nicht so ganz unrecht. Die kleine Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten, die er seine Naturalienkammer oder sein Kabinett nannte, und deren Rettung aus Kriegsgefahr ihn über die Zerstörung des Burghauses getröstet hatte, war sein Steckenpferd, dem er in glücklicheren Zeiten zum Ärger seiner Schwestern mit Freuden jedes Opfer zu bringen bereit gewesen war.

Pater Ambrosius schickte sich an, den Bindfaden aufzuknüpfen. Er tat es mit Ruhe und Bedachtsamkeit, um die Erwartung des Freundes aufs Höchste zu spannen. Endlich fiel die letzte Papierhülle, und außer zwei kleineren, wiederum sorgfältig eingepackten Gegenständen kam ein stattlicher Narwalzahn zum Vorschein.

Der Freiherr war vor Freude sprachlos.

„Ein verspätetes kleines Ostergeschenk," bemerkte der Pater, „und ich würde mich glücklich schätzen, wenn es Ihnen einiges plaisir bereitete."

„Wo haben Sie diese Rarität aufgetrieben?" fragte Herr Salentin, indem er den Finger über die gewundenen Riefen des Zahnes gleiten ließ.

„Pater de la Tour in Antwerpen war so aimable, mir dieses Horn zu verehren. Er hat es aus Engelland erhalten, wo man das Einhorn sonderlich estimiert, wie es dort ja auch der König im Wappen führt."

„Das Einhorn!" rief Schwester Felizitas in freudigem Erstaunen, „das wildeste aller Tiere, das nur eine reine Jungfrau zu bändigen vermag, also daß es sein Haupt in ihren Schoß legt und sich ohne résistance fangen läßt!"

„Weshalb es Aristoteles auch den indischen Esel benamset," setzte der Bruder trocken hinzu.

Das Antlitz der würdigen Dame umwölkte sich, und um ihre Mundwinkel zuckte es schon wie Wetterleuchten. Aber der kluge geistliche Freund wandte das aufziehende Gewitter ab, indem er der Priorin ein Päckchen überreichte, das sie nicht ohne ein wenig Ziererei annahm, dann aber mit um so größerer Hast öffnete. Es enthielt einen Beutel mit einem feinen bräunlichen Pulver, das einen köstlichen würzigen Duft ausströmte. Die Beschenkte sog das wundersame Aroma begierig ein und blickte den Spender der Gabe fragend an.

„Schokolade!" erklärte er. „Unsere Brüder in Salamanca haben uns ein ganzes Fäßchen dieses Staubes zum Präsent gemacht. Ihre Missionare pflegen dergleichen aus Veracruz mitzubringen. Man rührt eine kleine Portion davon in kochendes Wasser und trinkt es, so lange es noch heiß ist." Und indem er den Dank der für alle Süßigkeiten und Näschereien so empfänglichen mater reverenda mit dem Hinweis darauf, daß die Gabe ja kein Geschenk, sondern nur ein Kostpröbchen sei, bescheiden ablehnte, händigte er der Gubernatorin einen kleinen Oktavband aus: die Memoiren des Michel de Marolles, des Abtes von Villeloin, ein Buch, nach dem sie schon lange geschmachtet hatte.

So war es dem aufmerksamen Freunde gelungen, alle drei Geschwister glücklich zu machen — wenn auch nur für einen kurzen Augenblick. Denn der Gubernatorin fiel schwer auf die Seele, daß sie die noch tausendmal interessanteren Memoiren des Seigneur de Brantôme ebenfalls noch nicht gelesen hatte, die Priorin empfand plötzlich einen unwiderstehlichen Appetit nach dem berühmten „Coffee", von dem man am Hofe des Allerchristlichsten Königs jetzt so viel Aufhebens machte, und dem Freiherrn drängte sich die schmerzliche Erkenntnis auf, daß in eine echte und rechte Naturalienkammer nicht nur das Horn des seltsamen britischen Wappentieres, sondern zu allererst der noch weit erstaunlichere Paradiesvogel gehöre.

So kam es, daß sich, als Billa nun den Tisch zu decken begann, die Wogen des allgemeinen Entzückens bereits wieder gelegt hatten, und daß man den geistlichen Freund, der schon nach seinem Krempenhut griff, durchaus nicht so eindringlich zum Dableiben und zur Teilnahme an dem einfachen Mittagsmahle nötigte, wie es aus Rücksicht auf seine Gastgeschenke wohl am Platze gewesen wäre. Er leistete jedoch als kluger Mann, der sich bewußt ist, daß er noch andere Missionen zu erfüllen hat, auch der weniger eindringlichen Einladung Folge, aß und trank wie ein Vögelchen und gab sich die redlichste Mühe, den Freiherrn in eine rosige Stimmung zu versetzen und ihn auf diese Weise für die Bearbeitung, der er ihn nach aufgehobener Tafel zu unterwerfen gedachte, zweckmäßig vorzubereiten.

Aber Herr Salentin war heute auffallend zerstreut, überhörte die feinen und die weniger feinen Anspielungen seines Gastes und stellte Fragen, aus denen deutlich hervorging, daß er mit seinen Gedanken in ganz anderen Regionen weilte. Er speiste nach seiner Gewohnheit hastig; dann aber, als der Wolfshunger, den er vom Felde mitzubringen pflegte, gestillt war, legte er plötzlich Messer und Gabel aus den Händen und schaute den geistlichen Freund mit einem so sonderbar nachdenklichen Ausdruck an, daß diesem ganz unheimlich zumute wurde.

„Pater," sagte er endlich, „wissen Sie auch, was ich heute beim Lambertsberge gesehen habe?"

„Die erste Schwalbe?"

„Nein, aber einen Paradiesvogel."

„Einen Paradiesvogel? Wie wäre das möglich?"

„Ja, das habe ich mich auch gefragt. Aber es konnte nichts anderes sein."

Pater Ambrosius schüttelte ungläubig den Kopf. „Haben Sie ihn genau erkennen können?" fragte er.

„Er kam bis auf fünf Schritt an mich heran."

„Sollte es nicht doch eine illusion gewesen sein?"

„Erlauben Sie, bester Freund, es war heller Morgen, und ich war nüchtern wie ein lapin." Und nun gab er eine so genaue und ausführliche Beschreibung des merkwürdigen Vogels, daß der Pater, der auf diesem Gebiete als ein erfahrener Kenner galt, bald merkte, daß das gefiederte Geschöpf, das dem alten Herrn die Ruhe seiner Seele geraubt hatte, kein Paradiesvogel, sondern ein Immenwolf oder Bienenfresser, also ein wenn auch seltenes, so doch keineswegs völlig ungewöhnliches Tier gewesen war. Aber es schien ihm geraten, seine Weisheit für sich zu behalten und den guten Freiherrn nicht aus dem ihn so beseligenden Traume zu reißen.

„Nun, Ihrer relation nach könnte es schon ein Paradiesvogel gewesen sein," meinte Pater Ambrosius mit ernster Miene. „Und wenn ich's recht bedenke: bei Gott ist kein Ding unmöglich. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß er, dem alle Kreatur gehorcht, ein solches Tierlein von den Molukkischen Inseln bis in das Jülichsche Land fliegen lassen kann."

Das Mahl war beendet, und die beiden Damen zogen sich in ihr Appartement zurück.

Der Freiherr, der seinen neuen Schatz in Sicherheit bringen wollte, bat den Freund, ihm in die Naturalienkammer zu folgen.

Der Raum, dem man diesen prunkvollen Namen beigelegt hatte, lag eine Treppe höher und war bei Lebzeiten Frau Agnesens als Mangelkammer benutzt worden. Die mächtigen Wäscheschränke aus dunklem Eichenholz hatten jedoch ihren ursprünglichen Inhalt an allerhand Kisten und Truhen abgeben müssen und bargen jetzt die Kostbarkeiten, an denen das Herz des Hausherrn hing. Da lagen in den noch immer ein wenig nach Lavendel duftenden Gefächern glitzernde Erzstufen aus dem Mechernicher Bleiberge, Achatdrusen von Oberstein, Schieferplatten, auf denen man das Bild eines Fisches oder eines Farnkrautblattes erkennen konnte, und die man als Naturspiele höchlichst bewunderte, Muscheln und Korallenzweiglein, Kokosnüsse und Straußeneier, Pinienäpfel und Hummerschalen, Seesterne und Bernsteinstückchen, Stacheln vom Stachelschwein und Schnäbel von Tukanen, getrocknete

Fische und präparierte Vogelbälge, aber auch vergiftete Pfeile aus Guinea, Flechtereien aus Angola, Arbeiten in Elfenbein von der Insel Nippon, endlich das Kriegsbeil eines indianischen Häuptlings und die winzigen Schuhe einer vornehmen Chinesin. An den Wänden prangten Geweihe von Hirschen und Elchen, Gehörne von Steinböcken und Wildschafen, von der Decke baumelten an Drähten Seeteufel, Rochen und fliegende Fische. An jedem einzelnen all dieser Gegenstände war ein Zettel befestigt, der dem staunenden Beschauer über Herkunft, Seltenheit und Wert die ausführlichste Auskunft gab.

Diese Rumpelkammer — eine Bezeichnung, deren sich die Gubernatorin zu bedienen pflegte, wenn sie schlechte Laune hatte! — war Herrn Salentins Paradies, und man wird es verstehen können, wie schmerzlich es ihn berührte, daß gerade der Paradiesvogel darin fehlte. Die Stunden, die der alte Herr hier unter seinen Schätzen verbrachte, waren die glücklichsten seines Lebens, und doppelt glücklich fühlte er sich, wenn er einem Kenner oder auch nur einem wißbegierigen Laien die Herrlichkeiten vorweisen und erklären konnte. Das Kabinett war aber auch, so gewagt das Bild sein mag, Herrn Salentins Achillesferse, d. h. die einzige Stelle, wo er zu verwunden war, und auf diese Achillesferse richtete Pater Ambrosius deshalb den Pfeil, den er schon so lange in Bereitschaft hatte.

„Es ist doch jammerschade, daß alle diese raren und kostbaren Dinge, die monsieur le baron mit so viel Fleiß zusammengebracht hat, dereinst wieder in alle Winde verstreut werden sollen," sagte er mit einem schmerzlichen Blick in den gerade geöffneten Schrank.

Der Freiherr, der für den Narwalzahn einen würdigen Platz suchte und sich anschickte, die Gegenstände in einem der Gefächer anders zu ordnen, hielt in seiner Tätigkeit inne und wandte sich nach dem Freunde um.

„Was wollen Sie damit sagen, Pater?" fragte er mit einem leichten Anflug von Unmut.

„Ach — nichts von importance. Es fuhr mir nur so heraus. Aber, da es ja nun doch einmal ausgesprochen ist: ich meinte nur, es wäre besser, wenn Sie einen Sohn hätten, der solche Dinge zu estimieren verstünde."

„Genügt es nicht, daß meine Raritäten mir und meinen Freunden plaisir machen?"

„Gewiß. Wenn man sich aber sagen muß, daß sie später — hoffentlich erst nach vielen Jahren! — in die Hände eines Mannes fallen, der ja seine Tugenden haben mag, der jedoch für Minervens Stimme taub ist, so empfindet man doch etwas wie affliction."

„Ich finde es überflüssig, mon cher, daß Sie mich gerade jetzt an meinen neveu erinnern."

„Verzeihen Sie, monsieur! Ich hätte es wissen sollen, wie désagréable es Ihnen sein muß, sich vorzustellen, daß Herr v. Pallandt nur auf den Tod von seinem Herrn oncle wartet, um alle diese Kostbarkeiten zu Gelde zu machen."

„Wissen Sie das so genau?"

„Er hat selbst gesagt, daß er zum wenigsten sechshundert Taler daraus zu lösen hoffe. Er soll den holländischen Chirurgus in Rheinbach, der ja vordem Ihr Freund war, und der das Kabinett so gut kennt wie Sie und ich, gebeten

haben, ein genaues Inventarium aufzustellen, um wenigstens oberflächlich evalvieren zu können, was die Sachen wert sind."

Man merkte es dem alten Herrn an, daß der Pfeil saß. Er stieß einen langgezogenen Pfiff aus, lehnte den Narwalzahn in die Ecke zwischen Schrank und Wand und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

„So, so! Monsieur Mathias denkt schon daran, die Bärenhaut zu verkaufen, bevor der Bär noch tot ist! Woher wissen Sie das, Pater?" fragte er.

„Aus einer sehr zuverlässigen Quelle. Sie dürfen natürlich nicht erwarten, daß ich einen Namen nenne. Ich könnte Ihnen noch ganz andere Dinge erzählen, aber es ist nicht meine Gewohnheit, den rapporteur zu machen."

„Sie würden mir auch kaum etwas Neues rapportieren können, denn daß mein sauberer neveu auf meinen Tod spekuliert, weiß ich längst. Ich habe mich nicht an das Leben attachiert, aber ihm zum Tort wünschte ich, hundert Jahre alt zu werden."

„Haben Sie nie daran gedacht, noch einmal zu heiraten?"

„Ich — mit meinen zweiundsechzig Jahren?" Der Freiherr lachte aus vollem Halse.

„Ich sehe nicht ein, weshalb monsieur le baron diese Frage so ridicule findet," sagte der Pater ein wenig gekränkt. „Sie sind doch noch robuster als mancher andere mit zweiundvierzig."

„Nun ja — ich kann ja nicht klagen! Gesund bin ich ja noch, und das Alter drückt mich noch nicht, aber bedenken Sie nur: zweiundsechzig Jahre!"

„Wie alt war denn der v. Elz-Kempenich, als er die dritte mariage schloß? Neunundsiebzig. Und danach hat er noch zehn Jahre gelebt."

Herr Salentin schwieg und stopfte sich sehr bedächtig eine lange holländische Tonpfeife. Man konnte ihm ansehen, daß er den Gedanken an eine Verehelichung doch nicht so völlig von der Hand wies.

„Meine Schwestern würden große Augen machen, wenn ich alter Kerl noch eine junge Frau ins Haus brächte," sagte er schmunzelnd, während er Feuer schlug. „Früher freilich, als ich noch jünger war, haben sie mich selbst bereden wollen, noch einmal auf die Freite zu gehen. Aber jetzt — wo sie das Regiment im Hause führen? Sie würden sich schön bedanken."

„Ich glaube die observation gemacht zu haben, daß mesdames für Dero neveu nicht sonderlich affektioniert sind."

„Das stimmt. Sie können ihn nicht ausstehen."

„Um so besser! Man wird sie leicht persuadieren können, daß man Herrn v. Pallandt am empfindlichsten affligiert, wenn man die Heirat von monsieur le baron begünstigt."

„Würden Sie es unternehmen, das Frauenzimmer zu sondieren, wie es das Projekt aufnehmen würde?"

„Weshalb nicht? Ich glaube mich der confiance von mesdames rühmen zu dürfen."

„Hören Sie, Pater," sagte der alte Herr jetzt mit leiserer Stimme und indem er seine wuchtige Hand auf die schmale Schulter des geistlichen Freundes legte, „ich muß Ihnen die confession machen, daß ich selbst schon an eine Wiederverheiratung gedacht habe. Erstlich meines neveu halber, sodann aber auch, weil

ich jemand haben muß, der mich pflegt, wenn die Fatiguen des Alters doch einmal kommen. Hab' mich bisher nur immer gescheut, Ernst zu machen, weil ich fürchten muß, daß die beiden alten Weibsbilder rebellisch werden. Wenn Sie es aber auf sich nehmen wollen, ihnen meine Resolution auf eine behutsame Manier beizubringen, so würden Sie mich zum größten Danke obligieren."

Der treue Hausfreund übernahm den Auftrag, die beiden Damen für den Plan ihres Bruders zu gewinnen, mit derselben Bereitwilligkeit, mit der er den Schwestern zugesagt hatte, den Freiherrn in ihrem Sinne zu bearbeiten. Er freute sich nicht wenig, daß beide Parteien ihm seinen Vermittlerdienst so leicht machten und ihm eigentlich nichts anderes zu tun übrig ließen, als die Früchte der Erkenntlichkeit einzuheimsen, die ihm von beiden Seiten entgegenreiften.

„Glauben Sie, daß mesdames wieder unten in der Stube sind?" fragte er, in der Absicht, sich seines neuen Auftrags so schnell wie möglich zu entledigen.

„Um Gotteswillen, Sie wollen jetzt schon mit ihnen reden?" rief Herr Salentin entsetzt, indem er mit festem Griff den dürren Arm des Paters packte und diesen auf seinen Stuhl niederdrückte. „Um alles in der Welt keine précipitation! Sie werden doch einsehen, mon ami, daß ich mich erst an den Gedanken gewöhnen muß!"

„Gut, ich werde Ihnen also eine Viertelstunde Gnadenfrist gewähren," erwiderte Pater Ambrosius heiter, „aber dann muß das Eisen geschmiedet werden."

„Sie zeigen in dieser affaire mehr empressement als ich selbst," meinte der Freiherr, dem bei dem Eifer des Freundes etwas unbehaglich zumute wurde. „Es sieht beinahe aus, als ob Sie an meiner mariage interessiert wären."

„Ich will es nicht leugnen, monsieur. Ich bin sogar dreifach interessiert. Zum ersten liegt mir das Glück eines Freundes am Herzen, zum andern kenne ich Ihre schöne Praktik, unser Kollegium an jedem glücklichen evénement Ihres Hauses partizipieren zu lassen, und zum dritten würde es mir chagrin bereiten, wenn die Rottländer Possessionen einst in calvinistische Hände kämen."

„Sieh da!" sagte der alte Herr lachend, „dann würden Sie von meiner Heirat ja mehr avantage haben als ich selbst! Nun weiß ich auch, weshalb Sie mich mit so viel Eifer dazu encouragieren. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Gefallen tue?"

„Ist es nicht genug, daß ich Ihnen bei Dero Frauen Schwestern den Heiratspermiß erwirke?" fragte der Pater, auf den Scherz seines Gönners eingehend.

„Nein, mein Lieber, das ist nicht genug. Der Profit würde zu ungleich sein. Sie haben bei der affaire dreifach avantage und ich nur doppelt. Sie müssen deshalb noch etwas draufiegen."

„Was könnte Ihnen ein Mann geben, der das Gelübde der Armut abgelegt hat?"

„Verschanzen Sie sich nicht hinter Ihre Soutane, mon cher! Das Gelübde des einzelnen prohibiert nicht, daß Ihrer Gesellschaft der halbe Erdball gehört."

„Monsieur beliebt zu spotten," sagte Pater Ambrosius ein wenig unsicher.

„Gott soll mich behüten, daß ich über eine Sozietät spotte, deren Arm bis zu den Gewürzinseln reicht!" wehrte der Freiherr ab.

Jetzt verstand der geistliche Herr, was der Freund von ihm verlangte.

„So, so, also das ist es!" sagte er lächelnd. „Wollen Sie sich wirklich des Glückes berauben, den ein letzter unerfüllter Wunsch gewährt?"

„Können Sie diesen Wunsch erfüllen oder nicht?" entgegnete Herr Salentin, der nicht der Mann war, den Reiz unerfüllter Wünsche zu würdigen, mit unverhohlenem Unmut.

„Vielleicht kann ichs, obschon ich fürchten muß, daß Sie es regrettieren werden," sagte der Pater.

„Gut, ich betrachte es als eine promesse."

„Und Ihre contre-promesse?"

„Daß ich über's Jahr verheiratet bin."

Der alte Herr bot dem Freunde die Hand, und dieser schlug ein.

„Nun ist es an der Zeit, mit mesdames zu sprechen. Sie haben wohl die complaisance, mich zu beurlauben," sagte Pater Ambrosius, indem er sich erhob.

„Halt, mon ami!" rief der Freiherr aufspringend, „lassen Sie mich erst aus dem Hause sein!"

Er klopfte seine Pfeife aus, verabschiedete sich und eilte so geräuschlos wie möglich die Treppe hinunter.

Ein paar Augenblicke später vernahm der geistliche Freund im Hofe Pferdegetrappel, das sich in der Richtung nach dem Lambertsberge zu schnell entfernte. Er kniff die schmalen Lippen fest zusammen, um die in ihm aufsteigende Heiterkeit gewaltsam zu unterdrücken, und begab sich zu den Damen, die ihn längst mit Ungeduld erwarteten. (Fortsetzung folgt.)

Alexander Andreas, ein Sohn Livlands

Von Piet v. Reyher-Steglitz

Auf dem evangelischen Friedhofe der nordwestrussischen Gouvernementsstadt Witebsk erhebt sich unter anderen ein kleiner Grabhügel, dessen schlichte Steintafel die Inschrift trägt: „Hier ruht in Gott Staatsrat Alexander A. Badendyk, geb. 3. Nov. 1836, gest. 30. Nov. 1898". Der hier Ruhende war in seinem Bekannten- und beruflichen Wirkungskreise nur als Schulmann, als trefflicher Lehrer am russischen Gouvernementsgymnasium zu Witebsk und als Verfasser pädagogischer Schriften und russischer Schulbücher bekannt. Ja, seine eigene Schwester hatte erst in späteren Jahren davon Kenntnis erlangt, daß die verschiedenen in der baltischen Presse unter dem Pseudonym Alexander Andreas erschienenen Erzählungen aus der baltischen Heimatgeschichte von ihrem Bruder herrührten. Diese Heimlichkeit findet ihre Erklärung in einer damaligen politisch vorbeugenden Ministerialverordnung, nach der den Lehrern jede Art von Schriftstellerei, mit Ausnahme der pädagogischen, während ihrer Dienstzeit untersagt war. Es blieb somit für die Veröffentlichung seiner übrigens ganz unpolitischen Schöpfungen kein anderes Mittel als das der Anonymität übrig. Und mit wie rechtlich schlagendem Gewissen er diesen an sich freilich verordnungswidrigen Weg beschritten hat, dafür mag eine Äußerung aus einem seiner

an einen Rigaschen Buchhändler gerichteten Briefe dienen, in der er erklärt, daß „ihm nichts mehr zuwider sei, als Streit und Hader und daß er wissentlich nie eine Zeile schreibe, die Anstoß erregen könnte." Daß diese Rücksicht indessen den Gang der Dinge nicht auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit beeinträchtigen dürfe, war ihm Sache innerlicher Überzeugung. Durch Vermittlung eines geschätzten Rigaschen Buchhändlers knüpfte er dauernde Beziehungen zum Rigaer Tageblatt an, das ihn 1891 mit dem Abdruck seiner Erstlingserzählung „Munkenbek", Rigasche Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von Alexander Andreas in der Heimat vorteilhaft bekannt machte und in den folgenden Jahren noch eine Reihe anderer baltischer Erzählungen aus seiner Feder brachte. Ein späteres Werk, „Feuer! — Erinnerung aus dem russischen Polizeileben", dessen Veröffentlichung in der Heimat eine Verstümmelung durch die russische Zensur befürchten ließ, führte 1897 zu einer Verbindung mit Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, dem damaligen Verlage der Grenzboten. Diesem ist es zu danken, daß Alexander Andreas (Badendyk) durch Abdruck der Erzählung nicht nur dem Leserkreise dieser Zeitschrift bekannt, sondern auch durch deren buchmäßige Herausgabe dem größeren deutschen Publikum zugeführt wurde. Dürften somit die genannten Umstände an sich schon die Annahme eines Interesses für die Persönlichkeit des baltischen Autors bei den Lesern der Grenzboten und in weiteren deutschen Kreisen rechtfertigen, so mag diese erst recht begründet erscheinen im Hinblick auf die vor kurzem erfolgte Veröffentlichung eines hinterlassenen Badendykschen Werkes „Botscharow, der Großkaufmann, aus einer russischen Kleinstadt" von Alexander Andreas, das aus seiner Beobachtung heraus ein eigenartig fesselndes Bild des russischen Provinzlebens bietet.

Alexander Andreas Badendyk ist als Sohn eines livländischen Landwirts am 3. November 1836 in Riga geboren. Über die Herkunft seiner Familie, die die einen nach Holland in die Zeit der spanischen Inquisition, die anderen nach Braunschweig-Lüneburg, wo bereits um 1226 Johannes de Badendick urkundlich genannt wird, und wieder andere in die alte Mark, wo — nach Etzels Altmärkischer Chronik — ein adeliges Geschlecht Badendick bereits zu Karl des Großen Zeit gesessen hat, verlegen wollen, hat er selbst nur Vermutungen gehabt. In seiner — die eigene Familie behandelnden — Erzählung „Bauernhandel" verlegte er den Stammsitz der Familie Aventryk (Pseudonym für Badendyk) nach Holland, von wo er den gleichnamigen Stammvater, einen holländischen Edelmann, zur Zeit der Inquisition in größter Not nach Riga flüchten und hier sein Geschlecht von Generation zu Generation zu immer größerem Ansehen und Wohlstand gelangen läßt. Von Hause aus einer begüterten Familie angehörend, hat er dennoch und bereits in zartester Jugend auf die Schattenseite des Lebens treten müssen. Als Enkel des reichen Rigaschen Kaufherrn und Gildenältesten Ernst Hieronymus Badendyk war ihm das Lied von des Lebens Sorge freilich nicht an der Wiege gesungen worden. Gleichwohl hatte, als er kaum zehn Jahre alt unter der Obhut seiner erst einundzwanzigjährigen Schwester Olga das Haus seines Vaters nach dessen Wiederverheiratung verließ, die Not der landwirtschaftlichen Mißwachsjahre mahnend auch bereits an dessen Tür geklopft. Es war ein schwerer, verantwortungsvoller Schritt, den das junge Mädchen damals gemeinsam mit dem kleinen Bruder aus dem Vaterhause hinaustat, ein Schritt in ein Leben voll Mühen und Entbehrungen. „Verlaß meinen Sascha nicht!" — dieses letzte Abschiedswort der

besorgten sterbenden Mutter hatte ihr Mut und Kraft gegeben, den Daseinskampf für sich und ihren kleinen Schützling allein aufzunehmen und sich durch manche spätere bittere Stunde immer wieder durchzuringen. Ein Engagement als Erzieherin nach St. Petersburg ermöglichte ihr die Unterbringung des Bruders in die dortige Katharinenschule, an deren Besuch sich eine mehrjährige Studienzeit im Lehrerseminar zu Dorpat und schließlich die Absolvierung des Pädagogischen Hauptinstituts in St. Petersburg anschloß. Dieser unter Sorgen und Entbehrungen durchgekämpften pädagogischen Werdezeit folgte Ende der sechziger Jahre in verhältnismäßig kurzer Frist der erste Lehrauftrag, und zwar als Lehrer der russischen Sprache an den Ergänzungsklassen der Dorpater Kreisschule. Brachte die gesicherte materielle Lage dem jungen Schulmann einmal die freudige Genugtuung, alle Fürsorge und Treue der Schwester durch deren dauernde Aufnahme in seinem Hause zu vergelten, so gewährte sie ihm auch die Möglichkeit, durch den Besuch der Vorlesungen an der Universität sein Wissen zu bereichern. Das „eulenumrauschte Embach-Athen" wurde ihm zum freundlichen Aufenthalt, zu einer Stätte beruflicher Befriedigung und geistiger Entfaltung. Nach Ablegung der Prüfung eines Oberlehrers der deutschen Sprache war es vor allem die baltische Heimatgeschichte, deren Studium er sich in der Universitätsbibliothek an der Hand der dortigen alten Quellen mit Eifer hingab. Hatten ihm schon in der Kindheit die ehrwürdigen, zum Teil bis in das dreizehnte Jahrhundert hineinragenden Baudenkmäler der Vaterstadt aus der Altväter Tagen erzählt, so tat sich jetzt auf den vergilbten Blättern der schweinsledernen Folianten die ganze wechselvolle Vergangenheit der Heimat vor seinen Augen auf. Mit schnellem Blick hatte er das Fesselnde dieses vielgestaltigen historischen Stoffes erkannt und dessen literarische Verwendung im Sinne einer allgemeineren Verbreitung der Heimatgeschichte beschlossen. So entstand damals bereits nicht nur der erste Entwurf für eine Anzahl seiner nach Jahren erst niedergeschriebenen heimatgeschichtlichen Erzählungen, sondern gleichzeitig auch eine reichhaltige Sammlung systematisch geordneter Notizen für ihren späteren, möglichst getreuen historischen Aufbau. Nebenher aber zeitigten fachwissenschaftliche Studien eine Reihe Vorarbeiten für zwei, hernach sehr verbreitete russische Lehrbücher, eine „Grammatik der zeitgenössischen deutschen Sprache" und einen „Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprache", die er jedoch erst in Witebsk beendete, wohin ihn Anfang der achtziger Jahre ein Ruf als Oberlehrer der deutschen Sprache an das dortige Gouvernementsgymnasium führte.

Dorpat — und Witebsk! Zwei größere Gegensätze schienen freilich nicht denkbar. Das in jahrhundertelange deutsche Tradition und Geistesarbeit getauchte ehemalige Deutschordensstädtchen und die vergangenheitflache russisch-jüdische Handelsstadt: sie hatten keine Berührungspunkte, sie blickten einander fremd und unverstanden an. Inmitten der anregungslosen Umgebung vertiefte sich Badendyk mit Vorliebe in die Ausarbeitung seiner literarischen Entwürfe. Hier beendete er 1889 seine erste, im sechzehnten Jahrhundert spielende Erzählung „Munkenbek", die er selbst in einem Briefe als „ein gelehrtes Werk in belletristischer Form" bezeichnet, „in welchem damalige Rigasche Persönlichkeiten, deren Namen zum Teil noch jetzt jedem gebildeten Rigenser bekannt sind, streng auf Grundlage alter Akten und Aufzeichnungen, ja meist mit deren historisch verbürgten Worten geschildert werden". Nicht nur der interessante, stellenweise ins Romantische lenkende Stoff, der das

Seeräuberunwesen in der Umgebung Rigas und die nach hartem Kampf erfolgte Gefangennahme des berüchtigten Seeräuberhauptmanns Munkenbek und seiner Genossen schildert, sondern auch die lebhafte, in den geschichtlichen Rahmen hineinwachsende Darstellungsweise erklären die günstige Aufnahme und Beurteilung des Werkes. Diesem ersten unerwarteten Erfolge schloß sich bereits 1892 ein zweiter an mit der Veröffentlichung der Rigaschen Erzählung „Aus schwerer Zeit", von der sich der Verfasser selbst gewissermaßen eine „Sensation" versprach, zumal dieser trübe Zeitabschnitt der Heimatgeschichte seiner Ansicht nach „noch nirgends vorher eine so eindringliche Schilderung erfahren hatte". Und in der Tat war es ihm gelungen, die Tragik dieser für die Stadt Riga wie für das gesamte Livland verhängnisvollen „schweren Zeit" mit so überzeugender geschichtlicher Treue und so lebhaften Farben zu zeichnen, daß die fesselnde Schöpfung mit großem Beifall aufgenommen und sehr bald auch in der Übersetzung durch einen Letten der größeren Volksmasse zugänglich und bekannt gemacht wurde. Einen bedeutenderen Erfolg noch hatte eine dritte 1893 veröffentlichte Erzählung aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts „Der Bauernhandel". In ihr wird die durch die städtischen Kaufleute den Flachs- und Hanfbauern gegenüber angewandte „Bauernbererei" geschildert, durch die während der damaligen starken Flachsnachfrage die ahnungslosen Bauern für die unterwertige Überlassung der schon anderweitig vorbestimmten Waren gewonnen wurden. Aber neben den rein kulturgeschichtlichen Momenten, die diesem mit wunderbarer Treue in den Rahmen jener Verhältnisse eingestimmten Zeitbilde ein allgemeineres Interesse erschlossen, tat auch der Umstand seine Wirkung, daß der Verfasser hier seinen eigenen Großvater, den bereits genannten Rigaschen Kaufherrn Ernst Hieronymus Badendyk, unter dem Namen „Alventryk", sowie weitere Glieder seiner Familie gleichfalls unter Decknamen handelnd auftreten läßt. Eine ermunternde Aufforderung des „Rigaer Tageblatt" zur Einsendung weiterer Beiträge zeitigte im Laufe der nächsten vier Jahre vier neue, davon drei im baltischen Heimatboden wurzelnde Werke, von denen die 1637 in Riga spielende Erzählung „Auf Kirchengrund" (1895) das Treiben der unter der polnischen Herrschaft eingenisteten Jesuiten und deren Ausweisung durch den siegreich einziehenden Schwedenkönig Gustav Adolf behandelt, während die 1896 erscheinende Erzählung „Der Schwedendamm" eine angeblich von den Schweden aufgeführte Befestigungsschanze zum Ausgangspunkt einer mehr oder weniger auf freier Erfindung beruhenden Jägergeschichte macht. Noch mehr Freunde wußten sich die beiden folgenden auf Grund tiefer geschichtlicher Kenntnisse mit eindrucksvoller Gestaltungskraft geschriebenen Werke „St. Jürgen" (1897) und „Der heilige Geist" (1898) zu erwerben, die beide ein Bild von den erbitterten Fehden der Stadt Riga gegen die Ritter des Deutschen Ordens geben. Während in dem ersten die fürstliche Machtentfaltung des vom Papst als Erzbischof Johann der Dritte von Riga eingesetzten Grafen von Schwerin und dessen blutiger Sieg 1297 über den Deutschen Orden anschauliche Schilderung finden, werden in dem zweiten die um 1307 gleichfalls gegen den Orden geführten heftigen Kämpfe der mit dem litthauischen Großfürsten verbündeten Stadt zur Darstellung gebracht. Diese im Jahre 1900 nach seinem Tode veröffentlichte Erzählung „Nach lübischem Recht" spielt wieder im sechszehnten Jahrhundert und behandelt die bis zur blutigen Rache auswachsenden Mißhelligkeiten zwischen dem Adel und der Stadt Reval wegen Umgehung

des der Stadt bei allen Kornverkäufen zustehenden Rechts der Kaufvermittelung. Badendyks letzte Werke „Feuer!" (1903), das er selbst noch dem Verlage Fr. Wilh. Grunow in Leipzig senden konnte, und „Botscharow, der Großkaufmann", das in diesem Jahre vom Verlage der Grenzboten in Berlin der Öffentlichkeit übergeben wurde, bringen in rein nationalrussische Verhältnisse, vornehmlich in das russische kleinbürgerliche Milieu, ein. Das überaus fesselnd geschriebene „Feuer!", ein aus Zensurbedenken vermutlich zurückgestelltes und erst später überarbeitetes Jugendwerk, wirft grelle Lichtstrahlen in die Eigenart des russischen Polizeilebens, während sich im „Botscharow, der Großkaufmann," ein in Humor und Satire getauchtes Kulturbild aus der russischen Provinz aufrollt, das in der Zeichnung der im Vordergrund der Erzählung stehenden Personen geradezu porträtistische Fertigkeit zeigt. Badendyks ungewöhnlich schlichter Stil und die von ihm festgehaltenen historische und kulturgeschichtliche Treue in der lokalen Färbung und Charakteristik zwingen den Leser unmerklich in den Bann der dargestellten Ereignisse. Zumal in seinen letzten Werken „Feuer!" und vor allem „Botscharow, der Großkaufmann," beweist sich Badendyk als Erzähler von feinster Beobachtung und scharfer psychologischer Zeichnung.

Die Betrachtung seiner schriftstellerischen Tätigkeit weckt auch das Interesse an dem Menschlich-Individuellen in ihm. In drei seiner Werke hat er Züge seines Wesens mit eigenem Stift hineingetragen. Wir brauchen nur dem reservierten, emsigen Heimatforscher Andrej Wassiljewitsch Gubin im „Schwedendamm", dem pflichtgetreuen und warmherzigen Polizeioffizianten Alexander Andrejewitsch im „Feuer!" und dem jagdfreudigen Dorfschullehrer und stillen Naturfreund Boris Stepanowitsch Okolitsch im „Botscharow, der Großkaufmann" in diesem Sinne nachzugehen; in diesen Gestalten sehen wir ihn gleichsam wie in verschieden gerichteten Spiegeln, die jedesmal eine andere Seite seines Innern wiederstrahlen und so in glücklicher Ergänzung sein Eigenbild zeichnen. Ohne erst in die stillen Tiefen seines Wesens, die sich nur einem kleinen Freundeskreise ganz erschlossen, hineinzuleuchten, vermögen wir auch so den trefflichen Menschen in ihm zu erkennen. Das alte Wort, das das Kind den Vater des Mannes nennt, hat sich auch an ihm bewahrheitet, dessen Jugend allein der harten Arbeit, der Auswertung des eigenen Ichs gegolten hat, um seinem Alter die wohlverdienten Früchte entgegenreifen zu lassen. Seinen literarischen Erfolgen gesellten sich zugleich auch die beruflichen, unter anderem in der ehrenden Anerkennung durch die offiziell ihm gewordene Aufforderung zu weiterem zehnjährigen Staatsdienst, als er im Jahre 1896 nach fünfundzwanzigjähriger Lehrtätigkeit als Staatsrat und Ritter mehrerer Orden um seinen Abschied eingekommen war.

Am Vormittage des 30. November 1898 auf einem Spaziergange in seinen geliebten Forst begriffen, brach er, die Waldessehnsucht im Herzen, sterbend zusammen und wurde von Schülern nach Hause getragen. Und über ein paar weitere Tage geleiteten aufrichtige Liebe und Verehrung ihn zu Grabe, ohne es zu ahnen, daß er einer der besten Söhne der livländischen Heimat war — Alexander Andreas.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kulturgeſchichte

Die gute Lehre, daß ein vernünftiger und arbeitsluſtiger Menſch, der ſich ein Ziel zu ſtecken weiß, es auch zu etwas bringen wird, hat neuerdings leider viel vom Charakter frommer Verheißungen angenommen. Wie das kam, unterſucht zurzeit die Sozialwiſſenſchaft; ſie iſt damit aber noch nicht beſonders vorgeſchritten, denn ſie pflegt hiſtoriſche Parallelen roh zu verzehren und möchte überhaupt den Tadel gern meiden, daß ſie vorlaut ſei. Genug: ſo ernſt wie in den Zeiten unſerer Urgroßeltern haben die geiſtig führenden Kreiſe es ſich nicht wieder angelegen ſein laſſen, Menſchen von natürlichen Gaben zu fördern. Es geſchah in allen Kulturländern, beruhte auf dem Anſtoß, den die franzöſiſche Revolution gab, überdauerte ſie nirgends lange — der Ruhm Napoleons als Befreier, bei Lebzeiten nicht reinlich, erſtrahlt nun immer heller — und bildet ein wichtiges Kapitel unſerer Entwicklungsgeſchichte. Auch einer, dem dieſe Periode beſſerer menſchlicher Erkenntnis zugute kam, war **Karl Friedrich v. Klöden,** der Vorkämpfer preußiſchen Gewerbeſchulweſens. Seine **„Jugenderinnerungen“** hat jetzt der Inſel-Verlag zu Leipzig in geſchmackvoller Ausgabe von neuem veröffentlicht (Preis 3 M.); ſollte ſie hier, wie man wünſchen darf, eine weitere Auflage erleben, dann wird hoffentlich ſeine Biographie im ganzen beigefügt werden. Klödens Erinnerungen gehören zur ſpezifiſch norddeutſchen Zeitliteratur, unter die mit Fug geſchätzten Bücher, aus denen zu erſehen und zu erfühlen, wie ſchwer auch vom einzelnen errungen die Führerſchaft Preußens geweſen iſt. Der karge Boden der Heimat hatte praktiſche Menſchen erzogen, von deren Pflichtgefühl ſich viel verlangen ließ, aber die Seelen waren dabei eng geworden. Mit Empörung gewahrt man, wie die Prügelpädagogik zu Ausnutzungszwecken graſſierte — Sparta überall: hinterm Pfluge, in der langdauernden Kinderſtube, in der Lehre und bei der Wehr. Dem wackeren Klöden, der ſich aus der Tiefe hart und ſchwer heraufarbeiten mußte, ſind die liebenswürdigen „Originale“ erſt ſpät, gerade noch zur rechten Zeit begegnet; vorher litt er bitter genug unter der landläufigen Abart und unter der niedrigen Auffaſſung, die auch ſpäter noch den Kern der kleinbürgerlichen Atmoſphäre ausmachte. Dabei iſt dieſer ſchlichte Erzähler durchaus kein Genie — er hätte ſich dann ſchwerlich durchgerungen — und verfügt nicht einmal über viel Humor. Ja, er irrt ſich, als abgeklärter reifer Mann ſchreibend, oft noch ſeltſam in der Perſpektive und legt ſeinen Standpunkt vor Zeiten im Übermaß dar. Aber man hat den alten Klöden ſchon ins Herz geſchloſſen. Sein geſunder Menſchenverſtand, ſeine tapfere Unbefangenheit und ſeine klare Einſicht triumphieren im Leben wie bei der Nachwelt. Sie machen uns ihn und ſein Buch wert. C. N.

Philoſophie

Nur in den ſeltenſten Fällen bietet die Schule Stützpunkte für ein ſicheres Fortſchreiten auf den gewiß nicht ebenen Pfaden der Philoſophie und doch treten zahlreiche junge Menſchen mit dem lebhaften Wunſche ins Leben, den gegenwärtigen Stand der letzten den Menſchengeiſt bewegenden Probleme kennen zu lernen. Da iſt es keine leichte Aufgabe, dem Suchenden den Weg zu weiſen. Das Führeramt erfordert umfaſſende Terrain-

kenntnis und gediegenes psychologisch-pädagogisches Verständnis. In seinem Büchlein **„Wie studiert man Philosophie?"** (Violets Studienführer, Stuttgart, Verlag von Wilhelm Violet, 1911) beweist Dr. **Max Apel,** daß er hierzu berufen ist. Auf 160 Seiten gibt er eine Anleitung zum Studium und zum Selbststudium der Philosophie und zugleich eine klare, kurze Einleitung in die philosophischen Probleme. Letztere ist zum Teil historisch, zum Teil systematisch, indem sie die Hauptrichtungen der Metaphysik und Erkenntnistheorie kennzeichnet; bei der Logik, Ethik und Ästhetik beschränkt sich der Verfasser im wesentlichen auf literarische Hinweise, in der Psychologie geht er ein wenig darüber hinaus, indem er ihre Bedeutung skizziert und eine Reihe an den verschiedenen Universitäten behandelten psychologischen Themata aufführt. Die Literaturangaben sind durchweg geschickt, die kurze Charakterisierung der verschiedenen in die Philosophie einführenden Schriften und der philosophisch-historischen Darstellungen ist treffend und für die Orientierung des Anfängers von großem Werte. Auszüge aus den letztjährigen Vorlesungsverzeichnissen der deutschen, österreichischen und schweizer Universitäten geben eine gute Übersicht über die gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses stehenden Probleme und philosophischen Autoren. Die Universitätseinrichtungen, Lehrmethoden und Prüfungsvorschriften werden in sachlicher Weise dargelegt, hin und wieder fallen kritische Bemerkungen, die aber in keiner Weise in Nörgelei ausarten. Wir möchten nicht unterlassen, das Buch auch denjenigen Studierenden zu empfehlen, die Philosophie im Nebenfach betreiben, es ist durchaus geeignet, unnütze Zeit- und Kraftvergeudung zu verhindern.

**

Offizier- und Beamtenfragen

„Die verabschiedeten Offiziere." Das Berliner Tageblatt brachte vor einiger Zeit eine Erörterung unter diesem Titel. Wer da glaubt, praktische Winke für die Hebung des gegenwärtigen Notstandes verabschiedeter Offiziere zu finden, kommt nicht auf seine Rechnung. Und doch scheint der Antrieb durch die neuerlich aufgetretenen Bestrebungen gegeben zu sein, inaktiven Offizieren von einer Zentralstelle aus einträgliche, bürgerliche Stellungen zu vermitteln.

Was ist des Pudels Kern? Verringerung der Leutnantsstellen zugunsten teilweisen Ersatzes durch Unteroffiziere, mit anderen Worten: Demokratisierung unseres Offizierkorps! —

Die Wahlen sind nicht mehr fern; handelt es sich da vielleicht um eine captatio benevolentiae? — Die eingeflochtene Verdächtigung der Vaterlandsliebe bei Junkern, Beamten und Großindustriellen bestärkt die Vermutung. Wer bleibt da übrig als „echter Patriot?" —

Wir sollen ein Drittel unserer Leutnantsstellen streichen und diese Vakanzen durch Offizierstellvertreter aus dem Unteroffizierstande und durch Reserveoffiziere ersetzen?! — „Und wir erhalten weit bessere Stämme für unsere Reserveformationen!", so klingt der Artikel aus. Wir können gar nicht genug Leutnants im stehenden Heere haben! Das für Offizierstellvertreterstellen verfügbare Material kann der Armee nicht mehr wie eine bessere Klasse von „Drillmeistern" liefern. Drillmeister als Hilfsorgane der Offiziere sind aber unsere Unteroffiziere, so wie sie sind. Hat der Staat Geld übrig, so ist es besser angewendet, dem Unteroffizierstand durch bessere Bezahlung noch intelligentere Elemente zuzuführen und sie dem Heere länger zu erhalten. Für unseren Friedensdienst mit seinen ganz naturgemäß sich steigernden Anforderungen ist, abgesehen von technischer Befähigung, Begeisterung zum Berufe eine unerläßliche Forderung an das Lehrpersonal. Diese Begeisterung liefert unser Leutnant und niemand anders, und wer ihm einreden will, sein Beruf sei nur ein Durchgangsberuf, kommt schlecht an! Nicht jeder Leutnant kann es bis zum General bringen; spätere Katerstimmungen, wenn die Kräfte mit dem Willen nicht mehr gleichen Schritt halten und der Kampf ums berufliche Dasein Opfer fordert, können daran nichts ändern. — Und nun der Kriegsfall: Als wir 1870 in den Feldzug gingen, war der überwiegende Teil unserer Unteroffiziere mit Kriegserfahrungen von 1864 und 1866 her unseren jungen Leutnants in vielen Stücken am Feinde über. Jetzt, wo mit verschwindenden Ausnahmen bis in die höchsten

Stellen niemand mehr ernstlich Pulver gerochen hat, muß, wenn es — was uns erspart bleiben möge — zum Kriege kommt, unser Leutnant mit all seinen guten und weniger guten Eigenschaften Triumphe feiern! Und wie haben sich gegen früher unsere Kriegsformationen zweiter Linie vermehrt? Wieviel aktive Frontoffiziere verbleiben, selbst wenn alle Leutnantsstellen besetzt wären, nach Abgabe an die Reserveformationen pro Kompagnie?

Wie würden sich nun die Dienstherren, denen das Gros unserer Reserveoffiziere in bürgerlichen Berufen untergeordnet ist, zum Vorschlage des Artikels stellen, daß Reserveoffizieraspiranten eine viermonatliche Übung als Unteroffizier und eine sechsmonatliche Übung als Offizier leisten sollen? Die Verwirklichung dieser Idee hätte eine Abwanderung aus dem Reserveoffizierstande zur Folge, weil der überwiegende Teil der Aspiranten damit ein Fortkommen im bürgerlichen Berufe ernstlich gefährdet sehen müßte. Was steckt hinter diesem Vorschlag? — Ein Angriff auf die Institution unserer Einjährigfreiwilligen! Die Armee zieht aus dieser Institution die denkbar schärfsten Folgerungen hinsichtlich ihrer Nutzbarmachung für die Kriegsvorbereitung der Gesamtheit, wie des einzelnen; beide Teile befinden sich anscheinend wohl dabei.

Wie oberflächlich streift der Artikel die bisherigen Bestrebungen, den Pensionären zu einem anderen Berufe den Übergang zu erleichtern; er scheint hier nur den „Verein inaktiver Offiziere" zu kennen? — Ob dessen Bestrebungen überhaupt hierauf auslaufen, sei dahingestellt. Die Tatsachen sprechen dafür, daß alle bisherigen Versuche nach dieser Richtung, trotz erkennbarem besten Wollen, an der Unzulänglichkeit der Mittel gescheitert sind, die zur Erreichung des Zwecks eingesetzt wurden. Die Folgerung, daß mangelnde Vorbereitung und Eignung der Offiziere für bürgerliche Stellungen sowie Stellenmangel solche Versuche nach wie vor vereiteln müßten, schwebt in der Luft! — Auf der fachwissenschaftlichen Durchschnittsbildung unserer Offiziere niederer Grade kann eine allgemeinwissenschaftliche und soziale Begriffsausgestaltung mit Aussicht auf Erfolg aufgebaut werden, wenn nur frühzeitig systematisch damit begonnen wird. Was den vermeintlichen Mangel an Stellen betrifft, so liegt hier im wesentlichen noch Kurzschluß zwischen Angebot und Nachfrage vor. Es ist bezeichnend, daß die Ausführungen des Berliner Tageblatts hier in sittlicher Entrüstung über unsere Staatslotterien austönen.

Alles in allem: nehmen wir die Forderung der Verringerung unserer Leutnantsstellen so ernst, wie sie um ihrer Tendenz willen genommen zu werden verdient. Weit eher wie die quantitative Beschränkung unseres Leutnantsstandes scheint seine qualitative Hebung eine achtbare Zukunftsaufgabe; aber welchen Einfluß hätte selbst ein Aufschwung letzterer Richtung auf den gegenwärtigen Notstand unserer verabschiedeten Offiziere? Keinen! — Zugegeben, daß die Versagung rückwirkender Kraft des neuen Pensionsgesetzes von einer nicht kleinen Gruppe inaktiver Offiziere als unerträgliche Härte angesehen werden darf, so kann, um übertriebene Bitterkeit nicht geflissentlich zu nähren, nicht oft genug wiederholt werden, daß hier der Heeresverwaltung wohl die Hände gebunden waren. Andere Stände leiden seit Jahren unter ähnlichen Härten, welche, bei Licht besehen, nur ein Ausdruck des notgedrungenen Ausgleichsprinzips auf der Regierungsseite sind.

Gelingt es demnächst, auf breiter finanzieller Grundlage eine Organisation inaktiver Offiziere zu schaffen, deren Zentrale einträgliche Arbeit in bürgerlichen Berufen und im Notfalle finanzielle Beihilfe zu bieten in die Lage gesetzt wird, so ist ein großer Schritt vorwärts getan. Auf Erreichung dieses Ziels sich zu konzentrieren statt sich in Reklamationen zu verirren und zu zersplittern, darauf kommt es an. Bis dat, qui cito dat! Pe-ke-szen

Reichsſpiegel

(Vom 19. bis 25. September)

Innere Politik

Beginn des Wahlkampfs — Die deutſche Sozialdemokratie — Ihre Beziehungen zur ruſſiſch-jüdiſchen Revolution — Entſchluß der Nationalliberalen in Düſſeldorf — Schlußſitzungen des „ſterbenden" Reichstags — Aufgaben der Herbſttagung — Der Wechſel in Poſen — Herr v. Waldow — Exzellenz Schwartzkopff

Mit Ausgabe der Parole auf dem ſozialdemokratiſchen Parteitage zu Jena hat wie erwartet der Wahlkampf begonnen, aus dem der kommende Reichstag erſtehen ſoll. Die Preſſeerörterungen über Bebels Sirenenſänge haben gezeigt, daß man auch im linksliberalen Lager deren Wert richtig erkannt hat. Das amtliche Organ der Fortſchrittlichen Volkspartei hat es unverhohlen ausgeſprochen, daß es der Sozialdemokratie noch immer durchaus mißtraue. Und das iſt gut. Die Sozialdemokratie hat ſich noch nicht ſoweit gemauſert, daß man ſie eine Reichspartei oder nationale Volkspartei nennen könnte, die die Wahrnehmung der reichsdeutſchen Intereſſen auch als ihre Aufgabe auf internationalem Gebiet betrachtet. Noch haftet ihrem politiſchen Streben zu viel märzliches an, das den Intereſſen des Reichs direkt zuwiderläuft. Wenn wir auch nicht zu denen gehören, die da annehmen, die deutſche Sozialdemokratie würde bei Ausbruch eines Krieges das Land revolutionieren können oder auch nur wollen, ſo lehrt der Augenſchein doch, daß ſie in Friedenszeiten noch nicht das richtige Augenmaß für die wahren Intereſſen des Reichs gefunden hat. Hier und da dämmert es zwar in ihren Reihen, aber auf ſolche ſporadiſch auftretenden Erſcheinungen darf ſich eine Regierung in ihrer Politik nicht ſtützen. Vertrauen kann die Partei ſich erſt durch längere poſitive Mitarbeit im Parlament erwerben. Je mehr und je gründlicher ſie daran Anteil nimmt, um ſo eher wird ſie auch auf den Weg gelangen, von dem aus ſich allein Verſtändnis für die hiſtoriſchen Grundlagen des Reichs und damit Preußens gewinnen läßt. Das kann aber noch Jahre währen, weil ſich die Tradition eines halben Jahrhunderts nicht mit der Rede eines Führers aus dem Herzen vieler Tauſender auslöſchen läßt. Das muß von den bürgerlichen Parteien beachtet werden. Eine Partei, die dem Reich nicht die Mittel gewährt, um die militäriſche und maritime Rüſtung inſtand halten zu können, verkennt die hiſtoriſche Miſſion Deutſchlands und darf infolgedeſſen nicht zur herrſchenden Partei im Reichstage gemacht werden. Sollte aber die Sozialdemokratie einmal zur Erkenntnis der Notwendigkeit unſerer Rüſtungen kommen, dann wäre auch

der erste Schritt getan zur Anerkennung der Notwendigkeit des monarchischen Staatsprinzips für Deutschland. Denn beide, das stehende Heer und die Monarchie, sind, will man die Staatsorganisation Deutschlands allein verstandesmäßig und ohne die romantischen Imponderabilien bewerten, die von der Nation als solcher untrennbaren Garantien für das Bestehen des Reichs und für das Wohlbefinden der Nation.

Abgesehen von den dogmatischen Gründen, wird die deutsche Sozialdemokratie an der Entwicklung zu einer Reichspartei gehindert durch die noch immer vorhandenen starken Beziehungen zur russischen Revolutionspartei und damit zur jüdischen Intelligenz in Rußland. Die Beziehungen zu den entsprechenden Parteien der westeuropäischen Länder sind von geringerer Bedeutung. Durch die Orientierung nach Osten strömt der deutschen Sozialdemokratie soviel Unkultur und soviel Barbarei zu, daß sie dadurch belastet mit den Kulturerrungenschaften in Deutschland nur schwer Schritt zu halten vermag. Alle Beurteiler der Sozialdemokratie, auch deren Freunde, wie z. B. Werner Sombart und Lilly Braun, stimmen darin mit mir überein, wenn sie auch andere Gründe für die Kulturlosigkeit der Partei angeben, meist Gründe, die übrigens auch bei allen bürgerlichen Parteien das Kulturniveau erheblich drücken und zwar umsomehr, je straffer diese organisiert sind. Die deutschen Sozialdemokraten haben den russischen Revolutionären seit Jahren in ihrem Kampf gegen das absolutistische System geholfen. Solange der Kampf drüben nicht zu Ende, solange vor allen Dingen die russischen Juden den bisherigen Beschränkungen unterworfen bleiben, solange scheint die deutsche Sozialdemokratie sich moralisch verpflichtet zu fühlen, die Interessen des Reichs hinter die der russischen Revolutionäre zurückzustellen. Daß eine Rosa Luxemburg noch heute solchen Einfluß auf die Partei ausüben kann, wie er in Jena zutage getreten ist, illustriert meine Ausführungen hinreichend.

Unter den eben gekennzeichneten Verhältnissen wird es gewiß allen patriotisch gesinnten Männern schwer fallen, den Entschluß der Nationalliberalen, den Wahlkreis Düsseldorf bei der Nachwahl den Sozialdemokraten preisgeben zu wollen, gutzuheißen. Dennoch sind eine ganze Reihe von Momenten in Betracht zu ziehen, die, wenn sie auch mehr auf dem Boden des Parteikampfes und der Parteitaktik zu finden sind, geeignet erscheinen, das Verhalten der nationalen Mittelpartei verständlich und ratsam zu machen. Die nationalliberale Partei hat sich seit 1907 besonders im Kampf gegen den Ultramontanismus engagiert und würde ohne Zweifel viel Vertrauen bei ihren Wählern einbüßen, wollte sie bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, den ultramontanen Kandidaten zu bekämpfen, eine entgegengesetzte Parole ausgeben. Die Lage der Parteileitung wäre im vorliegenden Falle um so peinlicher, als ein Sieg des Zentrums gegen die vereinigten Sozialisten und Demokraten wohl nur unter Aufwendung einer großen Energie von seiten der Nationalliberalen möglich gemacht werden könnte, daß also die eben noch als Reichsfeinde bekämpften Ultramontanen plötzlich als staatsrettende, sonst harmlose Volksgenossen dargestellt werden müßten. Neben diesen Erwägungen aber erscheint die Gelegenheit in Düsseldorf auch besonders günstig, um der Zentrumspartei eine Warnung für ihr späteres Auftreten bei den großen Wahlen zu geben. — In der konservativen Presse ist man naturgemäß ob des Entschlusses der Nationalliberalen verschnupft und sucht eine Änderung noch in letzter Stunde

möglich zu machen. Man argumentiert, die Zentrumspartei habe schließlich noch in keiner großen nationalen Frage versagt, sie habe vor allem den ruhigen und sicheren Gang der Gesetzgebungsarbeit gewährleisten helfen, während die Sozialdemokraten jede nationale Frage bekämpft hätten. Wenn sich auch über die nationale Haltung des Zentrums streiten läßt, kann man die Auffassung der Konservativen doch nicht ganz von der Hand weisen. Dennoch erscheint uns das Verhalten der Nationalliberalen praktisch und durch die besonderen lokalen Verhältnisse in Düsseldorf auch als gerechtfertigt.

Es wird nun von der Haltung der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstage während der Herbsttagung des alten Reichstags abhängen, wie sich die fernere Stellung der bürgerlichen Mittelparteien zu den roten und schwarzen Parteien in den Wahlen gestalten kann. Wir würden es sehr warm begrüßen, wenn die Reichsregierung es möglich machen könnte, die sozialdemokratische Fraktion noch mit einer schwerwiegenden nationalen Aufgabe zu belasten, bei deren Erledigung sie durch Taten beweisen müßte, ob Bebels Worte zu Jena irgendeinen realen Wert haben. Ob freilich diese Anregung noch praktisch durchführbar ist, läßt sich nicht ganz übersehen. Der Beginn der Herbsttagung des Reichstages ist durch den Präsidenten Grafen Schwerin erst auf den 17. Oktober anberaumt worden, so daß kaum mehr als sechs bis acht Wochen für die Erledigung des umfangreichen Restepakets im alten Reichstage zur Verfügung stehen. Insgesamt harren noch folgende Entwürfe der Verabschiedung: Strafprozeßordnung usw. (zweite und dritte Beratung), Hausarbeitgesetz (zweite und dritte Beratung), Änderung der §§ 114a usw. der Gewerbeordnung (zweite und dritte Beratung), Errichtung eines Kolonial- und Konsulargerichtshofes (zweite und dritte Beratung), Änderung des Strafgesetzbuchs (dritte Beratung), Arbeitskammergesetz (dritte Beratung). Außerdem sind aus der Kommission noch nicht zur zweiten Lesung ans Plenum gelangt: Entwurf eines Gesetzes betreffend Änderung der Fernsprechgebührenordnung; Entwurf eines Gesetzes betreffend die Tagegelder usw. der Kolonialbeamten; Entwurf eines Gesetzes betreffend Änderung des Gerichtskostengesetzes; Entwurf eines Gesetzes betreffend die Aufhebung des Hilfskassengesetzes; Gesetzentwurf betreffend die Erhebung von Schiffahrtsabgaben; Gesetzentwurf gegen Mißstände im Heilgewerbe; Gesetzentwurf über die Ausgabe kleiner Aktien. Endlich ist der Entwurf über die Privatbeamtenversicherung angekündigt. Zieht man in Betracht, daß die Aufmerksamkeit und Arbeitskraft der Abgeordneten obendrein noch durch den Wahlkampf in Anspruch genommen ist, so wird man kaum wagen, dem Reichstage noch eine besondere Aufgabe zuzumuten. Immerhin! vielleicht gibt es doch Argumente, die stärker sind als die angeführten.

In der abgelaufenen Woche ist auch der lange angekündigte Wechsel im Oberpräsidium der Provinz Posen durch den König von Preußen angeordnet worden. Herr v. Waldow tritt nach fast neunjähriger, von Erfolgen gelohnter Tätigkeit auf dem heißumstrittenen Boden der Ostmark von seinem Posten zurück, um das bequemere Oberpräsidium in Stettin zu übernehmen. Von deutscher Seite folgen dem Scheidenden viele herzliche Wünsche für ein ferneres Wohlergehen und tiefgefühlter Dank für das mannhafte, zielbewußte und kluge Eintreten in der deutschen Sache. Auch wir, die oft an seiner Seite gestanden, wünschen ihm nach all dem Kampf einen behaglichen Lebensabend, der sich ihm wohl um so schöner

gestalten wird, je besser das von ihm geförderte Werk sich unter seinem Nachfolger entwickelt. Ob solches mit einigem Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erwartet werden darf, läßt sich jedoch noch nicht ohne weiteres annehmen. Einstweilen muß es als ein schweres Wagnis empfunden werden, daß ein Mann, der sich in so hohem Maße das Vertrauen des Deutschtums zu erwerben verstand, durch einen den Deutschen in der Ostmark Unbekannten ersetzt wird, gerade in einem Augenblick, in dem alle Anzeichen auf eine Abkehr von den bisher in der Ostmarkenfrage befolgten Prinzipien hindeuten. Der bisherige Unterstaatssekretär im Kultusministerium, Exzellenz D. Schwartzkopff, wird unter solchen Umständen mit vielfachem Mißtrauen empfangen werden, und die Posener Deutschen werden es ihm so lange entgegenbringen, bis er zeigt, ob er auf dem Boden des bisherigen Kurses steht. — Immerhin wird man wohl gerade in diesem Falle gut tun, das offene Mißtrauen noch zurückzuhalten. Die Ernennung Schwartzkopffs scheint nach verschiedenen Anzeichen doch nicht ohne weiteres als Abkehr vom bisherigen Kurs aufgefaßt werden zu dürfen. Schon die Bemerkung der Kreuzzeitung (Nr. 442), daß diese Ernennung keinerlei politische Bedeutung habe, will es uns scheinen lassen, als sei das Gegenteil der Fall und als käme der neue Oberpräsident mit solchen Instruktionen nach Posen, die den Gegnern der Enteignung z. B. nicht ganz willkommen sind. Warten wir darum ab. In einigen Tagen wird eine eingehende Besprechung der beteiligten preußischen Ressorts über die Polenfrage stattfinden, und im Anschluß daran werden wohl amtliche Veröffentlichungen erfolgen, die uns den weiteren Weg der Ostmarkenpolitik deutlich aufzeichnen werden. Bei dem Einfluß, den die Delbrückschen Auffassungen von einer Polenpolitik in den maßgebenden Kreisen Berlins erhalten haben, wird wahrscheinlich nicht alles gut geheißen werden, was der Bülowsche Kurs mit sich gebracht hat. Aber es scheint doch verfrüht, schon heute von einem Bruch mit den bewährten Mitteln sprechen zu wollen. Herr Gramsch ist Präsident der Ansiedlungskommission geblieben, und Exzellenz Schwartzkopff gilt als ein genauer Kenner der kulturellen Seite der Ostmarkenfrage. G. Cl.

Auswärtige Angelegenheiten

Der Marokko-Handel — Der Fall Cartwright — Italien und Tripolis — Aufregung in Konstantinopel — Stolypins Nachfolger

Die auswärtige Politik steht noch immer unter dem Druck der Marokkofrage, wenn auch in dieser Beziehung eine allgemeine Beruhigung einzutreten beginnt. Selbst in alldeutschen Kreisen gewinnt die Auffassung an Boden, daß es sich in Marokko nicht um eine nationale Ehrenfrage, sondern um ein reines Handelsgeschäft handle. — Auch der Fall Cartwright hat inzwischen seine Erledigung gefunden und zwar für die deutsche Diplomatie nicht ohne einen humoristischen Beigeschmack. Wie erinnerlich, verzögerte sich die Antwort auf die deutsche Anfrage in London einige Tage, weil die leitenden englischen Persönlichkeiten sich auf ihre Landsitze zurückgezogen hatten. Herrn Cartwrights böses Gewissen sah darin ein schlechtes Symptom für seine Sache und schwächte durch seinen Privatsekretär, der im Nebenamt auch britischer Konsul in München ist, die Angaben der Neuen Freien Presse ab, mit anderen Worten: er gab die Tatsache der Unterredung

zu, wenn er auch nachträglich ihren vollen Inhalt nicht wahr haben wollte. Dann kam die amtliche Erklärung, der Wiener Botschafter stehe den Angaben in der Neuen Freien Presse vollständig fern, und die deutsche Regierung konnte mit Vergnügen feststellen: „Die Angelegenheit ist zu unserer vollsten Befriedigung erledigt!"

Der Fortgang der Marokkoverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich hat eine andere Frage aus dem Dunkel der Vergessenheit gezogen, die tripolitanische. Italien hat sich bekanntlich seine Frankreich förderliche Haltung auf der Algeciras-Konferenz bezahlen lassen durch ein Abkommen wegen Tripolis, in dem den Italienern zugestanden wird, daß sie sich dort nach Belieben einrichten könnten, ohne eine Störung von seiten Frankreichs befürchten zu müssen. Nun scheint den Italienern der richtige Zeitpunkt für die Realisierung des Vertrages gekommen zu sein. Sie fürchten, daß Frankreich zu schnell mit dem marokkanischen Brocken fertig werden und alsdann selbst seine Augen auf Tripolis werfen könnte. Darum präsentieren sie jetzt den Algeciras-Wechsel. Frankreich kann ihn aber nicht einlösen, da Tripolis der Türkei gehört und deren Regierung nichts von einer Abtretung von Tripolis wissen will, obwohl es angesichts der sonstigen Schwierigkeiten vielleicht das beste für die Türkei wäre, wenn es Tripolis und auch Kreta einstweilen auch formell preisgäbe. Die Angelegenheit, die sehr schön hätte insgeheim erledigt werden können, ist der englischen Diplomatie zu Ohren gekommen, die natürlich nichts Eiligeres zu tun hat, als auf der einen Seite Italien mißtrauisch gegen Frankreich zu machen und auf der anderen den Chauvinismus in der Türkei zu reizen. Beides scheint zu gelingen. Die Türken tragen wenigstens in Konstantinopel eine starke Erregung zur Schau. In Italien ertönten zwar anfangs noch einige verständige Stimmen, die zur Ruhe und zu Vertrauen in die Zukunft mahnten, aber auch dort ist die nationale Eitelkeit geweckt und die Regierung beschwichtigt nicht nur nicht, sondern macht Truppen mobil und Schiffe seeklar. Die tripolitanische Frage dürfte somit in den nächsten Wochen Gegenstand vielfacher Erörterung und diplomatischer Schwierigkeiten werden, die auf die Beziehungen der europäischen Großmächte nicht ohne Einfluß bleiben können. — —

Das Hinscheiden Stolypins hat für Rußland die Frage nach einem neuen Ministerpräsidenten akut gemacht. Gestern, Sonntag, ist der bisherige Finanzminister Kokowzow unter Beibehaltung seines Portefeuilles zum Nachfolger Stolypins ernannt. Wir könnten die Wahl, wenn sie nicht etwa nur ein Provisorium bedeutete, so sympathisch die Persönlichkeit als solche ist, im Interesse Rußlands nicht gut heißen. Kokowzow wird mit genau denselben Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wie sie Stolypins Werk aufhielten und wie sie im Leitartikel dieses Heftes näher dargetan sind. Nach wenigen Monaten wird Kokowzow wahrscheinlich bei allen Parteien entweder ebenso unbeliebt sein wie Stolypin es zuletzt war, oder er müßte Werkzeug einer Klique werden. Zum Reformator des Ministeriums des Innern taugt er noch weniger wie Stolypin, weil er dies Ressort nicht kennt. Diese Aufgabe scheint ja allerdings einer anderen Persönlichkeit vorbehalten zu sein. An die Stelle Stolypins gehört entweder ein Mann aus der russischen Hocharistokratie mit weit verzweigten Familienbeziehungen, die es ihm ermöglichen, in liberaler Weise Männer für die höchsten Verwaltungsposten zu gewinnen, oder ein gebildeter Soldat — beide ausgerüstet mit diktatorischer Gewalt und bereit,

diese in jeder Richtung zu gebrauchen. Die brennendste Frage ist in Rußland für die nächsten Jahre die Judenfrage. Ihre Lösung in einem für die Juden günstigen Sinne hieße aber ganz Rußland diesem starken Volke ausliefern. Und der Zar, der das wagte, würde sein Reich in Flammen setzen. Das soll man im Auge behalten, wenn man die russische Regierung wegen ihrer Judenpolitik verurteilt. Auf dem jüdischen Problem lasten die Sünden von Jahrhunderten. G. Cl.

Bank und Geld

Die Ära der Diskonterhöhungen — Der französische Geldmarkt und die Bank von Frankreich — Kurssturz der Steelaktien — Teuerungsfragen — Der Kursstand der Staatsanleihen

Nachdem die deutsche Reichsbank den schon längst vorausgesehenen Schritt getan und ihren Diskont von 4 auf 5 Prozent erhöht hat, ist unter den großen europäischen Notenbanken ein wahres Wettlaufen um den Zinsfuß entstanden. England, Österreich, Belgien, Italien und schließlich auch die Bank von Frankreich haben Schlag auf Schlag dieselbe Maßregel ergriffen und damit deutlich der Welt vor Augen geführt, daß auf dem Geldmarkt jetzt Schmalhans Küchenmeister zu werden beginnt. Die Gleichmäßigkeit des Vorgehens läßt ohne weiteres erkennen, daß allenthalben im wesentlichen gleichartige Verhältnisse obwalten. Es sind die üblichen Herbstbedürfnisse, welche die Verteuerung des Geldes herbeiführen, nur, durch besondere Umstände veranlaßt, in schärfer akzentuierter Weise als in früheren Jahren. Dies prägt sich besonders darin aus, daß auch die Bank von Frankreich sich diesmal in den Reigen der anderen Notenbanken eingefügt hat. Eine Diskonterhöhung in Paris ist eine Aufsehen erregende Seltenheit. Der dreiprozentige Zinsfuß ist dort gleichsam ein Standardsatz und ein Abweichen von ihm eine auffällige Maßregel. Hat doch die Bank von Frankreich diesen Zinsfuß volle sieben Jahre von 1900 bis 1907 festgehalten und ihn nur in den Zeiten jener schweren internationalen Geldkrise verlassen, um ihn zunächst auf $3^1/_2$, dann auf vier Prozent zu erhöhen, in einer Zeit, in der Deutschland und England zu einem Diskontsatz von 7 und $7^1/_2$ Prozent greifen mußten. Und nach der Wiederkehr geordneter Verhältnisse auf dem Geldmarkt hat seit 1908 das Institut wieder den alten dreiprozentigen Satz bewahrt, ohne durch die üblichen Schwankungen der Saisonbedürfnisse, die außerhalb Frankreichs stark genug sind, Erhöhungen der Bankraten zu erzwingen, nur im mindesten tangiert zu werden. Wenn also jetzt die Bank von Frankreich dem Beispiel der anderen Notenbanken folgt, so müssen schon tiefgehende Verschiebungen auf dem französischen Geldmarkte einen solchen Schritt fordern. In der Tat liegen nun derartige zwingende Gründe vor. Der Pariser Geldmarkt ist unversehens in einen Zustand der Anspannung geraten, der zu den größten Seltenheiten gehört und den Franzosen, die sich so gern auf ihre finanzielle Überlegenheit etwas zugute tun, außerordentlich überraschend gekommen ist. Wir haben auf diese Erscheinung und die durch sie veranlaßte Zurückziehung der französischen Guthaben im Ausland bereits hingewiesen. Die tieferen Gründe derselben sind darin zu suchen, daß sich die Handelsbilanz Frankreichs infolge der schlechten vorjährigen Ernte in diesem Jahr außerordentlich verschoben hat und bisher ein Minus von etwa 1 Milliarde aufweist. Zugleich hat die französische

Bankwelt sich gerade in diesem Jahr stark in ausländischen Emissionsgeschäften engagiert, die zum Teil, wie die argentische Anleihe, sich als Fehlschläge erwiesen und zur Festlegung großer Summen geführt haben. Und endlich hat auch in Paris, wie überall, eine Unterspekulation sich breit gemacht, die große Mittel beanspruchte und in der letzten Medioliquidation ein unerhörtes Steigen der Zinssätze veranlaßte. Durch das Zusammenwirken dieser Umstände ist die Bank von Frankreich stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Ihr Goldvorrat hat sich gegen das Vorjahr um 240 Millionen und gegen 1909 sogar um eine halbe Milliarde verringert. Die Diskonterhöhung war also, nachdem der Privatsatz über den Banksatz gestiegen war und alle anderen Notenbanken ihren Zinsfuß erhöht hatten, zu einer Notwendigkeit geworden. Die große Spannung gegen den Zinsfuß in London und Berlin hätte unweigerlich zu erneuten Goldabflüssen führen müssen. Es läßt sich freilich nicht verkennen, daß die Verhältnisse durch die politische Beunruhigung und die Kriegsfurcht eine Verschärfung erfahren haben. Zwar haben sich keine Kassenstürme gezeigt, aber zweifellos hat die von Paris aus betriebene Beunruhigung des internationalen Geldmarktes auch das französische Publikum veranlaßt, bares Geld von den Banken zurückzuziehen und aufzuspeichern. So ist es denn dahin gekommen, daß man sich in Paris, nicht anders als in Deutschland, veranlaßt sah, eine offiziöse Beschwichtigungsnotiz vom Stapel zu lassen, die bestimmt war, die Befürchtungen vor einer drohenden Gestaltung der französischen Geldverhältnisse und besonders vor dem kommenden Ultimo zu zerstreuen. Glücklicherweise darf man ja nun wohl annehmen, daß die Marokkoaffäre endgiltig aus der Diskussion verschwindet und damit auch jede Veranlassung für den bisher geführten finanziellen Buschklepperkrieg entfällt. Es wird hohe Zeit, daß die Welt von den politischen Beklemmungen aufatmen kann. Ist doch dafür gesorgt, daß es an Gründen nicht fehlt, die immer neue Bedenken über die wirtschaftliche Lage heraufbeschwören.

Unter diesen spielt neben der Teuerungsfrage und deren mögliche Folgen die allmählich sehr bedenkliche Verfassung der New Yorker Börse eine wichtige Rolle. Man hatte erwartet, daß nach den scharfen Kursrückgängen der Eisenbahnwerte der Markt seine Ruhe wiederfinden werde, zumal trotz der etwas geringeren Ernte und dem rückläufigen Beschäftigungsgrad der Industrie im allgemeinen das wirtschaftliche Leben drüben keine Zeichen eines Verfalls verriet. Die Berichte aus der Eisenindustrie ließen in jüngster Zeit sogar wieder Ansätze zur Besserung erkennen, wenn sie auch ziemlich orakelhaft lauteten. Indessen ist leider der New Yorker Markt einer neuen Deroute verfallen, die vornehmlich die Aktien des Steel Trust betroffen hat. Unter riesenhaften, kaum so dagewesenen Umsätzen sind dieselben binnen dreier Tagen um zehn Prozent gefallen, nachdem sie schon vorher der allgemeinen Baisse reichlichen Tribut gezollt hatten. Wieder war es die von der Regierung gegen die Trusts befolgte Politik, welche eine solche Nervosität an der Börse zum Ausbruch kommen ließ. Man wollte wissen, daß nun auch der Steel Trust, den man bisher durch das Vorgehen der Regierung nicht gefährdet betrachtete, von einem Auflösungsverfahren bedroht sei und daß der Trust diesem durch eine freiwillige Liquidation begegnen wollte. Es läßt sich schwer entscheiden, inwieweit es sich bei der Verbreitung dieser Meldung nur um ein Börsenmanöver oder eine Demonstration des Großkapitals handelt. Jedenfalls ist auch das

kapitalanlegende Publikum und nicht nur die Spekulation durch diesen Kurszusammenbruch schwer betroffen, da auch die Vorzugsaktien, die als ein sicheres Anlagepapier galten, (sie haben seit der Gründung der Gesellschaft regelmäßig 7 Prozent Dividende bezogen) in den Strudel der Brandung gerissen wurden. Diese erneute Erschütterung der New Yorker Börse ist nicht dazu angetan, auf die europäischen Mächte, die mit ihrer eigenen Sanierung genug zu tun haben, beruhigend zu wirken. Nur der Umstand, daß allenthalben nach den vorangegangenen Erregungen eine gewisse Absperrung und Erschlaffung herrscht, wird die kontinentalen Börsen vielleicht unempfindlicher machen.

In der Teuerungsfrage hat die Regierung jetzt entscheidende Schritte unternommen. Neben weitgehenden Tarifermäßigungen für Futtermittel und Seefische sind nunmehr auch eine Herabsetzung des Maiszolles und eine Einschränkung des Einfuhrscheinsystems, vielleicht auch eine zeitweise Gestattung der Einfuhr argentinischen Fleisches ins Auge gefaßt. Es ist erfreulich, daß die Regierung den Ernst der Situation nicht verkennt und bemüht ist, der außergewöhnlichen Lage durch außergewöhnliche Maßregeln Rechnung zu tragen. Freilich kann man von der Regierung nicht unmögliches verlangen; den Notstand selbst wird sie auch durch die radikalsten Maßregeln nicht beseitigen können. Bleibt ihr doch jede Einwirkung auf die preisverteuernde und in Lagen wie der gegenwärtigen geradezu verderbliche Wirkung des Zwischenhandels verschlossen. Hier müssen in den begrenzten Umfang, der ihnen gestattet ist, die Kommunen eintreten, und das Beispiel Berlins zeigt, daß sie sich dieser Pflicht auch bewußt sind. So dürfen wir hoffen, des Notstandes wenigstens insoweit Herr zu werden, daß er sich nicht zu einer Hemmung unserer gesamten wirtschaftlichen Produktion gestattet.

In der Diskussion über den Kursstand der deutschen Staatsanleihen, die in der gegenwärtigen bewegten Zeit besonderes Interesse bietet, läßt sich nunmehr auch der Präsident der Seehandlung vernehmen. Seine Äußerungen verdienen erhöhte Beachtung schon wegen der hervorragenden Stellung von der sie ausgehen, noch mehr wegen des Umstandes, weil man wohl in den Ansichten des Seehandlungspräsidenten die Richtlinien der Politik des Finanzministeriums erkennen darf. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus sind die Darlegungen und Vorschläge der Broschüre des Herrn von Dombois erfreulich und beifallswürdig. Denn es werden alle Gewaltmittel, die eine plötzliche und dauernde Hebung des Kurses unserer Staatsanleihen bezwecken sollen, als untunlich und unzweckmäßig verworfen; weder die grundsätzliche Gegnerschaft gegen ausländische Emissionen, noch die Beschränkung der Industrieobligationen, ebensowenig die Zwangsanleihen von Banken oder Aktiengesellschaften im allgemeinen (Anlage des Reservefonds in Staatspapieren) findet Gnade vor den Augen des Verfassers. Dagegen betont er die Notwendigkeit, die in den letzten Jahren befolgte Schonung des Anleihemarktes fortzusetzen, durch sogenannte kleine Mittel, unter denen die Begünstigung des Staatsschuldbuchs und eine zweckmäßige Interventionstätigkeit an erster Stelle stehen, auf eine stetige Kursentwicklung einzuwirken, und befürwortet schließlich die Heranziehung von Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften für die zwangsweise Anlage ihrer Kapitalien in Staatspapieren in einem Umfang, wie er auch in diesen Blättern wiederholt vertreten worden ist. Interessant und neu sind die Mitteilungen, welche über die bisherige Interventionstätigkeit mit der Seehandlung gemacht

werden. Danach beläuft sich der jährliche Umsatz der Seehandlung in Reichs- und Staatsanleihen gegenwärtig auf mehr als eine Milliarde Mark und in den drei letzten Jahren hat das Institut allein für 176, 197 und 78 Millionen Staatsanleihen zurückgekauft. Das sind überraschend hohe Beträge, die vom laufenden Jahr ab eine Verstärkung noch dadurch erfahren können, daß die erheblich höher zu dotierenden Tilgungsfonds für Rückkaufszwecke verfügbar sein werden. Aus diesen Angaben läßt sich aber zugleich entnehmen, daß erst jene Verpflichtung der Sparkassen und Versicherungsgesellschaften, welche dem Anleihemarkt dauernde Abnehmer in annähernder Höhe jener Summen zuführen würde, die an der Seehandlung zu Rückkäufen verwendet werden mußten, dem Staatsinstitut den Weg ebnen würde für eine Kursregulierung, die auf eine allmähliche Erhöhung des Niveaus abzielen könnte. Es steht nunmehr wohl zu hoffen, daß mit dem so oft und so vielseitig erörterten Plan endlich ernst gemacht wird. Die Erfahrungen der letzten Monate sollten uns darüber belehrt haben, daß es sich um eine in Wahrheit unaufschiebbare Angelegenheit handelt. Spectator

Bücherliste

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrgang 1910, Heft 4. Nürnberg, Verlagseigentum des Museums.

Brockhaus Kleines Konversations-Lexikon. Neue Ausgabe 1911. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 24.—.

Franke, Prof. Dr. Carl: Die mutmaßliche Sprache der Eiszeitmenschen in allgemein verständlicher Darstellung. Leipzig, Hermann Loele.

Hauviller, Ernst: Les Archives Revolutionnaires du Departement de la Moselle a Metz. Paris, Ernst Leroux.

Hauviller, Ernst: Elsäßische Verfassungs- und Verwaltungswünsche im 18. Jahrhundert. Metz, G. Striba.

Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Herausgegeben vom Direktorium. Jahrgang 1910. Nürnberg, Verlagseigentum des Museums.

Kruschwitz, Dr. Hans: Die Baugeldbeschaffung für städtische Wohnhausbauten in Dresden und Bautzen. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 2.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 358. Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von P. Cauer. M. 1.25.

Schoenenberger, Dr. med. und W. Siegert: Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten. Verlag Lebenskunst-Heilkunst. M. 3.—.

Feuerbach, Anselm: Seine besten Gemälde, Studien und Handzeichnungen in 80 Bildertafeln. München, Franz Hanfstaengl. M. 30.—, einzeln M. 0,50.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim **Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11,** Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

550. **Bürgermeister,** 1. 1. 12 (4000 M.), Pommern.
551. **Hauslehrer,** bald, f. 2 Kinder, Prov. Brandenbg.
552. **Hauslehrer,** bald, f. 2 Knaben, Brandenburg.
553. **Hauslehrer,** Theologe oder Altphilologe, Mitte Oktober, für 2 Sekundaner, Mecklenburg.

B. Für Damen.

554. **Erzieherin,** 20. 10., f. 10jähr. Mädch., Pommern.
555. **Erzieherin,** musik., gepr., ev., bald, f. 2 Kinder, Westpr.
556. **Lehrerin,** ersk., f. Mädchenprivatschule (1300 M.), Sprachen, Gesang, Turnen, Ostpr.
557. **Erzieherin,** ers., Mitte Oktober, f. 2 Kinder, Schleswig-Holstein.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

7 Oct'54 T F

APR 08 1989

SEP 27 1954 LU

9 MAR'66 AE

RECD LD

MAY 15 1983

21-100m-1,'54(1887s16)476

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006797982

STORAGE
ANNEX
232163

AP38
G7
v.70:3